<36615608270013

<36615608270013

Bayer. Staatsbibliothek

H. Eccl. 1054 - 10

Schroeckh

H. Eccl. 60. a.

Chriſtliche Kirchengeſchichte

von

Johann Matthias Schröckh,
ordentlichem Lehrer der Geſchichte auf der Univerſität Wittenberg.

Zehnter Theil.

Zweyte verbeſſerte Ausgabe.

Leipzig,
bey Engelhart Benjamin Schwickert,
1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Obgleich die Geſchichte der beſondern Religionsſtreitigkeiten in dem Umfange des dritten Buchs vom zweyten Zeitraum, welche mit dieſem Theil angefangen wird, ſich nicht weiter als über die Origenianiſchen erſtreckt; ſo hoffe ich doch die Leſer dafür durch die Mannichfaltigkeit anderer kirchlicher Auftritte, die mit demſelben in eine natürliche Verbindung gebracht worden ſind, einigermaaßen ſchadlos gehalten zu haben. An Statt der einförmigen und ermüdenden Methode, ganze und mehrere Bände nach einander mit der Erzählung theologiſcher Streitigkeiten anzufüllen, wird mit denſelben allemal das Leben der berühmteſten Lehrer, welche einen vorzüglichen Antheil daran genommen haben, verbunden. So haben hier Epiphanius und Chryſoſtomus ihre, wie es ſcheint,

be-

bequemſte Stelle gefunden. Dadurch aber iſt zugleich eine Veranlaſſung entſtanden, von vielen merkwürdigen Schriften, Meinungen, Lehrarten, kirchlichen Gebräuchen, Methoden zu predigen, die heilige Schrift zu erklären, u. dgl. m., Nachricht zu geben. **Chryſoſtomus** bot dazu beſonders einen ſehr reichlichen Stoff an; ich habe ihn zwar, wie die Größe dieſes Theils zeigt, ſorgfältig genüzt; aber doch mir gewiſſe Schranken dabey geſezt. Ich fahre übrigens ohne langen Aufſchub in der fernern Ausarbeitung dieſes Werks fort, und hoffe den eilften Theil deſſelben im bevorſtehenden Jahre weit früher als den gegenwärtigen ans Licht zu ſtellen. Wittenberg, am 5. November des J. 1785.

Chriſtliche
Kirchengeſchichte.

Zehnter Theil.

Ausführliche Geſchichte
des
Zweyten Zeitraums.
Fortſetzung
des
Dritten Buchs
oder
der Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche, vom Tode des Kaiſers Julianus, bis zum Tode des Kirchenlehrers Auguſtinus.

Vom Jahr 363. bis zum Jahr 430.

Leben und Schriften
des
Epiphanius.

Die allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religionsſtreitigkeiten in dieſem Zeitalter, die gegen das Ende des neunten Theils angefangen worden iſt, bleibt ohngeachtet aller Anmerkungen, Grundſätze, Beyſpiele und Auszüge, welche bereits darüber mitgetheilt worden ſind, doch immer noch ſehr unvollſtändig, ſo lange man nicht den Epiphanius von allen Seiten kennt. Er ſchrieb das Hauptwerk in der alten Kirche über die Ketzergeſchichte und Ketzerwiderlegung. An der Methode, welche er darinne befolgt, hat man zugleich das Muſter vor den Augen, nach welchem die chriſtlichen Lehrer dieſer

J. n. C. G. 363. bis 430.

 Zeit

J. n. C. G. 363. bis 430.

Zeit mit den Irrgläubigen ſtritten. Faſt alles, was ihre Polemik am Ausgange des vierten Jahrhunderts Gutes und Schlimmes an ſich hatte, findet ſich an ihm beyſammen. Der große Ruf, der ſich von ſeinem Religionseifer, der Heiligkeit ſeines Lebens, ſeiner Gelehrſamkeit und ſeinen Verdienſten in der ganzen Kirche verbreitete, gründete ſein Anſehen überaus feſt; wenn gleich ſo viele Fehler, die er begieng, und noch ſeine letzten Handlungen demſelben hätten nachtheilig werden ſollen. Zwar wurden um die Zeit ſeines Todes, oder im Anfange des fünften Jahrhunderts, in der Abendländiſchen Kirche Hieronymus und Auguſtinus noch mehr als glückliche Religionsvertheidiger bewundert. Allein eben ſie trugen auch daſelbſt nicht wenig zu ſeiner Verehrung bey, indem ſie ihn als den vornehmſten Anführer der theologiſchen Streiter vorſtellten; nicht zu gedenken, daß man überhaupt ſchon gewohnt war, die morgenländiſchen Lehrer als die erſten und gelehrteſten in jedem Theil der Religionswiſſenſchaft anzuſehen. Epiphanius nahm auch an einer der berühmteſten theologiſchen Streitigkeiten einen ſolchen Antheil, der ihre entſcheidende Wendung ſtark beförderte. Mit ihm geht man auf den vollen Kampfplatz der Chriſten hinüber, der noch niemals von einem lautern Getümmel, als zu ſeiner Zeit, wiederſchallte.

Er kam ohngefähr zwiſchen den Jahren 310 und 320. zu Beſanduke, einem Flecken im Gebiete der Stadt Eleutheropolis in Paläſtina, zur Welt. Dürfte man einer alten Lebensbeſchreibung von ihm trauen, die Petav zuerſt in griechiſcher Sprache ans Licht geſtellt hat, (Epiphan. Opp. T. II. p. 318.ſq. ed. Colon. 1682. fol.) ſo könnte nicht allein von den frühern Jahren des Epiphanius, ſondern auch von ſeinem übrigen Leben ſehr viel Sonderbares erzählt werden, das keiner von ſeinen Zeitgenoſſen, oder bald darauf lebenden Schriftſtellern, meldet. So war er, nach derſel-

ben,

ben, von jüdiſchen Eltern gebohren, und that ſich ſchon J. n. C. G. 363 bis 430.
in ſeiner erſten Jugend durch uneigennützige Recht-
ſchaffenheit hervor. Da ſein wildes Pferd von einem
Chriſten, blos durch einen Befehl im Namen des Er-
löſers, getödtet wurde: machte ihn dieſes zuerſt auf die
Religion deſſelben aufmerkſam. Aber ein jüdiſcher Leh-
rer, der ihn an Sohnes Statt annahm, unterrichtete
ihn eine Zeitlang in ſeinem Glauben, bis er nach deſſen
Tode durch den Mönch **Lucianus** zum Chriſtenthum
bekehret wurde. Denn da er ſah, daß dieſer einem Ar-
men, welcher drey Tage lang gehungert hatte, ſeinen
Mantel ſchenkte, um ihn zu verkaufen, und daß gleich
darauf ein weißes Kleid, vom Himmel herabgelaſſen,
die Blöße des Mönchs deckte: entſchloß er ſich, voll
Furcht über dieſen Anblick, zugleich ein Chriſt, und auch
ein Mönch zu werden. Indem ihn nun der Biſchof in
der Kirche das Vorleſen der heiligen Schrift anhören
ließ; ſah auch er das Geſicht des **Epiphanius** glän-
zend werden, und eine Krone, die auf ſein Haupt ge-
ſetzt werden war. — Einen ſolchen wundervollen Gang
nimmt dieſe ſehr ausführliche Lebensbeſchreibung vom
Anfange bis zum Ende. Obgleich zween Freunde und
Gefährten des **Epiphanius** für Verfaſſer derſelben
ausgegeben werden; ſo iſt ſie doch mit ſo vielen unwahr-
ſcheinlichen, offenbar falſchen, oder ungereimten Stel-
len angefüllt, daß man über denſelben auch das Wahre,
wovon ſie manches enthalten mag, verliert, oder ganz
unbrauchbar findet. Dies iſt **Tillemonts** richtiges
Urtheil von derſelben. (Mémoires, T. X. Notes ſur
St. Epiphane, p. 803. ed. de Paris.) Ein neuerer
Schriftſteller vom Leben des **Epiphanius**, welchen
man für den Abt **Jacob Gervais** hält, (Hiſtoire et
la Vie de St. Epiphane, à Paris, 1738. 4.) glaubt, daß
man wenigſtens ſolche Umſtände aus ihr nutzen könne,
die weder dem Zeugniſſe der Alten, noch der geſunden
Vernunft zuwider laufen, auch nicht fabelhaft ſind.
(Préface p. IX.) Allein dieſer Probierſtein der hiſtori-

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſchen Wahrheit iſt ſehr unzulänglich: zumal da Leſer genug alle ſolche ſpätere Wunderwerke zum Fabelhaften rechnen möchten; die doch Gervais ohne Bedenken nachgeſchrieben hat.

Mit mehr Gewißheit kann man die Geſchichte des Epiphanius aus ſeinen eigenen Schriften, aus verſchiedenen Stellen des Hieronymus (de viris illuſtr. c. 114. et in Epiſt.) aus dem Sokrates, (H. Eccl. L. VI. c. 10. 12.) dem Sozomenus, (H. E. L. VI. c. 32. L. VII. c. 27. L. VIII. c. 14. 15.) und aus andern Schriftſtellern gleicher Zeiten ſchöpfen; ohne daß man doch auch dabey vergeſſen darf, gegen Nachrichten, welche das Uebernatürliche als etwas ſehr Gewöhnliches anführen, auf ſeiner Hut zu ſeyn. Schon vor ſeinem zwanzigſten Jahre alſo, ergriff er die Lebensart der Mönche, von welchen er zeitig unterwieſen worden war, und übte dieſelbe beſonders in Aegypten, wo noch Antonius, ihr berühmtes Verbild, lebte, mit ungemeiner Strenge aus. Dort geſchah es auch vermuthlich, wie er ſelbſt erzählt, (Haer. XXVI. p. 99. ſq. T. I. Opp.) daß ihm die Gnoſtiker durch Frauensperſonen von ihrer Parthey, welche ihm die Bücher derſelben brachten, und ihre Reizungen an ihm verſuchten, ohne Wirkung nachſtellten. Er zeigte vielmehr dieſe Ketzer dem Biſchof der dortigen Stadt an, welcher ſie bald daraus vertrieb. Als er um das Jahr 330. nach Paläſtina zurückgekommen war, bauete er nicht weit von ſeinem Geburtsorte ein Kloſter, deſſen Vorſteher er wurde. Hier übte er ſich mit denen, welche ſich häufig unter ſeine Aufſicht begaben, über dreyßig Jahre lang in der Mönchsfrömmigkeit. Seine vertraute Freundſchaft mit dem Hilarion, der damals gleichſam der allgemeine Vater der Einſiedler und Mönche in Paläſtina war, bildete und ſtärkte ihn noch mehr in dieſer Art von gottſeligen Sitten. Er wurde auch in dieſem Kloſter zum Presbyter geweiht; (Hieron. Epiſt. XXXIX. p. 337. T. IV. Opp.

P.

P. II. ed. Bened.) und ſorgte daher als öffentlicher Lehrer, deſto eifriger für die Erhaltung des katholiſchen Glaubens, während der Stürme, die ſeine Bekenner nach dem Tode des ältern Conſtantins trafen. Da ſein Biſchof zu Eleutheropolis ein Freund der Arianer war: hob er die Kirchengemeinſchaft mit demſelben auf; warnete auch andere vor dieſer Parthey, und verband ſich genauer mit den von ihr verfolgten Biſchöfen. Außer dem Gebete, Faſten, und ähnlichen Andachten, beſchäftigte er ſich in ſeinem Kloſter auch mit der theologiſchen Gelehrſamkeit; das heißt, er las die Schriften der vornehmſten chriſtlichen Lehrer fleißig.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Endlich wurde er im Jahr 367. von den verſammleten Biſchöfen in Cypern, zum Biſchof der Hauptſtadt ihrer Inſel, Conſtantia, welche in den ältern Zeiten Salamis hieß, erwählt. Sein alter Freund Hilarion, auf deſſen Empfehlung dieſes vielleicht geſchah, brachte auch damals ſeine letzten Tage in Cypern einſam zu. Eine alte, zwar nicht völlig zuverläßige Nachricht von einer Zuſammenkunft zwiſchen beyden (in Vitis Patrum per Rosweidum, L. V. c. 4. p. 568. Antverp. 1615. fol.) iſt wenigſtens lehrreich. Man trug ihnen bey Tiſche Vögel auf; allein Hilarion weigerte ſich davon zu eſſen, weil er ſeit dem Anfange ſeines aſcetiſchen Lebens nie etwas genoſſen hätte, das lebendig geweſen wäre. Und ich, gab Epiphanius, vermuthlich um die anweſenden Geiſtlichen zu belehren, zur Antwort, habe, ſo lange ich dieſe Lebensart führe, niemals zugegeben, daß jemand, der etwas wider mich auf dem Herzen hatte, ſich ſchlafen legte; ſo wie ich ſelbſt niemals eingeſchlafen bin, wenn ich mit einem andern einen Zwiſt hatte. Mein Vater! rief Hilarion aus, die Regel, welche ihr beobachtet, iſt vortreflicher als die meinige.

Epiphanius ſezte in der That ſein ehemaliges Kloſterleben auch als Biſchof fort; fühlte aber gar bald,

 daß

J. n. C. G. 363. bis 430. daß ſein Körper die Härte deſſelben nicht mehr ertragen könne. Dagegen breitete er ſolches in Cypern ſo glücklich aus, daß man ihn zwar nicht für den erſten Stifter der Klöſter anſehen kann, wie eine neuere Muthmaaſſung behauptet; wohl aber den ſehr blühenden Zuſtand des Mönchslebens daſelbſt von ſeinem Beiſpiele und ſeinen Anſtalten herrechnen muß. In Anſehung der Rechte ſeines Amtes, bezeigte er ſich gegen die übrigen Biſchöfe der Inſel ſehr gefällig. Er bat die ihm am nächſten wohnenden, daß ſie auch über denjenigen Theil des ihm eigenen und allem Anſehen nach ſehr großen Kirchſprengels, der an den ihrigen gränzte, einige Aufſicht führen möchten. Auch ließ er es geſchehen, daß andere Biſchöfe, zuweilen Aelteſten oder Kirchendiener, ſogar in ſeinem Sprengel weihten, und ihm dieſelben zuſchickten. Denn weil manche Chriſten dem geiſtlichen Stande auswichen, deſſen Pflichten **Epiphanius** mit einem furchtbaren Ernſte vollſtreckt wiſſen wollte: ſo wurden ſie, wegen ihrer Würdigkeit von andern Biſchöfen mit einer Art von Gewalt in dieſelbe gezogen. Aber auch er ſelbſt erſtreckte den Vortrag der chriſtlichen Lehre noch weit über **Cypern**, in andere Länder hinaus. Die Kenntniß des Syriſchen, ſeiner Landesſprache, des Hebräiſchen, des Aegyptiſchen, des Griechiſchen, und einigermaaßen auch des Lateiniſchen, welche er beſaß, erleichterte ihm dieſe Arbeit.

Sechs und dreyßig Jahre lang verwaltete **Epiphanius** ſein biſchöfliches Amt: und der Ruhm, welchen er ſich darinne erwarb, ſtieg nach und nach ſo hoch, daß man ihm wunderthätige Kräfte, oder Wunder, die zu ſeinem Dienſte geſchehen ſollten, und göttliche Offenbarungen zutrauete. Seine außerordentliche Mildthätigkeit gegen die Armen, auf welche er ſein ganzes Vermögen wandte, hatte einſt auch alle Einkünfte ſeiner Kirche, (wiewohl dieſelbe durch die Schenkungen, welche ihr andächtige Chriſten in dieſer Abſicht machten, über-

überaus reich war) verzehret. Gerade aber, da es an allem fehlte, ſagt Sozomenus, brachte ein Unbekannter dem Kirchenverwalter einen Sack mit Goldſtücken: zu einem Beweis, daß Gott unmittelbar dieſe Noth gehoben habe. Ein andersmal, als ihn zween Bettler kommen ſahen, warf ſich der eine zur Erde nieder; der andere aber blieb neben demſelben ſtehen, und beklagte nicht allein mit Thränen den Tod ſeines Gefährten; ſondern auch ſeine Dürftigkeit, welche es nicht erlaubte, ihn begraben zu laſſen. Epiphanius gab ihm ſo viel, als er dazu brauchte; ermahnte ihn jedoch, ſich zu beruhigen, weil dieſer Todte nicht wieder auferſtehen würde. Dieſes traf auch wirklich ein; der Lebende lief zwar voll Beſtürzung dem Biſchof nach, bekannte den Betrug, und bat ihn, dem nun wirklich Todten zum Leben zu verhelfen; aber vergebens. Sozomenus ſezt hinzu, man erzähle zwar vom Gregorius dem Wunderthäter eine vollkommen gleiche Geſchichte; (ſie iſt auch in dieſem Werke, Th. IV. S. 361. beigebracht worden;) allein darum ſey es nicht unglaublich, daß mit dem Epiphanius ebenfalls eine ſolche Begebenheit vorgefallen ſey. In der vorher angeführten Sammlung (Vitae Patrum, L. V. c. 15. p. 629.) ſteht noch eines von den vielen Beiſpielen, was vor außerordentliche Begriffe man von ihm gehabt habe. Zween Mönche in Aegypten, welche ſich, aus Mißverſtand einer Rede Jeſu, entmannet hatten, (wie es, nach der Bemerkung des Epiphanius, Expoſit. fid. cath. c. 13. p. 1095. T. I. Opp. um dieſe Zeit viele thaten,) wurden von dem Erzbiſchof zu Alexandrien von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen. Sie glaubten, daß ihnen dadurch großes Unrecht wiederfahre, und wandten ſich daher nach und nach an andere der vornehmſten Biſchöfe, an die von Jeruſalem, Antiochien, und Rom, um von einem derſelben wieder in die kirchliche Gemeinſchaft aufgenommen zu werden. Alle aber wieſen ſie ab, weil ihr Verlangen mit den Kirchengeſetzen ſtritt. Darauf

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

rauf entſchloſſen ſie ſich, einen Verſuch beym Epiphanius zu machen. Denn, ſagten ſie unter ſich, die übrigen Biſchöfe verſtehen ſich mit einander, und keiner will dem andern widerſprechen; aber dieſer iſt ein Prophet, bey welchem kein Anſehen der Perſon gilt. Doch indem ſie ſich ſeiner Stadt näherten, offenbarte ihm Gott, wer ſie wären; er ließ ihnen alſo melden, daß ſie nicht hineinkommen ſollten. Der Ausſpruch eines ſolchen Mannes wider ſie, brachte ſie endlich zur Reue und Demüthigung. Auch dieſes machte Gott dem Epiphanius bekannt; nunmehr erlaubte er ihnen, zu ihm zu kommen; nahm ſie in die Kirchengemeinſchaft auf und ſchrieb dem Alexandriniſchen Erzbiſchof, er möchte eben dieſes mit ſeinen Kindern thun, weil ſie ihr Vergehen wirklich bereuet hätten.

Ganz konnten dieſe wenigen Erzählungen von ſo vielen andern nicht wegbleiben, wenn die hohe Ehrerbietung abgeſchildert werden ſollte, in welche ſich Epiphanius ohne Zweifel durch ſeine heilig geachtete Mönchsſtrenge von weit mehr als einem halben Jahrhunderte geſezt hatte. Nicht geringer dachte man von ſeiner theologiſchen Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit, den Glauben wider die Ketzer zu vertheidigen. Mehrere Lehrer, Mönche und andere Chriſten, bewogen ihn durch ihr Bitten, ſeit dem Jahr 374. Schriften darüber herauszugeben. Schon früher hatte er eine Parthey von vermeinten **Widerſachern der Jungfrau Maria** ſchriftlich beſtritten; wie er mit ihnen und mit den von ihm ſelbſt genannten **Collyridianern** umgegangen ſey, iſt bereits in dieſer Geſchichte erzählt worden. (Th. IX. S. 196. fg.) Unterdeſſen fanden ſeine Werke einen vorzüglichen Beifall; aber er ward auch immer thätiger in der Theilnehmung an öffentlichen Kirchenangelegenheiten, und beſonders Streitigkeiten. Die Geſchichte dieſer leztern, welche bald beſonders wird beſchrieben werden, macht es um der Deutlichkeit ihres

Zu-

Zuſammenhangs willen nothwendig, daß einige der auffallendſten Schritte, welche **Epiphanius** bey demſelben gethan hat, erſt dahin verſpart werden. Hier iſt es genug, zu bemerken, daß er um das Jahr 376. nach **Antiochien** gereiſet iſt, um die Uneinigkeit zu ſtillen, welche über die Lehrſätze des **Apollinaris** entſtanden war; und daß er einen Beyſitzer der zahlreichen Kirchenverſammlung abgegeben hat, welche zu **Rom** im Jahr 382. wegen der **Meletianiſchen** Spaltung zu **Antiochien** gehalten wurde. In jener Hauptſtadt machte er mit der berühmten ältern **Paula** Bekanntſchaft. Sein Beyſpiel ſtärkte ſie nicht bloß in der äuſſerſten Anſtrengung zur aſcetiſchen Gottſeligkeit; ſondern ſie übertraf ihn auch in derſelben, wie man anderwärts (Chr. Geſch. Th. VIII. S. 354.) ſchon geleſen hat. Zulezt verwickelte er ſich tief in die über den **Origenes** ausgebrochene Händel. Seit dem Jahr 394. erklärte er ſich öffentlich gegen verſchiedene Lehrſätze deſſelben; gerieth darüber mit dem Biſchof **Johann** von **Jeruſalem**, und mit dem Biſchof von **Alexandrien**, **Theophilus**, in ſehr verdrüßliche Streitigkeiten; wurde zwar mit dem **Theophilus** im Jahr 401. ausgeſöhnt, als dieſer ebenfals Parthey wider den **Origenes** nahm; verband ſich aber nunmehr zu ſeiner Schande mit dieſem Biſchof, einem der unwürdigſten, der damals ein ſolches Amt bekleidete, gegen einen der ehrwürdigſten, **Johannes Chryſoſtomus**, Biſchof zu **Conſtantinopel**, weil er die Lehrſätze des **Origenes** nicht verdammen wollte; reiſte ſelbſt im Jahr 402. in die gedachte Hauptſtadt, um ihn zur Aenderung ſeiner Denkungsart gewiſſermaaßen zu nöthigen; und begieng daſelbſt manche übereilte und unanſtändige Handlungen, bis er auf der Rückreiſe im Jahr 403. in einem mehr als neunzigjährigen Alter, auf der See ſein Leben endigte.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Dieſe Schwachheiten ſeiner lezten Jahre, (wenn anders ein ſolcher Name nicht zu gelind für dieſelben iſt,)

J. n. C. G. 363. bis 430.

verringerten gleichwohl ſein Anſehen gar nicht. Denn brennender Eifer gegen vergebliche Irrthümer, zumal mit dem Schein der frommen Selbſtverleugnung verbunden, deckte zu dieſer Zeit alle Fehltritte deſſelben zu. **Hieronymus**, ein Freund und Verehrer des **Epiphanius**, den er den Vater von faſt allen Biſchöfen, und ein Ueberbleibſel der alten Heiligkeit nennt, (Epiſt. XXXVIII. p. 313. T. IV. Opp. P. II. ed. Bened.) verſichert auch, (p. 308. ſqq.) daß man ihn allein verſchont habe, wenn gleich die Arianer im ganzen Reiche geherrſcht hätten, und daß ſich die regierenden ketzeriſchen Fürſten durch die Verfolgung eines ſolchen Mannes zu beſchimpfen geglaubt haben würden. Als er zu **Jeruſalem** mit dem dortigen Biſchof öffentlich gieng, drängten ſich unzählige Chriſten zu ihm hin; man brachte ihm Kinder, damit er ihnen den Seegen ertheilen möchte, küßte ihm die Füße, zupfte ihm die Verbrämung des Kleides ab, und wartete bis faſt an den Abend in der Kirche, um ihn predigen zu hören. (l. c. p. 312.) Es erhub ſich ſogar nach ſeinem Tode ein Gerücht, daß bey ſeinem Grabe Teufel ausgetrieben und manche Krankheiten geheilt würden. (Sozom. L. VII. c. 27.)

An eine freyere Beurtheilung des **Epiphanius** wagte ſich alſo auch in jenen Zeiten beynahe niemand; den einzigen **Sokrates** etwan ausgenommen, der jedoch nur geſteht, (L. VI. c. 10.) daß er eben ſo einfältig als fromm, oder wegen ſeiner gottſeligen Geſinnungen leicht zu hintergehen geweſen ſey. Freylich bildeten ſich die vollkommenern Aſceten auf dieſe Einfalt des Herzens und der Sitten, für welche ſich ausnehmende Religionskenntniß und Tugend ſehr wohl ſchicken ſollten, nicht wenig ein. Aber ſie und die Schriftſteller, von welchen ſie bewundert wurden, durften es auch eben deswegen niemanden verargen, welcher glaubte, daß ſie unzählige Dinge nicht richtig geſehen, gehört, oder ſonſt empfunden hätten, auf deren Wirklichkeit ſie alles baue-

ten.

ten. Der gutherzigſte Mann kennt immer die Welt und die Menſchen am wenigſten; und jene edlere Einfalt iſt von der, welche den Verſtand herabwürdigt, bey einem eingeſchränkten ſchüchternen Gange, den er nimmt, oder wegen gewiſſer Lebensarten, Lehrgebäude, die ſich in den Weg ſtellen, und anderer Bedenklichkeiten, nehmen darf, noch weit entfernt. **Epiphanius** hat ſelbſt in ſeinen Schriften und durch Handlungen, welche mit den darinne lebenden Geſinnungen völlig übereinſtimmen, treffender als es ſonſt jemand thun kann, gezeigt, wie viel ihm von dieſen Eigenſchaften zukomme. J. n. C. G. 363. bis 430.

Sein erſtes wichtigeres Werk ſchrieb er im Jahr 374. auf Verlangen vieler Lehrer in Pamphylien, Piſidien und Aegypten, welche von ihm einen Unterricht und ein Verwahrungsmittel wider die in dieſen Ländern ſich immer mehr ausbreitenden Arianiſchen und Macedoniſchen Lehrſätze zu haben gewünſcht hatten. Er nannte es Ἀγκυρωτὸς, oder den Anker, „weil er, wie er „ſelbſt an einem andern Orte ſagt, (Panar. Haer. LXIX. p. 751. ſq. T. I. Opp. ed. Petav.) darinne aus der ganzen heil. Schrift die wahrhaften Lehren Gottes geſammelt, und den heiligen Apoſtoliſchen und Prophetiſchen „Glauben der Väter, welcher vom Anfange her bis auf „ſeine Zeiten in der heiligen Kirche Gottes geprediget „worden, gleichſam als einen Anker für diejenigen, „welche ihn gebrauchen wollten, deutlich vorgetragen „hätte, um ihre Gemüther zu unterſtützen und zu befeſtigen, damit ſie nicht durch die Erfindungen des Teufels herumgetrieben würden, und durch die ſtürmiſchen „Wellen, welche die Ketzereyen in der Welt ſo häufig „erregten, Schaden leiden möchten.“ Hauptſächlich aber war es ſeine Abſicht, die damals am meiſten angefochtene Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit, nebſt einigen andern Glaubenslehren, wider ihre Gegner zu retten. (Ancoratus, p. 5. — 125. T. II. Opp. ed. Petav. Colon.)

Er

J. n. C. G. 363. bis 430.

Er fängt mit der Beſtimmung an, daß Ein Gott der Vater, und der einzige wahre Gott ſey, indem der einzige Eingebohrne aus dem Einigen, und der einzige heilige Geiſt aus eben demſelben; überhaupt aber die Dreyheit in der Einheit, und Ein Gott, Vater, Sohn und heiliger Geiſt ſey; jeder ſey wahrer Gott, und die Dreyheit werde in Einem Geiſte gezählt. Zwar, fährt er fort, nennt der Sohn nur den **Vater wahren Gott**; von dem eingebohrnen Gotte wird dieſes nicht geſagt; aber eben ſo heißt es von dem Vater, er ſey das Licht, und von dem Sohne, er ſey das **wahre Licht**; ohne daß in beyden Fällen die Weglaſſung dem einen nachtheilig wäre. Es iſt genug, das ganze Band der Dreyeinigkeit dergeſtalt auf eines zu führen, daß man aus dem Vater den Sohn als wahren Gott, und auch den wahren Geiſt erkenne. Daher nennt auch Chriſtus den heiligen Geiſt, **Geiſt der Wahrheit**, und ſich die **Wahrheit**; er heißt auch der **Geiſt des Vaters und des Herrn**. Wenn Gott bey dem Propheten ſagt, er befeſtige den Donner, und **erſchaffe den Geiſt**: ſo gilt dieſes vom Vater. Allein von ſeinem **Chriſtus** ſagt er nicht, daß er ihn erſchaffe oder befeſtige; ſondern daß er ihn den Menſchen, als den wahrhaftig von ihm gezeugten, den ungeſchaffenen und unveränderlichen, den immer vorhandenen aus dem immer vorhandenen, verkündige. Denn **Moſes** ſagt: **der da iſt**, hat mich geſandt; und **Johannes**: der in des Vaters Schooße iſt, hat es verkündigt. **Der da iſt**, iſt der **Sohn**; **der da iſt**, iſt der **Vater**; **der da iſt**, bey dem, **der da iſt**, und von ihm gezeuget; der mit dem Vater nicht vermiſcht iſt, auch nicht angefangen hat, zu ſeyn; ſondern immer der ächte Sohn mit dem Vater iſt; ſo wie dieſer immer Erzeuger des Sohns iſt. Denn wäre eine Zeit geweſen, da er nicht Vater war: ſo wäre er ſelbſt der Sohn eines andern Vaters geweſen, ehe er der Vater des Eingebohrnen wurde. Bey Gott läßt ſich nicht die geringſte Zeit denken: und ſobald man ſich

nur

nur den Sohn vorſtellt, hat man auch ſogleich den Begriff des Vaters. Der Sohn iſt immer, nicht mit dem J. n.
Vater vermiſcht; noch ſein Bruder; ſondern der ächte C. G.
Sohn vom Vater gezeugt; der natürliche Sohn, und 363.
kein angenommener. Der Sohn iſt gleiches Weſens bis 430.
mit dem Vater; nicht zugleich mit ſeinem Weſen, (συνούσιος) ſondern **gleiches Weſens**, das heißt, nicht außer dem Vater gezeugt: und es iſt ein Band des Glaubens, dieſes Wort (ὁμοούσιος) von ihm zu gebrauchen. Es ſchlägt die Macht des **Sabellius** darnieder; wo dieſes Wort ſtatt findet, da zeigt es **Ein** Weſen (ὑπόστασις) an; und daß in dieſem Weſen der Vater iſt, der Sohn iſt, und der heilige Geiſt iſt; (ἐνυπόστατος) es drückt nur Eine Gottheit aus; ſo daß von eben derſelben Gott aus Gott, der Sohn, und Gott der heilige Geiſt, nicht aber mehrere Götter ſind. Wir ſagen, Gott der Vater, Gott der Sohn, und Gott der heilige Geiſt; nicht Götter. Es iſt nur Ein eingebohrner Sohn: und der **heilige Geiſt**, der immer mit dem Vater und Sohne iſt, iſt nicht ein anderer als Gott, iſt von Gott, geht **von dem Vater aus, und nimmt es von dem Sohne**, ſowohl der Sohn als der heilige Geiſt, iſt unbegreiflich; dieſer iſt nicht mit dem Vater und Sohne vermiſcht; ſondern es iſt immer Dreyheit von Einem Weſen; (οὐσία) Gottheit aber und Weſen ſind nicht verſchieden. Der Geiſt alſo iſt der heilige Geiſt, und der Sohn iſt der Sohn. **Der Geiſt geht vom Vater aus, und nimmt es vom Sohne**; er erforſchet die Tiefen Gottes, und verkündigt, was des Sohnes iſt, in der Welt; er heiligt die Heiligen durch die Dreyheit, und iſt der dritte in der Benennung, wie man aus der Taufvorſchrift ſieht. Er iſt das Siegel der Gnade, das Band der Dreyeinigkeit, gehört auch in ihre Zahl, Benennung und Gabe. Die Dreyeinigkeit iſt immer Dreyeinigkeit, und es kann nichts zu ihr hinzugeſezt werden: ſie wird ſo gezählt: Vater, Sohn und heiliger Geiſt. Sie iſt nichts Vermiſchtes; es giebt in ihr

nichts,

nichts, das von ihrer eigenen Einheit verſchieden wäre.
J. n. C. G. In der Subſtanz (ὑποςασει) der Vollkommenheit iſt
363. der Vater vollkommen, der Sohn vollkommen, und der
bis heilige Geiſt vollkommen. Der Geiſt wird auch von
430. den göttlichen Gaben geſagt. In der Dreyeinigkeit iſt nichts Geſchaffenes, oder nachher Gemachtes. Der Vater zeugt den Sohn; aber es gab keine Zeit, da der Sohn nicht geweſen wäre. Der Vater iſt zu keiner Zeit nicht Vater genannt worden; ſondern der Vater war immer, und auch der Sohn, nicht Bruder, ſondern Sohn, und auf eine unbegreifliche Art gezeugt, nicht geſchaffen, nicht Mitbruder, nicht Vatersbruder, nicht Großvater, nicht Enkel; ſondern aus eben demſelben Weſen mit dem Vater und dem Sohn, iſt der heilige Geiſt. **Denn der Geiſt iſt Gott.** (Joh. C. IV. v. 24.) Jeder dieſer Nahmen gehört nur Einem allein; er darf nicht auf einen andern übergetragen werden. Denn der Vater iſt Vater, und hat nichts, was mit ihm verglichen oder mit einem andern Vater verbunden werden könnte, damit nicht zween Götter würden. Der Sohn iſt der Eingebohrne, wahrer Gott aus dem wahren Gott, der nicht den Nahmen des Vaters hat; aber auch nicht für den Vater fremd iſt; ſondern der Vorhandene Eines Vaters; der eingebohren heißt, damit er der Sohn von einziger Benennuug ſey, und Gott aus Gott, damit ein Gott der Vater und der Sohn genannt werde. Und ein einziger (μονογενὲς) heiliger Geiſt, der weder den Nahmen des Sohns, noch die Benennung des Vaters hat; ſondern der heilige Geiſt genannt wird, und für den Vater nicht fremd iſt. Denn ſelbſt der Eingebohrne ſagt: **der Geiſt des Vaters, der vom Vater ausgehet, und es von dem meinigen nehmen wird:** damit man nicht glaube, er ſey für den Vater oder den Sohn fremd; ſondern vielmehr eben deſſelben Weſens, und derſelben Gottheit. Es iſt der göttliche Geiſt, der Geiſt der Wahrheit, der Geiſt Gottes, der Geiſt der Tröſter, der allein dieſe Nahmen führt, der

kei-

keinen hat, welcher mit ihm verglichen werden könnte, J. n. C. G.
noch einem andern Geiſte gleich iſt; der nicht nach dem 363.
Nahmen des Sohns, oder nach der Benennung des bis
Vaters genannt wird, damit nicht aus Nahmen, die 430.
nur einem einzigen zukommen, gleichbedeutende werden. Es iſt alſo Gott im Vater, Gott im Sohne, und Gott im heiligen Geiſte, welcher aus Gott und Gott iſt. Er iſt der Geiſt Gottes, der Geiſt des Vaters, und der Geiſt des Sohnes: nicht durch eine Zuſammenſetzung, wie bei uns Seele und Leib; ſondern in der Mitte zwiſchen Vater und Sohn, aus dem Vater und Sohn, der dritte an Benennung. Denn es heißt: **Gehet hin, und taufet im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.** Dieſe Worte zeigen Ein Siegel der Dreyeinigkeit an: und es iſt alſo eine Kraft der Gottheit in der Dreyeinigkeit. Es iſt eine gotteslåſterliche Lehre zu ſagen, der Nahme des Vaters habe allein nicht ſelig machen können; er habe ſich daher zwey andere Elemente geſchaffen, damit ſeine Gottheit noch andere Kråfte bekåme, und er ſowohl den von ihm verſiegelten ſelig machen könnte, als auch der von ihm geſchaffene Menſch Erlöſung oder Sündenvergebung erhalten möchte. Ein ſolcher falſcher Glaube iſt ſchlimmer als der Unglaube. Denn dieſer wird durch die Annehmung des Glaubens verbeſſert; jener aber iſt unverbeſſerlich, und ſchwer zu retten, wenn nicht die Gnade von oben herab hinzukömmt. Man ſieht weiter auch aus den Worten des **Petrus** zum Ananias: **Du haſt Gott gelogen;** ingleichen aus der Verſicherung **Pauli**, die Glåubigen wåren **Gottes Tempel**, daß der heilige Geiſt Gott ſey. Dieſes hat Gott dem vornehmſten und erſten der Apoſtel geoffenbaret, welcher wieder den heiligen Geiſt geoffenbaret hat. Dieſes war jenem feſten Felſen gemåß, auf welchen die Kirche Gottes gegründet worden iſt; den die Pforten der Hölle, das heißt, die Stifter der Ketzereyen nicht überwåltigen können; in dem der Glaube auf alle Art befeſtigt wor-

den iſt; der die Schlüſſel des Himmels empfangen hat;
J. n. C. G. weil in ihm alle ſpitzfindige Glaubensfragen gefunden wer-
363. den; der ſelbſt durch die Thränen nach ſeiner Verleug-
bis nung gezeigt hat, daß er den Erlöſer als Gottes Sohn
430. und auch als Menſch erkannt habe; der ein Geſellſchaf-
ter des geliebten Jüngers Jeſu war; dem das Weiden
der Heerde anvertrauet worden iſt; der dem Paulus
und Barnabas, zum Zeichen der Gemeinſchaft, die
rechte Hand gab, nebſt dem Jacobus und Johannes,
damit jedes Wort auf drey Zeugen beruhen möchte.
Die unter dem Geſetze lebenden erkennen nur den Va-
ter, wenn ſie nicht die Kraft des Sohnes erhalten; ſie
werden durch dieſe Zeugen, den Vater und Sohn, ge-
ſtärkt; müſſen aber durch das dritte Zeugniß den heili-
gen Geiſt empfangen, und offenbar mit den Stimmen
der Cherubim und Seraphim erfüllt werden, welche
zum drittenmal ſchrieen: Heilig! Heilig! Heilig!
Denn das Loblied Gottes im Himmel wird nicht durch
zwo Stimmen vollendet; auch rufen dieſe heilige, un-
ſichtbare, geiſtliche Thiere nicht zum viertenmal, oder
nur einmal; ſondern dreymal rufen ſie jene Worte ein-
zeln aus. Sie ſagen nicht Heilige! Heilige, um dem
Einfachen die mehrere Zahl beizulegen; oder die Zahl
von dreyen zu verbergen; ſondern dreymal ſprechen ſie
das Heilig! in einer einzigen Rede dergeſtalt aus, daß
ſie zugleich die Vielgötterey vermeiden. Denn es iſt
Ein Gott der Vater im Sohne, und der Sohn im Va-
ter, mit dem heiligen Geiſte. Sobald man Gott
nennt, begreift man auch die Dreyeinigkeit darunter.
Jede Perſon wird zwar für ſich verehrt; aber eben da-
durch, daß man den Vater nennt, zeigt man auch den
Sohn an, und ehret ihn: und wenn man den Sohn
nennt, ehrt man auch den Vater, indem man Chriſtum
nicht für geringer hält, als Ihn. Da unter den Men-
ſchen die Söhne nicht für ſchlechter gehalten werden, als
die Väter, und die Beſchimpfung von jenen auf dieſe
zurückfällt: wie viel weniger wird Gott und der Vater

ſei-

ſeinen Sohn geringer geachtet wiſſen wollen, als ſich? **Niemand kennet den Vater, als der Sohn; und niemand kennet den Sohn, als der Vater.** Man kann aber auch ohne Bedenken ſagen: **Niemand kennet den Geiſt, als der Vater und der Sohn, von welchem er ausgehet, und von welchem er es nimmt.** Wie können ſich denn jene wütende Menſchen unterſtehen, den heiligen Geiſt ein für Gott fremdes Weſen zu nennen? Sie verſtehen gewiß die Lehre des glaubwürdigen und heiligen Paulus nicht, dem der vornehmſte Apoſtel Petrus, welcher würdig gehalten worden iſt, die Schlüſſel des Himmels zu empfangen, die Rechte gereicht hat: **Niemand weiß, was im Menſchen iſt, als der Geiſt, der in ihm wohnet.** Denn dadurch erläutert und bildet er das Himmliſche ab. Zwar können alle Geſchöpfe, von den Engeln an, mit ihrem Herrn nicht genau verglichen werden; wenn gleich jeder Menſch, durch die göttliche Gnade, das Ebenbild Gottes hat. Aber doch bedient ſich der Apoſtel dieſer Vergleichung, um die Würde des heiligen Geiſtes zu erklären. **Alſo weiß auch niemand, was Gottes iſt, als der Geiſt Gottes, der alles durchforſcht, auch die Tiefen Gottes.** Und dieſes Forſchen geſchieht nicht wider das Verbot der Schrift, (Pr. Sal. C. III. v. 22.) zu hohe oder unergründliche Dinge nicht zu erforſchen; ſondern vermöge ſeiner göttlichen Natur, und weil der heilige Geiſt den Heiligen, in welchen er wohnet, das Vermögen ertheilt, die Tiefen Gottes zu erforſchen, damit ſie ihn aus der Tiefe ihres Herzens verherrlichen können.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Es würde unverantwortlich ſeyn, mit einer ſo langen, und gleichwohl größtentheils an lehrreichen Gedanken ſo leeren, ſo äußerſt weitſchweiſigen und ſeichten Stelle, ſo viele Seiten in dieſer Geſchichte anzufüllen, wenn es nicht die Treue der Geſchichte erforderte, einen Lehrer vom höchſten Anſehen, und von welchem viele andere Lehrer im wahren Glauben gegen herrſchende Irrthü-

J. n. C. G. 363. bis 430.

thümer befeſtigt zu werden verlangten, ſelbſt reden und ſich abſchildern zu laſſen. Vielleicht glaubt man, das bisher angeführte ſey ein Auszug aus dem Ancoratus des **Epiphanius**; es iſt aber nur ein Inbegriff von den zwölf erſten Hauptſtücken deſſelben, deren es zuſammen in dieſem Buche hundert und ein und zwanzig giebt; und man kann ſich dennoch kaum von dem geſchwätzigen Wortkram und von der eckelhaften Wiederholungsſucht des Verfaſſers in dieſer Stelle einen völligen Begriff machen, wenn man ſie nicht ganz geleſen hat. Unterdeſſen giebt ihm die Behauptung der Gottheit des heiligen Geiſtes Gelegenheit, nicht allein der entgegengeſezten Irrlehren zu gedenken; ſondern zugleich alle ſogenannte Ketzereyen, von den erſten Zeiten der Welt her, bis auf die ſeinigen, in Claſſen abgetheilt, anzuführen: ein Verzeichniß, welches mit ſeinem Werke, **von den Ketzereyen**, füglich wird verglichen werden können.

Darauf kehrt er wieder zur Vertheidigung der vorhergedachten Lehre zurück. Einige, ſagt er, machen den Einwurf, der heilige Geiſt erforſche zwar die Tiefen Gottes; aber der Apoſtel ſetze nicht hinzu, daß er ſie auch erreiche. O der Thorheit! als wenn dieſes Wort nöthig geweſen wäre! Auch von dem allmächtigen Gott ſteht in der Schrift bloß, er prüfe die Nieren, und erforſche das Geheime des Bauchs; und doch weiß jedermann, daß er dieſes auch genau kenne. Eben dieſes muß deſto mehr von dem heiligen Geiſte gelten, da ihm in mehr als einer Stelle (1 B. Moſ. C. I. v. 26. Pſ. XXXIII. v. 6.) ſelbſt die Schöpfung beygelegt wird. Zwar ſagt der Sohn Gottes, daß nicht einmal er, ſondern nur der **Vater**, den **Tag** des Gerichts **wiſſe**. Allein da er an einem andern Orte verſichert, er habe, gleichwie der Vater, das Leben in ſich ſelbſt, und alles was der Vater habe, ſey auch ſein: ſo muß Gottheit und vollkommene Erkenntniß und alles übrige, auch im

Sohne

Sohne und heiligen Geiſte ſeyn. Der Sohn weiß allerdings den Tag des Gerichts, weil er das Größere, nämlich den Vater ſelbſt, kennet; nur muß man ſeinen geiſtlichen Vortrag recht verſtehen. Sagt er gleich, der Vater ſey größer als er; ſo heißt dieſes doch nur ſo viel, er ehre ihn als ſeinen Vater. Wenn er weiter ſpricht: **Niemand iſt gut, als der einige Gott,** ſo kömmt dieſes gewiß mit mehrerm Rechte dem Sohne zu, als manche Menſchen und andere Dinge in der heiligen Schrift gut genannt werden. Da ihm überdieß in derſelben ſo viele göttliche Eigenſchaften und hohe Lobſprüche beygelegt werden: ſo darf man gar nicht daran zweifeln, daß er den Tag des Gerichts kenne. Man muß dieſes auch nach der **zweyfachen Erkenntniß** beurtheilen, deren die Schrift gedenkt. Die eine beſteht in der Wirkung; die andere im bloßen Wiſſen. Nach beyderley Gattungen kennt der Vater jenen Tag: er weiß ihn, und hat auch ſchon gerichtet; der Sohn aber kennt ihn nur nach der leztern, indem er das ihm aufgetragene Gericht erſt dereinſt halten wird. Die Engel hingegen beſitzen keine von beyden Kenntniſſen. So müſſen wir die heilige Schrift erklären, damit uns nicht ihr Buchſtabe, in welchem eigentlich Leben iſt, durch eine ungeſchickte Auslegung tödte. Die heilige Dreyeinigkeit wird alſo in Einem Namen gezählt. Es wird nicht Einheit und Zweyheit, oder Einheit und Einheit; ſondern Einheit in der Dreyheit, und Dreyheit in der Einheit, in Einer Geſtalt und Einer Benennung geſagt. Selbſt die drey Männer im Babyloniſchen Feuerofen, welche das Alte Teſtament ins Neue verwandelten, indem ſie die Opfer bey Seite ſezten, haben zwar, vom Geiſte Gottes angetrieben, alle göttliche Geſchöpfe beſonders genannt; aber den Sohn und den heiligen Geiſt darunter nicht gerechnet: zum Beweiſe, daß ſie dieſelben für ungeſchaffen hielten. Hier erkühnt ſich der Teufel, jenen frommen Männern Unglauben Schuld zu geben; er wirft ihnen vor, daß ſie, als Juden, weder

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

den Sohn noch den heil. Geiſt gekannt hätten. Doch dieſen Einwurf der Ketzer widerlegen die Worte: **das Geſicht des Vierten war wie das Geſicht des Sohnes Gottes;** ingleichen die Stelle in der Geſchichte der Suſanna, (v. 46. fg.) daß Daniel, voll des heiligen Geiſtes, die Aelteſten gerichtet habe. Man ſage nicht, daß die gedachten Männer auch die Cherubim und Seraphim unter den Geſchöpfen Gottes nicht anführen. Andere Stellen ihres Geſangs beweiſen es, daß ſie dieſelben ebenfals dafür angeſehen haben. Aus dem Siegesgeſange der Engel im Himmel, welche dreymal Heilig, nicht etwan Heilig und Halbheilig rufen, ſieht man auch, daß ſie in Einer Vollkommenheit die Dreyheit in der Einheit, und die Einheit in der Dreyheit verherrlichen. Um uns dieſe Erkenntniß zu lehren, iſt der Sohn Gottes gekommen; der heilige Geiſt hat ſie uns verkündigt, und der Vater geoffenbaret, damit wir auf dieſen immerwährenden Grund bauen können. Aber nicht alle erlangen dieſe Erkenntniß; ſondern nur diejenigen, welche durch den heiligen Geiſt würdig geachtet werden, die Geheimniſſe der Wahrheit einzuſehen. Denn die heilige Schrift, welche dieſes lehret, iſt meiſtentheils in einem geiſtlichen Verſtande geſchrieben; beſonders aber über dasjenige, was unſer Leben und die Erkenntniß des Herrn betrift. Daher ſind ihre tiefern Lehren, welche unſere Seelen recht befeſtigen können, denen anſtößig, die Gottes Erkenntniß nicht empfangen haben. So verkannten ehemals die Juden Chriſtum, weil ſie die Weißagungen der Propheten von ihm nicht zu erklären wußten; und jezt denken die Ketzer irrig von ihm, weil ſie ſeine Worte falſch verſtehen. Schon die Anrede des Vaters an den Sohn und heiligen Geiſt: **Laſſet uns Menſchen machen nach unſerm Bilde,** (nicht etwan: **ich werde Menſchen machen, oder nach meinem, oder nach deinem Bilde,**) zeigt die Gleichheit der göttlichen Würde unter allen drey Perſonen an.

Hier

Hier wendet ſich nun der Verfaſſer beſonders mit
einer Vertheidigung der Gottheit Chriſti gegen die Ari- J. n. C. G.
aner. Sie erregten den Zweifel, daß der Sohn nichts 363.
gemacht habe; ſondern alles nur durch ihn gemacht wor- bis
den ſey. Allein er antwortet darauf, daß außer der erſt 430.
angeführten Stelle, auch die Worte des Erlöſers: **Mein Vater würket, und ich würke ebenfals,** das Gegentheil darthun. Wäre er ein Knecht, nicht ein wahrer Herr: ſo würde es nicht heiſſen, daß er Knechtsgeſtalt angenommen habe. Nach der Gottheit hat er niemals von dem Vater geſagt: **Mein Gott, oder euer Gott.** Eben ſo wenig kommen dieſe Ausdrücke vor, da er mit zwey Engeln dem Abraham erſchien. Von ihm ſagt **Moſes: alle Engel ſollen ihn anbeten.** Seine Gottheit beweiſen ferner die Stellen, Pſalm CX. v. 1. Jeſaiä C. VII. v. 14. und Mich. C. V. v. 1. Auch da er den Vater ſeinen Gott nach der menſchlichen Natur nennt, ſezt er hinzu: **mein Vater,** um zu zeigen, daß er der ewige Sohn deſſelben ſey. Vergebens wenden die Ketzer ein, daß Chriſtus gehungert habe, ermüdet ſey, und andere menſchliche Schwachheiten empfunden habe. Er nahm alles dieſes zu unſerm Beſten auf ſich, und damit er deſto gewiſſer als wahren Menſchen ſich darſtellen möchte. Wenn bey dem Propheten (Jerem. C. XVII. v. 9.) geſagt wird: **Er iſt ein Menſch, und wer wird ihn kennen?** ſo geht das erſte auf ſeine menſchliche Natur; das leztere aber auf die göttliche. Bey einem andern Propheten (Jeſ. C. II. v. 14.) heißt es nicht: **ich werde ſeinen Nahmen nennen,** als wenn er erſt entſtanden wäre; ſondern, **man wird ihn nennen.** Er hat auch deswegen alle menſchliche Schwachheiten übernommen, um zu beweiſen, daß er eine Seele habe; welches die Lucianiſten leugnen: denn das Fleiſch allein iſſt und trinkt nicht; ſeine Gottheit konnte dieſes gar nicht thun; aber ſeine Seele dürſtete; und Seele und Leib zugleich fühlten Ermüdung. Mehrere Stellen der Bibel legen ihm eine

J. n. C. G. 363. bis 430.

Seele bey; er ſelbſt ſagt, ſeine Seele ſey betrübt. Doch verriethen dieſe und andere ſeiner Worte keine Furcht vor dem Tode; ſondern er betrug ſich gegen denſelben wie ein mächtiger König, der mit einem weit ſchwächern Krieg führt. Ein ſolcher Fürſt bedient ſich nicht ſeiner ganzen Macht gegen den Feind, weil ſich dieſer ſonſt in keine Schlacht mit ihm einlaſſen würde; ſondern er nimmt vielmehr eine verſtellte Flucht, damit derſelbe Muth zum Streite bekommen möge. Eben ſo reizte der Heiland ſeinen Feind zum Angriffe, damit dieſer, in der Vorausſetzung, er fürchte ſich vor dem Tode, ihn zwar, zum Heil der ſterblichen Menſchen, tödten, aber auch deſto leichter von ihm beſiegt werden könnte. Die Beſchaffenheit ſeines Todes lehrt vornehmlich Petrus (1 B. C. III. v. 18.). Denn ſeine Gottheit übernahm zwar das Leiden im Fleiſche; kann aber an ſich und konnte niemals leiden; ſo wie ſeine Ewigkeit unveränderlich blieb. Daraus, daß auch dem Vater eine Seele im uneigentlichen Verſtande zugeſchrieben wird, folgt nicht, daß der Sohn keine wahre gehabt habe: denn er mußte ſie als ein Menſch haben. Seele und Leib litten eigentlich bey ihm; ſeine Gottheit aber ließ es ſich gefallen, daß ihr dieſe Leiden zur Erlöſung der Menſchen zugeeignet wurden; wie man die Flecken eines Kleides demjenigen beylegt, der es trägt. Der Angſtſchweiß, den der Erlöſer ausgeſtanden hat, beweiſet freylich ſeine Menſchheit; aber die Erſcheinung des ſtärkenden Engels zeigt nicht eigentliche Stärkung an, deren er, über alle Engel erhaben, nicht bedurfte; ſondern Anbetung deſſelben, als durch welche nach 5 B. Moſ. C. XXXII. v. 43. die große von ihm erwieſene Kraft und Stärke gerühmt wird. Die Frage, welche Chriſtus that: **Wo habt ihr den Lazarus hingelegt?** und dergleichen mehr, ſind nicht einmal Proben von menſchlicher Unwiſſenheit; ſondern vielmehr Verweiſe für den Unglauben der Menſchen; oder Veranlaſſungen zur Bekanntmachung ſeiner Wohlthaten. Denn auch der Va-

ter

ter fragte: Adam, wo biſt du? und es iſt falſch, wenn die Ketzer alle ſolche Fragen im Alten Teſtamente dem Sohne zuſchreiben. Man darf ſich auch nicht wundern, daß er ſagt: Durch mich kommen ſie zum Vater, als wenn er verſchiedenen Weſens von demſelben wäre; indem er anderswo verſichert, der Vater ziehe zu ihm. Seine Geburt, ſein Uebergang von einem Orte zum andern, und mehrere örtliche Einſchränkungen, hinderten doch nicht, daß er die ganze Welt erfüllte. Die Stellen, Hebr. C. III. v. 1. und Apoſt. Geſch. C. IV. v. 10. nach welchen ihn Gott zum Hohenprieſter und Chriſtus gemacht hat, betreffen auch nur ſeine menſchliche Natur. In den Sprüchen des Salomo, C. VIII. v. 22. ſteht zwar geſchrieben: Der Herr hat mich geſchaffen, als den Anfang ſeiner Wege zu ſeinen Werken. Aber in Sprüchwörtern muß man die Worte nicht ſo ſehr nach ihrer eigentlichen Bedeutung nehmen. Wir wiſſen auch nicht einmal, ob in dieſer Stelle von dem Sohne Gottes die Rede ſey. Denn es giebt mehrere Gattungen der Weisheit; und wenn der Sohn die Weisheit des Vaters, aber nicht aus ihm hervorgekommen wäre: ſo würde es dem Vater in ihm ſelbſt an Weisheit fehlen. Gott weiß es allein, wie dieſe Stelle zu erklären ſey; wenigſtens enthält ſie manches Widerſprechende, wenn ſie auf die ewige Weisheit gezogen werden ſoll, und müßte bloß von der Menſchwerdung Chriſti verſtanden werden. Sogar die wahre Ueberſetzung dieſer Stelle iſt noch ſtreitig, indem ſie Aquila dem Hebräiſchen ganz gemäß, überſezt: Der Herr hat mich erworben. Wir pflegen auch dieſes wohl von unſern Kindern zu ſagen; aber man kann jene Worte auch ſo überſetzen: Der Herr hat mich wie ein Küchlein ausgebrütet. So viel iſt gewiß, daß der natürliche Sohn des Vaters das Fleiſch im Leibe der Maria angenommen hat; und daß er ſolchergeſtalt Mittler zwiſchen Gott und Menſchen, aber nicht mit Verwandlung ſeiner Natur, geworden

J. n. C. G. 363. bis 430.

 iſt.

J. n. C. G. 363. bis 430. iſt. Unſere Gegner deuten auch die Worte: **er hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu ſeyn,** irrig, als wenn ſie anzeigten, Chriſtus habe nicht durch einen Raub Gott gleich ſeyn wollen: denn ſie ſetzen vielmehr ſeine göttliche Natur voraus, die er frey gegen die Juden behaupeet hat. Die figürlichen Ausdrücke, welche von ihm gebraucht werden, laſſen ſich leicht erklären. Ein Geſchöpf aber iſt er nicht, weil er nicht körperlich, ſondern geiſtig, ohne Zeit und Anfang, kurz unbegreiſlich, gezeugt worden iſt. Gott hat durch dieſe Zeugung nichts von ſeiner Natur verloren, da ſelbſt das ſich mittheilende Feuer nichts von der ſeinigen verliert. Freylich aber iſt das Wort nicht erſt hinzugekommen, und mit dem Vater verbunden worden. Denn gegen die thörichte Meinung des **Manes**, daß die Seelen von einer Lichtſäule entſprungen wären, und Einen Körper ausmachten; wenn ſie aber ihre Leiber verließen, in Ein Weſen gebildet würden, ſtreitet die Stelle: **In meines Vaters Hauſe ſind viel Wohnungen.** Die Erzeugung des Sohnes Gottes verurſachte alſo keine Veränderung in dem Vater; welche zu vermeiden, die Ketzer den Sohn für ungezeugt ausgeben. Sie ſchließen auch fälſchlich aus den Worten: **Dieſer iſt mein Sohn, den ich erwählet habe,** er ſey bloß aus Gottes Gnade, nicht der Natur nach, deſſelben Sohn: denn Gott konnte nur dieſen einzigen erwählen. Eben ſo heißt er auch **der Sohn der Liebe**, weil Gott ihn, und uns in ihm liebt. Er kann auch kein Geſchöpf ſeyn, weil er nach Pſalm XCVII. v. 7. von den Engeln angebetet werden ſoll. Nirgends hat in den vier Evangelien, welche aus tauſend, ein hundert und zwey und ſechzig Abſchnitten beſtehen, entweder der Sohn geſagt: **Der Vater hat mich erſchaffen;** oder der Vater: **ich habe mir einen Sohn, oder meinen Sohn erſchaffen.** Der Leib Chriſti iſt zwar ein Geſchöpf; aber wir beten auch nicht den Leib beſonders, ſondern den Eingebohrnen im Leibe an: ſo wie man einen König auf

dem

dem Throne, aber nicht ſeinen Thron verehrt. Die Arianer machen vergebens den Unterſchied: der Sohn ſey zwar ohne Zeit gezeugt; aber doch nicht ewig; er ſey einmal nicht da geweſen. Denn dieſes Einmal, das ſie für keine Zeit ausgeben, iſt doch gewiß eine. Sie fragen überdies: Hat der Vater den Sohn mit Willen, oder nicht mit Willen gezeugt? Iſt das leztere: ſo iſt Gott durch die Nothwendigkeit dazu gedrungen worden; gilt aber das erſtere: ſo war ſein Wille eher vorhanden, als der Sohn, und dieſer alſo nicht ewig. Doch keines von beyden läßt ſich von Gott behaupten: er brauchte nicht erſt, wie die Menſchen, Entſchließung und Willen; ſondern er hat das heilige Wort und Gott durch ſeine unendliche und unbeſchreibliche Natur gezeugt. Ueberhaupt verdrehen die Ketzer eigentliche Redensarten, wie das Wort Gezeugt, in uneigentliche, und uneigentliche wie das Wort Geſchaffen, das dem göttlichen Worte gar nicht zukömmt, in eigentliche, um nur die ewige Zeugung deſſelben ſtreitig zu machen. Sie geben auch den Propheten Lügen Schuld, weil dieſelben verſicherten, Gott geſehen zu haben, welches ſich doch, nach der ausdrücklichen Erklärung Chriſti, von niemanden ſagen laſſe. Aber ſie unterſcheiden eine vollkommene Anſchauung und Ueberſicht nicht von dem Sehen eines Theils, den man an ſtatt des Ganzen ſetzen kann. Die Propheten haben auch Gott nicht bloß mit dem Verſtande, ſondern mit den Augen ſelbſt, ſo weit es möglich war, geſehen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Man darf alſo hier nicht, ſo ſezt **Epiphanius** ſeine Widerlegungen fort, eine allegoriſche Erklärung annehmen, wie es viele beym Paradieſe gethan haben; inſonderheit **Origenes**, welcher behauptet, daß gar kein Paradies auf der Erde ſey. Er beruft ſich auf die Stelle des Apoſtels, 2 Corinth. C. XII. v. 2. allein dieſer hat keineswegs den dritten Himmel mit dem Paradieſe vermiſcht. Iſt dieſes leztere gar nicht vorhanden:

J. n. C. G. 363. bis 430.

den: ſo muß auch die ganze Schöpfungsgeſchichte, in welche es gehört, allegoriſch erklärt werden. Das iſt aber bey wirklich geſchaffenen Dingen unmöglich. Der Menſch wurde allerdings nach dem Bilde Gottes geſchaffen; nur wollen wir die göttlichen Gnadengaben nicht zu neugierig durchforſchen, und alſo auch eben nicht unterſuchen, wie die Menſchen das **Ebenbild Gottes** empfangen haben. Wir ſagen nicht, daß der **Leib** nach demſelben gebildet worden ſey; wir ſetzen es auch nicht in die **Seele**, oder in den **Verſtand**, oder in die **Tugend**. Doch ſagen wir auch nicht, daß der Leib oder die Seele nicht nach dem Bilde Gottes ſey. Es iſt alſo zwar dasjenige im Menſchen, was nach dem Bilde iſt; wie aber, das weiß Gott allein. Soll es im Leibe geſucht werden: ſo macht man das Sichtbare, Begreifliche und Fühlbare zu einem Bilde des Unſichtbaren und Unbegreiflichen. Gleichwohl iſt es im Leibe, weil es im Menſchen iſt, und der Leib, noch ehe ihm die Seele eingeblaſen wurde, Menſch hieß, 1 B. Moſ. C. II. v. 7. Man ſieht auch aus dieſem Einblaſen, daß die Seele ein Geſchöpf ſey. Wir halten ſie zwar nicht für einen Theil Gottes; denken aber doch von ihr dieſer Einblaſung würdig, ohne dieſelbe genauer beſtimmen zu können. In der Seele kann das Bild Gottes auch nicht ſeyn; denn ſie iſt Gott darinne unähnlich, daß ſie theilbar iſt; (Hebr. C. IV. v. 12.) das Zukünftige nicht kennt, und nur die Vorderſeite der Körper ſieht. Und doch muß es auch gewiſſermaaßen in der Seele ſeyn, weil dieſe ebenfals Menſch genannt wird. Man wird vielleicht ſagen, das Bild Gottes ſey im **Verſtande**. Allein da **Paulus** von demſelben ſchreibt, (Br. an die Römer, C. VII. v. 23.) er werde gefangen gehalten: ſo iſt dieſes auch nicht möglich. Weiter kann es auch nicht in der Tugend ſeyn, an die man doch hier vorzüglich denken muß. Denn Adam wurde nach dem Bilde Gottes geſchaffen, ehe er noch eine Tugend geübt hatte. Wollte man endlich behaupten,

ten, die Tauffe ſey nach dem göttlichen Bilde: ſo wür- A. n.
de daraus folgen, daß die Gerechten, welche nicht ge- C. G.
tauſt worden, auch nicht nach dieſem Bilde geweſen wä- 363.
ren; wenn gleich das Vorbild der Tauffe ſchon vom bis
Moſes und vom Meere an ſeinen Anfang genommen 430.
hat. Alle Menſchen haben alſo dasjenige an ſich, was nach dem Bilde heißt; aber nicht nach ihrer Natur. Denn ſie haben das, was nach dem Bilde iſt, nicht nach einer Aehnlichkeit mit Gott; als welcher unbegreiflich, ein Geiſt über jeden Geiſt, und ein Licht über alles Licht iſt. Wir glauben es unterdeſſen, daß Gott den Menſchen nach ſeinem Bilde gemacht habe: ſo wie wir an der Verſicherung Jeſu nicht zweifeln, daß das Brod, welches er in die Hand nahm, ſein Leib war; obgleich zwiſchen dem Brode und dem menſchlichen Leibe weder Gleichheit noch Aehnlichkeit iſt. Wer dieſes nicht glaubt, der verliert Gnade und Seligkeit. Wir wiſſen auch, daß unſer Herr ganz Gefühl und fühlend, ganz Gott, ganz bewegend, ganz wirkend, ganz Licht, ganz unbegreiflich iſt; aber uns nach ſeiner Gnade dieſes geſchenkt hat. Man kann mit dieſer Stelle des **Epiphanius** vom göttlichen Ebenbilde, diejenige ähnlichen Inhalts in ſeinem Werke von den Ketzereyen vergleichen, welche bereits in dieſer Geſchichte, (Th. VI. S. 216. der zweyten Ausgabe) angeführt worden iſt.

Er kommt nun wieder zum **Paradieſe**, und zu den irrigen Meinungen des **Origenes**. Daß jenes wirklich auf der Erde geweſen ſey, beweiſet er auch aus der Redensart: **Es erhob ſich eine Quelle**, weil es ſonſt, wenn bloß das himmliſche Paradies gemeint wäre, heißen müßte: **es kam eine Quelle herab.** Die vier Ströme, welche aus dieſem Quell entſprangen, werden als eben ſo viele noch vorhandene Beweiſe von ihm erläutert. Darunter ſagt er vom **Phiſon**, es ſey der **Ganges**, bey den Griechen **Indus** genannt, der das große und kleine **Evilat**, oder das Land der Ely-

māer durchlauſe, das groſze Aethiopien durchziehe, und
J. n. C. G. gegen Süden gehe; endlich aber innerhalb Gades, ſich
363. bis 430. in das groſze Weltmeer ergieſze. Der zweyte Fluſz, fährt er fort, der Gheon, iſt eben ſo ſichtbar und nicht allegoriſch; es iſt der Nil, wie man aus Jerem. C. II. v. 18. ſieht. Wenn es kein wirkliches Paradies gab: ſo iſt auch keiner von dieſen Flüſſen da geweſen; ſo war kein Adam und keine Eva; ſo ſind überhaupt keine Menſchen. Nun aber ſind wir doch alle vom Adam entſtanden: und hier fällt es dem Verfaſſer ein, zur Beſtätigung einer Wahrheit, die niemand geleugnet hat, das völlige Geſchlechtsregiſter von Adam bis auf Chriſtum beizubringen. Es unterſcheidet ſich von dem im Anfange der Geſchichte des Matthäus befindlichen dadurch, daſz er einige Namen anders ſchreibt, als dieſer Evangeliſt, auch zwiſchen den Joram und Ozias, den Ochozias, Joas und Emeſias einrückt. Vom Joſeph erzählt er, daſz derſelbe mit ſeiner erſten Frau vier Söhne, Jacobus, Judas, Simon und Johannes; ingleichen zwo Töchter, Anna und Salome, gezeugt; endlich aber als Wittwer in ſeinem Alter, nach der nothwendigen Beſtimmung des Looſes, das auf die beym Tempel erzogenen erſtgebohrnen Kinder fiel, die Jungfrau Maria geheyrathet habe, von welcher der Erlöſer, lediglich durch die Kraft des heiligen Geiſtes, gebohren worden ſey. Da ſich nun dieſes unter der Regierung des Auguſtus zugetragen hat: ſo rückt Epiphanius gleich das ganze Verzeichniſz der römiſchen Kaiſer, von dieſem an, bis auf den Gratianus, aber nicht ohne Fehler, ein. Alſo iſt die Geſchichte der Menſchen, ſo fährt er fort, nicht allegoriſch, auch alles, was im Paradieſe vorfiel, eigentlich zu verſtehen. Denn Gott iſt alles möglich; hat der Sohn Gottes den verweslichen Leib, welchen er empfieng, als er ihn mit der Gottheit vereinigte, zum unverweslichen machen können: ſo konnte Gott auch ein irdiſches Paradies hervorbringen, und in demſelben dasjenige geſchehen

ſchehen laſſen, was davon erzählt wird. Adams Leib und unſerer, und der Leib des Erlöſers ſind aus einerley Materie; der leztere aber iſt mit der Unſterblichkeit des Worts im Himmel geiſtlich verbunden worden. Origenes hat noch eine andere thörichte Allegorie erſonnen. Er behauptet, die Röcke, welche Gott unſern Stammeltern gemacht haben ſollte, bedeuteten ihren fleiſchigten Körper, in den ihre Seelen erſt nach dem Sündenfalle eingeſchloſſen worden wären: denn Kleider zu verfertigen, ſey Gott unanſtändig. Allein es war gewiß für Gott leichter, dieſes zu thun, als Himmel und Erde aus Nichts zu erſchaffen; oder einen Stab in eine lebendige Schlange zu verwandeln; oder die Bekleidung der Iſraeliten vierzig Jahre hindurch unabgenüzt zu erhalten. Bereitete ſich nicht Chriſtus ſelbſt neue Kleider, als er bey ſeiner Auferſtehung die alten Tücher im Grabe ließ. Doch die ganze Allegorie des Origenes fällt ſchon dadurch über den Hauffen, daß Adam noch vor dem Falle von ſeinem Fleiſche ſpricht.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Von dieſen Meinungen des Origenes aber, und von der Behauptung eben dieſes Schriftſtellers, daß der Sohn den Vater, der heilige Geiſt den Sohn, und die Engel den heiligen Geiſt ſo wenig ſehen können, als dieſe von den Menſchen geſehen würden, geht Epiphanius aufs neue zur Beſtätigung des Lehrſatzes über, daß im Vater, Sohn und heiligen Geiſte nichts verſchiedenes, ſondern die heilige Dreyeinigkeit gleiches Rangs und Weſens ſey. Zum Beweiſe davon führt er zuerſt die Schriftſtellen, Tit. C. II. v. 11-14. Coloſſ. C. II. v. 14. Johann. C. I, v. 14. 2 Corinth. C. V. v. 15. 19. Coloſſ. C. I. v. 19. 20. Epheſ. C. I. v. 10. C. II. v. 14-16. 1 Corinth. C. I. v. 30. und andere mehr an, aus welchen er die hohen Verdienſte des Erlöſers um die Menſchen erklärt. Daß aber, ſezt er hinzu, Chriſtus aus dem Vater, als Gott aus Gott, und der Geiſt aus Chriſto, oder aus beyden, auch die Ge-

burt

burt Chriſti aus dem heiligen Geiſte, geglaubt wird;
J. n. C. G. dieſes Geheimniß verſtehe ich durch den Glauben, durch
363. das Gehör, und durch die Liebe gegen denjenigen, der
bis zu mir herabgekommen iſt. In der heiligen Schrift
430. wird die Dreyeinigkeit ſo vorgeſtellt: Drey ſind heilig, und drey zugleich heilig; drey von Einer, und von gleicher Geſtalt; drey wirkende und zugleich wirkende; drey beſtehende und mit einander beſtehende. Das heißt die heilige Dreyeinigkeit: Drey welche ſind, Eine Uebereinſtimmung, Eine Gottheit eben deſſelben Weſens, eben derſelben Gottheit und Selbſtſtändigkeit, ähnlich aus dem ähnlichen, in der Gleichheit der Gnade des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes. Wie dieſes aber zugehe, muß ihnen ſelbſt zu lehren überlaſſen werden; welches ſie auch gethan haben. Sie werden Licht, Feuer, Geiſt, und mit andern Nahmen ſichtbarer Dinge genannt, ſo wie es ein jeder Menſch, dem ein Dienſt geleiſtet wird, würdig iſt. Chriſtus wurde ein Diener der Beſchneidung, um die göttlichen Verheiſſungen zu erfüllen; und der heilige Geiſt dient nach der Verſicherung. Chriſtus wird vom Vater geſandt: und auch der heilige Geiſt wird geſandt. Beyde reden in den Heiligen, heilen Heilige, und tauffen in ihrem Nahmen. Aus beyden kommt Gerechtigkeit und Gnade. Der Geiſt wird mit dem Vater und mit dem Sohne verbunden; er wird Gott genannt, (Apoſt. Geſch. C. V. v. 3. 4.) und es wird geſagt, Gott ſey im Geiſte gerechtfertigt worden. (1 Timoth. C. III. v. 16.) Der Sohn wird auch Gott genannt. (Röm. C. IX. v. 5. Apoſt. Geſch. C. XVI. v. 32. 34. Johann. C. I. v. 1. Tit. C. II. v. 10. 11. Apoſt. Geſch. C. XX. v. 28. 1 Timoth. C. I. v. 12.) Sohn und heiliger Geiſt wirken alſo mit dem Vater; ſie ſind mit demſelben nach Pſalm XXXIII. v. 6. Schöpfer; und der heilige Geiſt ſoll nach Joh. C. IV. v. 24. angebetet werden; ſie ſind alſo beyde Gott. Der Vater, Sohn und heilige Geiſt werden in der Schrift mit verſchiedenen Nahmen belegt. Wie

Gott der Vater Licht iſt: ſo iſt der Sohn Licht aus dem Lichte. Gott iſt auch ganz Kraft, und iſt deswegen Herr der Kräfte. Der Sohn iſt ganz Weisheit, und alſo Weisheit aus Weisheit. Gott iſt ganz Leben; mithin iſt der Sohn Leben aus Leben. Der heilige Geiſt aber iſt aus beyden, Geiſt aus dem Vater: denn der Geiſt iſt Gott. Er iſt der Geber göttlicher Gaben; er verkündigt den Willen des Vaters, wie der Sohn. Sagt jemand, daß wir auf dieſe Weiſe zween Söhne annehmen: ſo antworte ich, daß Gott ſelbſt denjenigen, der aus ihm iſt, Sohn, und denjenigen, der aus beyden iſt, Vater nenne. Der Vater iſt wahrhaftig der Vater des Sohns, und ganz Licht; der Sohn wahrhaftig der Sohn des Vaters, und Licht aus Licht; und der heil. Geiſt das dritte Licht vom Vater und Sohne; alles andere iſt es erſt durch gewiſſe göttliche Veranſtaltungen geworden. Der wahre Vater hat niemals angefangen, Vater zu ſeyn, und wird auch nie aufhören, es zu ſeyn: und ſo iſt auch der Sohn kein neugemachter, und der heilige Geiſt kein erſchaffener. In der Schrift kommen viele Geiſter vor; aber der heilige Geiſt wird allein vom Vater und Sohne der Geiſt der Wahrheit, der Geiſt Gottes, Chriſti und der Gnade genannt. Er allein ſchenkt jedem beſondere Gaben, und iſt ſelbſtſtändig, wie man aus den Worten ſehen kann: **Der Geiſt bläſet wo er will**; ingleichen aus dieſen: **Ihr müſſet aus Waſſer und Geiſt gebohren werden**, welche gleichbedeutend mit jener Stelle des Apoſtels ſind: **Ich habe euch in Chriſto Jeſu gezeugt.** Gleichwie niemand den Vater kennet, als der Sohn, und niemand den Sohn, als der Vater: ſo erkühne ich mich auch zu ſagen, daß niemand den heiligen Geiſt kennet, als der Vater und Sohn. Der Sohn iſt natürlicher und wahrer Sohn, der einzige vom einzigen, mit ihm iſt es auch der heilige Geiſt; wird aber Geiſt genannt. **Eine Gottheit** wird hauptſächlich beym Moſes verkündigt; eine **Zweyheit** vornehmlich in den

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Propheten; die Dreyheit aber ward in den Evangelien geoffenbaret, weil ſie ſich für die Erkenntniß und den Glauben dieſer Zeiten mehr ſchickte. So iſt auch zuerſt Rechtfertigung des Fleiſches, ſodann der Seele, endlich des Geiſtes, verſchafft worden.

Mit dieſer Ausführung, in welche eine große Anzahl bibliſcher Stellen eingeflochten worden iſt, glaubt der Verfaſſer die Lehre vom gleichen Weſen des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes, aus der heiligen Schrift hinlänglich, zum Nutzen der Gläubigen, und zur Widerlegung der Ketzer, bewieſen zu haben. Weil aber, ſo fährt er nun weiter fort, die Feſtigkeit unſers Heils auf dem feſten Bekenntniſſe von der Menſchwerdung unſers Heilandes, ingleichen auf der gewiſſen Hoffnung von der Auferſtehung der Todten und unſrer Wiedergeburt, beruhet: ſo führt er einen ähnlichen Beweis auch für dieſe Lehren. Der Herr ſelbſt, ſagt er, befohl den Apoſteln, in ſeinem, des Vaters und des heiligen Geiſtes Nahmen zu tauffen: er, der heilige und in dem göttlichen Weſen befindliche, (ἐνυπόστατος) der aus dem Vater hervorgeht; durch den die Aeonen und die Zeiten gemacht worden ſind. Denn die Zeit war nicht vor dem Sohne; ſonſt wäre ſie größer als der Sohn; und man könnte nicht mit der Schrift ſagen, daß alles durch ihn gemacht worden ſey; man müßte alsdann noch fragen, durch wen die Zeit gemacht worden wäre. Aber einige verfälſchen die gedachte Stelle, indem ſie nach den Worten: und ohne denſelben iſt nichts gemacht, die folgenden: was gemacht iſt, weglaſſen. Weder der Vater, noch der Sohn, noch der heilige Geiſt iſt gemacht worden; der leztere aber wehet aus dem Vater und Sohne. Alles andere iſt vom Vater, Sohn und heiligen Geiſt, durch das ewige Wort gemacht worden. Dieſer heilige Erlöſer kam vom Himmel, und würdigte die Werkſtätte der Jungfrau, unſer Heil zu vollbringen. Von ihr gebohren,

und

und vom heiligen Geiſte empfangen, nahm er das Fleiſch an, ohne ſeine Natur zu verändern; ſondern er nahm die Menſchheit, Fleiſch und Seele, zur Gottheit auf, indem er vollkommen vom Vater war. Er bildete ſich aber auch zum vollkommenen Menſchen aus der Gottesgebährerinn (θεοτόκȣ) Maria, durch den heiligen Geiſt. Er hat nicht bloß in Menſchen gewohnt, wie er durch die Propheten geredet und gewirkt hat. Vielmehr wurde das Wort Fleiſch; verwandelte aber nicht die Gottheit in die Menſchheit, und ließ auch keinen Theil des Menſchen zurück, damit der zurückgelaſſene nicht eine Speiſe des Teufels werden möchte. Wenn einige behaupten, Chriſtus habe keine menſchliche Seele angenommen: ſo ſehen ſie nicht ein, daß diejenigen, von welchen der Apoſtel ſagt: **Wir haben den Sinn oder Verſtand Chriſti**, ſowohl dieſen Sinn, als ihren eigenen, gehabt haben, und daß alſo auch Chriſtus die menſchliche Seele mit ſeiner Gottheit habe vereinigen können. Die heilige Schrift erklärt ſich auch laut, nicht wider den Verſtand; ſondern wider das Fleiſch. Man weiß alſo nicht, warum einige Chriſto eine Seele abgeleugnet haben. Sie glauben zwar, daß die Seele eine beſondere Perſon ſey, welche vom Apoſtel (1 Theſſal. C. V. v. 23.) der **Geiſt** genannt werde. Allein wenn Sinn, Geiſt und Seele von einander verſchieden ſeyn ſollten: ſo müßten mit dem **Leibe** gar vier, oder, wenn man den Unterſchied zwiſchen dem innerlichen und äuſſerlichen Menſchen annimmt, noch mehr Theile im Menſchen ſeyn. Chriſtus iſt alſo **Fleiſch**, das heißt ein vollſtändiger Menſch geworden: ſo wie auch **Seele** zuweilen auf dieſe Weiſe gebraucht wird. Es folgt ſogar aus jener Meinung, daß unſere Erlöſung nur angefangen worden ſey. Der Verſtand kann auch nicht etwas Selbſtbeſtehendes ſeyn; ſondern er iſt etwas Vernünftiges, und gleichſam das Auge der Seele. Die Propheten ſelbſt haben, wie zum Beyſpiel Jeſaias, C. XLII. v. 1. von Chriſto als einem vollkommenen Menſchen

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. geweiſſaget, und ihm ein Verſtehen beygelegt, welches nur der Seele zukömmt, auch ſo wenig von der Gottheit erklärt werden kann, als ſeine Erkenntniß, Luc. C. II. v. 52. Dadurch, daß er die Seele annahm, iſt er auch keineswegs der Sünde unterthänig geworden, indem er auch bey Annehmung des Leibes, ohne welchen ſie doch, nach Gal. C. V. v. 19. und Röm. C. VII. v. 18. nicht begangen werden kann, gleichwohl von derſelben frey blieb. Gott, das Wort, welches das Fleiſch annahm, hielt den Leib gleichſam im Zaum, und konnte ihn, wie er wollte, von jeder unnützen fleiſchlichen Handlung zurückhalten; wenn er hingegen wollte, überließ er ihn ſich auch zu vernünftigen und ſolchen körperlichen Bedürfniſſen, die ſeiner Gottheit anſtändig waren. Er hatte zwar einen wahren Verſtand; ergab ſich aber doch nicht unvernünftigen Begierden, that auch und dachte nicht fleiſchliche Dinge; ſondern handelte als Gott im wahrhaftigen Fleiſche, von der Jungfrau Maria gebohren, mit Fleiſch, Seele und Geiſt, mit dem ganzen Werkzeuge des Menſchen. Denn die Worte: Höre mein Geſchrey! (Pſalm V. v. 2.) ſind nicht eigentlich, ſondern blos vom Gebete zu verſtehen. Er war ſo wenig des Sündigens fähig, daß er vielmehr andere durch das Einblaſen ſeiner Kraft zu heiligen Menſchen machte. Die in den Stellen, Galat. C. IV. v. 4. und Phil. C. II. v. 8. gebrauchten Ausdrücke zeigen ſeine vollkommene, nicht bloß ſcheinbare Menſchheit und Unſündlichkeit an. Er hat beyde Naturen nicht in ſich vermiſcht; ſondern den irdiſchen Leib mit der Gottheit zu Einer Kraft und Einer Gottheit vereinigt. In ihm iſt der geiſtige Leib, und die unbegreifliche Gottheit; das nicht Verwesliche, was gelitten hat, und das Unverwesliche, was nicht leiden kann, das Unverwesliche im Ganzen. Gott der Herr hat, da er ſich zur Rechten des Vaters niederſezte, das Fleiſch nicht zurückgelaſſen; ſondern das Ganze in Eines, in Eine Gottheit verbunden. Dieſer eingebohrne Sohn Gottes, den niemand be-

begreiffen, noch ſehen kann, der unter uns Menſch ge- J. n.
worden, und geiſtlich auferſtanden iſt, hat in der anbe- C. G.
ſohlnen Taufformel durch das Verbindungswort **Und** 363.
angezeigt, daß der Vater, Sohn und heilige Geiſt drey bis
Selbſtſtändigkeiten in Einem Weſen ſind. Das wi- 430.
derſpricht den Irrlehrern, welche ſich dieſe drey wie Leib, Seele und Geiſt im Menſchen vorſtellen. Sie unterſchieden ſich ſelbſt bey der Tauffe Chriſti durch verſchiedene Handlungen: und überhaupt ſizt der Vater im Himmel, der Sohn ſizt zu ſeiner Rechten, und der Geiſt kömmt, wenn der Sohn von der Welt geht.

Hier hat man, ſchreibt **Epiphanius**, das rechtgläubige Bekenntniß, welches ſich von dem Geſetze und den Propheten an, bis auf unſere Zeiten, ohngeachtet der Anfälle der Ketzer, erhalten hat. Erſt vor kurzem haben einige, die in Aegypten und andern Ländern bey den Aſceten Beyfall fanden, eben ſo wie die Hieraciten gelehrt, daß nicht unſer Fleiſch, ſondern ein anders an deſſen Statt, auferſtehen werde. Freylich leugnen und haſſen alle Heyden die Auferſtehung, weil ſie ſich vor der Beſtrafung ihrer Schandthaten fürchten. Aber ſchon in der Natur kommen täglich unzähliche Beyſpiele vom Sterben und Auferſtehen vor. Es giebt Thiere, welche lange Zeit todt zu ſeyn ſcheinen, und wieder aufleben. Der Phönix verbrennt ſich nach fünfhundert Jahren, und ſteht aus ſeiner Aſche wieder auf. Selbſt in der heydniſchen Fabellehre werden Alceſtis und andere wieder lebendig gewordene Perſonen genannt; auch werden darinne die Höllenſtrafen anderer beſchrieben, welche doch nicht möglich wären, wenn ſie nicht noch in ihren Leibern lebten. Dieſem heydniſchen Irrthum aber kommen die Ketzer nahe, welche nur eine Auferſtehung der Seelen, nicht der Leiber zugeben. Wie kann aber die Seele auferſtehen, die niemals fällt und begraben wird? Die Gewohnheit der Heyden, Speiſe und Trank zu den Gräbern zu brin-

 gen,

J. n. C. G. 363. bis 430. gen, und dem Verſtorbenen zuzurufen: Iß und trink, und ergötze dich! widerlegt ſchon ihren Irrthum. Glauben ſie, daß die Seelen in den Gräbern ihrer Leiber ſind; ſo befinden ſich dieſelben in einer unempfindlichen Erwartung ihrer Wiedervereinigung mit den Körpern. Und doch halten die Heyden das Fleiſch für etwas Böſes, das nicht verdiene, wieder auferweckt zu werden. Allein ſie ſetzen vielmehr die Seelen der Todten in gewiſſe Oerter, welche einer jeden von Gott nach dem Werthe ihres Lebens beſtimmt worden ſind. Noch ſchlimmer iſt die vom Origenes herrührende Meinung, daß ein anderes Fleiſch an Statt unſers jetzigen auferſtehen werde. Es würde ungerecht ſeyn, ein anderes Fleiſch, als dasjenige, welches geſündigt hat, zu ſtrafen; oder einen andern Leib zur Herrlichkeit zu führen, als den, welcher durch Faſten, Wachen und Verfolgungen für Gott viel ausgeſtanden hat. Eben ſo wenig kann die Seele allein wegen Sünden, die ſie ohne den Leib nicht hätte begehen können, geſtraft werden. Das Geſicht Ezechiels zeigt, daß Gott todte Leiber auch ohne die Seelen wieder beleben könne; deſto weniger ſollen wir an ihrer Auferſtehung zweifeln. Gleichwohl kann auch der Leib nicht allein ohne die Seele beſtraft werden, weil er gemeinſchaftlich mit dieſer geſündigt hat. Sie müſſen alſo beyde wieder mit einander verbunden werden. Um dieſer gemeinſchaftlichen Auferſtehung willen, thun und leiden wir alles für Gottes Nahmen, weil unſere Hoffnung durch dieſelbe erfüllt werden ſoll. Die Stelle des Apoſtels, 1 Corinth. C. XV. v. 43-53. beweiſet es hinlänglich, daß der jetzige Leib auferſtehen werde. Auch der Erlöſer iſt mit ſeinem vorigen Leibe auferſtanden; denn er zeigte die Nägelmale und die Seitenöffnung an demſelben; wiewohl er geiſtlich geworden war, und durch verſchloſſene Thüren gieng. Sollte jemand einwenden, daß Christi Leib, weil er allein ohne männlichen Saamen gezeugt worden, auch allein ganz wieder auferſtanden ſey: ſo

wird

wird er dieſes nicht beweiſen können. Zwar heißt der Erlöſer der Erſtling unter denen, die da ſchlafen: allein dieſes bedeutet nur ſo viel, daß er der erſte auferſtandne Todte ſey, der nicht wieder ſtarb. Nur einmal ſtarb er, da er mit der Menſchheit litt, indem ihm das Leiden dergeſtalt zugerechnet wurde, daß er in der Unſterblichkeit blieb. Durch das Fleiſch haben wir keine Hoffnung: denn verflucht iſt derjenige, der ſich auf Menſchen verläßt. Chriſtus war auch kein Menſch, der nach und nach zur Gottheit gelangt wäre; Gott allein, der wahrer Menſch wurde, konnte uns erlöſen. Sein Leiden wurde der Gottheit eben ſo zugerechnet, wie ein blutiger Flecken am Kleide demjenigen, der es trägt. So hat Chriſtus im Fleiſche gelitten, in ſeinem, des Herrn, Leibe, den der heilige Gott, das Wort, vom Himmel kommend, ſich ſelbſt gebildet hat: und ſo ſezt die Welt ihre Hoffnung nicht auf einen bloßen Menſchen. Wir beten den gekreuzigten, begrabenen, auferſtandenen und gen Himmel fahrenden Herrn an. Die ganze Schrift iſt zwar voll von der Auferſtehung; allein die Vollkommenheit dieſer Lehre wurde zur Ankunft deſſen aufbehalten, der die Erfüllung des Geſezes iſt. Wo wird nicht in der heiligen Schrift der Auferſtehung gedacht? Zuerſt verkündigt ſie Abels Blut, welches noch nach ſeinem Tode redet. Enoch wurde weggenommen, und ſah den Tod nicht. Noah bauete das Fahrzeug, zu einer Wiedergeburt für ſeine Familie. Der alte Abraham zeugte mit der Sara, deren Leib auch bereits erſtorben war, einen Sohn. Iſaak wurde vom Tode gerettet ſeinem Vater übergeben, und Gott zeigte an ihm die Hoffnung der Auferſtehung. Joſeph ließ dieſelbe blicken, indem er nicht verſtattete, daß ſeine Gebeine in Aegypten blieben. Auch bezeugte Gott dieſelbe, da er ſich den Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs nannte, ob ſie gleich ſchon lange todt waren. Ein Geiſt hat eben daſſelbe im Geſetze und im Evangelium geredet. Der dürre Stab Aarons wurde in Ei-

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

ner Nacht grün und fruchtbringend; ein Bild der Auferſtehung, welche in einem Augenblicke geſchehen wird. Den Ungläubigen mag die unwiderſtehliche Macht Gottes dieſes glaubwürdig machen. Er belebte auch den dürren Stab Moſis, und verwandelte ihn, nicht einen andern, nicht nur zum Theil oder ſcheinbar, in eine Schlange. Hundert und zwanzig Jahre nach Rubens Tode, ſagt Moſes, er lebe, nemlich durch die Auferſtehung; und ſterbe nicht, das heißt, des zweyten Todes der Verdammung. Wenn von einigen Körpern nur ein Theil auferſtehen ſollte: ſo würde bey Gott ein Anſehen der Perſon ſeyn. Allein überall finden wir in der Schrift, daß die Auferweckung den ganzen Menſchen betroffen habe, und daß dieſes nicht etwan ein Vorzug der Beſchnittenen oder der im eheloſen Stande Lebenden geweſen ſey. Eben ſo ſind andere ganz von der Erde verſchlungen, und mit Leib und Seele in die Hölle geſtürzt werden. Die Geſchichte Dathans und Abirams, die Stellen Hiob C. XIV. v. 14. Pſalm CIII. v. 5. Jeſ. XXVI. v. 19. Pſalm LXVIII. v. 7., beſtätigen ſolches. Zwar heißt es beym Hiob, C. XIV. v. 12. ein Menſch, wenn er ſich lege, werde nicht aufſtehen, und nicht aufwachen. Allein der Zuſatz: ſo lange der Himmel bleibt, zeigt, daß ſolches nur ſo lange nicht erfolgen wird, bis der Himmel vergeht. Darum befohl auch Gott dem Ezechiel, die Gebeine und die Seelen zur Wiedervereinigung mit einander aufzufordern; er ſelbſt aber that es nicht, weil dieſe Leiber wieder ſterben ſollten. Eben ſo weckte Chriſtus im Fleiſche kommend nur ſolche auf, die noch einmal ſtarben; dereinſt hingegen wird er alle auferwecken, und niemand wird weiter ſterben. Mit ihm ſtanden viele Leiber der Heiligen auf, auch nicht blos Theile derſelben: denn ſie wurden von den ihrigen erkannt. Um uns noch mehr in dieſer Hoffnung zu ſtärken, ſtellte er immer die Auferweckung deſto leichter vor, je ſchwerer ſie vor menſchlichen Augen zu ſeyn ſchien. Zum Lazarus,

der

der ſchon vier Tage Tage im Grabe lag, ſagte er bloß: komm heraus! Die eben verſtorbene Tochter des Jairus aber nahm er bey der Hand, und ſprach zu ihr: Mägdchen! ſtehe auf! J. n. C. G. 363. bis 430.

Epiphanius fängt nunmehr an zu fürchten, daß ſeine Abhandlung zu lang werden dürfte, wenn er alle andere Schriftſtellen von der Auferſtehung anführen wollte. Er muntert alſo nur die chriſtlichen Lehrer, an welche ſein Buch gerichtet iſt, auf, die Ungläubigen durch ihren Glauben und ihre Standhaftigkeit in Verfolgungen, eines Beſſern zu überzeugen, auch ihnen den Unſinn des Götzendienſtes darzuſtellen. Bey dieſer Gelegenheit bringt der Verfaſſer eine ziemliche Anzahl ungereimter Meinungen und Erzählungen der Heyden von ihren Gottheiten bey, die niemals vorhanden geweſen wären, oder einen ſchändlichen Urſprung gehabt hätten. Durch ſolche Nachrichten, fährt er fort, in eurem kirchlichen Vortrage, zieht die Menſchen von der Abgötterey ab! Andere führt vom Ehebruch zur Keuſchheit, ja ſelbſt zur Enthaltung von ihren Eheweibern an! Denn die Zeit iſt kurz, wie der Apoſtel ſagt. Lehret alles durch euer eigenes Beyſpiel, gleich der Sonne, welche, ſobald ſie aufgegangen iſt, ſtillſchweigend in allen Künſten Unterricht giebt. Flößet inſonderheit vielen eine Neigung zum Mönchsleben ein! Verabſcheuet die Ketzer, beſonders die Manichäer und Marcioniten, vertreibt ſie aus dem Schaafſtalle Gottes, und verwahrt eure Zuhörer durch Gründe vor ihren Irrthümern! Sie werfen es der heiligen Schrift vor, daß ſie Gott bisweilen fragen laſſe, mithin ſeine Allwiſſenheit einſchränke. Aber auch Chriſtus fragte mehrmals: nicht, als wenn ihm etwas unbekannt wäre, ſondern aus weiſen Abſichten, wie zum Beiſpiel das blutflüßige Weib deswegen, damit ſie, an Statt Seiner, ein Zeugniß von Ihm ablegen möchte. So hat auch Gott den Adam nur darum gefragt: **Wo biſt du?** um ihn zu erinnern, von

J. n. C. G. 363. bis 430. welcher Höhe in welche Tiefe er herabgeſunken ſey; und den Abraham: Wo iſt Sara, dein Weib? um ſie allen künftigen Frauensperſonen zum Muſter der Beſcheidenheit zu empfehlen. Die Irrgläubigen tadeln auch wohl Gott darüber, daß er die Iſraeliten gelehrt habe, bey ihrem Auszuge aus Aegypten die dortigen Einwohner zu berauben. Sie hatten aber doch dieſen zweyhundert und funfzehn Jahre lang umſonſt gedient, welche Zeit mit eben ſo viel Jahren, die vom Abraham bis auf den Joſeph verfloſſen, diejenigen vierhundert und dreyßig Jahre ausmacht, welche von den Iſraeliten, nach Gottes Vorherſagung, im fremden Lande zugebracht werden ſollten. Nach einer dazu gehörigen Berechnung, die aber offenbar fehlerhaft ausgefallen iſt, erklärt es Epiphanius für billig, daß den Iſraeliten für ſo langwierige Dienſte ein Lohn angewieſen wurde. Auch beantwortet er darauf einen andern Einwurf, der gegen die Gerechtigkeit Gottes von der Schenkung Canaans an die Iſraeliten hergenommen wurde. Gott, ſagt er, beſtraft die Sünden der Vorfahren öfters erſt an ihren ſpätern Nachkommen. Nun hatte Noah nach der Sündfluth die ganze Welt unter ſeine drey Söhne vertheilt, wie ſolches hier ausführlich beſchrieben wird: eine Meinung, welche, wie man anderwärts geſehen hat, (Chr. Kirchg. Th. IX. S. 376.) in den Augen des Philaſtrius ſogar zur Glaubenslehre wurde. Da nun Canaan, der Sohn Chams, das Land, welches nachmals Paläſtina genannt ward, und auf Sems Antheil gefallen war, gewaltthätig an ſich riß: ſo gönnte es zwar Gott den Nachkommen des Cham lange Zeit, damit ſie dieſe unrechtmäßige Beſitzung an den rechten Herrn zurückgeben möchten; endlich aber ließ er ſie gänzlich darinne ausrotten, und gab das Land den Iſraeliten, welchen es gehörte. Als er ſich darauf mit der Synagoge verloben wollte: befohl er zuerſt dem Moſes, ſeine Schuhe auszuziehen: wiewohl er wegen des Verderbens der Synagoge, das Bad der

Wiedergeburt erſt ſehr ſpät einführte. Nachher nahm er den Propheten den Mantel ab; dem Jeremias ließ er bloß den Gürtel; am Johannes litt er gar keine Kleidung der Welt, und umgab ihn bloß mit Kameelhaaren; den Heiland aber und ſeine Jünger kleidete er, nach der Waſſerreinigung, mit Feuer und dem heiligen Geiſte. Gleichwohl erkannten die Jſraeliten, welche ſeine Gnade ſahen, nicht, daß er Gott ſey. Sie verſtanden auch andere Beweiſe der Gottheit des Sohnes und des heiligen Geiſtes nicht, wie 1 B. Moſ. C. I. v. 26. Pſalm XXXIII. v. 6. 1 B. Moſ. C. XIX. v. 24. Mich. C. V. v. 1. Das war ihnen beſonders anſtößig, daß Chriſtus zugleich Gott und Menſch seyn ſollte; da doch ſolches Jeſaiä C. VII. v. 14. verkündigt wird. Nun iſt aber der wahre Sabbath an Statt des alten da; und an die Stelle jener Beſchneidung, welche nur einen kleinen Theil des Körpers traf, iſt die himmliſche, das Waſſer mit Gebet, wodurch der ganze Leib gereinigt und vom Böſen befreyet wird, gekommen. Die Arianer und Sabellianer beſtreiten zwar die Geheimniſſe der heiligen Kirche. Allein zur Widerlegung der leztern iſt ſchon die Erſcheinung der Dreyeinigkeit bey der Tauffe Chriſti hinlänglich; den erſtern aber darf man nur die Stelle Johann. C. IX. v. 10. entgegen ſetzen. Endlich ſind wider diejenigen, welche die Gottheit des heiligen Geiſtes leugnen, die Beweiſe aus dem Geſange der drey Männer im glühenden Ofen, die den Sohn und den heiligen Geiſt nicht in ihr Verzeichniß von Geſchöpfen ſezten; aus dem dreymal Heilig der Engel, und aus Ap. Geſch. C. V. v. 3. 4. 1 Corinth. C. II. v. 10. gültig. Nach einer neuen Aufmunterung an die Lehrer, dieſen Glauben, welchen die Jungfrau Gottes, die Kirche, von den Apoſteln empfangen habe, aufzubewahren, rückt Epiphanius noch das Nicäniſche Symbolum, und darauf ein anderes ein, welches er nebſt allen rechtgläubigen Lehrern und der ganzen katholiſchen Kirche, übereinſtimmend mit dem vorher beygebrachten, ſonder=

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. ſonderlich den Täuflingen zur Verwahrung gegen neuentſtandene Irrlehren übergiebt. Dieſes leztere Symbolum enthält offenbar die Grundlage von dem ſo berühmten, welches ſieben Jahre nach dieſer Schrift von der Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel ausgefertigt worden iſt, wie man in dem vorhergehenden Theile dieſer Geſchichte (S. 300. fg.) geſehen hat. Es iſt unterdeſſen nicht glaublich, daß man hierinne der Anleitung des Epiphanius allein gefolgt ſey. Das Nicäniſche Symbolum, welches die Conſtantinopolitaniſche Synode vermehrte, war im Grunde aus dem Glaubensbekenntniſſe der Katechumenen bey ihrer Tauffe entſtanden. Seit demſelben hatten vornehmlich die Macedonianer ſolche Lehrſätze vorgetragen, welche in der Lehre vom heiligen Geiſte nothwendig genauer beſtimmte Zuſätze zu dem Glaubensbekenntniſſe erforderten. Mehrere Biſchöfe mögen ſie bald zum Gebrauche der Täuflinge gemacht haben, und mit einander darüber einig geworden ſeyn: ſo fand die Synode zu Conſtantinopel deſto weniger Schwierigkeiten, ſie in die Nicäniſche Lehrformel einzurücken.

Wenn die Lehrer, für welche Epiphanius das bisher beſchriebene Buch aufſezte, in demſelben wirklich Unterricht und Befeſtigung im Glauben, wie ſie erwarteten, gefunden haben: ſo müſſen ihre Kenntniſſe ſehr mäßig, und ihre Beurtheilung noch ſchwächer geweſen ſeyn. Der in bekannten Dingen ſo wortreiche, ſich ſo oft in Einem Kreiſe herumdrehende, ſo unordentliche, und in den meiſten bibliſchen Erklärungen oder Beweiſen ſo ſeichte Vortrag, iſt Männern von Nachdenken unerträglich; er öffnet faſt keine einzige neue Bahn der Unterſuchung, oder ſtrauchelt meiſtentheils, wenn der Verfaſſer etwas Ungewöhnliches ſagen will. Es iſt wahr, daß die Lehrer in Pamphylien, welche dieſe Schrift von ihm verlangten, ihn ausdrücklich gebeten hatten, (p. 2. T. II. ed. Petav.) ſie in einem ſolchen Schreiben an ihre

Ge-

Gemeine abzufaſſen, das auch ihren einfältigen Chriſten verſtändlich wäre. Allein zu dieſer Abſicht war die höchſt ermüdende Weitſchweifigkeit und das Einmiſchen vieler überflüßiger Anmerkungen gar nicht dienlich. J. n. C. G. 363. bis 430.

Gleichwohl wurde **Epiphanius**, bald nach der Vollendung dieſes Werks, vom **Acacius** und **Paulus**, zween Aelteſten und Kloſtervorſtehern oder Aebten, (Ἀρχιμανδρῖται) überaus demüthig, als ein neuer **Apoſtel** und **anderer Johannes**, deſſen Fürbitte bey Gott ſie und alle Mönche ungemein ſtärken würde, gebeten, nachdem ſie die Nahmen der Ketzer von ihm gehört hätten, ihnen auch die Lehre eines jeden derſelben deutlich bekannt zu machen. In dem Antwortſchreiben an ſie giebt er zuerſt die Urſache an, warum er das von ihnen verlangte Werk Πανάριον (einen **Apothekerkaſten**, oder eine **Arzneykiſte**) genannt habe; weil nemlich darinne die Heilungsmittel wider den giftigen Stich der ketzeriſchen Schlange geſammelt wären. Darauf erſucht er alle gutgeſinnte Leſer, es ihm zu verzeihen, wenn er bey ſeinem Eifer gegen die Ketzer harte Worte, wie Betrüger, und dergleichen mehr, gebraucht hätte; denn dieſes ſey bey ihrer Beſtreitung nothwendig geweſen, und ziehe auch leichter andere von ihrer Gemeinſchaft ab.

Dieſes Werk alſo, das ausführlichſte und beträchtlichſte, welches in der alten Kirche zur Kenntniß, und zugleich zur **Widerlegung der Ketzereyen** geſchrieben worden iſt, (T. I. p. 1. - 1108. ed. Petav.) theilte ſein Verfaſſer ſelbſt in drey **Bücher**, und dieſe wiederum zuſammen in ſieben **Abſchnitte**. Achtzig Ketzereyen ſind es, welche er darinne beſchrieben und beſtritten hat. Zwanzig derſelben gehören in die Zeiten vor Chriſti Geburt. Darunter werden vom **Epiphanius** fünf als **Hauptgattungen** angegeben, nemlich der **Barbarismus**, **Skythismus**, **Hellenismus**, **Judaismus** und **Samaritanismus**; aus

den-

J. n. C. G. 363. bis 430.

denſelben aber, leitet er die übrigen funfzehn als beſondere Arten oder Zweige her. Die ſechzig Ketzereyen der chriſtlichen Zeiten ſind ohne ſolche Claſſen der Abſtammung oder Verwandſchaft unter einander gemiſcht, dergeſtalt durchgegangen worden, daß die Simonianer den erſten Platz einnehmen, und die Maßalianer den letzten.

Man ſieht ſchon aus dieſem vorläufigen Abriſſe, daß richtig beſtimmte Begriffe, und überhaupt eine reiflich überdachte Methode, nicht die Sache dieſes Schriftſtellers geweſen ſind. Ketzerey iſt ihm alles, was von den herrſchenden chriſtlichen Religionslehren ſeiner Zeit abwich; es mochte nun chriſtlichen, oder jüdiſchen, oder heydniſchen, oder gar eines noch ältern Urſprungs ſeyn. Philaſtrius, der ſich übrigens, wie in dieſer Geſchichte bereits erzählt worden iſt, (Th. IX. S. 363. fg.) auf eine zum Theil ſehr ungereimte Weiſe beſtrebte, ein weit vollſtändigeres Ketzerheer aufzuführen, als dieſer ſein Vorgänger, und es wirklich beinahe um die Hälfte verſtärkt hat, begnügte ſich aus den vorchriſtlichen Zeiten nur an jüdiſchen Irrlehrern und Partheien; wiewohl die allermeiſten derſelben auf die Schickſale des chriſtlichen Lehrbegriffs gar keinen Einfluß hatten. Aber wenn man auch nur bey den chriſtlichen Irrlehrern ſtehen bleiben will, welche Epiphanius durch die Muſterung gehen läßt: ſo vermißt man bey ihm die Beurtheilung und Anordnung, die zu einem ſolchen Werke gehörten, beynahe gänzlich. Zu einer Zeit, da man ſich auf allen Seiten mit Ketzern umgeben zu ſeyn glaubte, und ihre eifrige Bekämpfung ein ſicherer Weg zum großen Ruhm und Anſehen in der Kirche war, erforderte es das Beſte der theologiſchen Gelehrſamkeit, der Religionsgeſinnungen ſelbſt, und der Sitten der Chriſten, daß die Anzahl und Wichtigkeit dieſer für ſo furchtbar gehaltenen Feinde eher vermindert, als vergrößert, und nach dreyhundertjährigen Streitigkeiten unterſucht würde, welchen Nutzen

oder

oder Schaden das Chriſtenthum und die Chriſten von einer jeden derſelben gehabt hätten; wie viele von denſelben noch verdienten gekannt oder fortgeführt zu werden; in welcher Faſſung man inſonderheit die neuentſtehenden erwarten müſſe. Ohne die ſchärfſte und zugleich gelaſſenſte Würdigung aller dieſer Religionshändel und Ausſchweifungen, konnte keine der gedachten Abſichten wohl erreicht werden. Da mußten bloße Irrungen und Mißverſtändniſſe von Irrthümern, gutgemeinte Verbeſſerungsvorſchläge von muthwilligen Verfälſchungen des Glaubens, armſelige Wortſtreitigkeiten von wirklichen Angriffen auf Hauptlehren, genau unterſchieden werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Zwiſtigkeiten über die Kirchenzucht, über die Rechte und Pflichten der Lehrer, über den äußerlichen Gottesdienſt und Uebungen der Frömmigkeit, ſelbſt viele von den exegetiſchen Streitigkeiten, nicht in eine Claſſe mit den dogmatiſchen oder moraliſchen, ſo weit dieſe wirklich weſentliche Beſtandtheile der Religion trafen, geworfen werden durften. Auf gewiſſe Hauptquellen, aus welchen alle dieſe Abweichungen von dem gewöhnlichen Lehrgebäude entſprungen waren; auf die Art, wie ſich dieſelben einander näherten, oder gar zuſammenfloſſen, mußte derjenige ebenfals ſehr aufmerkſam ſeyn, der eine lehrreiche Geſchichte derſelben — denn von einer Widerlegung iſt noch gar nicht die Rede — ſchreiben wollte. Allein von allem dieſem hat Epiphanius ſehr wenig, von manchem darunter gar nichts gethan. Der folgende Auszug wird nicht allein dieſes, ſondern auch die Erwartung beſtätigen, daß der polemiſche Theil ſeiner Arbeit unmöglich feſt genug ſtehen könne, da er auf einen ſeichten hiſtoriſchen Grund erbauet worden iſt.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Zuerſt alſo unter allen Ketzereyen nennt Epiphanius in jenem Antwortſchreiben den Barbarismus, welcher vom Adam bis zum Noah in zehn Menſchen-

ge-

J. n. C. G. 363. bis 430. geſchlechtern fortgedauert, und davon den Nahmen bekommen habe, weil die damaligen Menſchen keinen Anführer gehabt, noch mit einander übereingeſtimmt hätten; ſondern ein jeder ſich ſeinen Willen zur Vorſchrift gemacht habe. In dem Eingange des erſten Buchs ſelbſt, verſichert der Verfaſſer gleichwohl, daß zu jener Zeit noch keine Verſchiedenheit von Lehren, kein Nahme einer Ketzerey, vorhanden geweſen ſey, weil es damals noch kein allgemeines Geſetz gegeben. Zur Erläuterung dieſes Zuſtandes, oder des von ihm genannten Barbarismus, führt er dreymal die Stelle des Apoſtels an: „In Chriſto Jeſu iſt weder ein Barbar, noch ein Scythe, noch ein Grieche, noch ein Jude.“ Es fällt in die Augen, daß Epiphanius in dieſen Worten den Grund zu ſeiner ſeltſamen Eintheilung der Ketzereyen vor Chriſto geſucht habe; er giebt aber auch nunmehr zu verſtehen, daß er das eben genannte Wort von allen nicht ächtchriſtlichen Religionsanſtalten aller Zeiten brauche.

Daher verſteht er weiter unter dem Scythismus denjenigen Religionszuſtand, in welchem ſich die Welt vom Noah an, bis einige Zeit über den Babyloniſchen Thurmbau hinaus, oder bis auf den Phaleg und Regu, befunden habe, indem dieſe nach Europa in Scythien gezogen wären. Doch ſetzt er wiederum hinzu, daß es auch damals noch keine Ketzerey gegeben habe; ſondern nur Gottſeligkeit oder Gottloſigkeit, von einem jeden nach der Natur beſtimmt. Nur müſſe man dabey bemerken, daß bey den Frommen ſchon eben derſelbe Glaube vorhanden geweſen ſey, der noch in der heiligen katholiſchen Kirche fortdauert, und daß die Patriarchen, vom Adam an, wirklich Vorbilder der Chriſten geweſen wären.

Hingegen fängt der Verfaſſer den Hellenismus vom Serug, oder von der eigentlichen Abgötterey an, deren Gegenſtände zuerſt verſtorbene Regenten, oder Betrüger,

trüger, oder Männer, welche ſonſt merkwürdige Dinge verrichtet haben, geweſen ſeyn ſollen. Nachdem dieſelbe, ſagt er, von andern Nationen zu den Griechen gekommen, und bey denſelben mehr befeſtigt worden iſt, ſind unter ihnen daraus beſondere Partheien (αἱρέσεις) entſtanden. Vier derſelben beſchreibt Epiphanius: die Pythagoreer oder Peripatetiker; die Platoniker; die Stoiker und die Epikureer: alle viel zu kurz, und in verſchiedenen Stellen auch unrichtig. Er greift darauf einzele Lehrſätze derſelben an, wie die Seelenwanderung, und das Stoiſche Schickſal; eine genaue Widerlegung aber ihrer Lehrgebäude kömmt, ob er ſie gleich zu verſprechen ſcheint, gar nicht vor. Statt derſelben erzählt er allerley aus der älteſten Iſraelitiſchen Geſchichte, wie den Urſprung des Nahmens der Juden, Davids Geſchlechtregiſter; die Abſicht der Beſchneidung; das Verzeichniß ihrer heiligen Bücher, welches man ſchon an einem andern Orte (Th. IX. S. 23.) geleſen hat, und dergleichen mehr; bemerkt auch, daß die ehrwürdigſten Männer dieſer Nation immer eine Dreyheit in der Einheit Gottes geglaubt hätten, und ihre Cärimonien Vorbilder chriſtlicher Religionseinrichtungen geweſen wären.

J. n. C. G. 363. bis 430.

So kommt er ferner zu der Ketzerey der Samariter, die er nach einer allgemeinen Beſchreibung, und Vertheidigung der Auferſtehung der Todten wider ſie, in vier Partheyen theilt. Die erſte machen die Eſſener aus, welche ſich von den übrigen dadurch unterſchieden, daß ſie die groſſen jährlichen Feſte einſtimmig mit denen begiengen, bey welchen ſie ſich eben aufhielten. Die Sebuäer feyerten dieſelben nach ihrer eigenen Art; die Gorthener aber zu gleicher Zeit mit den Juden. Am meiſten wichen die Doſitheer von andern Samaritern ab, indem ſie die Auferſtehung der Todten glaubten, und ein ſtrengeres Leben führten; ſo daß ſie ſich des Belebten enthielten; einige nicht zum zweytenmal, andere gar nicht heyratheten:

Nun erſt folgt der Judaismus, obgleich der Ver-
J. n. C. G. ſaſſer bereits die Samariter daraus hergeleitet hatte.
363 Er findet in demſelben ſieben Partheyen. Die Sad-
bis ducäer, als die erſte, ſtammten von dem Samariter
430. Doſitheus ab; mit welchem ſie aber nichts mehr gemein hatten. Die Schriftgelehrten oder Schriftausleger beobachteten außer den Vorſchriften des Geſetzes, noch viele andere Gebräuche, und trugen beſonders Denkzettel. Ihre meiſtentheils albernen Satzungen leiteten ſie theils vom Moſes, theils von einem gewiſſen Akibas oder Barakibas, theils vom Andas oder Annas, der auch Judas hieß, theils von den Söhnen des Aßamonäers her. Die Phariſäer, welche mit den Schriftgelehrten im Glauben übereinkamen, hatten deſto mehr Eigenes in der Strenge der Lebensart, indem ſie eine vieljährige Keuſchheit, unaufhörliches Gebet, Enthaltung vom Schlafe, Verdoppelung der geſetzlichen Vorſchriften, und dergleichen mehr, beobachteten. Sie waren auch der Lehre vom unvermeidlichen Schickſal und der Aſtronomie, (ſo ſchreibt der Verfaſſer an Statt Aſtrologie,) zugethan: daher überſetzten ſie alle griechiſche Nahmen der Geſtirne und Himmelszeichen ins Hebräiſche. Er nimmt davon Gelegenheit, ihre Lehre vom Schickſal aus dem zu erwartenden jüngſten Gerichte und aus der menſchlichen Freyheit zu beſtreiten. Die Hemerobaptiſten, eine andere jüdiſche Sekte, leugneten die Auferſtehung der Todten, und hatten auch andern Unglauben mit den Sadducäern gemein; aber dieſes eigenthümlich, daß ſie ſich täglich, zur Reinigung von ihren Sünden, wuſchen. Die Naſaräer, welche Juden aus den Gegenden jenſeits des Jordan geweſen ſeyn ſollen, behaupteten, daß die gewöhnlichen fünf Bücher Moſis untergeſchoben, und die ächten nur bey ihnen vorhanden wären. Sie aßen auch deswegen nichts Belebtes und brachten keine Opfer. Epiphanius widerlegt jenes Vorgeben durch die Anmerkungen, daß manches in der Geſchichte nur

aus

aus den gedachten Büchern bekannt ſey; daß ſie nicht zugleich halb wahr und halb falſch ſeyn könnten; daß noch die Gegenden der darinne beſchriebenen Begebenheiten da wären, und daß ſich auch Denkmäler derſelben zeigten, wie die aegyptiſche Gewohnheit, um die Zeit der Stiftung des Paſcha, Schaaſe und Bäume roth zu färben. Die Oßener, das heißt, die Frechen, oder Feſten, verwarſen die meiſten Schriften der ſpätern Propheten; hatten auch außer dem Geſetze noch andere Bücher. Mit ihnen vereinigte ſich zu Trajans Zeiten ein Betrüger Elxai, der ihnen von Chriſto und von der Religion überhaupt die ſonderbarſten Meinungen beybrachte, und von welchem ſie Elceſaiten genannt wurden. (Unter dieſem Nahmen ſind ſie auch in der frühern Geſchichte bereits vorgekommen. Chr. K Geſch. Th. IV. S. 40.) Die ſiebente jüdiſche Parthey waren die Herodianer, die den Herodes für den Meßias hielten; welches Epiphanius ebenfals widerlegt.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Er fängt hierauf die Geſchichte der chriſtlichen Ketzereyen mit einer Nachricht von Chriſto und den Apoſteln an, und geht in dem zweyten Abſchnitte des erſten Buchs folgende Partheyen durch: die Simonianer, die Menandrianer, die Saturnilianer, die Baſilidianer, die Nicolaiten, die Gnoſtiker, die Carpokraſier, die Cerinthianer, die Nazaräer, die Ebionäer, die Valentinianer, die Secundianer, und die Ptolemaiten. Weder hier, noch bey dem ganzen übrigen Lauf des Werks, kann es erwartet werden, daß die Beſchreibungen, welche Epiphanius von dieſen Sekten ertheilt, in einem Auszuge erſcheinen. Sie ſind faſt alle ſchon in dieſer Geſchichte, nicht ohne Gebrauch unſers Schriftſtellers, aufgeführt worden; und wenn einige umſtändlichere Erzählungen oder Beylagen, die ſich bey ihm finden, daraus weggeblieben, wohl gar eine oder die andere unerhebliche Parthey, wie die beyden zuletzt genannten, Töchter der Valentinia-

 niſchen,

J. n. C. G. 363. bis 430.

niſchen, ganz übergangen worden ſind: ſo hat die eigentlich lehrreiche Vollſtändigkeit hoffentlich dadurch nichts verloren. Ohngeachtet aller Lücken und Dunkelheiten der älteſten Ketzergeſchichte, würde doch die bloße genaue Sammlung aller Berichte, welche die chriſtlichen Schriftſteller darüber bis ins fünfte Jahrhundert hinterlaſſen haben, eine der undankbarſten Arbeiten ſeyn, die ſich denken läßt. Aber das kann hier gefordert werden, daß die beſondere Streitmethode des Epiphanius, ſo weit man ſie nicht bereits aus ſeinem vorhergehenden Buche als ziemlich flach und weitſchweifig kennt, nebſt andern ihm eigenen Anmerkuugen oder Meinungen, richtig abgezeichnet werde. Schwer konnte es ihm bey den meiſten dieſer Partheyen nicht fallen, ihre thörichten Lehrgebäude, wie er ſie wenigſtens, nach dem Beyſpiele des Irenäus, und anderer mehr, vorſtellt, aus der heiligen Schrift, durch Folgerungen und ſpöttiſche Fragen zu widerlegen. Doch bietet ſich ihm häufig eine Gelegenheit an, auch gegen dieſe ſo verſchwärzten Irrlehrer etwas mehr als Gemeines zu ſagen: und dieſe Gelegenheit benutzt er entweder gar nicht; oder er ſpringt geſchwind wieder von einem für ihn nicht genugſam gebahnten Wege ab.

So ſetzt Epiphanius dem Vorgeben der Saturnilianer, daß die Welt ohne Gottes Einwilligung von Engeln geſchaffen worden ſey, den Grund entgegen, daß, da Gott ſolches leicht hätte verhindern können, ihm vielmehr die Schöpfung zugeſchrieben werden müſſe. Beym Baſilides bemerkt er zwar recht wohl, daß ſeine Parthey auf Veranlaſſung der Frage: woher das Böſe ſeinen Urſprung habe? entſtanden ſey. Allein er begnügt ſich daran, zu bemerken, daß anfänglich alles gut geweſen ſey; daß der Menſch freylich Böſes thun könne, und auch gethan habe; daß man aber keineswegs an ein ſelbſtſtändiges böſes Weſen denken dürfe. Noch mehr findet man ſich in ſeiner Erwartung bey demjenigen, was

er

er von den Gnoſtikern ſagt, hintergangen. Hier war es durchaus nothwendig, zu zeigen, welchen Einfluß die eben angeführte Frage auf die Bildung des Lehrbegriffs aller gnoſtiſchen Sekten gehabt, und was ſonſt dieſe ſo zahlreichen Gewächſe eines gemeinſchaftlichen Bodens hervorgetrieben habe. Daran aber hat der Verfaſſer nicht einmal gedacht. Es iſt vielmehr in ſeiner Beſchreibung der Gnoſtiker ſo viel Verwirrung, daß er es hauptſächlich geweſen iſt, welcher dadurch das alte Vorurtheil befördert hat, als wenn es eine beſondere Parthey dieſes Nahmens gegeben; nicht aber, wie ſchon andere vor ihm zeigten, viele Partheyen dieſen allgemeinen Nahmen geführt hätten. Dagegen leitet er die Gnoſtiker insgeſammt von dem Stifter der Nicolaiten her; beſchreibt einige ihrer Religionsſchriften und ſonderbaren Meinungen; meldet auch viel von ihren abſcheulich unzüchtigen Sitten, und ſtreuet bisweilen Widerlegungen ein. Am Ende ſetzt er hinzu, daß dieſe Nachrichten deſto zuverläßiger wären, weil er ſich ſelbſt in der nahen Gefahr befunden hätte, von den Gnoſtikern verführt zu werden. Allein dieſe Bekanntſchaft konnte ihn noch nicht berechtigen, das Bild der Gnoſtiker überhaupt nach dem ausſchweifendeſten Theil von irgend einer ihrer Partheyen zu entwerfen. Indem er weiter bey den Carpocratianern berichtet, daß zur Zeit des römiſchen Biſchofs Anicetus eine Frauensperſon von denſelben, viele zu Rom auf ihre Seite gezogen habe, rechnet er alle Biſchöfe jener Hauptſtadt bis auf die gedachte Zeit, vom Petrus und Paulus an, her, welche beyde dieſe Würde zugleich mit dem Apoſtelamte geführt haben ſollen. Den Cerinthus läßt er auf den Carpokrates folgen, und macht ihn doch auch zu einem Zeitgenoſſen des Apoſtels Petrus. Eben ſo wenig iſt er mit ſich ſelbſt darinne einig, daß er ſagt, Cerinthus habe die Auferſtehung Christi geleugnet. Nach ſeiner Meinung hat Paulus, 1 Corinth. C. XV. nicht allein dieſen Irrthum, ſondern noch einen andern be-

J. n. C. G. 363. bis 430.

 ſtrit-

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſtritten, der zwar die Auferſtehung Chriſti, aber nicht anderer Todten, zugab. Solche Leute fanden ſich in Aſien, ſonderlich in Galatien. Einige derſelben ſtarben ohne Taufe, welche andere für ſie übernahmen, damit ſie nur nicht, wenn ſie einſt auferſtünden, wegen Verabſäumung derſelben, unter die Herrſchaft des Weltſchöpfers fallen möchten. Darauf geht, einer mündlichen Sage zu Folge, dasjenige, was der Apoſtel von der Taufe über den Todten ſchreibt. Andere aber verſtehen es ganz bequem von den Catechumenen, die ſich bey der Annäherung des Todes taufen laſſen, und dadurch zu erkennen geben, daß ſie eine Auferſtehung hoffen, indem ſie ſich der Vergebung der Sünden bedürftig halten, welche durch die Taufe ertheilt wird. Genug, der Apoſtel widerlegt an jenem Orte alle Irrthümer in dieſer Lehre. — Die Nazoräer unterſcheidet Epiphanius ſowohl von den oben gedachten Nazaräern, als von den erſten Chriſten, welche auch dieſen Nahmen führten, und außerdem eine kurze Zeit lang Jeßäer, vom Jeße, dem Vater Davids, geheißen hätten. Dieſe letztere Benennung, unter welcher auch Philo der Chriſten gedenken ſoll, veranlaßt ihn, zu unterſuchen, warum Chriſtus, obgleich Davids Nachkomme, doch nicht auf dem Throne deſſelben geſeſſen habe? und zu zeigen, daß dieſer Thron eigentlich das Prieſterthum der heiligen Kirche ſey, weil die königliche und prieſterliche Würde bey den Juden verbunden geweſen wäre; ja daß Chriſtus das Reich Davids zugleich mit dem Prieſterthum, den Hohenprieſtern der katholiſchen Kirche gnädig überlaſſen habe. Sonſt behauptet der Verfaſſer, daß die Nazoräer zwar an Chriſtum glaubten; aber im Grunde Juden wären, und doch von dieſen alle Tage öffentlich verflucht würden. Sie hätten, ſetzt er hinzu, das Evangelium Matthäi vollſtändig in hebräiſcher Sprache, wie es gleich anfänglich geſchrieben worden; er wiſſe aber nicht, ob ſie die Geſchlechtregiſter von Adam bis auf Chriſtum daraus

weg-

weggeworfen hätten. — Weit ausführlicher und mit J. n.
ſchmähender Heftigkeit behandelt er die Parthey der C. G.
Ebioniten. Sie ſoll das Schändliche von den Sama- 363. bis
ritern, den Nahmen von den Juden, die Lehrſätze von 430.
den Oſſäern, Nazoräern und Nazaräern, die Ge-
ſtalt von den Cerinthianern, die Bosheit von den Car-
pokratianern angenommen haben; und ſich gleichwohl
zu den Chriſten rechnen. Zu der Nachricht, daß ſie
ſich blos der Evangeliſchen Geſchichte Matthäi, wie die
Cerinthianer, bedienten, und es das Evangelium
an die Hebräer nenneten, fügt er hinzu, er müſſe die
Wahrheit ſagen, daß Matthäus allein unter allen
Schriftſtellern des Neuen Bundes ſeine Evangeliſche
Geſchichte hebräiſch aufgeſetzt habe. Einige aber hätten
ihm erzählt, daß auch das Evangelium Johannis
und die Apoſtelgeſchichte hebräiſch überſetzt, von den
Juden zu Tiberias geheim verwahrt würden. Da
ihm dieſes von verſchiedenen bekehrten Juden, beſonders
von dem Comes Joſephus, der hauptſächlich durch
dieſe Ueberſetzung zum Chriſtenthum gebracht worden
ſeyn ſollte, berichtet worden war: ſo ſchaltet er die gan-
ze Geſchichte deſſelben, mit den Erſcheinungen des Er-
löſers, welche ihm wiederfahren wären, allhier ein:
Uebrigens beweiſet Epiphanius gegen die Ebioni-
ten vornehmlich, daß Chriſtus kein bloßer Menſch ge-
weſen ſey, aus Jeſaiä C. VII. v. 14. C. LXVI. v. 6.
Jerem. C. XVII. v. 9. Luc. C. I. v. 35. und andern
Stellen ſeiner Geſchichte; widerlegt auch ihre Vorwürfe
gegen Paulum, und ihren Eifer für die Beſchneidung.
— Bey den **Valentinianern** hält er ſich ebenfals lange
auf; beſchreibt ihr Lehrgebäude aus ihren Büchern, in-
gleichen aus dem Werke des Irenäus; aus welchem
er ſehr viel ausſchreibt, und trägt ſelbſt überaus wenig
zu ihrer Beſtreitung bey. Obgleich dasjenige nicht
wichtiger iſt, was er dem Valentinianer Secundus
entgegen ſetzt; ſo erbittet er ſich doch dazu von Chriſto
den Beiſtand des heiligen Geiſtes. Mehr Mühe giebt

J. n. er ſich mit dem Ptolemäus, der auch aus jener Schu-
C. G. le kam; rückt ein merkwürdiges Schreiben deſſelben an
363. bis eine gewiſſe Flora ein, und behauptet unter andern ge-
430. gen denſelben, die Geſetze Moſis: Auge um Auge! und dergleichen mehr, welche Ptolemäus getadelt hatte, wären noch gültig; ſie würden von den Chriſten freywillig beobachtet, da ſie ſonſt gezwungen erfüllt worden wären.

Im dritten Abſchnitte des erſten Buchs beſchäftigt ſich der Verfaſſer mit noch andern Gnoſtiſchen Partheyen; mit den Marcoſianern, den Colorbaſianern, den Heracleoniten, den Ophiten, den Cajanern, den Sethianern, den Archontikern, den Cerdonianern, den Marcioniſten, den Lucianiſten, den Apellianern, den Severianern, und den Tatianern. Auch hier ſind die meiſten Gegengründe des Epiphanius nicht erheblich; wiewohl die groben Erdichtungen und willkührlichen Religionsänderungen der Gnoſtiker, auch ihre häufigen Abweichungen und Widerſprüche gegen einander, es ihm leicht gemacht haben, mit dem Gewöhnlichen durchzukommen. Daher ſtimmt er nicht ſelten ein frohes Siegsgeſchrey an; er ladet die Knechte Gottes ein, den Betrüger und Marktſchreyer Colorbaſus zu verlachen. Zu ſeinen beſondern Schriftauslegungen gehört es, daß er unter den achtzig Kebsweibern im Hohenliede eben ſo viele Ketzereyen verſteht: ingleichen, daß der Teufel vor der Ankunft Chriſti in der Welt, niemals gegen dieſen ſeinen Herrn Läſterungen ausgeſtoßen oder ſich empört habe; er habe vielmehr, wie man aus der Stelle ſehen könne: Er wird ſeinen Engeln befehlen, und ſie werden dich auf den Händen tragen, auf Chriſtum gewartet, weil er aus den Propheten wußte, die Gegenwart Chriſti werde den ſich beſſernden Sündern Erlöſung verſchaffen; da er aber geſehen habe, daß er bey dem Erlöſer keine Barmherzigkeit zu hoffen habe, alsdann erſt habe er nicht allein ſelbſt ihn geläſtert, ſon-

dern

dern auch die Menſchen dahin gebracht, an Statt des wahren Gottes einen nicht vorhandenen zu ſuchen. Dafür iſt man übrigens dem **Epiphanius** Dank ſchuldig, daß er die vom **Marcion** in der Evangeliſchen Geſchichte **Lucä** und in zehn Briefen **Pauli**, (als welche Bücher des Neuen Bundes er allein annahm,) vorgenommenen Verfälſchungen mit allem Fleiße geſammelt hat. Nicht ſo angenehm iſt es für die Leſer, daß er bey einer jeden dieſer Stellen, (es ſind zuſammen hundert und achtzehn,) oft weitſchweifig in bekannten Dingen, zu zeigen ſich bemüht, man könne den **Marcion** ſelbſt aus demjenigen, was er in der heiligen Schrift ſtehen gelaſſen hat, hinlänglich widerlegen. Noch verdient bemerkt zu werden, daß er gegen die Behauptung des Tatianus, Adam ſey nicht ſelig geworden, die Schlußfolge zieht: wenn dieſes wahr ſey, ſo habe auch kein Theil von dieſer Maſſe, das heißt, kein Menſch, ſelig werden können. Adam, fährt er fort, muß ſelbſt nach der Abneigung jenes Irrlehrers gegen die Ehe, deſto eher die Seligkeit erlangt haben, weil er nicht von Menſchen gezeugt, ſondern durch die Hand des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes gebildet worden iſt. Eben deswegen iſt **Chriſtus** auf **Golgatha** gerade an dem Orte, wo Adam begraben liegt, gekreuzigt worden und es iſt daſelbſt Blut und Waſſer aus ſeiner Seite auf jenes Grab gefloſſen, damit dieſes ein Sinnbild unſerer Reinigung, und der für uns zu hoffenden Seligkeit ſeyn möchte.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Eine andere Reihe ketzeriſcher Partheyen folgt im erſten Abſchnitte des zweyten Buchs: die **Enkratiten**; die **Phrygier** oder **Montaniſten**, oder Taſkodrugiten; die Quintillianer, **Pepuzianer**, **Priſcillianer** und Artotyriten, (lauter beſondere Nahmen der **Montaniſten**;) die Teſſareskaidekatiten oder Quartadecimaner; die Aloger; die Adamianer; die Sampſäer oder **Elkeſäer**; die Theodotianer;

J. n. C. G. 363. bis 430. ner; die Melchiſedekianer; die Bardeſianiſten; die Noetianer; die Valeſier; die Katharer, vom Nabatus (Novatus) geſtiftet; die Angelici, von denen Epiphanius blos den Nahmen, aber nicht wußte, warum ſie denſelben geführt, und was ſie Irriges gelehrt haben; die Apoſtolici oder Apotaktiten; die Sabellianer, und zweyerley Origenianer. Ein Abſchnitt, der wiederum, gleich den vorhergehenden, beweiſet, daß es dem Verfaſſer ſehr darum zu thun geweſen ſey, dieſes Ketzerverzeichniß ſehr anſehnlich zu machen; an Statt daß ein Mann von größerm Verſtande daſſelbe vortheilhaft abgekürzt haben würde. Gegen die Propheten der Montaniſten erinnert Epiphanius hauptſächlich, daß nach denſelben keine andern aufgeſtanden ſind, und daß wahre Propheten im Bewußtſeyn ihrer ſelbſt reden müßten. Aus den Montaniſtiſchen Partheyen leitet er auf eine unbegreifliche Art die Quartadecimaner her; er verſichert auch, daß man gewiß wiſſe, der Leidenstag Chriſti ſey der zwanzigſte März geweſen, und daß die Rechtgläubigen ſchon vom zehnten Tage des Monaths, ihr Oſterlamm begiengen, weil dieſe Zahl in dem Anfangsbuchſtaben des Nahmens Jeſus, im Jota, enthalten ſey. Ueber der Widerlegung der Aloger, denen er dieſe Benennung beygelegt hat, kömmt er auf vielerley Nachrichten von den Evangeliſchen Geſchichtſchreibern. Daß die Schriften Johannis vom Cerinthus herrühren ſollten, wie die Aloger behaupteten, findet er deſto widerſinniger, da ſie den Lehrſätzen deſſelben geradezu widerſprächen. Jedem Evangeliſten hat Gott, nach ſeiner Erklärung, etwas Eigenthümliches zugetheilt; ſo daß ſie zwar in einigen Erzählungen alle mit einander übereinſtimmten, zum Merkmal, daß ſie aus Einer Quelle geſchöpft hätten; aber auch jeder etwas von den übrigen vorbeygelaſſenes meldete, welches ihm der Geiſt zu ſeinem Antheil gegeben hatte. Weil nun Matthäus die Geburt und das Geſchlechtregiſter Chriſti ſo ausführlich be-

beſchrieben hat: ſo nahmen Cerinthus, Merinthus, J. n.
und andere mehr, davon Gelegenheit, zu behaupten, C. G.
Chriſtus ſey ein bloßer Menſch geweſen. Gleich hie- 363.
rauf wurde die Evangeliſche Geſchichtbeſchreibung bis
dem Marcus aufgetragen. Er war einer von den zwey 430.
und ſiebzig Jüngern, welche ſich wegen der ihnen zu hart ſcheinenden Worte des Erlöſers vom Eſſen ſeines Fleiſches, und Trinken ſeines Bluts, zerſtreuet hatten. Petrus aber brachte ihn zu Chriſto zurück; und nun ſchrieb er, auf Antrieb des heiligen Geiſtes, ſeine Geſchichte, die er dreyßig Jahre ſpäter anfieng, als Matthäus. Da er aber auch die göttliche Würde Chriſti zwar anzeigte, nur nicht deutlich und genau genug entwickelte: ſo entſtand daraus eine neue Finſterniß und Beſtärkung für die Irrlehrer. Daher nöthigte gewiſſermaaßen der heilige Geiſt den Lucas, das noch Fehlende vollſtändiger darzulegen. Was er von vielen ſagt, welche vor ihm etwas Aehnliches verſucht hätten, bezieht ſich auf den Cerinthus, und auf andere. Er hat alſo auch die Geſchichte noch früher angefangen, als Matthäus. Porphyrius, Celſus, und der Jude Philoſabbathius haben zwar manches an der Uebereinſtimmung dieſer Evangeliſten getadelt; allein nur darum, weil ſie die Abſicht und Erzählungsart eines jeden derſelben nicht verſtanden. Lucas war übrigens auch einer von jenen flüchtigen Jüngern; ihn führte aber Paulus zurück. Er lehrte die Religion in Dalmatien, Gallien, Italien und Macedonien; vorzüglich in Gallien: wie Paulus (2 Timoth. C. IV. v. 10.) von einigen ſeiner Gefährten meldet. Doch ſelbſt Lucas konnte durch dasjenige, was er von der Ankunft des Wortes Gottes vom Himmel ſchrieb, die Irrenden nicht beſſern. Deswegen zwang der heilige Geiſt den Johannes, ſein Evangelium zu ſchreiben, nachdem er neunzig Jahre alt, unter dem Claudius, aus Pathmus zurückgekommen war. Dieſer hatte nun nicht mehr nöthig, ſich ſo ſehr mit der ſchon beſchriebenen Geſchich-

J. n. C. G. 363. bis 430. te Chriſti auf der Welt zu beſchäftigen; ſondern er widerlegte mehr die in Anſehung ſeiner entſtandenen Irrthümer. Unter verſchiedenen Einwendungen, welche gegen das Evangelium deſſelben vorgebracht wurden, beantwortet **Epiphanius** dieſe beſonders weitläufig, daß **Johannes** zwey von Chriſto gefeyerte Paſcha angebe; da doch die übrigen Evangeliſten nur von Einem wüßten. Dagegen zeigt er, daß ſie alle eines dreymaligen Paſcha gedenken; unterſucht auch zugleich ſorgfältig das Jahr der Geburt Chriſti, und ſetzt es zuverſichtlich in das zwey und vierzigſte Jahr des Auguſtus, den Geburtstag aber auf den ſechſten Jänner. Zur Beſtätigung des Wunders Chriſti auf der Hochzeit zu Cana, führt er an, daß noch zu ſeiner Zeit eine Quelle in Carien, von welcher er ſelbſt getrunken habe, ingleichen eine andere in Arabien, zu eben derſelben Stunde, in welcher jenes Wunder geſchehen ſey, in Wein verwandelt werde; wie man denn eben dieſes auch von dem **Nil** in Aegypten ſage. **Epiphanius** hatte gleich anfänglich geſagt, die Aloger würden, wenn ſie blos die **Offenbarung Johannis** verwürfen, wenigſtens den Schein für ſich haben, daß ſie nach einer genauen Unterſuchung, ein apokryphiſches Buch nicht annehmen wollten; weil in derſelben vieles einen tiefen und dunkeln Verſtand habe. Unterdeſſen bemüht er ſich darzuthun, daß ſie auch von dieſer Seite Unrecht hätten. Sie fragen ſpottend, ſagt er: Was hilft uns die Erzählung von den ſieben Engeln, und eben ſo vielen Poſaunen? Allein ſie wiſſen nicht, wie nothwendig und nützlich dieſes für die rechtgläubige Lehre ſey. Denn Gott hat dem **Johannes** alles Dunkle des Geſetzes und der Propheten zu unſerm Beſten entdeckt. Jene Poſaunen müſſen alſo auch in einem geiſtlichen Sinne genommen werden; die Propheten waren Poſaunen: und die heilige Stimme des Herrn im Evangelium iſt auch eine; ja **Paulus** gedenkt ebenfals der Poſaune, welche bey der Auferſtehung der Todten erklingen ſoll. Die gedachten

Irr-

Irrlehrer machten weiter den Einwurf gegen die Offenbarung Johannis, daß darinne eine Gemeine zu Thyatira genannt werde, wo es doch keine gegeben habe. Aber es iſt wirklich eine daſelbſt geweſen, welche zwar von den Phrygiſchen Ketzern ganz auf ihre Seite gezogen wurde; nach hundert und zwölf Jahren jedoch von neuem entſtand; ſo daß der prophetiſche Geiſt des Johannes auch dadurch beſtätigt wird. Eben ſo lachen ſie vergebens über die vier Engel, welche er an den Euphrates ſetzt, indem dieſe eine gleiche Anzahl dortiger Nationen andeuten. — Die Adamianer, von denen man anderwärts (Th. II. S. 357.) eine Anzeige geleſen hat, und von welchen Epiphanius geſteht, daß er ſie nur aus ungewiſſen Gerüchten beſchreibe, vergleicht er weitläufig mit Maulwürfen; ſucht auch überflüßigerweiſe zu zeigen, daß ſie keine wahren Nachahmer Adams ſind. — In der Folge beantwortet er die Einwendungen des Theodotus wider die Gottheit Chriſti. Dieſer Irrlehrer, ſchreibt er, berief ſich auf die Worte des Erlöſers: „Ihr ſuchet mich zu tödten, einen Menſchen, der ich euch die Wahrheit geſagt habe." Aber er bemerkt nicht, daß Chriſtus an eben demſelben Orte von der Wahrheit rede, die er von Gott, ſeinem Vater, gehört habe. Seine Verſicherung, daß die Läſterung wider des Menſchen Sohn Vergebung erlangen werde; aber nicht die Läſterung wider den heiligen Geiſt, beweiſet auch nichts für den Theodotus: denn jenes gilt, nach der herablaſſenden Gnade des Erlöſers, nur von ſeinen Zeiten. Ferner ſagt zwar Moſes: der Herr wird einen Propheten, wie mich, erwecken; allein andere Weiſſagungen lehrten, daß dieſer Prophet zugleich wahrer Gott ſeyn werde. Daß es von der Maria heißt: der heilige Geiſt wird über dich kommen, nicht: er wird in dir ſeyn, iſt auch kein Einwurf; weil ja nicht die Menſchwerdung des heiligen Geiſtes angezeigt werden ſollte. Wenn Jeremias von Chriſto ſchreibt: Er iſt ein Menſch,

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Menſch, und wer wird ihn kennen? ſo leitet eben dieſe Frage auf ſeine unergründliche göttliche Würde. Aehnliche Antworten auf die Gründe des **Theodotus** kann man leicht vermuthen. — Bey den **Melchiſedekianern** erfährt man vielerley Sagen und Muthmaaßungen ſowohl der Ketzer als der Rechtgläubigen, über den **Melchiſedek**. — So umſtändlich ſich auch **Epiphanius** in die Widerlegung der **Noetianer** einläßt; ſo wenig iſt darinne, was ausgezeichnet werden müßte. Er geſteht, daß dieſe Parthey hauptſächlich beſorgt geweſen ſey, der Lehrbegriff der **Katholiſchen** von der Dreyeinigkeit möchte der Vielgötterey Vorſchub thun. Allein dieſen Wink, welchen er ſeinen Leſern giebt, weiß er für ſich ſelbſt, als Vertheidiger jenes Lehrbegriffs, nicht zu nützen; und doch kam hierauf die Hauptſache an: nicht blos die Stellen der heiligen Schrift nach angenommenen Lehrſätzen zu erklären; ſondern es begreiflich zu machen, wie wenig durch die Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit der Einheit Gottes widerſprochen werde. Dafür begnügt er ſich, darzuthun, daß die Schrift den Vater, Sohn und heiligen Geiſt wirklich von einander unterſcheide, und zugleich jeden derſelben als Gott erkenne. Hier ſelbſt aber ſind ſeine Auslegungen nicht immer die ſicherſten. So ſchließt er aus der Stelle 1 Corinth. Cap. VIII. v. 6. wo von **Einem Gotte** und **Einem Herrn** Jeſu Chriſto die Rede iſt, wenn der Erlöſer nicht **Gott** wäre, ſo könnte er auch nicht der **Herr** genannt werden, und wäre er **Herr**, ſo müſſe er auch **Gott** ſeyn; zugleich aber habe **Paulus** auch in dem heiligen **Geiſte** geredet, deſſen nahmentliche Meldung darum vorbeygelaſſen worden ſey, weil er ſich nicht ſelbſt zu loben pflegte, und uns gleichfals warnen wollte, uns nicht zu loben. — Von den **Valeſiern** geſteht **Epiphanius**, daß er nicht habe erfahren können, wo ihr Stifter **Valens** ſich aufgehalten, und was er gelehrt habe. Gleichwohl hält er es, weil derſelbe einen **arabiſchen** Nahmen führe, für wahrſcheinlich, daß er

und ſeine Anhänger gleiche Meinungen mit gewiſſen Irrlehrern zu Bakatha jenſeit des Jordans, gehegt haben möchten. Er führt an, daß ſie daſelbſt fälſchlich Gnoſtiker genannt würden; beſchreibt aber doch ihre Denkungsart als ziemlich Gnoſtiſch. Da alle Valeſier ſich entmannen ſollten: ſo ſucht der Verfaſſer zu beweiſen, daß ſie in keine von den drey Claſſen Verſchnittener gehörten, welche Jeſus angegeben hätte. Unter denen, welche ſich um des Himmelreichs willen verſchnitten hätten, nennt er zuerſt die Apoſtel, und ſodann die Mönche, welche ſich auch eines jungfräulichen Lebens befleißigten. — Mit der Beſtreitung der Novatianer verbindet er eine ſehr kurze Anzeige der ihnen ähnlichen Donatiſten; giebt dieſen jedoch zugleich Arianiſche Lehrſätze Schuld. — Indem er ſich der von den Apoſtolikern verabſcheueten Ehe gewiſſermaaßen annimmt, erinnert er, daß man nicht alles aus der heiligen Schrift nehmen könne, indem die Apoſtel manches auch mündlich hinterlaſſen hätten: und dahin rechnet er die Vorſchrift, welche Paulus ertheilt haben ſoll, daß man ſich verſündige, wenn man den eheloſen Stand, den man einmal entſchloſſen betreten habe, mit der Ehe vertauſche. — Den Sabellianern endlich ſtellt er ſich theils mit den gewöhnlichen Gründen, theils auf eine ſchwankende Art entgegen, die man ſchon aus ſeinem frühern Werke kennt. So ſchreibt er gegen den Beſchluß hin: Niemand nehme etwan die irrige Vorſtellung an, daß der Vater allein der einzige wahre Gott genannt werde; der Sohn zwar auch Gott ſey, aber nicht der wahre. Denn von dem Vater heißt es: Gott iſt ein Licht; der Sohn aber ſagt von ſich: Ich bin das wahrhaftige Licht.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Der zweyte Abſchnitt des zweyten Buchs begreift nur fünf Ketzereyen in ſich: die vom Paulus Samoſatenus herrührende; die Manichäiſche, die Hieracitiſche, das Meletianiſche Schisma, und den

Aria=

J. n. C. G. 363. bis 430. Arianismus. Er iſt aber durch die ausführliche Widerlegung, beſonders der zweyten und fünften dieſer Partheyen, weitläuſig genug geworden. Gegen den Paulus von Samoſata erinnert der Verfaſſer unter andern, die heilige Schrift ſage nicht: das Wort war in Gott, ſondern bey Gott; zum Beweiſe, daß es außerhalb Gottes, nicht aus deſſen Selbſtſtändigkeit (ὑποςασεως) ſey; ſie zeige aber auch durch den Nahmen eingebohrner Sohn an, daß Gott, das Wort, nicht dem in dem Herzen des Menſchen befindlichen Worte (oder der Vernunft) ähnlich ſey; und durch den Ausdruck Wort, daß man jenes göttliche Wort nicht in Abſicht auf das Weſen des Vaters für fremd halten dürfe. — In dem Streite mit den Manichäern, von deren Stifter und Lehrgebäude der Verfaſſer ſehr umſtändlich handelt, beruft er ſich zuerſt auf das Widerſprechende, das ſich in dem letztern finde. Er bemüht ſich weiter, die ſcheinbare Uneinigkeit der Evangeliſten beyzulegen, auch die Uebereinſtimmung des alten und neuen Bundes darzuthun. Die Manichäiſchen Einfälle von den Seelen, vom Monde, von der Seelenwanderung und dergleichen mehr, beſchäftigen ihn ebenfals. Hierauf geht er die Schriftſtellen durch, deren ſich Manes zur Beſtätigung ſeiner Meinungen bediente. So zog er 1 Corinth. Cap. XIII. v. 9. auf ſich; aus Matth. C. VII. v. 18. wollte er beweiſen, daß es zwey höchſte Grundweſen gebe, und aus Johann. C. VIII. v. 44. daß der Vater des Teufels Himmel und Erde geſchaffen habe. Epiphanius antwortet darauf, die faulen Bäume hätten doch ihren Anfang gehabt, weil ſie von jemanden gepflanzt worden wären; mithin könnten ſie kein ewiges Grundweſen anzeigen; uud was die zweyte Stelle betreffe, ſo könnten nach der Beweisart des Manes, auch die Seelen nicht von einer göttlichen Kraft hervorgebracht ſeyn, wie er doch zugebe; ja Abraham müßte gleichfals ein Sohn des Teufels ſeyn, welches doch den Worten des Erlöſers widerſpreche.

Was vom Lichte und von der Finſterniß, fährt er fort, Johann. C. I. v. 5. geſagt wird, hilft dem Manes auch nichts, weil es heißt, das Licht, oder das göttliche Geſetz, habe die Finſterniß ergriffen. Wenn Matth. C. XIII. v. 24. der Saamen und das Unkraut von einander unterſchieden werden: ſo wird wegen des leztern kein böſes Grundweſen angenommen, und der gute Saame bedeutet die Menſchen mit Leib und Seele. Eben ſo wenig gewinnt Manes durch die Benennungen: Fürſt dieſer Welt, Gott dieſer Welt: denn ſonſt müßte auch der Bauch nach Philipp. C. III. v. 19. ein beſonderer Gott ſeyn. Er wirft zwar dem Gott, der durch die jüdiſchen Propheten geredet hat, vor, daß durch ihn böſe Lüſte, Todſchlag und andere Verbrechen begünſtigt worden wären, indem er den Jſraeliten befohlen habe, die Aegyptier zu beſtehlen, ſich habe Opfer bringen, Mörder tödten laſſen, und dergleichen mehr. Allein Gott hat die Opfer nicht ſeinetwegen eingeführt; ſondern um die Jſraeliten vom Götzendienſte abzuziehen, und deſto leichter an ſeine Verehrung zu gewöhnen; und an den Aegyptiern verſchafften ſie ſich nur Genugthuung wegen der von denſelben übertretenen Welttheilung des Noah. Der Einwurf, daß das alte Teſtament immer mehr veraltere, (1 Corinth. C. IV. v. 16.) und daß das neue täglich erneuert werde, (Hebr. C. VIII. v. 13.) mithin jenes, weil es ſich ſeinem Untergange nähere, unmöglich ein Werk eben deſſelben Gottes ſeyn könne, von welchem ſich das neue herſchreibt, würde alsdann etwas zu bedeuten haben, wenn es ein doppeltes altes Teſtament, und ein doppeltes neues gäbe. So aber folgt aus der Behauptung des Manes, daß der gute Gott nur aus Nachahmung des böſen, Gelegenheit genommen habe, ſeine Lehre bekannt zu machen; indem er ſonſt das neue Teſtament nicht würde haben aufſetzen laſſen, wenn er nicht erfahren hätte, daß das alte durch Veranſtaltung des böſen geſchrieben worden ſey; eine Nachahmung, welche des wahren Gottes gar nicht wür-

J. n. C. G. 363. bis 410.

J. n. C. G. 363. bis 430.

dig iſt. Einen andern von den vielen Gründen des Manes, daß das alte und neue Teſtament einander entgegengeſetzt wären, nemlich dieſen, die Feyer des Sabbaths werde in jenem verboten, in dieſem aber aufgehoben, beantwortet **Epiphanius** damit: es ſey zu jeder Zeit erlaubt geweſen, den Sabbath wegen einer guten Urſache zu brechen; vielmehr habe ihn der Herr, dem alles gehörte, ganz aufheben können. Daß Paulus einen Blutſchänder **zum Verderben des Fleiſches** übergab, beweiſet nicht, daß das Fleiſch, welches in der Gewalt des Teufels ſey, gänzlich untergehe; ſondern daß die Werke des Fleiſches unterdrückt werden ſollen.

Es iſt aber auch der Mühe werth, zu ſehen, wie der Verfaſſer die Arianer beſtreite; nur mit Uebergehung deſſen, was bereits oben (S. 23. fg.) aus ſeiner frühern Schrift von vielen völlig gleichen Stellen, die hier wieder vorkommen, angebracht worden iſt. Arius, ſagt er, mißbrauchte die Stelle in den Sprüchen Salomons: **Der Herr hat mich geſchaffen, den Anfang ſeiner Wege; er hat mich vor der Welt gegründet,** u. ſ. w. zur Einführung ſeines Irrthums, und nannte deswegen das Wort, das alles geſchaffen hat, das vom Vater ohne Zeit und Anfang gezeugt worden iſt, ein Geſchöpf. Allein es iſt daſelbſt gar nicht von der Gottheit Chriſti die Rede; auch nicht in andern ähnlichlautenden Stellen, welche die Arianer eben ſo deuten, wie Hebr. C. III. v. 2. Johann. C. I. v. 15. 30. (wo es heißt: er iſt vor mir gemacht worden,) und Apoſt. Geſch. C. II. v. 36. Sie gebrauchen weiter gegen Einfältige den Kunſtgriff, zu fragen, was ſie von dem Sohne Gottes halten? als wenn etwas noch hinzugeſetzt werden könnte, ſobald man den Sohn Gottes genannt hat. Dem Nahmen nach bekennen ſie ihn auch; aber an der Kraft verleugnen ſie ihn, indem ſie die niedrigſten und lächerlichſten Vorſtellungen von ſeiner göttlichen Geburt machen. Man darf keine menſch-

liche

liche Begriffe auf Gott anwenden: er iſt ein Geiſt, und hat ſeinen eingebohrnen Sohn auf eine unausſprechliche und unbeſchreibliche Art aus ſich gezeugt. Zwar ſagen ſie: wir nennen ihn nicht ein ſolches Geſchöpf und Werk, dergleichen es mehrere giebt; allein ein Geſchöpf bleibt immer ein Geſchöpf. Sie wenden ferner ein: Wie hat er das Fleiſch annehmen können, wenn er aus dem Weſen des Vaters war? Sie mögen aber auch ſagen, warum die Engel das Fleiſch nicht angenommen haben, da ſie doch ſeine Knechte ſind? Warum die Erzengel, und die Heere des Himmels, und alle andere Geiſter ſolches nicht gethan haben? Wenn Chriſtus nur in demjenigen Verſtande Gottes Sohn genannt würde, in welchem alle Söhne Gottes ſo heißen, warum ſollte er als Gott angebetet werden? Eben ſo wenig darf man den heiligen Geiſt den übrigen Geiſtern gleichſchätzen, und aus dem Johannes C. I. v. 3. ſchließen, daß er von Chriſto geſchaffen worden ſey. Dieſe Unglücklichen wiſſen den Unterſchied zwiſchen Schöpfer und Geſchöpf nicht: denn jenes iſt der heilige Geiſt eben ſowohl, als der Vater und der Sohn. Daß der Erlöſer ſeinen Vater bat, er möchte ſeinen Jüngern das Leben in ſich ſelbſt zu haben geben, beweiſet keineswegs, daß er nicht von gleichem Weſen mit dem Vater ſey. Er that ſolches nur deswegen, um uns ein Beyſpiel zu ſeyn, und alles zur Verehrung des Vaters zu wenden; indem er übrigens in andern Stellen verſichert, daß er dasjenige habe und gebe, was der Vater hat und giebt. Er nennt zwar den Vater den allein wahren Gott; iſt er nicht aber der wahre Sohn deſſelben, den man folglich anbeten muß? Er ſetzte jene Behauptung der Abgötterey entgegen, und ſchon daraus, daß er das wahre Licht, der Vater hingegen nur das Licht überhaupt genannt wird, erhellet ſeine wahre Gottheit. Zwar ſagen die Arianer: wir haben einerley Glauben mit den Katholiſchen; wie ſie, geben wir zu, daß der Sohn vom Vater gezeugt worden ſey; nur bekennen wir auch, daß

J. n. C. G. 363. bis 430.

 ihm

J. n. C. G. 363. bis 430. ihm in der heiligen Schrift ſehr oft Nahmen von Geſchöpfen beygelegt werden: als zum Beyſpiel: **Weg, Säule, Wolke, Fels, Schaaf, Lamm, Löwe, Sonne,** und dergleichen mehr. Doch dieſe Nahmen zeigen blos das Heil an, welches er uns erworben hat; wie könnte uns auch ein Geſchöpf daſſelbe verſchaffen? Die Majeſtät des Vaters wird auch dadurch nicht, wie dieſe Gegner meinen, verringert, wenn ich den Sohn kein Geſchöpf nenne, weil das Zeugen bey Gott eben ſo wenig einiges Leiden oder Ermüden verurſacht, als das Erſchaffen. Am wenigſten ſollten die Arianer aus dem Briefe an die **Hebräer,** welchen ſie **Paulo** abſprechen, einen Einwurf nehmen; denn die Worte in demſelben: **Er iſt getreu dem, der ihn gemacht hat,** zielen auf die menſchliche Natur **Chriſti.** In einer andern Stelle, deren ſie ſich bedienen, (Johann. C. I. v. 27.) verändern ſie den Verſtand der Worte, als wenn ſie von vielem Trinken betäubt wären. **Er kömmt nach mir,** geht auf die Menſchwerdung **Chriſti;** **er iſt vor mir geweſen,** bezieht ſich auf ſeine Gottheit. Der Ausdruck des Apoſtels: **Gott hat ihn von den Todten auferweckt,** iſt kein Beweis, daß **Chriſtus** zu ſeiner Auferſtehung der Hülfe des Vaters benöthigt geweſen ſey. Er hat ja ſelbſt Todte auferweckt; die Apoſtel haben es in ſeinem Nahmen gethan: und er verſicherte, daß er ſein Leben laſſen, aber auch wieder nehmen könne. Es zeigt alſo dieſe Stelle nur ſoviel an, daß in dem Werke der Erlöſung gar nichts ohne den Willen des Vaters vorgenommen worden ſey. Auch erregt der Ausruf **Chriſti: Mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen?** keine Bedenklichkeit wider ſeine göttliche Würde; indem er ihn nicht nur nach der menſchlichen mit der göttlichen vereinigten Natur gethan, ſondern auch an dieſe verbundene Gottheit gerichtet hat. Zugleich mußte er darum erfolgen, damit die Weißagungen der Propheten von ihm erfüllt würden. Er ſollte als ein Menſch zur Hölle hinabfahren; und der Fürſt der Hölle,

nebſt

nebſt dem Tode, ſollten, indem ſie ihn als einen Menſchen gefangen nehmen wollten, aber nicht wußten, daß in ſeiner Seele die Gottheit ſey, vielmehr ſelbſt gefangen werden. Doch die **Arianer**, ſo ſchreibt **Epiphanius** zulezt, verſuchen es ſogar, Gott in ihre Vernunftſchlüſſe zu faſſen, und ſetzen die vergifteten Spizſindigkeiten des Ariſtoteles an die Stelle der Unſchuld und Sanftmuth des heiligen Geiſtes. Wenn wir alſo ſagen, daß nach Johann. C. I. v. I. fg. der daſeyende (ὢν) Sohn bey dem daſeyenden Vater geweſen ſey: ſo fragen ſie uns: Iſt dasjenige was ſchon war, oder was noch nicht war, gebohren worden? War es ſchon, wie hat es denn gebohren werden können? Wenn es aber gebohren ward, wie konnte es denn vorher ſchon ſeyn? Wir wollen ſie aber hinwiederum fragen, ob ſie von ihren, oder von göttlichen Dingen auf dieſe Art urtheilen? und ob ſie gar keinen Unterſchied zwiſchen Gott und ihrer Natur machen? Geſtehen ſie dieſen leztern zu: ſo überzeugen wir ſie eben daraus, daß ihre Natur das Unbegreifliche in Gott nicht begreiffen könne; ingleichen, daß es gottlos ſey, ſich nach ihrem Weſen Gott zu bilden. Ein anderer ihrer Einwürfe iſt dieſer: „Woher bringt man uns denn das Wort οὐσία? Warum wird der Sohn ὁμοούσιος mit dem Vater genannt? Wo gedenkt denn die heilige Schrift eines von dieſen Wörtern?“ Allein ſie wiſſen nicht, daß ὑπόστασις und οὐσία ganz einerley ſind. Der Herr iſt in ſeiner Hypoſtaſis, und der Glanz der Herrlichkeit, und der Charakter ſeiner Hypoſtaſis. Es iſt alſo eine οὐσία aber keine περιουσία, (kein Ueberfluß weſentlicher Eigenſchaften;) ſondern dasjenige was da iſt, wie **Moſes** ſagte: **Der da iſt**, hat mich geſandt. Das Wort ὁμοῦ aber bedeutet nicht bloß Einen; ſondern in ὁμοούσιος zwey Vollkommene, die von einander nicht verſchieden, noch für ihre Einheit fremd ſind. Warum ſollten wir auch nicht, um der Gottſeligkeit und Verbindung der Wahrheit willen, ein ſolches Wort gebrauchen? Ohne das ὁμοούσιος zu be-

J. n. C. G. 363. bis 430.

 kennen,

J. n. C. G. 363. bis 430. kennen, können wir gar keine Ketzerey widerlegen. Wenn dieſes Wort auch gar nicht in der Bibel ſtehen ſollte, (aber es iſt darinne und kömmt deutlich im Geſetze, in den Schriften der Apoſtel und Propheten vor: denn auf zween oder drey Zeugen ſoll jedes Wort beſtehen;) ſo wäre es uns dennoch erlaubt, zur Befeſtigung des Glaubens ein nützliches Wort zu gebrauchen. Glauben doch die Arianer ſelbſt Lehrſätzen, die nicht ausdrücklich in der heiligen Schrift vorgetragen worden ſind; wie zum Beyſpiel dieſen, daß der Vater ungeſchaffen ſey. Auch ſagen die Worte des Apoſtels von Chriſto: er wird das Reich Gott und dem Vater übergeben, gar nicht, wie dieſe Gegner glauben, ſo viel, als wenn das Reich des Erlöſers dereinſt aufhören ſollte. Sie gehen nur auf ſeine menſchliche Natur, die zu einer gewiſſen Zeit ihren Anfang genommen hat: denn nach der göttlichen heißt es von ihm, ſeines Königreichs werde kein Ende ſeyn. Der Apoſtel giebt überhaupt in dieſer Stelle zu verſtehen, daß nichts in dem Sohne erfüllt worden ſey oder erfüllt werde, was von ſeiner Vereinigung mit dem Vater, von der Einheit des Willens zwiſchen dem Vater, Sohne und heiligen Geiſte, unterſchieden wäre.

Nunmehr geht Epiphanius im erſten Abſchnitte des dritten Buchs die Audianer, die Photinianer, die Marcellianer, die Semiarianer, die Pnevmatomachen, (oder Macedonianer,) die Aërianer und die Aëtianer, hiſtoriſch und polemiſch durch. Was er bey Gelegenheit der Lehre der erſtern dieſer Partheyen vom göttlichen Ebenbilde, ſelbſt darüber geſchrieben hat, iſt nicht nur in einem andern Theile dieſes Werks, (Th. VI. S. 215. fg.) angezogen worden; ſondern man findet auch in dem gegenwärtigen (oben S. 27. fg.) eine nicht weniger merkwürdige Stelle dieſes Inhalts aus ſeinem frühern Werke. Da die Audianer überdieß fortfuhren, das chriſtliche Paſcha

wider

wider die Vorſchrift der Nicäniſchen Kirchenverſamm- J. n.
lung zu feyern: ſo widerlegt ſie der Verfaſſer nicht nur C. G.
ausführlich; ſondern erklärt auch chronologiſch den Un- 363.
terſchied zwiſchen dem jüdiſchen und chriſtlichen Paſcha. bis
430.
– Dem Photinus, welcher ſich bey Beſtreitung der Gottheit Chriſti auf die Stelle des Apoſtels berief: Der erſte Menſch iſt von der Erde irdiſch, der andere aber vom Himmel, anwortet er, es werde doch hier nicht gelehrt, daß Chriſti Fleiſch vom Himmel herabgekommen ſey; ſondern die Meinung Pauli ſey, das Wort, zu welchem der Vater ſagte: Laſſet uns Menſchen machen! ſey vom Himmel gekommen. Der Betrüger, fährt er fort, giebt nun zwar zu, daß das Wort vom Anfange an geweſen ſey; nicht aber, daß der Sohn Gottes gebohren worden ſey. Doch wenn er ihn nicht für den Sohn Gottes hält: ſo denkt er nicht beſſer von ihm, als die Juden. Es heißt daher im Evangelio von ihm nicht, das Wort ſey im Anfange in Gott, ſondern bey Gott geweſen. Auch wird das Wort des Menſchen niemals der Menſch ſelbſt genannt. Ferner iſt es gewiß, daß nicht bloß das Wort des Herrn, ſondern der Herr ſelbſt vom Herrn in der heiligen Schrift unterſchieden wird, wie 1 B. Moſ. C. XIX. v. 24. und Pſalm CX. v. 1. und dieſes ſchon vor der Menſchwerdung Chriſti, wie man aus den Worten Davids ſieht: Aus dem Mutterleibe, vor dem Morgenſterne, habe ich dich gezeuget. — Bey aller Ausführlichkeit, welche Epiphanius den Semiarianern und Pnevmatomachen wiedmet, findet ſich doch nichts daraus zu bemerken, was nicht ſchon in der Geſchichte dieſer Partheyen, oder im Auszuge des Ancoratus, angeführt worden wäre. Eben ſo hat man auch bereits an einem andern Orte (Th. VI. S. 228. fg.) geleſen, mit welchen zum Theil ſeltſamen Antworten er den Einwürfen des Aërius wider das Gebet für die Todten, und andere chriſtliche Gebräuche, genug gethan zu haben glaubte.

J. n. C. G. 363. bis 430. Hingegen müſſen hier einige Beyſpiele gegeben werden, wie **Epiphanius** die ſieben und vierzig Schlüſſe des berühmten **Anomöers Aetius**, von denen in dem erſtgenannten Theile dieſes Werks, (S. 117. fg.) einige Nachricht ertheilt worden iſt, widerlegt habe. In Anſehung des erſten dieſer Schlüſſe trete ich jetzt der Muthmaaßung des Herrn **Röslers** (Bibliothek der Kirchenväter, Sechſter Theil, S. 305.) bey, daß man an Statt δυνατὸν, αδύνατον leſen müſſe. Aetius ſchloß folgendergeſtalt: „Wenn es dem ungezeugten „Gott unmöglich iſt, das Gezeugte Ungezeugt zu „machen; wenn jedes Weſen ungezeugt iſt: ſo kann „keines von dem andern, in Abſicht auf das Unabhängige, verſchieden ſeyn. Wie kann man denn alſo ſagen, „das eine werde verändert, und das andere verändere? „da ſie nicht zugeben, daß Gott aus einer nicht vorhandenen Materie etwas hervorbringe?“ Darauf erwidert der Verfaſſer, es ſey gottlos, zu denken, daß Gott etwas unmöglich ſey; was Ihm nicht anſtändig iſt, das thut er freylich nicht; aber nicht darum, als wenn es Ihm an Kräften dazu fehlte. Da nun ſowohl das Ungezeugte, als auch das Gezeugte in ſeiner Art gut iſt: ſo wird er das gut Gezeugte niemals ungezeugt machen wollen. Er, der ohne Anfang und ungezeugt iſt, hat aus ſich einen ihm ähnlichen oder vielmehr in allen Dingen gleichen Gott gezeugt. — Auf den zweyten Schluß des Aetius: „Wenn der ungezeugte Gott „vortreflicher iſt, als jede Urſache: ſo muß er auch vortreflicher ſeyn, als die Geburt; weil er weder ſein Daſeyn von einer andern Natur erhalten, noch ſich ſelbſt „daſſelbe ertheilt hat,“ antwortet **Epiphanius**, nur alsdann ſey die Zeugung eine Erniedrigung für den aus Gott gezeugten, wenn er Gottes unwürdig und Ihm nicht völlig gleich ſey. — Aber, fuhr Aetius fort, wenn Gott Sich Sein Daſeyn nicht ertheilt hat, weil er höher als alle Urſache iſt: ſo muß doch die durch ihn hervorgebrachte Natur von der ſeinigen verſchieden ſeyn; ſo

kann

kann von derſelben weder gleiches, noch ähnlichen Weſens geſagt werden. Man darf, ſagt der Verfaſſer dagegen, gar nicht unterſuchen, wie das Daſeyn Gottes von jeher geweſen ſey. Auch führt der Nahme ſeines Sohns keine Schwachheit mit ſich; ſondern zeigt vielmehr an, daß er den Vorzug eines gleichen Weſens mit dem Vater habe. — Ein anderer Schluß iſt dieſer: „Wenn Gott dem Weſen nach ungezeugt iſt: ſo „kann das Gezeugte nicht durch eine Trennung des Weſens gezeugt worden ſeyn; ſondern aus dem Weſen, „das ihm Selbſtſtändigkeit gegeben hat. Denn man „kann unmöglich eben daſſelbe Weſen gezeugt und auch „ungezeugt nennen.“ Hier verweiſet es **Epiphanius** dem Aetius, daß er die Wörter **Ungezeugt** und **Gezeugt** ſo oft mißbrauche; da er ſich doch durch das Leſen der geſammten heiligen Schrift, (von deren Büchern zugleich ein Verzeichniß eingerückt wird,) hätte überzeugen können, daß das erſtere derſelben gar nicht darinne vorkomme. Es iſt zwar Gottes nicht unwürdig: allein es iſt doch nicht nöthig, den Vater allein den **ungezeugten Gott** zu nennen, damit nicht jemand dadurch zweifelhaft werde, ob auch der Sohn und der heilige Geiſt gleiche göttliche Würde mit ihm haben. — Aetius ſchloß weiter: „Wenn das **Ungezeugte** gezeugt worden iſt: was hindert es, daß auch das **Gezeugte ungezeugt** werde? Denn jede Natur drängte „ſich zu dem, was ihr angemeſſen iſt, mehr als zu dem „für ſie fremden.“ **Epiphanius** begnügt ſich dawider anzumerken, daß es zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpfe noch eine andere Benennung gebe, welche ſich dem Nahmen des Ungezeugten nähere, aber von dem Nahmen des Schöpfers ſich entferne; man müſſe alſo die Benennungen nicht muthwillig, zur Erniedrigung des Sohns, vermengen; es ſey auch unmöglich, daß eine ungezeugte und ungeſchaffene Natur einmal eine geſchaffene werde; hernach aber aus dieſem Zuſtande in den erſtern zurückgienge. — Noch ferner machte Aëtius

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. tius den Schluß: „Wenn Gott gänzlich ungezeugt iſt: ſo wird er nicht weſentlich zur Zeugung getrennt; ſondern er bringt das Gezeugte durch ſeine Macht hervor.“ Darauf antwortet der Verfaſſer, freylich ſey der ganze Gott ungezeugt und ungeſchaffen; auch ſey der von ihm gezeugte ungeſchaffen; mithin ſey weder der Sohn, noch der heilige Geiſt mit geſchaffenen Dingen im geringſten zu vergleichen; alles gehe vorüber, und weiche, mit Verlaſſung aller Vernunftſchlüſſe, den Lehren der heiligen Schrift, nach welcher niemand den Sohn kenne, als der Vater, und niemand den Vater, als der Sohn; oder dem es dieſer offenbare; er offenbare es aber durch den heiligen Geiſt nicht denen, welche glauben, ihn durch ihre Vernunftſchlüſſe zu begreiffen; ſondern bloß ſolchen, welche aufrichtig und vollkommen an ihn geglaubt haben. — Der ſechs und dreyßigſte Schluß mag dieſe Reihe von Beyſpielen endigen. „Wenn der **Ungezeugte** und **Gott** für eines „und eben daſſelbe genommen werden, ſagt Aëtius, ſo „hat der Ungezeugte den Ungezeugten gebohren. Be„deuten aber die Nahmen **Ungezeugt** und **Gott** etwas „Verſchiedenes: ſo iſt es nicht ungereimt, daß Gott von „Gott gezeugt werde, da jeder ſeinen Urſprung von ei„nem ungezeugten Weſen genommen hat. Wenn aber, „wie es wirklich iſt, vor Gott nichts war: ſo heiſſen „**Gott** und **Ungezeugt** eben daſſelbe, indem ein Ge„zeugtes das Ungezeugte nicht zuläßt. Daher leidet es „nicht, daß es zugleich mit Gott und ſeinem Vater aus„geſprochen werde.“ Auch hier verlangt **Epiphanius**, daß ſein Gegner lediglich der heiligen Schrift glauben ſoll; wirft ihm vor, er führe dadurch, indem er einem Geſchöpfe die Gottheit beylege, eine Abgötterey ein; behauptet, daß ohngeachtet der weſentlichen Zeugung des Sohnes, die Dreyeinigkeit doch ewig, auch **Gott** und **Ungezeugt** nicht von einander verſchieden ſey; nennt es weiter Gott unanſtändig, jemals ohne Sohn geweſen zu ſeyn; ingleichen auch dem Sohne unanſtändig, daß

irgend eine Zeit vor ihm geweſen wäre; und ſezt hinzu, J. n.
daß, da Gott mit Gott ſey, auch das Ungezeugte den C. G.
gezeugten Sohn zulaſſe, weil er den Nahmen Gott zu- 363.
gleich mit umfaßt, und mit dem Vater, als Gott von bis
ihm, genannt wird. 430.

Die lezte Abtheilung dieſes Werks, oder der zweyte Abſchnitt des dritten Buchs, begreift die Dimöriten, welche ſonſt Apollinariſten genannt werden, und für welche die Geſchichte noch unten einen Platz aufbewahrt hat; die Antidikomarianiten und Kollyridianer, endlich die Maßalianer in ſich. Wie Epiphanius diejenigen beyden Partheyen beſtritten habe, welche nach ſeiner Meinung, bey der Verehrung der Jungfrau Maria, theils zu wenig, theils zu viel thaten, iſt bereits an einem andern Orte gezeigt worden; (Th. IX. S. 196. fg.) und eben ſo hat man auch in der Geſchichte der Maßalianer (Th. VI. S. 220. fg.) das Beträchtlichſte geleſen, was er ihren Meinungen entgegen ſezt.

Nachdem Epiphanius die Beſchreibung und Widerlegung aller dieſer achtzig Partheyen vollendet hat, wovon er als von einer der gefährlichſten Unternehmungen ſpricht, und ſeine Freude, ſich der wahren Kirche wieder nähern zu können, mit bibliſchen Stellen, ſonderlich des Hohenliedes, ausdrückt: bemerkt er, daß der wahre Gott vorzüglich die Mitglieder der heiligen Kirche angehe, von welchen es heiße: Sechszig ſind der Königinnen; aber Eine iſt meine Taube. Die Königinnen ſind in dieſer Stelle nach ſeiner Meinung diejenigen Seelen, welche ſchon vorher im Geſchlechtsregiſter genannt ſind: oder die zwey und ſechzig Geſchlechter von Adam an, bis auf Chriſtum, Statt deren, um der Kürze willen, nur ſechszig angegeben werden. Wie viel Geſchlechter aber, ſezt er hinzu, von Chriſto bis auf unſere Zeit verfloſſen ſind, weiß niemand, weil die Geſchichte ſeitdem nicht auf dieſe Art be-

ſchrie-

J. n. C. G. 363. bis 430. ſchrieben worden, und jene Zahl durch das Verzeichniß der Königinnen verſiegelt worden iſt. Die achtzig Kebsweiber beym Salomo zeigen eben ſo viele Ketzereyen an; und die Jungfrauen ohne Zahl die verſchiedenen philoſophiſchen Sekten und Lebensarten. Im Beſitze, ziemlich alles hinzuſchreiben, was ihm über eine Sache einfällt, rückt **Epiphanius** hier unter andern eine Reihe von Stiftern philoſophiſcher Partheyen unter den Griechen, vom Thales bis auf den Epicurus, ein; giebt von den Lehrſätzen eines jeden derſelben einen ſehr kurzen Begriff; gedenkt auf gleiche Art der vielerley Philoſophen und Sekten bey den Indianern, Seren, Perſern, Aegyptiern, und andern Nationen; rechnet aber auch zu den Jungfrauen ohne Zahl, manche chriſtliche Sonderlinge, vornehmlich unter den Mönchen. Einige, ſagt er, haben ſich ſelbſt ein ſehr ſtrenges Leben vorgeſchrieben und gehen öffentlich mit langen Haaren herum; andere heilige Brüder bleiben im Sacke und in der Aſche zu Hauſe; noch andere erreichen die Vollkommenheit durch übermäßiges Faſten und Leiden um Gottes willen; es giebt aber auch ſolche, welche aus jugendlichem Leichtſinne der Wahrheit tyranniſch entgegen handeln. So hütete ſich Zachäus, der neulich in der gebürgigten Gegend von Jeruſalem ſtarb, daß er niemals mit jemanden gemeinſchaftlich betete, und weihte, ob er gleich ein Laye war, das Abendmahl. Zween andere, am Sinai und in Aegypten, erkühnten ſich, das Amt eines Biſchofs zu verwalten. Viele andere entmannen ſich wider die Geſetze, aus jugendlicher Verwegenheit. Wiederum giebt es andere von der katholiſchen Parthey, welche ſich unterſtehen, beſondere Zuſammenkünfte zu ſtiften, und ohne Verordnung einer oekumeniſchen Synode, diejenigen noch einmal zu taufen, welche von den Arianern zu ihnen übertreten. Andere tragen Feſſeln wider das Gebot der Kirche: und was der eigenmächtigen Handlungsarten mehr ſind.

Aber

Aber jene Eine Taube, und heilige Jungfrau, so fährt Epiphanius fort, bekennet Gott, den Vater, Sohn und heiligen Geiſt, einen jeden als vollkommen; eine Dreyheit gleiches Weſens, und die nicht vermiſcht iſt; ſondern den aus dem Vater wahrhaftig gebohrnen Sohn, und den heiligen Geiſt, der für den Vater und Sohn nicht fremd iſt; eine Dreyheit, welche ſtets war, keiner Zugabe bedarf, nichts Geringeres in ſich faßt, und zu Einer Einheit und Einem Urſprunge Gottes und des Vaters zurückgeführt wird; — kurz, er bringt wieder ein ziemlich ausführliches, auch mit bibliſchen Beweiſen, nach ſeiner Art, verſehenes Glaubensbekenntniß der katholiſchen Kirche, hauptſächlich von der Dreyeinigkeit und von Chriſto bey; das aber mit ähnlichen Stellen aus ſeinen Schriften, die bereits angeführt worden ſind, genau übereinſtimmt. J. n. C. G. 363. bis 430.

Hierauf bittet Epiphanius ſeine Leſer, es ſeiner Schwachheit zu verzeihen, wenn er aus Eckel und Verdruß über ſo ſchändliche Ketzereyen jemanden hart begegnet, oder ihm Schimpfnahmen beygelegt haben ſollte; Gott für ihn anzuflehen, daß Er ihm eine Stelle in der heiligen, allein katholiſchen Kirche verleihen, ihn vor aller Ketzerey bewahren, und ihm ſeine Sünden um Chriſti willen vergeben möchte. Er findet es aber noch dienlich, auch einiges von den Geſetzen und der Verfaſſung der rechtgläubigen Kirche hinzuzuſetzen: was nämlich in derſelben, ſeiner Natur nach, beobachtet worden iſt, und noch beobachtet wird; theils auf Befehl, theils aus freywilligem Vorſatze; ſo daß ſich Gott über dieſe tugendhafte Uebungen in ſeiner Lehre freuet. Man trift hierüber bey ihm mehr an dieſem Einen Orte beyſammen an, als bey irgend einem andern Schriftſteller gleicher Zeiten. Die Grundlage alſo, fängt er an, und gleichſam die höchſte Stufe in der Kirche, iſt das jungfräuliche Leben, welches von vielen geübt und geprieſen wird. Auf dieſes folgt ſogleich das einſame Leben, (ἡμονότης) welches eine Menge von beyderley Geſchlechten führet. Nach

dieſem

J. n. C. G. 363. bis 430. ſem iſt die Enthaltſamkeit zu eben derſelben Laufbahn gegründet. Darauf kömmt die Wittwenſchaft, mit aller Aufmerkſamkeit und unbefleckter Lebensart verbunden. Auch der züchtige Eheſtand hat nach dieſen Ständen ſeinen Platz, und genießt große Ehre; vorzüglich die einmalige Ehe, welche ſich nach den Vorſchriften richtet. Wenn aber ein Ehemann nach dem Tode ſeiner Frau, oder eine Frau nach dem Tode ihres Ehemannes, zum zweytenmal ſich verheyrathen will: ſo iſt es ihnen erlaubt. Doch die Krone und Mutter von dieſen allen, iſt das heilige Prieſterthum, welches größtentheils aus jungfräulichen Perſonen, oder wenigſtens aus einſam Lebenden beſteht: und wenn keine dazu tüchtige Mönche gefunden werden, ſo wählt man ſolche, die ſich entweder ihrer Eheweiber enthalten; oder nachdem ſie einmal in der Ehe gelebt haben, Wittwer bleiben. Derjenige hingegen, welcher ſich in der zweyten Ehe befindet, kann weder Biſchof, noch Presbyter, noch Diakonus, oder Subdiakonus werden; ſollte er ſich gleich ſeiner Frau enthalten, oder Wittwer ſeyn. Nur die Vorleſer können ſowohl aus jungfräulichen Perſonen, als aus Mönchen, Enthaltſamen, Wittwern, züchtigen Ehemännern, ja ſogar, wenn es die Nothwendigkeit erfordert, aus ſolchen genommen werden, die nach dem Tode ihrer erſten Frau ſich wieder verheyrathet haben. Denn ein Vorleſer iſt kein Prieſter; ſondern gleichſam nur ein Schreiber des göttlichen Worts. Die Diakoniſſinnen ſind bloß zur Beſorgung der Weiber beſtellt, um der Ehrbarkeit willen, wenn ſie entweder bey der Taufe, oder bey der Beſichtigung ihrer Leiber, (in kränklichen Umſtänden, wie man aus einer andern Stelle, Haereſ. LXXIX. c. 3. p. 1060. ſieht,) gebraucht werden. Sie müſſen nur einmal verheyrathet und enthaltſam ſeyn; oder nach der erſten Ehe Wittwen bleiben, oder beſtändig Jungfrauen ſeyn. Auf alle dieſe Stände folgen die Exorciſten und Hermeneuten, welche ſowohl bey Vorleſungen, als bey Predigten, aus

einer Sprache in die andere überſetzen; die Kopiaten, welche für die Beerdigung der Leichname ſorgen; ingleichen die Thürſteher, und alle wegen der guten Ordnung geſtiftete Bedienungen. J. n. C. G. 363. bis 430.

Von den verſchiedenen Ständen der Chriſten geht Epiphanius zu ihren gottesdienſtlichen Verſammlungen über. Er meldet hier zuerſt, daß dieſelben von den Apoſteln ſelbſt auf den vierten und ſechſten Tag der Woche, und auf den Sonntag geſezt worden wären. Petav zweifelt mit Recht (Animadverſ. ad Expoſit. Fidei, p. 354. T. II. Opp. Epiph. ed. Colon.) an der Wahrheit dieſes Apoſtoliſchen Urſprungs der beyden feſtlichen Wochentage. Weniger glücklich ſcheint er darinne zu ſeyn, wenn er zu beweiſen ſucht, (l. c. p. 352.) daß die Chriſten in der großen Faſtenzeit vor Oſtern, außer dem Sonntag und Sonnabend, das heilige Abendmahl nicht öffentlich mit einander genoſſen hätten: bloß aus dem Grunde, weil zu jener Zeit ſonſt nicht, als an den beyden gedachten Tagen, die Beſtandtheile deſſelben geweiht wurden. Aber noch unglücklicher iſt er in der Behauptung (p. 355.) welche er mit Schimpfen auf die Thorheit und Dummheit der neuern Ketzer begleitet, daß die erſten Chriſten nicht allemal, wenn das heilige Abendmahl gefeyert wurde, daran Antheil genommen hätten. Man kann ihm zugeben, daß Caſaubonus in einer Stelle des Euſebius (H. Eccl. L. VII. c. 9.) die Worte ἐπακȣ́ειν τῆς ἐυχαριςίας unrichtig von dem gleich darauf angegebenen Genuß des heiligen Abendmahls verſtanden habe. Allein er gewinnt nichts dadurch, indem jener Ausdruck, wie ſchon Valeſius dabey bemerkt hat, offenbar das Anhören des Dankſagungsgebets, von welchem auch das Abendmahl den Nahmen ἐυχαριςία erhielt, ausdrückt, worauf ein lautes Amen der Gemeine erfolgte. Er beruft ſich zwar noch zuverſichtlicher auf den Ambroſius, der ſeine Zuhörer ermahnt hätte, wenn ſie nahe an der Kirche wöhnten,

J. n. C. G. 363. bis 430.

ten, und durch keine Hinderniſſe zurückgehalten würden, das heilige Abendmahl täglich zu hören; (quotidie audiat Miſſam) bald darauf aber hinzuſetze, in der vierzigtägigen Faſten ſollten ſie täglich, oder wenigſtens am Sonntage, ihre Gaben in der Kirche darbringen, und das heilige Abendmahl genießen. (offeratis et communicetis. Serm. XXXIV.) Wirklich muß **Petav** hier geglaubt haben, keiner ſeiner Leſer wiſſe es, daß Miſſa zu dieſen Zeiten nicht bloß das heilige Abendmahl, ſondern eben ſo oft den ganzen Gottesdienſt, oder auch Haupttheile deſſelben, ſelbſt denjenigen, welcher das heilige Abendmahl nicht in ſich faßte, anzeige. Beyſpiele davon ſind bereits in dieſer Geſchichte vorgekommen. (Th. VIII. S. 322.)

Epiphanius beſchreibt hierauf das **Faſten** ſeiner chriſtlichen Zeitgenoſſen. Am vierten und am ſechſten Tage der Woche, ſchreibt er, wird deswegen bis zur neunten Stunde gefaſtet, weil der Herr an jenem Tage gefangen, an dieſem aber gekreuzigt worden iſt. Daher hatten die Apoſtel das Faſten auf dieſe Tage gelegt, damit das Wort erfüllt werde: **Wenn der Bräutigam von ihnen genommen werden wird, alsdann werden ſie weinen.** Allein unſer Faſten iſt nicht darum eingeſetzt worden, damit wir demjenigen, der für uns gelitten hat, einen Gefallen erweiſen; ſondern damit wir zu unſerm Heil das Leiden bekennen, welches der Herr ſelbſt für uns übernommen hat, und damit unſer Faſten von Gott für unſre Sünden gnädig angenommen werde. Dieſes Faſten nun wird im ganzen Jahre beobachtet; ausgenommen in den funfzig Tagen zwiſchen Oſtern und Pfingſten nicht, zu welcher Zeit auch das Gebet nicht knieend verrichtet wird. An Statt der Verſammlungen aber, welche an jenen zween Tagen bis um neun Uhr gehalten werden, begeht man ſie alsdann, wie am Sonntage, des Morgens. Auch am Feſt **Epiphania**, da der Herr im Fleiſche gebohren worden, iſt es nicht

nicht erlaubt, zu faſten, wenn es gleich auf den vierten oder ſechſten Tag der Woche fällt. Doch pflegen diejenigen, welche ſich aus freywilligem gutem Vorſatze üben, zu jeder Zeit, nur am Sonntage und in den genannten funfzig Tagen nicht, Faſten und Wachen auf ſich zu nehmen. Denn freylich iſt es ungereimt, am Sonntage, den die Kirche fröhlich gefeyert wiſſen will, zu faſten. Daher beobachtet auch die Kirche das vierzigtägige Faſten vor den ſieben feyerlichen Tagen des Paſcha; aber nicht an den dazu gehörigen Sonntagen. Die ſechs lezten Tage vor dieſem Feſte bringt jedermann mit trockenem Eſſen (ξηροφαγία) zu; das heißt, er genießt nur gegen Abend Brodt, Salz und Waſſer. Die Eifrigern ſetzen dieſes Faſten zwey, drey, vier Tage fort; andere ſogar ununterbrochen in dieſer ganzen Woche, bis zum Anbruche des Paſchafeſtes. Sie halten ſechs Wachen, und eben ſo viele gottesdienſtliche Verſammlungen, welche in dieſer ganzen Faſtenzeit von der neunten Stunde bis zum Abend dauern. An einigen Oertern aber durchwacht man bloß diejenigen Nächte, welche auf den fünften Tag der letzten Woche folgt, und vor dem Paſcha unmittelbar hergeht. Wiederum wird in einigen Gegenden, am fünften Tage dieſer Woche, das heilige Abendmahl, (eigentlich die Verehrung des Leidens Chriſti, λατρεία τῆς οἰκονομίας) in der neunten Stunde genoſſen: und ſolchergeſtalt wird das Volk entlaſſen, welches bey dem trockenen Eſſen bleibt. Anderwärts hingegen wird das heil. Abendmahl nicht eher begangen, als wenn der Sonntag des Paſcha angebrochen, und um dieſe Zeit das Volk entlaſſen iſt.

J. n. C. G. 363. bis 410.

Was den übrigen geheimen Gottesdienſt der Taufe und anderer innerer Gebräuche betrift, ſagt Epiphanius weiter: ſo werden ſie nach der Lehre des Evangelium und der Apoſtel beobachtet. Der Verſtorbenen wird nahmentlich gedacht, wenn die Gebete geſprochen werden, und das heilige Abendmahl gehalten wird.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Auch werden in der heiligen Kirche die Morgen-Geſänge und Gebete, ingleichen die Abend-Pſalmen und Gebete beſtändig geſprochen. Einige Mönche wohnen in Städten; andere aber halten ſich in Klöſtern, abgeſondert von der menſchlichen Geſellſchaft, auf. Manchen von ihnen gefällt es, ein langes Haar zu tragen, um nämlich ihre Lebensart auszuzeichnen; freylich aus eigenem Einfall, ohne einen Befehl des Evangelium, und ohne Beyſpiel der Apoſtel. Denn der Apoſtel Paulus hat vielmehr dieſe Tracht abgeſchafft. Es giebt noch andere ſonderbare Lebensarten, welche in der katholiſchen Kirche beobachtet werden; da, zum Beyſpiel, einige ſich des Fleiſches gänzlich enthalten, von vierfüßigen Thieren, von Vögeln und Fiſchen, auch der Eyer und des Käſes. Es giebt darum ſolche verſchiedene Lebensarten, weil ein jeder nach ſeiner eignen Arbeit ſeinen Lohn empfangen wird. Manche alſo enthalten ſich nur der vierfüßigen Thiere, eſſen aber Vögel, und das übrige. Andere genießen auch keine Vögel, wohl aber Eyer und Fiſche; noch andere nicht einmal Eyer. Es giebt andere, die ſich der Fiſche enthalten, hingegen Käſe eſſen; wiederum andere, die ſelbſt dieſen nicht, oder gar nicht einmal Brod genießen. Manche enthalten ſich der Baumfrüchte und alles Gekochten. Viele liegen auf der bloßen Erde; andere gehen mit bloßen Füſſen; noch andere tragen einen verborgenen härenen Sack, nämlich aus guter Abſicht der Tugend und Büſſung wegen. Denn es iſt unanſtändig, wie einige thun, öffentlich in einem ſolchen Sacke einherzugehen: und eben dieſes gilt auch von der Gewohnheit derer, welche öffentlich Feſſeln tragen. Sehr viele bedienen ſich gar keines Bades. Einige haben der Welt ganz entſagt, und ſich geringe leichte Künſte ausgeſonnen, damit ſie nicht ein träges Leben führen, noch ihr Brod mit anderer Beſchwerde eſſen möchten. Meiſtentheils aber üben ſie ſich im Abſingen der Pſalmen, in unaufhörlichen Gebeten,

beten, im Vorleſen und Auswendiglernen der heiligen Schrift. J. n. C. G. 363. bis 410.

Das letzte, was **Epiphanius** an den Chriſten ſeiner Zeit beſchreibt, ſind ihre Sitten. Die gemeinſchaftliche Frucht, ſagt er, der heiligen Kirche, an Gaſtfreyheit, Menſchenliebe und Mildthätigkeit gegen jedermann, wird allen empfohlen. An Statt der veralterten Beſchneidung in **Chriſto** hat ſie die Taufe; und ruht am großen **Sabbath**, an Statt des kleinen. Sie enthält ſich der Gemeinſchaft mit allen Ketzereyen; ſie verbannt die Hurerey, den Ehebruch, das wollüſtige Leben, die Abgötterey, den Todſchlag, und alle Uebertretung des Geſetzes, die Magie und Zauberey, die Sterndeuterey, (ἀστρονομίαν) die abergläubiſchen Vorbedeutungen, Weiſſagungen und Beſchwörungen, die Anhängſel, welche man **Phylakterien** nennt, die Schauplätze, das Pferderennen, die Jagdluſtbarkeiten, die muſikaliſchen Spiele, alles Verläumden und üble Nachreden, alle Zänkereyen, Läſterungen, Ungerechtigkeiten, Habſucht und Wucher. Die weltlichen Geſchäftsmänner billigt ſie eben nicht ſonderlich; ſie weiſet ihnen nur den letzten Platz unter allen ihren Mitgliedern an. Freywillige Gaben nimmt ſie bloß von denen an, welche niemanden beleidigen, und das Geſetz nicht übertreten; ſondern gerecht leben. Sie beſiehlt, daß man ſo fleißig und anhaltend, als es nur möglich iſt, auch mit Beugung der Kniee an den beſtimmten Tagen, Gebet zu Gott ſchicke. In einigen Gegenden werden auch am Sabbath gottesdienſtliche Verſammlungen angeſtellt. Dieſes aber wird nicht von allen, ſondern nur von den vorzüglichſten Chriſten beobachtet, daß ſie ganz und gar nicht ſchwören, nicht ſchimpfen, noch fluchen, alles der Verordnung des Erlöſers gemäß; mithin auch, ſo viel es ihnen möglich iſt, gar nicht lügen. Sehr viele verkauffen auch ihre Güter, und geben das Geld den Armen.

Nach dieſem Auszuge aus dem Hauptwerke des Epiphanius, auf welches ſich ſein Ruhm und ſein Anſehen

J. n. C. G. 363 bis 430.

ſehen in der alten Kirche hauptſächlich ſtützten, iſt eine genauere Beurtheilung deſſelben deſto überflüßiger, da man nicht allein geſehen hat, was er eigentlich geleiſtet habe; ſondern auch bereits gelegentlich bemerkt worden iſt, wie viel der Verfaſſer noch außerdem hätte leiſten ſollen. Es iſt ſchon an ſich etwas Unangenehmes, Fehler in einem allgemein beliebten Werke aufzuſuchen; und wer dieſe Mühe übernimmt, kann ſehr leicht in einem nachtheiligen Lichte erſcheinen. Aber hier iſt ein ſolches Aufſuchen nicht einmal nöthig; ſo ſehr fallen die häufigen Vergehungen gegen gute Ordnung, Richtigkeit der Begriffe und der Beurtheilung, ſelbſt gegen die nothwendigſten Eigenſchaften des geſchickten Vortrags, in die Augen. Unverdroſſenen Fleiß im Sammeln, viele Beleſenheit, und einen feurigen Eifer für die Religion, auch wider alles, was ihr Schaden zu verurſachen ſcheint, der es daher bey ihrer Vertheidigung ſo gut zu machen ſucht, als es immer ein ehrlicher Mann von ſehr eingeſchränktem Geiſte machen konnte; alles dieſes darf man dem Verfaſſer nicht abſprechen; wenn er nur auch dadurch die edlere Beſtimmung eines ſolchen Werks erfüllt hätte! Was man am meiſten dabey bedauern muß, iſt dieſes, daß er, an Statt den Streitgeiſt und die Verketzerungsſucht ſeiner Zeiten zu bändigen, oder zu mildern, wie ein Mann von ſeinem Einfluße am erſten hätte thun oder doch verſuchen können, denſelben vielmehr angefeuert hat. Freylich muß man es auch verſtehen, ſich an ſeine Stelle zu ſetzen. Erzogen in Geſinnungen, ohne welche man in der Kirche dieſer Zeit ſein Glück nicht machen konnte, würde es ihm nicht allein die äuſſerſte Anſtrengung gekoſtet haben, freyere und gemäßigtere anzunehmen; ſondern es iſt auch wahrſcheinlich, daß er mit denſelben nicht durchgedrungen wäre. Ueberdieß aber mußte der ſo viele Jahre hindurch von der Welt abgeſonderte, mit ihr wenig bekannte, gegen ſich und diejenigen, welche ihn zum Führer wählten, überaus ſtrenge Aſcet, auch eine gewiſſe Härte der Behand-

lung

lung von allem, was ſeinen Grundſätzen gerade zu wider- J. n. C. G. 363. bis 430.
ſprach, ſich eigen machen, und mit einem Bewußtſeyn von Ueberlegenheit, das ihm aus dem Beſitze der Recht- gläubigkeit zu entſpringen ſchien, auf ſeine Gegner her- abſehen. Er konnte, wie andere ſeines gleichen, gar nicht begreifen, wie es möglich ſey, daß nicht jeder Chriſt in allen Stücken eben ſo wie die katholiſche Kirche lehrte. Daher giebt er ſich auch oft in ſeinen Widerle- gungen ein Anſehen, das eigentlich auf nichts beruht. Und doch würde der Schluß ſehr übereilt ſeyn, der in unſern Tagen oft aus dergleichen Beyſpielen gezogen wird, die Verfechter des katholiſchen Lehrbegriffs in der alten Kirche wären lauter kurzſichtige und eingebil- dete Tröpfe, lauter verfolgende Wüteriche geweſen; nur bey den Partheyen, welche von ihnen ſo ſchwarz abgebil- det worden ſind, ſey Scharfſinn und Menſchenliebe zu ſuchen.

Epiphanius hat ſelbſt von dieſem Werke einen Auszug oder eine kurze Wiederholung der Hauptnach- richten in demſelben, (Ἀνακεφαλαίωσις) hinterlaſſen. (T. II. Opp. p. 126-157.) Zwar iſt er darinne einer et- was veränderten Ordnung gefolgt; aber die natürlichſte hat er doch eben ſo wenig, als in dem größern Werke, getroffen. Ueberhaupt iſt es nicht zu verwundern, daß die chriſtlichen Schriftſteller dieſer Zeiten, in der Bear- beitung der allgemeinen Ketzergeſchichte, welche nun ſo ſehr einer ihrer Lieblingsgegenſtände wurde, kei- nesweges miteinander übereinſtimmten. So ſehr auch **Epiphanius**, als der vornehmſte von dieſer Art, ver- ehrt wurde; ſo entfernte ſich doch gleich darauf Phila- ſtrius weit genug von ihm: wie man leicht aus der Ver- gleichung desjenigen ſehen kann, was im Neunten Theil dieſer Geſchichte (S. 363. fg.) aus ſeinem Werke bey- gebracht worden iſt. Da er ein ſolches Beyſpiel von willkührlicher Erweiterung des Ketzerbegriffs vor ſich hatte: ſo übertraf er es durch neue Ausſchweifungen.

J. n. C. G. 363. bis 430. Näher beym **Epiphanius** bleibt Auguſtinus in einem um das Jahr 428 geſchriebenen Buche ſtehen. (de Haereſibus ad Quodvultdeum Liber, T. VIII. Opp. p. 1. ſq. ed. Antverp.) Er war es auch in der That unter allen Schriftſtellern dieſer Gattung, der, wo nicht ſehr gelaſſen, doch wenigſtens mit einiger philoſophiſcher Genauigkeit hätte angeben können, was eigentliche Kezzereyen ſind, und wie ſie von Mißverſtändniſſen, auch allerley theologiſchen Streitigkeiten unterſchieden werden müſſen; wie nützlich und nothwendig es endlich ſey, ſie unter gewiſſe allgemeine Claſſen zu bringen. Allein was er am Ende dieſer Schrift, in der Fortſetzung derſelben hoffen läßt, iſt vermuthlich wegen ſeines bald darauf erfolgten Todes nicht zu Stande gekommen. Große Erwartungen dürfte man ſich ohnedieß davon nicht machen. Man hat anderwärts ſchon geleſen, (Th. IX. S. 335. fg.) daß er eine ziemlich ſchwankende Erklärung von einer Ketzerey gegeben habe: und hier ſind ebenfals gröbere Irrlehren mit Zwiſtigkeiten über die Kirchenzucht, oder über Cärimonien vermiſcht, mitten unter einer Reihe Gnoſtiſcher Partheyen, die Gnoſtiker als eine beſondere Sekte genannt, und andere ſolche Fehler von ihm begangen worden; wenn er gleich in der Vorrede den **Irrthum** von der **Ketzerey**, und wieder von beyden das **Schisma** unterſchieden wiſſen will. Zwar läßt er die Ketzereyen weg, welche **Epiphanius** aus den Zeiten vor Chriſti Geburt geſammelt hat; allein die folgenden ſchreibt er alle, bis auf eine kleine Veränderung, aus ihm ab. Sodann nimmt er eine Anzahl anderer aus dem **Philaſtrius**; nur legt er ihnen zum Theil beſondere Nahmen bey, und äußert dabey manchmal eben ſo viele Leichtgläubigkeit, als wenig Ueberlegung; auch wenn er etwas Eigenes beyfügt. So ſchreibt er es ihm nach, (Haer. 68.) es gebe eine ketzeriſche Parthey von Leuten, welche immer mit bloßen Füſſen giengen, weil Gott dem **Moſes** oder dem **Joſua** befohlen habe, seine Schuhe auszuziehen, und weil auch

Jeſai-

Jeſaias dieſe göttliche Vorſchrift bekommen habe. Da-durch alſo, ſagt Auguſtinus, wird es eine Ketzerey, weil ſie nicht um der Martern des Leibes willen ſo ein-hergehen; ſondern aus unrechter Erklärung der bibli-ſchen Schriftſtellen. Eben ſo gutwillig rechnet er nach dem Philaſtrius die Ketzerey von unzählichen Welten her. (Haer. 77.) Er ſelbſt fügt noch zu dieſen allen aus einem Ungenannten, aus dem Euſebius, und andern Quellen, einige Partheyen hinzu. Dergleichen ſind die Luciferianer, von denen er zwar geſteht, Epipha-nius und Philaſter möchten ſie deswegen übergangen haben, weil ſie dieſelben nur für Schismatiker gehal-ten hätten; er habe aber, fährt er fort, bey einem Un-genannten gefunden, ſie hegten den thörigten Irrthum, daß die Seele durch Ergieſſung gezeugt werde, vom Fleiſche und Subſtanz des Fleiſches ſey. Ob er ſie nun wegen dieſer Meinung, wenn ſie anders dieſelbe gehabt hätten, unter die Ketzer gezählt habe; oder ob ihnen bloß wegen ihrer hartnäckigen Behauptung derſelben der Kez-zernahme gebühre; könne er jezt nicht unterſuchen. Weiter nennt er die Jovinianiſten, die Arabiſchen Ketzer, die Helvidianer; ingleichen die Paternianer (nach andern Venuſtianer,) welche die untern Theile des Körpers für ein Werk des Teufels ausgegeben, und daher allen Laſtern, die mit denſelben begangen werden, völlige Freyheit ertheilt haben ſollen. Auch die Ter-tullianiſten ſtehen in ſeinem Verzeichniſſe, Anhänger des berühmten Tertullianus, die erſt zu ſeiner Zeit gänzlich zu Carthago aufgehört, und die Kirche, wel-che ſie daſelbſt beſaßen, den Katholiſchen überlaſſen hätten. Vom Tertullianus ſelbſt ſagt er, er habe zwar die Unſterblichkeit der Seele, aber auch gelehrt, daß ſie zu einem Körper gebildet worden ſey; ja er habe ſogar Gott für körperlich gehalten, wenn er ihm gleich kein Bild beygelegt habe. Doch ſey er dadurch kein Ketzer geworden, indem er Gott nur in dem Verſtande einen Körper genannt haben könnte, weil er nicht Nichts,

J. n. C. G. 363. bis 430.

 nichts

J. n. C. G. 363. bis 430. nichts leeres, nicht die Eigenſchaft eines Körpers oder einer Seele iſt; ſondern überall ganz, nicht in gewiſſe örtliche Räume vertheilt, wohl aber in ſeiner Natur und Subſtanz unveränderlich bleibt. Weil aber Tertullianus zu den Kataphrygiern, die er vorher beſtritt, übergegangen ſey, die zweyte Ehe wider die Lehre der Apoſtel, als Hurerey verdammt, auch von den Katholiſchen abgeſonderte Verſammlungen angeſtellt habe: ſo ſey er dadurch zum Ketzer geworden; wie er denn auch gelehrt habe, daß die böſen Seelen der Menſchen nach ihrem Tode in Dämonen verwandelt würden, und daß die Natur der Seele von einem auf den andern fortgepflanzt werde. Hierauf gedenkt Auguſtinus einer kleinen ketzeriſchen Parthey auf dem Lande bey Hippo, die er deswegen die bäuriſche (ruſticana) nennt. Sie war damals ſchon verloſchen; im Puniſchen hieß man ſie die Abelonier. Einige glaubten auch, daß ſie vom Abel, Adams Sohn, den Nahmen bekommen hätten; ſo daß man ſie Abelianer oder Abeliten nennen könnte. Ob ſie ſich gleich nicht mit Weibern vermiſchten; ſo war es ihnen doch, nach den Lehrſätzen ihrer Sekte, nicht erlaubt, ohne Weiber zu leben. Männer alſo und Weiber wohnten mit dem Gelübde der Enthaltſamkeit beyſammen, und nahmen ſich einen Knaben und ein Mägdchen an Statt Kinder an, die in einer gleichen Verbindung ihre Nachfolger werden ſollten; wenn aber eines von dieſen Kindern ſtarb, durch ein anderes von eben demſelben Geſchlechte erſezt werden mußten. Gieng hingegen eines von den Alten mit Tode ab: ſo mußte das Paar Kinder bis zu dem Tode des andern fortdienen; alsdann war es auch dieſen erlaubt, ein Paar Kinder anzunehmen. Und da ihre Nachbarn Kinder genug zeugten, welche ſie gern zur Hoffnung einer fremden Erbſchaft hingaben: ſo fehlte es ihnen niemals an ſolchen Kindern. Auf dieſe kahle Nachricht, mit welcher man in der Geſchichte der Ketzereyen kaum weiß was man anfangen ſoll, folgt zulezt eine Beſchreibung der

Pela=

Pelagianer, die in der Folge dieſer Geſchichte ſo vielen Platz einnehmen werden. Man findet zwar nach dieſen acht und achtzig ketzeriſchen Partheyen, noch in einer Handſchrift des Buchs, die Timotheaner, Neſtorianer und Eutychianer angezeigt. Allein es iſt eben ſo gewiß, daß dieſer Zuſatz nicht vom Auguſtinus herrühre, als daß eine ähnliche Schrift, welche nach ſeiner Verſicherung Hieronymus von den Ketzereyen hinterlaſſen hat, in der Geſtalt, wie ſie jetzt vorhanden iſt, ihn nicht zum Verfaſſer habe.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Theodoretus, der ohngefähr zwanzig Jahre nach dem Tode des Auguſtinus ſein Werk von allen Ketzereyen, oder Unterſuchung der Lüge und der Wahrheit, (κατὰ πασῶν τῶν αἱρέσεων, ἢ ψεύδους καὶ ἀληθείας διάγνωσις) in vier Büchern, mit einem kurzen Begriffe der göttlichen Lehren im fünften, aufgeſezt hat, (Opp. T. IV. ed. Hal. p. 280-481.) muß doch wegen der zuſammenhängenden Vollſtändigkeit in der Darſtellung der Häreſiologen der alten Kirche, ſchon hier angeführt werden. Er hat unter allen die geringſte Anzahl von ketzeriſchen Partheyen: nur ſechs und funfzig. Das könnte ſeiner Beurtheilung Ehre machen, wenn er nicht auf der andern Seite faſt in eben dieſelben Fehler verfallen wäre, wie ſeine Vorgänger. Er iſt ihnen zwar in mancherley Betrachtung überlegen, und beſonders von der unausſtehlichen wiederholenden Schwazhaftigkeit des Epiphanius frey; leidet gar keine Vergleichung mit dem unwiſſenden Kezzerjäger Philaſtrius; ſchöpft auch mehr aus den Quellen, als Auguſtinus, ſchreibt methodiſcher und beſtimmter, als ſie alle. Doch vermengt er ebenfals Kezzer und Schismatiker, unbedeutende und erhebliche Meinungen miteinander; er läßt die Irrlehren nach althergebrachter Vorſtellungsart vom Teufel ſtiften, und befördert die Erbitterung der Chriſten gegen ihre wahren Urheber nur zu ſehr. In das erſte Buch hat er

J. n. C. G. 363. bis 430. diejenigen geſtellt, welche mehr als Ein höchſtes Grundweſen angenommen, und dem Sohne Gottes nur eine ſcheinbare menſchliche Natur zugeeignet haben; in das zweyte ſolche, welche Chriſtum für einen bloßen Menſchen gehalten haben; im dritten kommen ſechs andere Gattungen vor, und im vierten die neueſten ſeit dem Arius. Er ſagt nichts von Origeniſten und Pelagianern; endigt aber dagegen mit den Neſtorianern und Pelagianern. Herr Rösler hat dieſe vier Hauptſchriftſteller der alten Kirche, welche die allgemeine Kenntniß, zum Theil auch Widerlegung der Ketzereyen befördert haben, den Epiphanius, Philaſtrius, Auguſtinus und Theodoretus, auf eine nützliche Art mit einander verglichen; hauptſächlich aber aus dem erſten derſelben einen fruchtbaren Auszug mitgetheilt. (Bibliothek der Kirchenväter, Sechſter Theil, S. 1-355.) Man könnte freylich noch den Vincentius von Lirinum (in Commonitorio adverſus haereſes) in Abſicht auf die von ihm empfohlne Verwahrung gegen die Ketzereyen überhaupt, hinzufügen; allein ſein ſpäteres Zeitalter weiſet ihm anderswo einen bequemern Platz an.

Die übrigen Schriften des Epiphanius verdienen weniger Aufmerkſamkeit, als die bisher beſchriebenen. Doch hat ſein Buch **von den Gewichten und Maaßen, deren beſonders in der heiligen Schrift Meldung geſchieht**, (περὶ μέτρων καὶ σταθμῶν, Opp. T. II. p. 158-184.) einen nicht unbeträchtlichen Nutzen; wenn es auch gleich Spuren genug von ſeiner bekannten Schwäche des Urtheils in ſich faßt. In dieſer um das Jahr 392. verfertigten Abhandlung, giebt er zuerſt die mancherley Arten des Inhalts in den Schriften der Propheten an, nemlich: Lehre, Beſchauung, Ermahnung, Drohung, Mitleiden, Klagen, Gebet, hiſtoriſche Erzählung und Weiſſagung; erläutert auch einige Zeichen in den Abſchriften der griechiſchen Ueberſezzungen des Alten Bundes, welche bald die Schickſale

des

des jüdiſchen Volks, bald Chriſtum, bald eine dunkle Stelle, und dergleichen mehr, anzeigen. Hierauf erklärt er die Accente, die kritiſchen und grammatiſchen Zeichen, welche jenen Abſchriften beygeſezt wurden; wie zum Beyſpiel, den Aſteriſkus, Obelus, Lemniſkus, und andere mehr. Dieſes führt ihn zu den Verdienſten des Origenes um die gedachten Ueberſezzungen: zu einem Verzeichniſſe der Bücher des Alten Bundes, das ſchon an einem andern Orte vorgekommen iſt, (Th. IX. S. 23.) ja zu einer ausführlichen Geſchichte der Alexandriniſchen Ueberſetzung. Außerdem daß er es aus der Ueberſetzungsart ihrer Verfaſſer zu beweiſen ſucht, ſie hätten aus Eingebung des heiligen Geiſtes geſchrieben, wiederholt er auch die ganze fabelhafte Erzählung des Ariſteas von denſelben. Eben ſo wenig verſäumt er die Gelegenheit, welche ihm dieſe und die übrigen griechiſchen Ueberſetzungen anbieten, erſtlich die Folge der Ptolemäer in Aegypten, ſodann die Römiſchen Kaiſer, vom Auguſtus an, bis auf den Adrianus, unter welchem Aquila überſetzte, herzurechnen. Er berichtet einiges von dieſem Kaiſer, noch mehr von dieſem Ueberſetzer, und fährt auf gleiche Art in der Anzeige der Kaiſer bis auf ſeine Zeit, ingleichen in der Geſchichte des Symmachus, Theodotio, und der Hexapla des Origenes fort. Hierauf kömmt nun zwar, in dem kleinſten und letzten Theile dieſer Schrift, die Erklärung der bibliſchen auch anderer Maaße und Gewichte, welche, wo nicht immer völlig hinreichend, doch größtentheils brauchbar iſt. Allein **Epiphanius** unterbricht auch dieſe, theils durch eine Beſchreibung der ſechs Schöpfungstage, theils durch ein abermaliges Verzeichniß der Bücher des alten Bundes. Er findet dabey, daß, wie der letztern zwey und zwanzig wären, alſo auch Gott eben ſo viele Werke in jenen Tagen vollbracht habe, und eben ſo viele Geſchlechter von Adam bis zum Jacob vorkämen; welches alles Bedeutungsvoll ſey.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Eine

J. n. C. G. 363. bis 430. Eine Schrift des **Epiphanius** von den zwölf **Edelſteinen im Kleide des Aaron**, iſt in einer dreyfachen Ausgabe vorhanden. Die kürzeſte hat **Conrad Gesner**, (in ſeinem Opere de omnium foſſilium genere, Zürich 1565. 8.) bekannt gemacht. Sie iſt der zweyten etwas längern, in **Petavs** Ausgabe, beygefügt. (T. II. p. 225. ſq.) Aber beyde hält man nur für Auszüge aus ſeinem eigentlichen Werke, das **Peter Franz Foggini** zuerſt in einer alten lateiniſchen Ueberſetzung, nach einer mangelhaften Vaticaniſchen Handſchrift, zu Rom, im Jahr 1743. 8. ans Licht geſtellt haben will. Was der Verfaſſer von dem Nahmen, Vaterlande, der natürlichen Beſchaffenheit, und dem mancherley Gebrauche eines jeden Edelgeſteins ſagt, hat ſeinen Werth; die geiſtlichfrommen Deutungen aber, welche er beyfügt, haben gar keinen.

Auch nur in einer lateiniſchen Ueberſetzung ſoll ſich der **Commentarius** des **Epiphanius** über **Salomons Hohes Lied** erhalten haben: und nach derſelben glaubte ihn der eben genannte **Foggini** zu Rom im Jahr 1750. 4. zuerſt aus der Vaticaniſchen Bibliothek herausgegeben zu haben. Allerdings gedenkt **Caßiodorus** (de Inſtitut. divinar. litterar. c. 5. p. 513. ed. Opp. Venet. T. II.) einer ſolchen Arbeit des **Epiphanius**, und meldet zugleich, daß er ſie durch ſeinen Freund, den Rechtsgelehrten **Epiphanius**, ins Lateiniſche habe überſetzen laſſen. **Foggini** macht es wahrſcheinlich genug, daß dieſes eben die von ihm hervorgezogene Ueberſetzung ſey; er ſucht auch zu beweiſen, daß die unter dem Nahmen des **Philo von Carpathus**, zu Paris im J. 1537. 8. mit der lateiniſchen Ueberſetzung des **Stephan. Salutatus** gedruckte Auslegung des Hohen Liedes, nicht dem **Philo** zugehöre: ſondern größtentheils aus erweiterten Stellen der Schrift des **Epiphanius** zuſammengeſtoppelt ſey. Wenn man aber nun dieſe Unterſuchungen durchgegangen hat: ſo findet man alle Mühe durch

das

das Leſen des Buchs ſelbſt ſchlecht belohnt. Es beſteht aus lauter myſtiſchen Erklärungen des Hohen Liedes, die bald moraliſchen, bald prophetiſchen Inhalts ſind. So verſteht der Verfaſſer im erſten Hauptſtücke des Hohen Liedes, unter den **Brüſten** das Alte und Neue Teſtament, durch welche die Söhne der Kirche geſäugt würden; unter dem **Geruch der Salben**, die Herrlichkeit Chriſti, als Prieſters und Königs; unter den **Mägden oder Jungfrauen**, die Seelen der Gläubigen; wobey er eine Anwendung auf die blutflüßige Frau, welche Chriſti Kleid berührte, und auf das Kananäiſche Weib macht. Der **Winter** C. II. v. 11. iſt nach ſeiner Deutung das Leiden des Erlöſers, und gleich darauf die **Stimme der Turteltaube**, Pauli Stimme, welcher wegen ſeines ehemaligen Haſſes gegen die Kirche mit dieſem Vogel verglichen werde. An dem **Bette**, C. III. v. 7. erkennt der Verfaſſer die Kirche; an den **ſechszig Starken** aber um daſſelbe, und an den **ſechszig Königinnen**, die frommen Iſraeliten, deren er mit Einſchluß des Täufers Johannes, der Apoſtel und Evangeliſten, gerade ſechszig ausfindig macht. Wenn er jedoch die **achtzig Kebsweiber** C. VI. v. 7. von eben ſo viel Seelen der Propheten deutet, die nicht offenbar geweiſſagt hätten: ſo erregt ſolches einen Verdacht, daß **Epiphanius** dieſe Auslegung wohl nicht geſchrieben haben möchte, da er, wie man oben geſehen hat, (S. 76.) ſeine **achtzig ketzeriſchen Partheyen** in den **achtzig Kebsweibern** angetroffen hat. Freylich konnte er ſo willkührliche Einfälle gar leicht verändern: es ſollen auch dieſe Beyſpiele nichts mehr beweiſen, als wie ſehr man zu dieſer Zeit ſchon gewohnt geweſen ſey, ein ſo ſchönes Lied, gegen alle Regeln richtiger Erklärung, gegen alles poetiſche Gefühl, zum Behuf eines geiſtlichen Verſtandes zu mißhandeln. Aber, wie ſo vieles andere, was die **Katholiſchen** des vierten Jahrhunderts unter ſich ausgemacht hatten, blieb auch dieſe ſeltſame Deutungsart bey ihren Nachkom-

J. n. C. G. 363. bis 430.

men,

J. n. C. G. 363. bis 430.

men, ohne alles Bedenken, weit über tauſend Jahre lang, ſtehen.

Von dem Schreiben des Epiphanius an den Biſchof Johannes zu Jeruſalem, und von einem andern, das er an den Hieronymus abgelaſſen hat, wird erſt bey den Origenianiſchen Streitigkeiten Nachricht ertheilt werden müſſen. Ein kleines Stück ſeiner Erklärung des Evangelium Johannis, (in Combefiſ. Auctar. Noviſſ. Biblioth. Patrum, T. I. p. 300.) und ſiebenzehn Apophthegmata, (in Cotelerii Monumentis Eccl. Graec. T. I. p. 426.) gehören unter ſeine unerheblichſten Aufſätze. Andere Schriften hingegen, welche ihm beygelegt werden, ſind eines zweifelhaften Urſprungs. Das Buch von den Propheten, ihrem Tode und Begräbniß, ſteht zwar in der Sammlung ſeiner Werke; (T. II. p. 235. ſq.) iſt ihm aber ſchon vom Petav, und noch allgemeiner in den neueſten Zeiten, wegen einer Menge darinne befindlicher fabelhafter oder ungereimter Nachrichten, abgeſprochen worden; wiewohl ein Grund von dieſer Art bey einem weniger leichtgläubigen und alles zuſammenraffenden Scheiſtſteller, noch gültiger ſeyn würde. Es hat viele Aehnlichkeit mit den Erzählungen des unächten Dorotheus von den Propheten und Jüngern des Herrn, welchen J. A. Fabricius zu Hamburg im J. 1714. 8. griechiſch und lateiniſch herausgegeben hat. Bey einem andern Aufſatze: Der Naturkündiger, (Φυσιόλογος) oder von der Natur der Thiere und Vögel, (l. c. p. 189. ſq.) zeigt ſich die Bedenklichkeit, daß es ſcheint, als wenn derſelbe bereits vom Origenes (Homil. XVII. in Geneſ. c. XLIX.) angeführt würde. Es könnte zwar ein anderes Buch mit gleicher Aufſchrift ſeyn: und ſo wie Epiphanius in dem oben genannten Werke die Edelgeſteine als Sinnbilder chriſtlicher Tugenden vorſtellt, ſo werden hier über die Eigenſchaften der Thiere erbauliche, bisweilen nur etwas einfältige Betrachtungen

gen angeſtellt. Unterdeſſen bleibt der Verfaſſer immer noch ungewiß. — Acht Homilieen, welche am Palmſonntage, auf das Begräbniß Chriſti, den Joſeph von Arimathia, und die Höllenfahrt des Heilandes, auf ſeine Auferſtehung, ſeine Himmelfahrt, zum Lobe der Gottesgebährerin, und über ähnliche Materien gehalten worden ſind, (l. c. p. 251. ſq.) tragen deſto deutlichere Merkmale an ſich, daß ſie in ſpätere Zeiten nach dem Epiphanius geſezt werden müſſen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Sie ſind jedoch nebſt den meiſten andern genannten Schriften, in die vollſtändigſte Sammlung der Werke des Epiphanius gebracht worden, welche Dionyſius Petavius zu Paris im Jahr 1622. in zween Foliobänden ans Licht geſtellt hat, und welche im Jahr 1682. zu Leipzig, unter dem Titel Cöln, nachgedruckt, auch mit einigen noch dazu gehörenden Abhandlungen jenes Herausgebers, und Nachrichten von ſeinem Leben, vermehrt worden iſt. Ueberhaupt kann man dieſem berühmten Jeſuiten das Lob eines wohlangewandten Fleißes dabey nicht verſagen. Seine Anmerkungen, welche ohngefähr die Hälfte des zweyten Bandes ausmachen, ſind voll mannichfaltiger Gelehrſamkeit, und mehrmals ausführliche Unterſuchungen, die man zur Ketzergeſchichte und zu den kirchlichen Alterthümern gut nützen kann. Gleichwohl iſt dieſe Ausgabe Petavs eine ſeiner Arbeiten, die ihm den meiſten verdienten Tadel zugezogen hat. Ob aus Eilfertigkeit, oder aus ſelbſtgenügſamen Zutrauen zu ſich, hat er weit weniger geleiſtet, als man von ihm erwarten konnte. Auf die Berichtigung des Textes iſt er kaum im Vorbeygehen bedacht geweſen; es giebt darinne Stellen genug, die keinen geſunden Verſtand geben; andere, die einer leichten Verbeſſerung fähig waren. Aber ſeine Ueberſetzung iſt, wiewohl ſie ſich allein angenehm leſen läßt, ſehr oft fehlerhaft gerathen. Er begnügt ſich nicht ſelten an dem erſten beſten Verſtande, der ihm bey einem geſchwinden Durchlau-

ſen

J. n. C. G. 363. bis 430. ſen der Urſchrift wahrſcheinlich verkömmt; rückt ſeine Begriffe in dieſelbe ein, und umſchreibt die kürzeſten Ausdrücke des Verfaſſers nach ſeinem Gefallen. Zum Theil kömmt dieſes freylich von ſeinen eifrigen Abſichten her, dem **Epiphanius** überall mit der Lehre und Verfaſſung ſeiner Kirche gleichſtimmend zu finden. Dieſe Partheylichkeit in der Behandlung der älteſten Kirchenlehrer dürfen zwar die Proteſtanten den Römiſchkatholiſchen nicht zu bitter vorwerfen, weil ſie dieſelbe ſo gar häufig ſelbſt begangen haben. Allein in dieſen Anmerkungen des **Petav** hat ſie eine ungewöhnlich anſtößige Geſtalt. Er begegnet den gelehrteſten Männern, und allen, die nicht zu ſeiner Kirche gehören, mit einem ſo übermüthig beleidigenden Stolze, mit ſo viel Heftigkeit und Schimpfwörtern, daß man ſich ſchämen müßte, Recht zu haben, wenn die Wahrheit durchaus keine andere Sprache führen könnte.

Vielleicht wurde das Beyſpiel der ungeſtümen Hitze des **Epiphanius** gegen die Ketzer für ihn anſteckend: eines Mannes, der ſo ſehr zum Beweiſe dient, daß man ein Lehrer und Schriftſteller von ſehr mittelmäßigen Gaben ſeyn, und dennoch das reichſte Maaß von Anſehen und Bewunderung erwerben könne, wenn man ſich in die regierenden Grundſätze ſeines Zeitalters zu ſchicken weiß, und, da es ſich unleidlich gegen alle Verbeſſerungen bezeigt, ihm noch überzeugender darthut, daß alles unverbeſſerlich ſey, alles, was nur Verſuche von Verbeſſerungen macht, zurückgeſtoßen und unterdrückt werden müſſe. Daher hat man nun den **Epiphanius** ſo lange Jahrhunderte hindurch bloß unter dem Geſichtspunkte eines **Heiligen**, das heißt, rechtglaubigen Eiferers, geprieſen, und auch dasjenige, wodurch er ſich einigermaaßen um die Nachwelt verdient gemacht hat, ſeine gelehrten, oder doch nützlichen Sammlungen, viel zu hoch am Werthe angeſchlagen. Seine Zeitgenoſſen, oder nächſten Nachkommen, die ihn mit ſo vieler Ehrer-

bietung betrachtet haben, ſind bereits eben in ſeiner Le- J. n.
bensbeſchreibung (S. 6. fg. 11. fg.) angeführt worden. C. G.
Tillemont, einer der vornehmſten unter den Neuern, 363.
welche das Leben und die Schriften des **Epiphanius** bis
erläutert haben, (Mémoires, Tome X. St. Epiphane, 430.
p. 484-521. Notes ſur St. Epiphane, p. 802. ſq. à Paris, 1705. 4.) iſt zwar äußerſt ſorgfältig im Gebrauche der Quellen, und Sammeln hiſtoriſcher Umſtände; aber die ihm eigene Verehrung ſo angeſehener alter Lehrer verführt ihn auch hier zur Leichtgläubigkeit, und macht ihm alle ſchärfere Beurtheilung unmöglich; nicht zu gedenken, daß er, nach ſeiner Gewohnheit, die Schriften des **Epiphanius** viel zu kurz abfertigt. — In Anſehung dieſer leztern Erörterung hat ſein Vorgänger, **Dü Pin**, (Nouv. Bibliotheque des Auteurs Eccleſ. T. II. p. 295-302. à Paris, 1694. 4.) auch hier vor ihm einen bekannten Vorzug; wenn er gleich nicht ganz die erwünſchte Gründlichkeit prüfender Auszüge beſizt. Auch verläßt ihn ſeine Freymüthigkeit nicht, mit welcher er bekennt, daß **Epiphanius** viel Wiſſenſchaft und Frömmigkeit, aber wenig Urtheilskraft und Klugheit gehabt habe, leichtgläubig und unzuverläßig in ſeinen Nachrichten, und oft ein ſchlechter Widerleger der Ketzer ſey. Doch mußte **Dü Pin** die Kühnheit dieſer Kritik über den heiligen **Epiphanius** dadurch wieder vergüten, daß er ihn deſto rechtgläubiger machte. Er geſteht zwar, daß derſelbe den Gebrauch der Bilder in den Kirchen verworfen habe; allein, ſetzt er hinzu, er irrte ſich, indem er behauptete, daß dieſes mit der heiligen Schrift ſtreite: und, da jener Gebrauch damals noch nicht allgemein in der Kirche eingeführt war, ſo iſt es deſto weniger zu verwundern, wenn er ſich darüber etwas hart ausgedrückt hat; eben ſo wie **Cyprianus** diejenigen einer Uebertretung des Gebots **Chriſti** beſchuldigte, die den Wein im heiligen Abendmahl nicht mit Waſſer vermiſchten. Hingegen ſtreitet er in ziemlich hitziger Bewegung mit dem **Abrah. Scultetus**, der ſich unterſtan-

Bayerische Staatsbibliothek München

J. n. C. G. 363. bis 430.

den hatte, zu behaupten, (Medulla Theologiae Patrum, p. 711. ſq. Francof. 1634. 4.) **Epiphanius** habe die Verehrung der Jungfrau **Maria** und anderer Heiligen, das Meßopfer, das Fegefeuer, den erzwungenen eheloſen Stand, und andere eigenthümliche Lehren der Römiſchen Kirche, theils nicht gekannt, theils auf das deutlichſte verworfen; ja die gedachten Lehren und damit verbundenen Kirchengebräuche kämen mit denen, welche manche ketzeriſche Partheyen beym **Epiphanius** beobachtet hätten, völlig überein. Sçultetus war ein gelehrter und nützlicher Schriftſteller; ſein angeführtes Werk iſt keineswegs ſo ſehr veraltert, daß es nicht noch immer als eine ausgeſuchte Bibliothek der vornehmſten Kirchenväter genüzt werden könnte. Aber es iſt nicht nur überhaupt nach einer etwas ſchwerfälligen Methode; ſondern auch, wie es ſonſt gleichſam die Würde der **Patriſtik** zu erfordern ſchien, ganz in der Abſicht geſchrieben, damit aus demſelben erhellen möchte, das chriſtliche Alterthum ſey nur dem Lehrbegriffe der Reformirten Gemeinen günſtig. Vieles in dieſer Vergleichung hat er ungezwungen getroffen; indeſſen war es unvermeidlich, daß dem Polemiker, der die Geſchichte zum Beſten ſeiner Parthey ſprechen ließ, auch mancher Verſuch mißlang; daß er hin und wieder mehr ſah, als in einer Stelle des Epiphanius lag; oder zu gehäßige Parallelen zog, wie zwiſchen dem Herumtragen des Kuchens der Kollyridianer, und der geweihten Hoſtie der Römiſchkatholiſchen. Weder Sçultetus, noch **Du Pin**, und ſehr ſelten ein anderer Gelehrter von den Proteſtantiſchen Gemeinen, faſt bis zu unſern Tagen, empfand oder geſtand es, wie wenig Ehre es bringen könne, mit ſolchen Lehrern, als Epiphanius war, mit ſo verunglückten Schriftauslegern und ſchwachſinnigen Ketzerrichtern, im Glauben übereinzukommen. Denn geſezt, daß man ſie auch nur als Zeugen von dem Glauben der Kirche ihrer Zeiten betrachten möchte; ſo waren ſie es doch eben, und mehrere ihres gleichen, welche auf dieſelbe unwiderſtehlich wirkten. Der

älte-

J. n. C. G. 363. bis 430.

älteſten Kirche ähnlich zu ſeyn, iſt alſo immer ein zweydeutiges Gemähld, noch gar nicht ſo viel, als mit Chriſto und den Apoſteln übereinzuſtimmen. — Einer von denen, welche alles dieſes gar nicht begreifen konnten, war Jacob Gervais, welchem L'hiſtorie & la vie de St. Epiphane, &c. à Paris, 1738. in groß Quart, zugeſchrieben wird. Daß er großen Fleiß angewandt hat, um etwas Vollſtändiges aus guten Quellen zu Stande zu bringen, und manche Umſtände genauer beſtimmt hat; daß ſeine Auszüge aus den beiden Hauptſchriften des Epiphanius fruchtbar ſind, und ſeine Schreibart angenehm iſt, darf nicht verſchwiegen werden. Darinne beſteht aber auch ſeine ganze Geſchicklichkeit; die Kunſt, mit welcher er eine vollkommene Lobſchrift und Schuzrede für den Kirchenlehrer entworfen, alles was demſelben zur Ehre gereicht, für ausgemacht angenommen, die Mönche als irdiſche Engel, und die Ketzer deſto verabſcheuungswürdiger zu beſchreiben weiß, giebt ihm in der Geſchichte keinen Vorzug. Am Ende ſeines Buchs, (p. 405-439.) kömmt noch eine **Vertheidigung des heiligen Epiphanius wider die Verleumdungen, mit welchen ihn die neuern Ketzer angeſchwärzt haben.** Dieſe neuern Ketzer aber lauffen auf den einzigen Scultetus hinaus, den er vermuthlich nur aus dem Dü Pin kannte, weitſchweifiger als dieſer, und mit einigen andern Wendungen oder Erklärungen, aber im Grunde nicht leſenswürdiger, widerlegt. Man möchte überhaupt zweifeln, ob Gervais, bey allem Anſehen, das er ſich giebt, eine Lebensbeſchreibung von einem alten Kirchenlehrer hätte unternehmen ſollen, da er unter andern Fehlern gegen die alte Litteratur, auch einen ſo groben zu begehen im Stande war, als folgender iſt: Epiphanius habe, weil er eben nicht für ſehr ſtark im Lateiniſchen gehalten ſeyn wollte, einen ſeiner Freunde, der mit ihm gleichen Nahmen führte, veranlaßt, ſeine Erklärung des Hohen Liedes in die gedachte Sprache zu überſetzen; dieſe Ueberſetzung ſey noch im ſechſten Jahrhunderte vorhanden geweſen, und vom Caßiodorus

J. n. C. G. 363. bis 430. mit Vergnügen geleſen worden. — Es iſt überflüßig, mehr neuere Schriftſteller vom Epiphanius anzuführen; nur den Fabricius ausgenommen, (Biblioth. Graec. Vol. VII. p. 414. ſq.) deſſen Nachrichten zwar natürlich einer Ergänzung bedürfen; aber doch immer als Nachforſchungen eines Mannes, der überall mit eigenen Augen ſah, ſchäzbar ſind.

Streitigkeiten über die Lehrſätze des Origenes.

Jezt geht die Geſchichte von der allgemeinen Behandlung der Religionsſtreitigkeiten, worinne Epiphanius das vornehmſte Muſter für dieſe Zeiten war, und für ſo viele folgende blieb, zu den beſondern über, deren es noch niemals mehrere und hitzigere gegeben hatte, als eben in den vierzig lezten Jahren des vierten Jahrhunderts, und in den dreyßig erſten des folgenden. Zwar könnte es ſcheinen, daß ſolche einzelne Beyſpiele nunmehr weniger nöthig wären, nachdem man theils überhaupt ſchon geſehen hat, wie die damaligen Lehrer ihren Glauben vertheidigt haben; theils aus den Schriften des Epiphanius ſelbſt, des Hieronymus, Auguſtinus, und anderer ihrer Zeitgenoſſen, mannichfaltige Proben angeführt worden ſind, aus welchen die Anwendung der polemiſchen Grundſätze auf allerley Gattungen des Widerſpruchs ſattſam erhellet. Allein die beſondern Religionshändel dieſes Zeitalters ſind großentheils von einer nicht gemeinen Erheblichkeit. So alt auch einige derſelben waren; ſo nahmen ſie doch nunmehr einen eiuen Weg oder Ausgang; wichtige Männer in der Kirche traten hinzu, um ſie nach ihren Einſichten oder

oder Leidenſchaften zu lenken: und wo man am erſten J. n. C. G. 363. bis 430.
entſcheidende Vortheile für die Religion, Gelehrſamkeit, Lehrer, auch geſammte Freyheit und Richtigkeit im Denken erwartete, kamen ſie am wenigſten zum Vorſchein. Unter den neuentſtandenen Streitigkeiten aber gab es auch eine und die andere von einer bisher ungewöhnlichen Art. Die Beſtimmung des chriſtlichen Lehrbegriffs hieng öfters von ihnen ab: ſie ſind insgeſammt einer der lehrreichſten, wenn gleich bisweilen der unrühmlichſten Theile der Geſchichte dieſer Zeit.

Epiphanius genießt auch hier des traurigen Vorzugs, nicht bloß in Schriften, ſondern zugleich durch die heftigſten Handlungen, ein Hauptanführer in einem der merkwürdigſten Streithändel älterer Zeiten zu ſeyn, der jetzt, nach einer ziemlich langen Ruhe, wieder aufgeweckt wurde. Es war der berühmte Zwiſt über die theologiſchen Meinungen des Origenes. Allerdings war jedem Zeitalter viel daran gelegen, was ein ſo großer Mann über die Religion gedacht, gelehrt und geſchrieben habe. Von ſeinen Verdienſten und von ſeinen Fehlern dauerten die Folgen, wiewohl nicht in gleichem Grade, noch immer fort. Jene mußten genützt und nachgeahmt, dieſe konnten vergeſſen werden; oder, wenn man es ja für nothwendig hielt, das Andenken ſeiner Vergehungen in Religionsſachen wieder rege zu machen: ſo war nichts leichter, als das ſtärkſte Uebergewicht auf der beſſern Seite zu finden, und nichts billiger, als den ehrwürdigen Todten, der ſich nicht ſelbſt vertheidigen konnte, aber von treflichen Männern geſchickt vertheidigt worden war, ſanft zu beurtheilen. Doch bereits die nächſten Nachkommen des Origenes ließen ihm dieſe mäßige Gerechtigkeit nicht wiederfahren. Man hat ihre Streitigkeiten über ſeine Lehren, gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts, die Klagen des Pamphilus über die Härte ſeiner Gegner, und einen kurzen Begriff von der Schutzſchrift deſſelben für den Origenes, an

J. n. C. G. 363. bis 430. ſeinem Orte in dieſer Geſchichte geleſen. (Chriſtl. Kirchengeſch. Th. IV. S. 431-440.)

Origenes behielt gleichwohl eine große Anzahl Verehrer und Nachahmer, wie er ſie ſchon im dritten Jahrhunderte gehabt hatte, auch im vierten. Es war zu einleuchtend, wie viel ihm der Text, die Ueberſetzungen und die gelehrte Auslegung der Bibel ſchuldig ſeyen; wie viel Gelehrſamkeit und Scharfſinn er überhaupt in das theologiſche Studium gebracht, mit welchem edeln Anſtande er die Sache der Religion geführt habe, als daß ſeine im Ganzen wahre und würdige Methode darum von guten Köpfen hätte verlaſſen werden können, weil er ſie manchmal ſelbſt übertreten hat. Die gelehrteſten Theologen des vierten Jahrhunderts, vorzüglich die beſten und eifrigſten Schriftausleger, wie **Euſebius** von **Cäſarea**, **Didymus**, **Baſilius der Große**, **Gregorius** von **Nazianzus**, **Chryſoſtomus**, **Hieronymus**, und andere mehr, waren entweder ſeine erklärten Schüler, oder verdankten ihm wenigſtens ihre bibliſche Kenntniſſe. Man machte in dem gedachten Jahrhunderte die lateiniſchen Chriſten durch Ueberſetzungen ſeiner exegetiſchen Arbeiten in ihre Sprache, zuerſt mit denſelben bekannt. Seine Freunde leugneten es nicht, daß einiges an ihm zu tadeln, und manche anſtößige Stelle in ſeinen Schriften ſey; allein ſie beriefen ſich auf andere ſeiner Stellen, worinne eben dieſelben Lehrſätze richtiger und genauer vorgetragen wären.

Durch die weitläuftigen und heftigen Arianiſchen Händel, welche die Kirche im größten Theil des vierten Jahrhunderts ſo ſehr beſchäftigten, ſcheint gewiſſermaaſſen ein Stillſtand zwiſchen den Verehrern und Feinden des **Origenes** veranlaßt werden zu ſeyn. Zwar fehlte wenig daran, daß der Nahme und Lehrbegriff dieſes allen Partheyen achtungswürdigen Mannes, nicht auch in jene Händel zu ſeinem Nachtheil eingeflochten wurden.

Die

Die Arianer ſuchten ihre Meinungen, nach dem Sokrates, (H. Eccl. L. IV. c. 26.) aus ſeinen Schriften zu beſtärken. Epiphanius verſichert ſchon gerade zu, (Haereſ. LXIV. c. 4. p. 527. T. I. Opp.) Arius, und ſeine verſchiedenen Anhänger hätten alle aus dem Origenes geſchöpft: und Hieronymus behauptet, (Epiſt. XLI. p. 343. ſq. T. IV. Opp. ed. Mart. P. II.) ſelbſt die Nicäniſche Synode habe den Origenes, als die Quelle des Arius, wenn gleich nur heimlich, verdammt. Dieſen Vorwürfen konnten ſeine verſchiedenen Erklärungsarten von der göttlichen Dreyeinigkeit auch günſtig ſeyn; indem ſie zwar, ſo weit wir ſie kennen, nicht Arianiſch, aber doch auch keineswegs Nicäniſch waren. Allein die Geſchichte der Arianiſchen Streitigkeiten beweiſet es genugſam, daß ihm hierinne Unrecht geſchehen ſey. Nicht allein ſezt Sokrates in der angeführten Stelle hinzu, Baſilius von Cäſarea und Gregorius von Nazianzus hätten das Vorgeben der Arianer widerlegt, indem ſie ihnen zeigten, daß ſie den Lehrbegriff des Origenes nicht verſtanden hätten; ſondern man kann ſich auch noch jetzt aus den Schriften der vornehmſten Gegner des Arianismus davon überzeugen. Athanaſius, deſſen Nahme hier allein ſo viel ſagt, als alle übrigen, erinnert zwar, (Epiſt. de decretis Nicaenae Synodi, c. 27. p. 183. Tom. I. P. I. Opp. Patav. 1777. fol.) dasjenige was Origenes unterſuchend und zur Uebung geſchrieben habe, dürfe nicht ſo genommen werden, als wenn er ſelbſt dieſer Meinung geweſen wäre; er habe ſich vielmehr nach denen gerichtet, mit welchen er ſtritt; was er aber zuverſichtlich und beſtimmt vorgetragen habe, das ſey ſeine wahre Denkungsart. Hierauf alſo rückt Athanaſius eine Stelle des Origens ein, welche zum Beweiſe dienen ſoll, daß er eben ſowohl, als Dionyſius von Alexandrien, und andere Kirchenväter, gelehrt habe, das Wort ſey gleich ewig mit dem Vater, und keines andern Weſens oder einer andern Subſtanz, (ἐσίας ἢ ὑποςάσεως) als derſelbe.

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. Unterdeſſen würde es doch unerwartet ſeyn, wenn Origenes, ohngeachtet eines ſolchen mildernden Unterſcheides, den das Vorbild aller Rechtgläubigen vor ihm gebrauchte, nicht bereits zu den Zeiten des Athanaſius, oder gleich darauf, in die großen Ketzerrollen, welche man damals auszufertigen anfieng, nahmentlich wäre eingetragen worden. Wirklich weiſet auch Epiphanius zuerſt, wie man oben im Vorbeygehen geſehen hat, (S. 57.) dem Origenes und ſeinen Anhängern ihren Platz unter den ketzeriſchen Partheyen an: und er thut es recht nach ſeiner eigenen Art. „Es giebt, ſchreibt er, (Haer. LXIII. p. 520. T. I. Opp.) Leute, welche Origenier heiſſen: ſie ſind zwar nicht überall ausgebreitet; folgen aber doch gleich auf die Sabellianer, und andere Ketzer dieſer Zeiten. Woher ſie ihren Nahmen bekommen haben, ob vom Origenes, mit dem Beynahmen Adamantius? oder von einem andern? iſt mir gänzlich unbekannt.“ Er hätte gar wohl, wie nachher Auguſtinus, (de Haereſ. c. 42.) entſcheidend ſagen können, daß dieſe Sekte nicht von dem großen Origenes abſtamme; allein Zuſammenraffen von Sagen, ohne Prüfung ihrer Wahrſcheinlichkeit, gehörte einmal in ſeinen Entwurf. Die Ketzerey der Origenier, fährt er fort, ſcheint nach den Lehrſätzen des Gnoſtikers Epiphanes gebildet worden zu ſeyn. Sie nehmen einige Schriften des Alten und Neuen Bundes an, ingleichen manche Apokryphiſche; verwerfen die Ehe, und überlaſſen ſich allen Gattungen der Unzucht. Verſchiedene unter ihnen von beyderley Geſchlechte führen ein einſames Leben; aber in gleichen wollüſtigen Ausſchweifungen, welche ſie auch gar nicht verbergen; nur mit der ſchändlichen Vorſichtigkeit, das keine ſolcher Weibsperſonen ſchwanger werde: und ſie werfen es daher ungeſcheut den Katholiſchen Geiſtlichen vor, daß ſie mit ihren ſogenannten geliebten Hausgenoſſinnen heimlich einen laſterhaften Umgang pflegten.

Nach

Nach einer kurzen Widerlegung der Grundſätze dieſer Parthey, kömmt **Epiphanius** zu den Irrlehren des Origenes, (Haer. LXIV.) deſſen Geſchichte und eine Anzeige ſeiner Verdienſte er voranſchickt. Seine Ketzerey, ſagt der Verfaſſer, ſezte ſich zuerſt in Aegypten feſt; jezt aber ſind die vornehmſten Mönche und Einſiedler ihr zugethan. Sie iſt ſchlimmer als alle ältere: denn wenn ſie gleich ihren Schülern keine ſchändlichen Sitten auferlegt; ſo greift ſie doch die Gottheit ſelbſt durch ſchändliche Meinungen an. Origenes erkühnt ſich erſtlich zu behaupten; daß weder der eingebohrne Sohn den Vater, noch der Geiſt den Sohn, noch die Engel den Geiſt, noch die Menſchen die Engel ſehen können. Er führt zwar den Sohn aus dem Weſen des Vaters her; hält ihn aber zugleich für geſchaffen; ſo daß derſelbe bloß aus Gnaden den Nahmen des Sohnes Gottes trage. Weiter glaubt er, daß die menſchlichen Seelen vor den Körpern vorhanden, und Engel, oder obere Kräfte geweſen wären; daß ſie aber von Gott zur Strafe wegen ihrer Sünden, in dieſen Körper eingeſchloſſen würden; daher auch der Leib δέμας genannt werde, weil die Seele in ihn verwickelt ſey. **Epiphanius** rechnet es ferner zu den Irrthümern des Origenes, daß er lehrte, Adam habe das göttliche Ebenbild verloren; und deswegen ſtehe in der Schrift, Gott habe ihm und der **Eva** Röcke von Fellen gemacht, worunter der Leib zu verſtehen ſey. Auch die Auferſtehung der Todten verſtümmelt er, indem er ſie bald zugiebt, bald leugnet, bald wieder nur einen Theil des Leibes auferſtehen läßt. Endlich verwandelt er alles was er kann, in Allegorie, wie das Paradies, die Waſſer in demſelben, über dem Himmel, und unter der Erde. Als Belege dieſer vorgeworfenen Ketzereyen, bringt **Epiphanius** Stellen des Origenes bey, beſonders ſolche, die ſeine Lehre vom Sohne Gottes und von der Auferſtehung darſtellen ſollen. Er legt es ihm vornehmlich übel aus, daß er behauptet;

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. haubtet, Chriſtus ſey Gott geworden. Wenn ein anderer ſo ſpräche, ſagt er, ſo würde man dieſes in einem richtigen Verſtande nehmen. Allein da Origenes oftmals den eingebohrnen Gott von der Gottheit und dem Weſen des Vaters unterſcheide: ſo müſſe man aus jenen Worten ſchließen, daß er denſelben für geſchaffen halte. Geworden und gebohren ſey wohl bey Geſchöpfen einerley; aber nicht bey der göttlichen Natur. Sehr weitſchweifig beſtreitet zwar der Verfaſſer die Gedanken des Origenes von den bevorſtehenden Veränderungen des menſchlichen Körpers; es verdient jedoch hier nicht wiederholt zu werden. Uebrigens weiß er keine andere Quelle von den Irrlehren des Origenes anzugeben, als daß er nicht das allergeringſte in der heiligen Schrift habe unerklärt laſſen wollen.

Andere Spuren ihres Urſprungs hat Mosheim (Commentar. de reb. Chriſtianor. ante Conſtant. M. p. 612. ſq.) aufgeſucht: und ihm iſt darinne C. W. F. Walch (Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Kezereyen, Th. VII. S. 376. fg.) völlig beygetreten. Mosheim tadelt den Huetius, daß er in ſeinem vortrefflichen Buche, Origeniana, dem gelehrteſten und beſten, das über die Lehrſätze des Origenes geſchrieben worden iſt, nicht allein einen beſtändigen Schuzredner dieſes großen Mannes abgiebt; ſondern auch die Meinungen deſſelben nicht ſo vollſtändig erzählt, als es geſchehen ſeyn würde, wenn er nicht bloß bey den ihm öffentlich vorgeworfenen ſtehen geblieben wäre; ſie auch nicht in einer natürlich zuſammenhängenden Ordnung beſchreibt; am allerwenigſten aber das philoſophiſche Syſtem deſſelben entwickelt, ohne welches man doch von ſeinem theologiſchen gar nicht hinlänglich urtheilen könne. An allem dieſem Tadel iſt viel Wahres; doch kann er auch in Ungerechtigkeit ausarten, wenn man inſonderheit den lezten Theil deſſelben in ſeiner ganzen Strenge unterſchreibt. Huetius hat allerdings, wie ſchon

ſchon in dieſer Geſchichte bemerkt worden iſt. (Th. IV. S. 125.) die Platoniſche Meinung von dem Daſeyn und Handeln der Seelen vor ihrer Verbindung mit den Körpern, und eine andere philoſophiſche Lehre von der immer gleichen Freyheit und Stärke des menſchlichen Willens in dieſem und jenem Leben, auch von einer gleichen Freyheit der übrigen Geiſter, als zwo Hauptquellen genannt, aus welchen viele ſonderbare Lehren des Origenes gefloſſen wären. Aber daß ihn **Mosheim** in der ſorgfältigen Erörterung und Verknüpfung der philoſophiſchen Lehrſätze des **Origenes** ganz verdunkelt habe, leidet auch keinen Zweifel. Nur ſcheint es, daß dieſer ſinnreiche Schriftſteller hin und wieder an dem Lehrgebäude des **Origenes**, das er aufführte, zu ſehr gekünſtelt; für einen Mann, deſſen veränderliche und zweifelnde Lehrart er ſelbſt erkennt, eine zu feſt verkettete Reihe entſchiedener Behauptungen ausfindig gemacht, und bey der Beſchuldigung, **Origenes** habe eine doppelte **Religion**, eine für das Volk, und eine philoſophiſche, gehabt, die Religion und die Theologie jenes Kirchenlehrers nicht genugſam unterſchieden habe. Wenn **Mosheim** ferner die Nachricht des **Epiphanius** von dem ausnehmenden Beyſall, den **Origenes** unter den Mönchen ſeiner Zeit erlangt hatte, daraus herleitet, daß er mehr als ein anderer chriſtlicher Lehrer vor ſeinen Zeiten, die myſtiſche Theologie, auf welche ſich das ganze aſcetiſche Leben gründete, bearbeitet, auch durch philoſophiſche Meinungen auf eine neue Art unterſtützt hat: ſo hat dieſe Erklärung viele Wahrſcheinlichkeit. **Origenes** und die vollkommnern Aſceten hatten auch ein gemeinſchaftliches Vaterland, Aegypten. Wie er ſich ihnen ſelbſt an ſtrengen Sitten genähert hatte: ſo waren auch ſeine Schüler in jenem Lande, in Syrien und Paläſtina, wo ſich das Mönchsleben am ſtärkſten ausbreitete, immer ſehr zahlreich geblieben. Man möchte ſich jedoch darüber noch etwas mehr Licht wünſchen, wie die philoſophiſchen Hypotheſen des **Origenes** in

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. in ſo unphiloſophiſchen Köpfen, als der Mönche ihre waren, ja recht nach ihrem Beſtreben seyn ſollten, einen ſo feſten Fuß haben faſſen können. Seine Schriften müſſen wenigſtens zeitig unter ihnen Eingang gefunden haben. Denn bereits Pachomius, der Stifter des Kloſterlebens, ſuchte ſie ihnen aus den Händen zu reiſſen; wenn anders der ungenannte Verfaſſer ſeiner Lebensbeſchreibung, der ſein Zeitgenoſſe geweſen ſeyn will, (in Actis Sanctorum, Menſis Maii, Tom. III. in Append. p. 25. ſq.) Glauben verdienet. Nach dieſem Schriftſteller, warf Pachomius einen Band von Schriften des Origenes, den er bey einem Mönche angetroffen hatte, mit den Worten ins Waſſer, er halte ſie für eben ſo gefährlich, als diejenigen Bücher, in welchen die Abgötterey gelehrt würde; ob man gleich auch hier gegen den Nahmen des wahren Gottes Ehrerbietung bezeigen müſſe, der darinne geſchrieben ſey. Noch ausführlicher erklärte ſich Pachomius, er verabſcheue den Origenes mehr, als alle andere Ketzer: nicht bloß darum, weil er noch eher als Arius und Meletius, mit dem Kirchenbanne belegt, und eben ſo wie ſie, von der heiligen Kirche zu Alexandrien ausgeſchloſſen worden wäre; ſondern, weil er unter dem Vorwande, die heilige Schrift auszulegen, ihren wahren Verſtand durch ſolche Anmerkungen und Betrachtungen verfälſcht habe, die mit den abſcheulichſten Irrthümern angefüllt wären, und durch welche ſich ein einfältiger Lehrer leicht einnehmen laſſen könnte. Deswegen, ſagte er, habe er ſeinen Mönchen empfohlen, nicht allein nichts von demjenigen zu leſen, was Origenes über die Bibel geſchrieben hätte; ſondern auch mit keinem, der die Schriften deſſelben läſe, umzugehen. Dazu werden noch ſeltſame Erzählungen von mancherley Art, wie zum Beyſpiel, von einem unerträglichen Geſtanke geſezt, durch welche zwey Origenianiſche Ketzer entdeckt worden wären. Pachomius verſicherte ihnen im Nahmen des Herrn, daß, wer die Werke des Origenes leſe, und ſeine Meinungen

gen annehme, unfehlbar in die Hölle geſtürzt werde. J. n.
Auch noch bey ſeinem Ende ließ er alle Vorſteher der C. G.
Klöſter vor ſich kommen, und verbot ihnen, mit den 363.
Anhängern des Origenes und Meletius keine Gemein- bis
ſchaft zu unterhalten. 430.

In dieſem ſchwankenden Zuſtande befand ſich der Ruf des Origenes gegen den Ausgang des vierten Jahrhunderts, als ſich ein ſonderbarer Streit über ihn erhob, der den gelehrteſten Lehrer der abendländiſchen Kirche aus einem Bewunderer deſſelben zu ſeinem heftigſten Feinde machte; überhaupt aber das Urtheil der herrſchenden Kirche, aus einem bisherigen Gleichgewichte, ſich nach und nach mehr zum Nachtheil des Origenes neigte. Vier chriſtliche Lehrer nahmen daran zuerſt und zu gleicher Zeit einen lebhaftern Antheil: **Epiphanius**, den man bereits als Aſceten, Biſchof, Schriftſteller und Anführer aller Ketzerrichter kennt: **Hieronymus**, der auch ſchon in ſo mancherley Auftritten der gelehrten Arbeitſamkeit, des Religionseifers, der hitzigſten Händel, Schwachheiten und Leidenſchaften erſchienen iſt; **Rufinus**, von dem unter den Geſchichtſchreibern dieſes Zeitalters (Th. VII. S. 180. fg.) einige Nachricht ertheilt worden iſt; und **Johannes**, Biſchof von Jeruſalem. **Epiphanius** hatte ſich frühzeitig in ſeinen Schriften als einen Gegner des Origenes bekannt gemacht. Die drey übrigen hingegen, waren in einem nicht geringen Grade Verehrer deſſelben; **Hieronymus** und **Rufinus** lebten auch eine Zeitlang, in dem Kirchenſprengel des Johannes, mit ihm in aller Eintracht, und unter ſich in vertraulicher Freundſchaft.

Dieſer Biſchof von Jeruſalem übte ſich in ſeinen frühern Jahren im Mönchsſtande; wurde darauf Presbyter zu Jeruſalem, und bereits in ſeinem dreyßigſten Jahre Biſchof dieſer Gemeine. Er verwaltete dieſes Amt vom Jahr 386. bis zum Jahr 417. in welchem er

ſtarb.

J. n. C. G. 363. bis 430. ſtarb. Theodoretus nennt ihn einen bewundernswürdigen Mann; (Hiſt. Eccl. L. V. c. 35.) und ſeine Freundſchaft mit dem Chryſoſtomus erweckt auch ein günſtiges Vorurtheil für ihn. Zwar ſpricht Hieronymus von ſeiner Gelehrſamkeit verächtlich; er führt die Lobſprüche, welche den Einſichten und der Beredſamkeit des Johannes von deſſen Freunden ertheilt wurden, auf eine ſpöttiſche Art an. Auch beſchuldigt er ihn nicht undeutlich des Arianismus, weil er zu einer Zeit, da dieſe Irrlehre in den Morgenländern beynahe ganz herrſchend geweſen ſey, mit den abendländiſchen Rechtgläubigen, und mit den Aegyptiſchen Bekennern, die nach Paläſtina verbannt waren, keine kirchliche Gemeinſchaft unterhalten habe. Er ſcheint ſogar dem Biſchof vorzuwerfen, daß er, als ein Aelteſter in der Kirche den heiligen Geiſt Gott nannte, ſich die Ohren verſtopſt habe, und eiligſt mit den ſeinigen weggegangen ſey. (Hieron. Epiſt. XXXVIII. p. 308. 310. Tom. IV. P. II. Opp. ed. Martian.) Allein er ſchrieb dieſes alles zu einer Zeit, da er gegen ihn ſehr aufgebracht war, nachdem er ihn vorher geehrt, und keiner Ketzerey ſchuldig erklärt hatte. Gennadius meldet von dieſem Biſchof, (de viris illuſtr. c. 30.) daß er ein Buch wider die Verleumdungen ſeiner Geſinnungen (adverſus obtrectatores ſtudii ſui) geſchrieben, und darinne gezeigt habe, daß er zwar dem Geiſte des Origenes, aber nicht ſeinen Lehrſätzen, nachgehe. Es wäre zu wünſchen, daß es ſich erhalten hätte: denn geſetzt auch, daß die Auszüge, welche Hieronymus aus einem Schreiben deſſelben an den Biſchof Theophilus zu Alexandrien beybringt, aus demſelben gezogen ſeyn ſollten; ſo geben ſie nur einen verſtümmelten Begriff von ſeinem Inhalte.

Obgleich aber die Alten keiner andern Schriften des Biſchofs Johannes gedenken; ſo hat doch der Niederländiſche Carmelitermönch, P. Peter Waſtel, einen ziemlichen Folioband unter deſſen Nahmen, mit folgen-

der

der Aufſchrift zu Brüßel im Jahr 1743. drucken laſſen: *Iohannis Nepotis Sylvani*, Hieroſolymarum Epiſcopi XLIV. Opera omnia, quae hactenus incognita, inveniri potuerunt. Schon der beſondere Nahme, den er dieſem Biſchof giebt, hat keinen andern Grund, als die unzuverläßigen, den Alten widerſprechenden Nachrichten des **Nicephorus Calliſti**, (H. Eccl. L. XII. c. 24. L. XIV. c. 30.) von einem Biſchof **Nepos** zu Jeruſalem, und noch ſpäterer lateiniſcher Schriftſteller. Allein die ganze Sammlung von vermeinten Werken des Biſchofs **Johannes**, allen in lateiniſcher Sprache, iſt offenbar aus der Abſicht des **P. Waſtel** entſtanden, ſeinem Orden dadurch eine vorzügliche Ehre zu erweiſen, indem er den oftgenannten Biſchof, vor dieſer erlangten Würde, zu einem **Abt der Carmeliter** (Abbas ſeu Pater F. F. Eremitarum Virginis Mariae in monte Carmelo) macht. Ein abentheuerlicher Einfall; der aber daraus begreiflicher wird, weil die Carmeliter eben in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, einer alten Sage unter ihnen gemäß, den Propheten **Elias** zum Stifter ihres Ordens erhuben, und daher ſich nach anſehnlichen Mitgliedern deſſelben von dieſer Zeit an, unter Juden und Chriſten umſehen mußten. Gleich die erſte Schrift in dieſer Sammlung, **vom Unterrichte der erſten Mönche**, (de inſtitutione primorum Monachorum,) die man in verſchiedenen Bibliothecis Patrum eingerückt findet, iſt einerley mit derjenigen, welche **Trithemius** (de laudibus Ord. F. F. Carmelitar.) de principio et profectu Ordinis Carmelitici nennt, und ſie einem Patriarchen von Jeruſalem **Johannes**, der um das Jahr 770. gelebt haben, auch ein Carmeliter geweſen ſeyn ſoll, beylegt. Ihr Inhalt nöthigt jedoch alle unpartheyiſche Leſer, ſie erſt in Jahrhunderte zu ſetzen, da die Carmeliter zuerſt jenen ſo träumeriſchen Urſprung ihres Ordens erſannen. Unter den übrigen Schriften, die **Waſtel** dem **Johannes von Jeruſalem** zueignet, befindet ſich eine mehrmals unter den Werken des Ori-

J. n. C. G. 363. bis 430.

genes

J. n. C. G. 363 bis 430.

genes gedruckte, von einem ganz unbekannten Verfaſſer: (in Stratagemata B. Iob, ſive Commentar. in tria priora Capp. Libri Iob,) die andern aber, theils Auslegungen über die Evangeliſchen Geſchichten, theils zwey und ſechszig Predigten, ſtehen alle in den Werken des Chryſoſtomus; wenn ſie gleich nicht alle ihn zum Verfaſſer haben. Zu dieſer Sammlung aber fügte **Waſtel** noch den zweyten eben ſo ſtarken Theil unter der Aufſchrift Vindiciarum Libri tres, hinzu. Er gab ſich darinne ſehr viele, aber unglückliche Mühe, zu beweiſen, daß alle gedachte Schriften dem Johannes von Jeruſalem zugehörten. So wenig Aufmerkſamkeit dieſe mühſamen und weitſchweifigen Erörterungen verdienen, in welchen die ſeichteſten Muthmaaßungen eben ſowohl als die leichtgläubigſten Behauptungen aus der älteſten Mönchsgeſchichte zuſammengerafft ſind; ſo hat doch der Verfaſſer im dritten und letzten Abſchnitte, (p. 436. ſq.) wo er ſeinen Biſchof in Abſicht auf die bald zu erzählenden Origenianiſchen Händel, eifrig vertheidigt, manches Brauchbare geſagt. Gegen ihn und andere Schriftſteller ſeines Ordens, haben die Jeſuiten, **Papebroch**, (Act. Sanctor. Menſ. April. T. I. p. 780. ſq. Tract. praelim. ad T. III. Maii, p. XX. ſq.) und **Janning**, (Apolog. pro Papebroch. praemiſſa Act. Sanctor. Menſ. Iunii, T. I. p. XL. §. 49. ſq.) mit der richtigern Kritik, welche jenen fehlte, dargethan, daß die erſte der genannten Schriften den Biſchof Johannes nicht zum Verfaſſer haben könne. Ueberhaupt aber haben von dieſem merkwürdigen Lehrer **Tillemont**, (Mémoires, Tome XII. p. 161. ſq. p. 341. ſq. Note XLIII. p. 639. ſq.) und **Fabricius** (Biblioth. Graec. Vol. IX. p. 280. ſq.) nützliche Nachrichten geſammelt.

Rufinus, der an den oftgedachten Streitigkeiten einen noch lebhaftern Antheil genommen hat, als Johannes, von dem auch mehrere ſchriftliche Arbeiten übrig geblieben ſind, hat deſto mehr den forſchenden Fleiß

neuerer

neuerer Gelehrten beſchäftigt; zumal da es nichts Leichtes war, ihn von der ſchwarzen Geſtalt einigermaaßen zu reinigen, in welcher ihn ſein allgemein verehrter Feind der Nachwelt dargeſtellt hat. Tyrannius Rufinus, wie ſein Nahme vollſtändig hieß, den manche Neuere, wider die Gewohnheit der Alten, Ruffinus ſchreiben, kam, der wahrſcheinlichſten Vermuthung nach, gegen das Jahr 330, zu Concordia, einer Stadt nicht weit von Aquileja, im obern Italien, auf die Welt. Zu Aquileja lebte er eine Zeitlang im Kloſter; eben daſelbſt wurde er auch, ohngefähr um das Jahr 371. getauft. Damals waren er und Hieronymus, bey einem gemeinſchaftlichen Aufenthalte, auch gleichen Uebungen des Geiſtes und Lebens, ſchon ſehr vertraute Freunde geworden. Rufinus wurde gleich darauf durch den hohen Ruf, in welchem die Mönche der Morgenländer ſtanden, ſo begierig, ſie kennen zu lernen, daß er eine Reiſe dahin unternahm. Zu Alexandrien gerieth er in die Bekanntſchaft der ältern Melania, dieſes vornehmen Römiſchen Frauenzimmers, das ſchon in der Mönchsgeſchichte dieſer Zeiten einen Platz gefunden hat. (Chr. Kirchengeſch. Th. VIII. S. 372.) Hieronymus, der ſich bereits in den Einöden Syriens vergraben hatte, ſchrieb auf dieſe Nachricht an einen Bekannten zu Jeruſalem, dem er einen Brief an den Rufinus überſchickte, er möchte ihn nicht mit demſelben vergleichen; am Rufinus, der ſich erſt gewaſchen habe, rein und weiß wie der Schnee ſey, (eine Anſpielung auf das Vorurtheil dieſer Zeiten, daß die Tauffe alle vorher begangene Sünden auf einmal tilge,) werde er die deutlichſten Vorzüge der Heiligkeit erblicken; da er hingegen kaum den Glanz ſeiner Sitten ertragen könne, und mit allem Unflat von Sünden befleckt ſey. (Epiſt. II. p. 4. ed. Martian.) In Aegypten beſuchte Rufinus den Makarius, und andere berühmte Einſiedler in den Wüſten der Nitriſchen Gebürge. Zu gleicher Zeit, ſeit dem Jahr 372, wurden die Katholiſchen in Aegypten, ſelbſt jene von der

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. Welt ganz abgeſonderten Aſceten, von dem Arianiſch-geſinnten Kayſer Valens ſehr gedrückt. Rufinus beſchreibt nicht allein dieſe Verfolgung; ſondern rechnet ſich auch unter diejenigen, welche in derſelben Gefängniß und Verbannung gelitten hätten. (Hiſt. Eccl. L. II. c. 34. et Apolog. ad Anaſtaſ.) Zwar erklärte dieſes Hieronymus, als ſich ſeine Geſinnungen gegen ihn geändert hatten, für eine Lüge, und ſpottete ſehr über ſeine Leiden, von denen keine Umſtände bekannt wären. (Apolog. adverſ. Rufinum, L. II. p. 389. ſq. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.) Da aber auch andere, wie Hieronymus ſelbſt geſteht, (Apolog. L. III. p. 453. 463.) den Rufinus einen Märtyrer genannt haben, und Sokrates (H. E. L. IV. c. 22.) damit übereinſtimmt: ſo kann das Leugnen eines erbitterten Gegners dieſe Nachricht noch nicht unglaublich machen.

Während ſeines ſechsjährigen Aufenthalts in Aegypten, begnügte ſich Rufinus nicht daran, die berühmteſten Einſiedler dieſer Gegenden zu ſehen, und von ihnen den Seegen zu empfangen; ſondern er nützte auch ihren Unterricht, beſonders aber den mündlichen des ſo geſchätzten Lehrers zu Alexandrien, Didymus. (Rufini H. Eccl. L. XI. c. 7. 8.) Hierauf begab er ſich mit der Melania, um das Jahr 378. nach Jeruſalem, um ſich ganz dem Mönchsleben zu wiedmen. Daſelbſt lebte er mit andern Mönchen, in Zellen, die auf dem Oelberge angelegt waren. Er und ſeine Freundin, welche auch ein Kloſter zu Jeruſalem geſtiftet hatte, nahmen die Biſchöfe, Mönche und Chriſten aller Art auf, welche aus Andacht in dieſe Stadt kamen, und ſtanden ihnen mit den nöthigſten Bedürfniſſen bey. Eben ſo wohlthätig bezeigten ſie ſich gegen die dortige Geiſtlichkeit; legten überdies kirchliche Spaltungen und Händel bey. (Palladii Hiſt. Lauſ. c. 118.) In dieſem Aufenthalte wurde auch die alte Freundſchaft zwiſchen dem Hieronymus, der ſich mittlerweile zu Bethlehem niedergelaſſen

J. n. C. G. 363. bis 430.

laſſen hatte, und dem Rufinus, noch mehr verſtärkt. Johannes, Biſchof zu Jeruſalem, ernannte den letztern um das Jahr 390, oder etwas ſpäter zum Presbyter. Aber kurz darauf entſtand zwiſchen jenen alten Freunden ein heftiger Streit über den Origenes. Zwar endigte er ſich im Jahr 397. und kurz darnach reiſte Rufinus mit der Melania nach Rom; allein durch gewiſſe Schriften, welche er daſelbſt herausgab, wurde die erloſchene Zwiſtigkeit von neuem angezündet. Um den Anfang des Jahrs 399. kehrte er nach Aquileja zurück, und arbeitete daſelbſt einige Jahre fleißig, theils an Ueberſetzungen der Schriften des Origenes, theils an ſeiner eigenen Vertheidigung gegen den Hieronymus. Endlich entſchloß er ſich aufs neue mit der Melania nach Paläſtina zu reiſen; wozu die verwüſtenden Züge Alarichs durch Italien viel beygetragen haben mögen. Schon war er mit ſeiner Freundin und ihrer Familie in Sicilien angelangt, und ſah von dieſer Inſel her die Verbrennung der Stadt Rhegium durch die Gothen, als der Tod im folgenden Jahr 410. ſeinen Reiſen und Unruhen ein Ende machte.

Dasjenige Werk des Rufinus, durch welches er bey der Nachwelt am berühmteſten geworden iſt, ſeine überſetzte, veränderte und fortgeſetzte Kirchengeſchichte des Euſebius, iſt bereits an einem andern Orte dieſer Geſchichte, (Th. VII. S. 180.) beſchrieben worden. Man kann aber zu der dort befindlichen Nachricht noch einiges mit Nutzen hinzufügen. Der Verfaſſer vollendete dieſe auf Verlangen des Biſchofs von Aquileja, Chromatius, unternommene Arbeit nicht lange vor dem Jahr 402, wie Fontanini, (in Hiſt. Litt. Aquileienſ. p. 343. ſq.) am beſten bewieſen hat. Das zehnte Buch des Euſebius ließ er beynahe ganz weg, ſchmelzte es mit dem neunten in Eines zuſammen, rückte in das ſechſte etwas von den Offenbarungen, welche der Biſchof von Jeruſalem, Alexander, empfangen

J. n. C. G. 363. bis 430. haben ſollte; in das ſiebente eine Erzählung von den Wundern Gregors des Wunderthäters; und in das neunte eine Rede des Märtyrers Lucianus ein; nahm ſich auch ſonſt manche Freyheiten in Anſehung der Urſchrift, und begieng verſchiedene Fehler. Doch gieng es dem Rufinus in den neuern Zeiten, wie einigen andern Schriftſtellern, deren Arbeiten mit Recht getadelt worden ſind; man hat ihm auch unverdiente Vorwürfe gemacht, und ſein Werk zu verächtlich weggeworfen: beſonders nachdem ihn Valeſius, in ſeinen Anmerkungen zum Euſebius, bey aller Mäßigung, ſcharf genug; Huetius aber, (de claris interpretib. p. 245. ſq. ed. Stad.) deſto härter beurtheilt hatte. Daher bedachte man ſich auch lange, ehe man dieſe Kirchengeſchichte neu drucken ließ. Seit dem Jahr 1554. da die beyden Bücher der Fortſetzung des Rufinus zu Baſel, mit den griechiſchen Kirchengeſchichtſchreibern ans Licht traten, war Peter Thomas Cacciari, ein Carmelit, Apoſtoliſcher Examinator des Römiſchen Clerus, und erſter Leſer der Theologie im Collegium der Fortpflanzung des Glaubens, im Jahr 1740. der erſte, welcher von allen eilf Büchern dieſer Geſchichte eine abermalige, und zugleich die brauchbarſte Ausgabe, zu Rom in zween Quartbänden veranſtaltete. Er verbeſſerte in derſelben den Text aus etlichen Handſchriften der Vatikaniſchen Bibliothek; ſetzte nicht wenige, und darunter auch wohlgerathene, Anmerkungen hinzu, und vertheidigte das Werk in der am Ende ſtehenden Hiſtorica Diſſertatio de vita, fide, ac Euſebiana ipſa Rufini translatione, p. 141-193.) mit vielem Eifer. In einigen Stellen iſt ihm dieſe Schutzſchrift gut gelungen; auch in der Vorrede und in den Anmerkungen. Aber die gefliſſentliche Abſicht, es dem Valeſius zu vergelten, was er durch ſeine Kritik über den Rufinus verſchuldet hat, macht den Cacciari bey der Vergleichung ihrer beyderſeitigen Ueberſetzungen partheyiſch und ungerecht. Am wenigſten hätte er aus der Achtung des Auguſtinus, und der

folgen-

folgenden lateiniſchen Kirchenſchriftſteller, die noch mehr Fremdlinge im Griechiſchen waren, als dieſer, gegen die Ueberſetzung des Rufinus den ausnehmenden Werth der letztern ſchließen ſollen. **Fontanini** hat zwar noch mehr ſolche Lobſprüche derſelben aus beyden Kirchen geſammelt; (l. c. p. 350. ſq.) aber auch nach Einſichtsvollen Vorgängern gezeigt, daß ſie ſelbſt bey der Urſchrift des Euſebius Dienſte leiſte, und daß ſich **Dü Pin** insonderheit, bey ſeinen Beſchuldigungen gegen den Rufinus, ſehr übereilt habe. Er war doch immer der erſte, der die Kenntniß der chriſtlichen Kirchengeſchichte bey den Abendländern, durch das Hauptwerk der griechiſchen Kirche über daſſelbe, beförderte. Wenn er in der Fortſetzung deſſelben verdächtige Nachrichten zu leicht geglaubt hat: ſo findet man auf der andern Seite auch beſſere bey ihm, und die ihm eigen ſind. Das vollſtändigſte Verzeichniß von den Ausgaben dieſer Kirchengeſchichte, die älteſte vom Jahr 1474. ohne Anzeige des Orts, in Folio, ausgenommen, hat **Fontanini** (p. 356. ſq.) mitgetheilt. Nach ſeiner Zeit iſt nicht nur die vom **Cacciari** beſorgte, ſondern auch die angefangene Sammlung aller Schriften des Rufinus im Jahr 1745. erſchienen; in deren erſtem Bande aber nur die zwey Bücher der fortgeſetzten Kirchengeſchichte vorkommen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Ein anderes hiſtoriſches Werk des Rufinus, Vitae Patrum, ſive Hiſtoria eremitica, iſt zwar in den ältern Zeiten ungemein fleißig geleſen, mehr als zwanzigmal gedruckt, und in verſchiedene Europäiſche Sprachen überſetzt worden; hat aber doch dieſen Beyfall noch weniger verdient, als das vorhergehende den ſeinigen. Eigentlich hat Rufinus daſſelbe im Nahmen des **Petronius**, Biſchofs zu **Bononia**, aufgeſetzt, der mit den Aſceten der Nitriſchen Wüſteneyen, deren Leben darinne beſchrieben wird, vertraut umgegangen war, und den daher auch das Gerücht, nach dem **Gennadius**, (de ſcriptt. eccleſiaſt. c. 41.) für den Verfaſſer dieſer Erzäh-

J. n. C. G. 363. bis 430. lungen hielt. Man ſchrieb es ſogar bereits im fünften Jahrhunderte dem Hieronymus zu, weil derſelbe Lebensbeſchreibungen anderer Mönchsheiligen hinterlaſſen hatte; da er doch von dieſen geringſchätzig und ſpöttiſch urtheilt. „Rufinus, ſagt er, (Epiſt. XLIII. p. 476. ed. Martian.) hat darinne viele Mönche hergerechnet, die es niemals geweſen ſind; und die es wirklich waren, ſind gewiß von den Biſchöfen als Origeniſten verdammt worden.“ Hier hat es Fontanini (l. c. p. 372.) beynahe zur Gewißheit gebracht, daß die Mönche, denen dieſer Nahme nicht gebühren ſollte, Anachoreten, nicht gemeinſchaftlich lebende Coenobiten, geweſen ſind. Was aber den Vorwurf des Origenismus betrifft: ſo iſt dieſer, wie man bald ſehen wird, in dem Munde des Hieronymus ziemlich nichtswürdig. Mit mehrerm Rechte hätte er das Fabelhafte und den ganzen Mönchsmäßigen Anſtrich dieſer Lebensbeſchreibungen tadeln können, wovon man anderwärts (Th. VIII. S. 293.) ein Beyſpiel, das an Statt vieler dienen kann, geleſen hat. Uebrigens iſt dieſes Werk, das auch zur Bereicherung griechiſcher Heiligen-Leben gedient hat, von dem Jeſuiten Heribert Rosweyde, in einer groſſen Sammlung ſolcher Lebensbeſchreibungen: Vitae Patrum, de vita et verbis Seniorum, ſive hiſtoriae Eremiticae Libri X. zu Antwerpen im J. 1615. und vermehrt im Jahr 1628. in Folio, im zweyten Buche, am beſten herausgegeben und erläutert worden.

Erheblicher für die jetzigen Zeiten iſt die Erklärung des ſogenannten Apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes, (Expoſitio Symboli) welche Rufinus auf dringendes Verlangen eines gewiſſen Biſchofs Laurentius aufgeſetzt hat. Man ſchätzte dieſelbe in dem gleich folgenden Jahrhunderte ſo hoch, daß Gennadius (l. c. cap. 17.) verſichert, er habe ſie aus Gottes Gnade und Geſchenk geſchrieben; ja die ähnlichen Arbeiten anderer würden in Vergleichung mit dieſer angeſehen,

als

als wenn ſie gar nicht vorhanden wären. Auch iſt ſie deswegen ehemals bald dem Cyprianus, bald dem Hieronymus beygelegt worden, unter deren Werken man ſie gedruckt findet. So ſteht ſie in einem von den Anhängen zu den Schriften des erſtern, nach Johann Fells Ausgabe; (p. 17. ſq. ed. Brem.) auch ſchon mit ziemlicher Genauigkeit in der Römiſchen Ausgabe des Cyprianus vom Paul. Manutius; (p. 381. a. 1563. fol.) mit noch größerer in der Baluziſchen; außerdem in der Sammlung der Werke des Rufinus zu Paris, 1580. Fol. Es iſt bereits in der Geſchichte der Apoſtel jener alten Sage gedacht worden, nach welcher ſich dieſelben, vor ihrer Abreiſe von Jeruſalem, mit vereinigter Bemühung eine Vorſchrift des Glaubens entworfen haben ſollten, welche ſie nunmehr in der Welt predigen würden: und es iſt dabey dieſe Schrift des Rufinus, durch welche die gedachte Sage recht herrſchend geworden iſt, nicht unbemerkt geblieben. (Chr. Kirchengeſch. Th. II. S. 123. fg. der zweyten Ausgabe.)

J. n. C. G. 363. bis 430.

Rufinus erklärt zuerſt, warum dieſes Glaubensbekenntniß Symbolum genannt werde; man könne darunter ſowohl ein Merkzeichen (indicium, ſignum) verſtehen, weil es zum Unterſcheidungszeichen wider viele falſche Apoſtel jener Zeit dienen ſollte, daher es eine Aehnlichkeit mit den Loſungsworten der Soldaten habe; als auch einen Beytrag, (collatio) weil es aus den Beyträgen eines jeden Apoſtels erwachſen ſey. Hierauf geht er jeden Lehrſatz, der darinne enthalten iſt, durch, erläutert und beſtätigt ihn durch die heilige Schrift. Gleich bey dem erſten: ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, merkt der Verfaſſer an, daß in verſchiedenen Gemeinen einiges zu dieſen Worten hinzugeſezt worden ſey. Daß aber ſolches in der Römiſchen nicht geſchehen iſt, kömmt nach ſeiner Meinung davon her, weil in derſelben keine Ketzerey ihren Anfang genommen hat; auch daſelbſt die alte Gewohnheit beobachtet wird, die

J. n. C. G. 363. bis 430. Täuflinge das Symbolum öffentlich, vor den Ohren aller Gläubigen, herſagen zu laſſen; wobey die ältern Gläubigen keine Zuſätze würden vertragen können. Er aber, ſezt er hinzu, folge derjenigen Ordnung, welche er in der Gemeine zr Aquileja empfangen habe. Ich glaube, ſtehe alſo ganz zuerſt, wie auch Paulus von einem jeden, der ſich zu Gott nahet, vor allen Dingen den Glauben verlange. Selbſt im gemeinen Leben könne weder Säen, noch Pflügen, noch eine andere Handlung, ohne Glauben und Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg, vorgenommen werden; wie vielmehr müſſe man zur Erkenntniß Gottes glaubend kommen. Dieſes könne man auf den Vorwurf der Heyden antworten, daß unſere Religion keine Gründe für ſich habe; ſondern bloß in einer gläubigen Ueberredung beſtehe. Faſt alle morgenländiſchen Gemeinen, fährt er fort, gebrauchten zum Eingange die Worte: **Ich glaube an Einen Gott, den allmächtigen Vater.** Und im Folgenden, wo wir ſagen: **Und an Jeſum Chriſtum,** ſeinen einigen Sohn, unſern Herrn, ſprechen ſie: **Und an Einen unſern Herrn Jeſum Chriſtum, ſeinen einigen Sohn.** Man unterſuche nicht zu genau, wie Gott ſeinen Sohn gebohren habe, damit man nicht über dem Forſchen nach dieſem Lichte, zu welchem man ſich nicht nahen darf, den geringen Anblick verliere, der den Menſchen von Gott geſchenkt worden iſt. Kann man doch menſchliche oder ſichtbare Dinge nicht hinlänglich erklären, wie zum Beyſpiel, auf welche Art unſer Verſtand das Wort hervorbringe? oder welches in demſelben der Geiſt des Gedächtniſſes ſey? oder wie eine Quelle einen Fluß aus ſich zeuge? oder wie das himmliſche Feuer den Glanz des Lichts bilde? und dergleichen mehr. Genug, der Vater und der Sohn haben dieſes ihr Verhältniß gegen einander bezeugt. Wer darf es wohl wagen, ſich zwiſchen ihre Verſicherungen zu ſtellen, und ihre Gottheit zu theilen? Wenn aber die morgenländiſchen Gemeinen **Einen** Gott und **Herrn** bekennen:

nen: ſo iſt dieſes nicht der Zahl nach, ſondern nach der J. n.
Allgemeinheit (univerſitate) zu verſtehen, wie man auch C. G.
Eine Sonne nennt, weil es keine zweyte und dritte giebt. 363.
Nach den Worten: allmächtigen Vater, ſetzt man bis
bey uns noch hinzu: den unſichtbaren und des Lei- 430.
dens unfähigen, (inviſibilem et impaſſibilem,) und dieſes wegen der Sabellianiſchen oder Patripaßianiſchen Ketzerey. Bey dem Abſatze: Und an Chriſtum Jeſum, ſeinen einigen Sohn, unſern Herrn, erklärt Rufinus die Nahmen Jeſus und Chriſtus, welcher letztere entweder hoheprieſterlich, oder königlich seyn ſoll; warnet auch, bey dem Sohne Gottes nicht an eine irdiſche Zeugung zu denken; oder Vergleichungen, welche dabey gebraucht werden, zu weit auszudähnen. Der Vater ſey nicht eher vorhanden, als der Sohn, und dieſer folge dem Vater nicht im Handeln nach, wie ein an Sohnes Statt angenommener. Zu dem darauf folgenden Abſatze: welcher vom heiligen Geiſte aus der Jungfrau Maria gebohren worden iſt, erfordert der Verfaſſer ein reineres Gehör und Gefühl. Er merkt an, Maria ſey beym Ezechiel unter dem Thore gegen Morgen abgebildet worden, welches für jedermann verſchloſſen ſey, und durch welches nur der Gott Iſraels gehen werde. Auch lerne man hier die Majeſtät des heiligen Geiſtes erkennen. Zwar lachten die Heyden darüber, daß eine Jungfrau gebohren haben ſollte. Allein der Vogel Phoenix werde doch ohne einen Ehegatten gebohren und wiedergebohren, und bey den Bienen finde auch keine Ehe Statt. Warum ſollte Gott nicht jene übernatürliche Geburt zur Wiederherſtellung der Welt haben veranſtalten können? Die Heyden ſelbſt ließen auf eine weit unglaublichere Art, die Minerva aus dem Gehirne des Jupiter, die Venus aus dem Schaum des Meeres, gebohren werden; und hätten andere ähnliche Sagen. Vielleicht aber antworteten ſie darauf, eine ſolche Geburt ſey zwar Gott möglich, nur ſeiner ganz und gar nicht würdig geweſen; indem

J. n. C. G. 363. bis 430. doch bey dem Gebähren ſelbſt ein unanſtändiges Berühren vorgefallen ſey. Hierauf, ſagt Rufinus, wollen wir ihnen nach ihren Begriffen antworten. Wenn ein großer und ſtarker Mann, um ein Kind zu retten, das in Gefahr läuft, im tiefen Kothe zu verſinken, in dieſen mit dem Rande der Füße hineintritt, wird man ihm deswegen vorwerfen, daß er ſich verunreinigt habe? Oder verunreinigt ſich etwan die Sonne dadurch, daß ihre Strahlen in einen Sumpf fallen? Wir ſagen ſogar, daß Gott den Menſchen aus dem Koth der Erde geſchaffen habe; man müßte alſo behaupten, daß auch dieſes ſeiner unwürdig geweſen ſey, wenn es jener Durchgang durch den Leib der Maria war. Ueberdieß muß man hier bemerken, daß die ganz unkörperliche Subſtanz Gottes in Körper weder eingeſchoben, noch von ihnen vollkommen gefaßt werden könne, wenn ſich nicht eine mittlere geiſtige Subſtanz finde, die des heiligen Geiſtes fähig ſey. Gleichwie das Licht zwar alle Glieder des Körpers erleuchten, aber nur von dem Auge gefaßt werden kann: ſo iſt auch bey dieſer Geburt des Sohnes Gottes, nur die Seele, welche zwiſchen Gott und dem Fleiſche in der Mitte ſtand, des Wortes Gottes fähig geweſen. Bey ſolchen Umſtänden, und bey der Heiligung des Geiſtes, kann nichts Schimpfliches vorgegangen ſeyn.

Ueber die nächſten Worte: **Gekreuzigt unter dem Pontius Pilatus, und begraben, iſt er zur Hölle hinabgefahren**, führt Rufinus die Stelle des Apoſtels von erleuchteten Augen an, welche man zur Erkenntniß der **Höhe, Breite** und **Tiefe** haben müſſe; denn dieſes letztere ſey eine Beſchreibung des Kreuzes, deſſen in der Erde ſteckender Theil die Tiefe, der in die Luft emporſteigende die Höhe, und der auf beyden Seiten ausgebreitete, die Breite genannt werde. Daß der Erlöſer unter ſo vielen Gattungen des Todes, gerade dieſe gewählt hat, kömmt nach den Gedanken des Verfaſſers davon her, weil dieſes Kreuz ein Siegeszeichen war,

war, und die Ueberwindung von drey Reichen, nämlich den Mächten in der Luft, den Ungläubigen auf der Erde, und den unterirdiſchen Feinden, anzeigte. Er will aber auch bey dieſer Gelegenheit etwas von den geheimern Lehren aufklären. Als Gott die Welt ſchuf, ſagt er, ſetzte er über dieſelbe gewiſſe himmliſche Mächte, um die Menſchen zu regieren; wie man aus dem Liede Moſis in ſeinem fünften Buche ſieht. Manche dieſer Regenten mißbrauchten, ſo wie ſelbſt der Fürſt der Welt, dieſe Gewalt, und lehrten die Menſchen, nicht den göttlichen Geboten, ſondern ihren Uebertretungen gehorchen. Daher ſind die Handſchriften der Sünden wider uns geſchrieben worden, weil wir, nach dem Propheten, durch unſere Sünden verkauft worden ſind. Allein dieſe Handſchriften wurden ihnen von Chriſto entriſſen, der jene Mächte beſiegt hat; wovon ſein Kreuz ein Denkmal iſt. Uns aber belehrt er zugleich, daß wir der Sünde bis zum Tode widerſtehen, und, wie er am Kreutze, gehorſam ſeyn müſſen. Uebrigens iſt die göttliche Kraft des Sohnes Gottes, gleichſam wie ein Angel mit dem menſchlichen Fleiſche deswegen bedeckt worden, damit der Fürſt der Welt dadurch zum Kampfe eingeladen würde. Dieſes Fleiſch wurde ihm zur Lockſpeiſe vorgelegt; er riß alſo zwar den Körper Chriſti zum Tode fort; verſchlang aber zugleich den Angel der Gottheit, und blieb ſelbſt daran hängen, ſo daß er, nach zerſprengten Riegeln der Hölle, gleichſam aus der Tiefe herausgezogen worden iſt, zur Speiſe für andere. Sehr vorſichtig haben auch die Verfaſſer des Symbolum die Zeit (unter dem Pilatus) um mehrerer Gewißheit willen angegeben. In der Römiſchen Gemeine und in den Morgenländiſchen, findet ſich der Zuſatz: Hinabgefahren zur Hölle, nicht; allein die Bedeutung davon ſcheint ſchon in dem Worte Begraben zu liegen. Alles was ſich in dieſem Abſatze auf das Leiden und die folgende Geſchichte Chriſti in der Welt bezieht, wird nunmehr vom Rufinus theils durch Weiſſagungen der Propheten beſtärkt, theils

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. theils myſtiſch gedeutet. Leſenswürdig iſt dieſe Ausführung nicht, wie man aus den bereits angeführten Beyſpielen dieſer Art ſchließen kann. Aber merkwürdig kann ſie und dieſe ganze Schrift deswegen heißen, weil ſie nicht allein die Erklärungen und Beweiſe eines der älteſten Glaubensbekenntniſſe, wie ſie damals in den abendländiſchen Gemeinen gangbar waren, enthält; ſondern weil ſich auch eben dieſelben unter dem Nahmen des **Cyprianus** und **Hieronymus**, eine lange fortdauernde Gültigkeit erworben haben, deren Spuren noch jezt in den theologiſchen Lehrbüchern vorkommen. So findet der Verfaſſer die Verrätherey des Judas in den Stellen der Pſalmen: **Der mein Brod mit mir iſſet, wird mir am meiſten nachſtellen;** (ampliabit adverſum me ſupplantationem) **ingleichen: Meine Freunde und Nächſten haben ſich wider mich genähert und aufgelehnt;** die Dornenkrone Chriſti in dem Zuruf des Hohenliedes: **Gehet hinaus! ihr Töchter Jeruſalems! und ſehet die Krone, mit welcher ihn ſeine Mutter gekrönt hat!** in dem Waſſer und Blut, welches aus ſeiner Seite floß, entweder eine zweyfache Gnade der Taufe, die Waſſertaufe, und die Bluttaufe der Märtyrer, oder andere Andeutungen; die getheilten Kleider des Erlöſers in den Worten des Jeſaias: **Wer iſt derjenige, der von Edom herkömmt, mit röthlichen Kleidern von Bazra? Warum ſind deine Kleider röthlich?** und ſo weiter. Inſonderheit leitet er die **Höllenfahrt Chriſti** aus einer Vorherſagung der Pſalmen her: **Du haſt mich in den Staub des Todes geführt;** aus einer andern in denſelben: **Was vor ein Nutzen iſt in meinem Blute, wenn ich zur Verweſung hinabgeſtiegen bin?** aus der Weiſſagung des Erlöſers: **Du wirſt meine Seele nicht in der Hölle laſſen; noch zugeben, daß dein Heiliger die Verweſung ſehe;** aus der bekannten Stelle **Petri**, (1. Br. C. III. v. 15.) und aus andern mehr.

Was

Was er bey dem folgenden Abſatze: Am dritten J. n.
Tage von den Todten auferſtanden, bemerkt, iſt C. G.
ziemlich von gleicher Art. Er bringt beſonders unter 363.
einer großen Menge, wie er ſagt, von Weiſſagungen bis
des Alten Teſtaments über die Auferſtehung Christi, nur 430.
einige wenige bey, wie zum Beyſpiel, folgende aus den Pſalmen: Ich liege und ſchlafe, und erwache; denn der Herr hält mich; ingleichen: Wegen des Elends der Dürftigen, und des Seufzens der Armen, will ich aufſtehen, ſagt der Herr; und die deutlichſte, nach ſeiner Meinung, aus dem 88ſten Pſalm: Ich bin geachtet gleich denen, die zur Hölle fahren; ich bin wie ein Menſch ohne Hülfe, und frey unter den Todten; ferner aus dem Hoſeas: Er wird uns nach zwey Tagen heilen; am dritten Tage aber werden wir auferſtehen, und vor ſeinem Angeſichte leben; endlich aus dem Hohenliede von den Weibern, welche Chriſtum vergebens im Grabe ſuchten: Ich ſuchte des Nachts in meinem Bette, den meine Seele liebet; ich ſuchte, aber ich fand ihn nicht. — Ueber die Worte: Aufgefahren gen Himmel, ſitzt er zur Rechten des Vaters, von dannen er kommen wird, Lebendige und Todte zu richten, erinnert Rufinus, der Erlöſer ſey gen Himmel gefahren: nicht, wo das Wort Gott vorher nicht geweſen war; ſondern, wo das Fleiſch gewordene Wort vorher nicht geſeſſen hatte. Auf dieſen ſeinen Einzug ziele die Stelle Davids: Erhebt eure Hauptthore, und erhöhet euch, ihr ewigen Thore! indem der König der Ehren einziehen wird; welches auch nicht wegen der Macht der Gottheit, ſondern wegen der Neuheit des auffahrenden Fleiſches, geſagt worden ſey; ſo wie das Sitzen zur Rechten des Vaters gleichfals von der Aufnahme des Fleiſches gelte. Es iſt überflüßig, zu zeigen, wie der Verfaſſer auch die Zukunſt Chriſti zum Weltgerichte aus dem Daniel und Malachias erweiſe; oder es erkläre, daß der Teufel,

J. n. C. G. 363. bis 430. an Statt dieſer erwarteten Zukunft, eine betrügeriſche durch den Antichriſt vorbereite. — Nur kurz erörtert er bey dem Abſatze: **Und an den heiligen Geiſt**, die wahre Gottheit deſſelben aus dem Zuſammenhange und Ausdrucke dieſer Stelle.

Der lezte Abſatz hingegen: **Eine heilige katholiſche Kirche, Vergebung der Sünden, Auferſtehung dieſes Fleiſches**, beſchäftigt ihn länger. Zuerſt macht er die Leſer auf die Weglaſſung des in oder an aufmerkſam, welches den Glauben an die göttlichen Perſonen bezeichnete. Da er nun hier abermals auf den heiligen Geiſt zurückkömmt: ſo rückt er das Verzeichniß der von ihm eingegebenen Schriften, und außer dieſen kanoniſchen, auch die kirchlichen ein, welches ſchon an einem andern Orte (Th. IX. S. 16.) mitgetheilt worden iſt. In Anſehung der einzigen heiligen Kirche, gedenkt er, daß ſie unter der Einen Taube im Hohenliede abgebildet werde; warnet auch in einer beträchtlichen Reihe ketzeriſcher Partheyen, vor ihren eiteln Verſammlungen, (concilia vanitatis) die keine Kirchen heißen könnten. Bey der **Vergebung der Sünden**, ſchreibt er, iſt bloß ein gläubiges Vertrauen, keine Unterſuchung nöthig. Die Heyden ſpotten zwar darüber, daß wir uns ſelbſt durch die Einbildung hintergiengen, als wenn die in der That begangenen Verbrechen plözlich durch Worte gereinigt werden könnten. Doch da es Gott iſt, der ſolches verſprochen hat: ſo muß man ihm ſchlechterdings glauben. Außerdem hat das Verbrechen nicht ſowohl in der That, als im Gemüthe und Willen ſeinen Sitz. Dieſe können von Gott gebeſſert werden; dadurch bekomme ich meine verlorne Unſchuld wieder: und ſo widerſpricht alſo unſer Glaube auch natürlichen Gründen nicht. Nachdem er für die **Auferſtehung der Todten** bibliſche Beweiſe angeführt hat, ſo widerlegt er den Einwurf der Ungläubigen: Wie kann das verfaulte, in Staub aufgelöſte, wohl gar vom Meere verſchlun-

ſchlungene Fleiſch wieder geſammelt, und zu einem Kör- J. n.
per erneuert werden? Er ſezt ihnen zuerſt die Stelle des C. G.
Apoſtels entgegen: **Du Thor! was du ſäeſt, wird** 363.
nicht lebendig gemacht, wenn es nicht vorher bis
ſtirbt. Du ſäeſt nicht einen künftigen Körper; ſondern 430.
ein bloßes Korn, aus welchem Gott einen Körper macht, wie er will. Warum willſt du dasjenige, was du jährlich an dem in die Erde geſtreueten Saamen ſiehſt, nicht an deinem Fleiſche glauben, das auf Gottes Befehl in die Erde geſäet wird? Sollte nicht die göttliche Macht eben ſowohl das menſchliche Fleiſch in der Erde ausfindig machen können, als die Scharfſichtigkeit der Menſchen im Stande iſt, die verſchiedenen Adern von Metallen aus der Erde hervorzuſuchen? Wenn jemand verſchiedene Saamen, unter einander vermiſcht, in die Erde ſtreuet: ſo bringt jeder derſelben zu ſeiner Zeit den ſeiner Natur gemäßen Keim und Halm hervor. Eben ſo iſt das Eigenthümliche eines jeden Fleiſches, wenn gleich die Subſtanz deſſelben mannichfaltig zerſtreuet wird, doch unſterblich, weil ſie das Fleiſch einer unſterblichen Seele iſt. Der Zuſatz: **dieſes Fleiſches**, erinnert den Catechumenus, der die Stirne mit dem Kreutze bezeichnet, daß es eben derſelbe Körper ſeyn werde, der hier edel oder übel gebraucht wird. Viele andere Schriftſtellen folgen wiederum für dieſe Lehre, und am Ende ſucht er noch die Verwandlung der jetzigen Körper in vollkommnere, folgendergeſtalt begreiflich zu machen: Wenn Gott aus Erde Fleiſch und einen Menſchen gebildet hat, ſo kann es auch niemanden ungereimt vorkommen, daß der thieriſche Körper in einen geiſtigen übergeht.

Von dem mäßigen theologiſchen Werthe dieſer berühmten Schrift des **Rufinus** ſpricht der eben geendigte Auszug ſelbſt. Einen hiſtoriſchen hat ſie deſtomehr, da in keiner aus dieſen ältern Jahrhunderten, das öffentliche Glaubensbekenntniß der Täuflinge, welches gewöhnlich das **Apoſtoliſche** genannt wird, nach den

J. n. C. G. 363. bis 430. den Verſchiedenheiten deſſelben in den Gemeinen zu Rom und Aquileja, ingleichen in den morgenländiſchen, ſo genau dargeſtellt worden iſt. Nachdem jede dieſer kleinen Abänderungen bey den Lehrſätzen, welche ſie betreffen, eben ſo, wie ſie der Verfaſſer ſelbſt einzeln angegeben hat, bemerkt worden iſt: ſo ſcheint es unnöthig zu ſeyn, aus denſelben die dreyfache Geſtalt noch beſonders zuſammen zu ſetzen, in der das Symbolum bey ihm erſcheint. Andere Schriftſteller haben dieſes bereits mehrmals gethan; wie zulezt C. W. F. Walch, (Biblioth. Symbolica vetus, p. 37. 38.) welcher hierinne den Joh. Franz. Bernhard Maria de Rubeis, (in Diſſertatt. variae eruditionis, Venet. 1762. 4.) zum nächſten Vorgänger gehabt hat. Man findet aber auch beym Joh. Caſpar Svicer, (Theſ. Eccl. Tom. II. v. Σύμβολον, p. 1086. ſq. ed. a. 1682.) ähnliche gute Erläuterungen über dieſes Symbolum. Daß die jezt übliche Geſtalt deſſelben mit keiner von den beym Rufinus abgebildeten völlig übereinſtimme, lehrt der Augenſchein. Zwar ſind die in dem Symbolum von Aquileja befindlichen Worte: deſcendit ad inferna, nach und nach in den abendländiſchen Gemeinen überall aufgenommen worden, wozu unter andern die dem Auguſtinus fälſchlich zugeſchriebenen Predigten de Symbolo, (Opp. Tom. V. Append. p. 278. ſq. Tom. VI. Append. p. 757. ed. Bened.) nicht wenig beygetragen haben mögen. In den erſtern derſelben kömmt auch die alte fabelhafte Sage von dem Apoſtoliſchen Urſprunge dieſes Glaubensbekenntniſſes, am vollſtändigſten vor; und da jeder Apoſtel ein Stück deſſelben hergeſagt haben ſoll, ſo werden dem Thomas inſonderheit die Worte beygelegt: Deſcendit ad inferna, tertia die reſurrexit a mortuis. Allein der Zuſatz, den man zu Aquileja, nach den Worten: Credo in Deum Patrem omnipotentem, oder vielmehr: Credo in Deo Patre omnipotente, wie ſolches Baluze (Not. ad Ruſin. Expoſit. Symb. in Append. Opp. Cyprian. p. 199.) aus Handſchriften wiederhergeſtellt

ſtellt hat, machte: inviſibili et impaſſibili, hat ſich doch nicht weiter fortgepflanzt; eben ſo wenig, als die allerletzte Beſtimmung: *huius* carnis reſurrectionem. Ueberhaupt erhielt ſich die alte Freyheit bey der Ausbildung des Taufſymbolum auch in den Abendländern ſo lange, daß man noch geraume Zeit nach dem Rufinus daſſelbe zu Aquileja ſelbſt, ohne jene Worte: deſcendit ad inferna, auch ſonſt mit kleinern Abweichungen, gebraucht hat. Zwo ſolcher Formeln, welche de Rubeis bekannt gemacht hatte, hat Walch ebenfals in ſeine genannte Sammlung (p. 54. 55.) eingerückt.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Noch im Jahr 398. ſchrieb Rufinus in dem Kloſter Pinetum, auf Verlangen ſeines Freundes, des Presbyter Paulinus, der nachher als Biſchof von Nola ſo berühmt wurde, Libros II. de Benedictionibus XII. Patriarcharum: ein zwar weniger beträchtliches, aber doch hier nicht ganz zu verſchweigendes Buch. Paulinus fand in jenen Weißagungen Jacobs (1. B. Moſ. C. XLIX.) manches ihm Unverſtändliche; Rufinus erklärte dieſelben in einem dreyfachen Verſtande: im hiſtoriſchen, moraliſchen und myſtiſchen: allein oft, wie man aus den ſchon angeführten Proben ſeiner Auslegungsart vermuthen kann, deſto willkührlicher, je mehr er in dieſem bibliſchen Abſchnitte geſucht hat. Johann Herold (in Orthodoxographis Theologiae ſacroſanctae, T. II. p. 1423. ſq.) und Johann Jacob Grynäus, (in Monumentis S. S. Patrum orthodoxographis, T. II. p. 1065. ſq.) haben dieſe Schrift zuerſt unter dem Nahmen des Rufinus herausgegeben. Sie ſteht auch in den Werken deſſelben, die zu Paris im J. 1580. Fol. gedruckt worden ſind. Ueberall aber fehlt in einem dazu gehörigen Briefe des Verfaſſers an den Paulinus, eine Stelle, welche Fontanini (Hiſt. Liter. Aquilejenſ. p. 222.) aus der älteſten Handſchrift des Buchs ergänzt hat.

Zwey Aufſätze vom Glauben, (Libellus de fide duplex) welche gleichfals dem Rufinus zugeſchrieben

J. n. C. G. 363. bis 430.

worden ſind, gehören ihm nicht zu. Den kürzern, eine Sammlung von zwölf Bannflüchen wider mehrere Kezzereyen, darunter die meiſten ſich auf die Lehren des Origenes beziehen, hat zwar Heinrich Noris unter ſeinem Nahmen ans Licht geſtellt. (Hiſt. Pelag. L. I. c. 3.) Allein Johann Garnier, der ihn in eben demſelben Jahre 1673. ſeiner Ausgabe des Marius Mercator (T. I. p. 114. ſq.) beyfügte, und mit brauchbaren Anmerkungen erläuterte, zeigte ſchon deutlich genug, daß es die Arbeit eines andern Rufinus ſeyn müſſe: und nachher entdeckte Johann Mabillon (in Muſeo Italico, T. I. p. 218.) daß vielmehr Hieronymus dieſe verdammenden Urtheile aufgeſezt habe. Die weitläufigere dieſer Schriften, welche Jacob Sirmond zu Paris (1650. 8.) bekannt gemacht hat, daher ſie auch unter ſeine Werke eingerückt worden iſt, (Tom. I. p. 160. ſq. ed. Venet.) findet ſich überdies in der gedachten Ausgabe des Mercator, (T. I. p. 285. ſq.). Daß ſie nicht vom Rufinus herrühren könne, ſahen dieſe Gelehrten leicht ein; blieben aber über deſſen wahren Urheber ungewiß. Die Benediktiner, welche die Werke des Auguſtinus herausgaben, machten es ziemlich wahrſcheinlich, daß Pelagius, der berühmte Stifter einer irrgläubigen Parthey, Verfaſſer dieſer Schrift ſey, und daß ſelbſt Auguſtinus (L. XV. de Trinit. c. 38.) ſie gebraucht und gebilligt habe. (in Addend. et Corrigend. ad T. VIII. Opp. Auguſt. poſt Indices Tomi XI.) Ihnen iſt Fontanini (l. c. p. 445.) beygetreten.

Eben dieſer Schriftſteller (l. c. p. 403. ſq.) und andere vor ihm, haben auch bewieſen, daß gewiſſe Erklärungsſchriften über die Bibel, (Commentarii in LXXV. Davidis Pſalmos, in Hoſeam, Ioelem et Amos,) fälſchlich unter dem Nahmen des Rufinus in den neuern Jahrhunderten ans Licht gezogen worden ſind. Von ſeinen ächten Schriften, die er bey Gelegenheit der Origeniamſchen Streitigkeiten ausgefertigt hat, wird bald

in

in der Beſchreibung derſelben Nachricht gegeben werden. J. n. Allein Rufinus war auch ein ſehr fleißiger Ueberſetzer E. G. griechiſcher Werke. Außer ſeiner bereits angezeigten 363. Ueberſetzung der Kirchengeſchichte des Euſebius, und bis der in der Folge zu nennenden von verſchiedenen Büchern 430. des Origenes, ingleichen von einem Theil der Schutzſchrift des Pamphilus für denſelben, hat er acht Homilieen des großen Baſilius, und zehn des Gregorius von Nazianzus, die dem Römiſchen Clemens beygelegten Recognitiones, den Canon Paſchalis des Anatolius, Biſchofs von Laodicea, die ſittlichen Vorſchriften (Liber centum Sententiarum) des Mönchs Evagrius, der im Jahr 399. in den Wüſten von Nitria ſtarb, für die Mönche, und andere ähnliche Schriften deſſelben; das Buch des Märtyrers Pamphilus wider die Sterndeuter; (Sententiae adverſus Mathematicos,) ingleichen das ſittliche Handbuch des Pythagoräiſchen Philoſophen Sixtus oder Xyſtus, (Enchiridion Sixti) ins lateiniſche gebracht. In Anſehung dieſer letztern Schrift machte ihm Hieronymus, wie man bereits an einem andern Orte (Th. IV. S. 227.) geleſen hat, die bitterſten Vorwürfe: obgleich Rufinus, der damals ſchon geſtorben war, mehr die Meinung anderer, daß jener Sixtus der Römiſche Biſchof gleiches Nahmens geweſen ſey, als ſeine eigene, angeführt hatte. Andere Ueberſetzungen, welche ſonſt auf ſeine Rechnung geſchrieben wurden, wie von den Geſchichtbüchern des Joſephus, ſind wenigſtens zweifelhaft. Ueberhaupt rühmt nicht allein Gennadius (de Scriptt. Eccleſiaſt. c. 17.) ſeine feine Geſchicklichkeit in Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen; ſondern ſie wurden auch in der Abendländiſchen Kirche häuffig, zum Theil ſelbſt beym öffentlichen Gottesdienſte, genützt. Meiſterhaft ſind ſie freylich nicht; er erlaubt ſich auch die Freyheit im Aendern und Weglaſſen, die er beym Euſebius und Origenes ausübte, nicht ſelten bey den übrigen: und die Wahl der überſetzten Schriften hätte

J. n. C. G. 363. bis 430. billig ſtrenger ſeyn ſollen. Unterdeſſen waren manche derſelben nicht nur gemeinnützlich; ſondern auch eines für die abendländiſchen Chriſten neuen Inhalts: und es fehlte ihnen nicht an Deutlichkeit.

Ein eifrig frommer Mann nach den Grundſätzen des Mönchslebens, war **Rufinus** gewiß. Er hatte keine große Gelehrſamkeit; aber deſto mehr Arbeitſamkeit; eine gedrängte, nicht unangenehme Schreibart; keinen ausnehmenden Scharfſinn, aber nicht wenig geſunden Verſtand; wiewohl ſich auch dieſer bisweilen in der Hitze des Streits verdunkelte; wovon man in dem vorhergehenden Theil dieſer Geſchichte, (S. 128. fg.) an ſeinem Urtheil über die neue Ueberſetzung des Alten Teſtaments vom **Hieronymus**, eine Probe geſehen hat. Was dieſem bey andern glückte, ſie durch ſeine Ausſprüche unwiderruflich zu Ketzern zu machen, das gelang ihm doch beym **Rufinus** nicht, der zwar den Heiligennahmen dadurch bey der Nachwelt einbüßte; aber von den angeſehenſten Rechtgläubigen ſeiner und der gleich darauf folgenden Zeit für ein ächtes Mitglied ihrer Kirchengemeinſchaft erkannt worden iſt. **Gennadius** räumt ihm daher auch (l. c.) einen anſehnlichen Platz unter den **Lehrern der Kirche** ein. **Fontanini** (l. c. p. 438.) und mit ihm **Walch** (Hiſt. der Ketzereyen, VII. Th. S. 501.) verſichern zwar, daß **Bolland** dem **Rufinus** einen Platz in ſeiner Reihe von Heiligen in den Actis Sanctorum zugedacht habe. Allein **Bolland** ſagt nichts weiter, als daß er vom **Rufinus** an ſeinem **Orte** handeln werde: und das konnte auch in der Lebensbeſchreibung eines andern Heiligen geſchehen. Mit gewohnter Sorgfalt und billiger Beurtheilung hat **Tillemont**, wiewohl etwas zerſtreut in der Lebensbeſchreibung des **Hieronymus**, die Geſchichte des **Rufinus** durchgegangen. (Mémoires, Tome XII. p. 32. ſq. 175. ſq. 202. ſq. 303-319.) Die Nachrichten, welche **Fabricius** von ihm ertheilt, (Biblioth.

Lati-

Latina med. et inf. aetatis, T. VI. p. 130. ſq. ed. Patav.) betreffen hauptſächlich ſeine Schriften. In den Anmerkungen, womit ſie Manſi vermehrt hat, ſteht auch eine Beſchreibung der neuen prächtigen Ausgabe von den Werken des Rufinus, welche Dominic. Vallarſi zu Verona im Jahr 1745. in Folio zu beſorgen angefangen hat. In derſelben geht das Leben des Schriftſtellers vom Fontanini, das bisher ſo oft angeführt worden iſt, und einen ſolchen Reichthum von Unterſuchungen in ſich faßt, mit einigen Vermehrungen und Verbeſſerungen des Vallarſi voran. Darauf folgen die Bücher des Rufinus: de benedictionibus XII. Patriarcharum; Commentarius in Symbolum Apoſt. nach Baluzens Ausgabe; Hiſtoria Eremitica; Hiſtoriae Eccl. Libri II. Apologiae II. adverſus Hieronymum, und Apologia ad Anaſtaſium. Im Anhange ſtehen unächte oder bezweifelte Schriften, wie die obengedachten bibliſchen Erklärungen, die beyden Libelli fidei, und das Leben der Jungfrau und Märtyrerinn Eugenia. Ob der zweyte Band dieſer Ausgabe ans Licht getreten ſey, iſt mir wenigſtens nicht bekannt. Die Pariſer Sammlung aber von den Werken des Rufinus, welche R. L. de la Barre im Jahr 1580. in Folio veranſtaltete, enthält von ſolchen, die man ſicher annehmen kann, nur die Erklärung des Seegens der Patriarchen, ingleichen das Symbolum, und die zwey Bücher der Kirchengeſchichte. So ſehr indeſſen Fontanini die Erörterungen der Geſchichte des Rufinus erſchöpft zu haben ſchien; ſo hat doch J. F. B. M. de Rubeis in den Diſſertatt. II. prima de *Tyrannio Rufino* presbytero, &c. (Venedig, 1754. 4.) noch mehr Licht in dieſelbe gebracht, oder doch zu bringen geſucht: wie er denn öfters dem gedachten Prälaten zu ſehr in Kleinigkeiten widerſpricht. Daß auch der Carmelit Cacciari (in ſeiner Diſſ. hiſt. de vita, ſide, ac Euſebiana ipſa *Rufini* tranſlatione,) hier nützlich verglichen werden könne, iſt oben (S. 116.) bereits angemerkt worden.

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. Bisher hat die Nachricht von zwo Hauptperſonen, welche an den Streitigkeiten über den Origenes gegen das Ende des vierten Jahrhunderts Antheil nahmen, vom Johannes, Biſchof zu Jeruſalem, und vom Rufinus, die Geſchichte dieſer Händel ſelbſt noch zurückgehalten; die aber nunmehr verſtändlicher werden kann. Es hatte bis um das Jahr 394. nicht das geringſte Anſehen, daß jene beyden Lehrer mit dem Hieronymus, ihrem Freunde und Nachbarn, wegen des Origenes, den ſie alle drey verehrten, zerfallen würden. Hieronymus inſonderheit hatte ſich die ſämmtlichen Bücher des Origenes angeſchafft; mehrere derſelben ins Lateiniſche überſezt; ſich nach demſelben zur Auslegung der heiligen Schrift gebildet, und ſtets mit ungemeinen Lobſprüchen von ihm geſchrieben. Er wünſchte ſogar einmal, (Praef. in Quaeſt. Hebr. in Geneſin, p. 507. T. II. ed. Martian.) „daß er dem Origenes an Einſichten in „die heilige Schrift gleich ſeyn möchte; geſezt daß „er auch eben ſo verhaßt werden ſollte, wie dieſer.“ In einem nicht lange vor dem Jahr 392. an ſeine Freundinn Paula geſchriebenen Briefe, iſt er noch ohne Ausnahme ein Bewunderer deſſelben; giebt ein Verzeichniß ſeiner Schriften; verſichert, daß niemand ſoviel habe leſen können, als Origenes geſchrieben habe, und ſezt hinzu: „Wie wurde er aber für alle dieſe Arbeit belohnt? Der Biſchof Demetrius verdammte „ihn; die Stadt Rom trat dieſem Urtheil bey, und „hielt gegen ihn eine Verſammlung: nicht wegen der „Neuheit ſeiner Lehren, nicht wegen einer Ketzerey, wie „jetzt die wütenden Hunde ſich wider ihn verſtellen; ſon„dern weil ſie den Ruhm ſeiner Beredtſamkeit und Wiſ„ſenſchaft nicht vertragen konnten; weil ſie, wenn er „ſprach, alle für ſtumm gehalten wurden.“ (Epiſt. XXIX. p. 68. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.)

Aber um eben dieſe Zeit fielen einige Begebenheiten vor, welche, wenn ſie nicht die ganze Denkungsart des

Hieronymus vom Origenes veränderten, doch wenig- J. n.
ſtens in ſeinen öffentlichen Urtheilen über denſelben, den C. G.
heftigſten Widerſpruch gegen die ältern hervorbrachten, 363.
und überhaupt dieſen Gegenſtand in eine ſehr ſonderbare bis
Streitigkeit verflochten. Aterbius, ein Mann, den 430.
man weiter nicht kennt, kam mit andern nach Jeruſalem. Ganz wütend, ſo ſchreibt Hieronymus, (advers. Rufinum, Libr. III. p. 466. ſq. l. c.) machten ſie dem Rufinus Vorwürfe, daß er den Irrthümern des Origenes zugethan ſey; zugleich ſchloſſen ſie aus der Freundſchaft des Hieronymus mit demſelben, daß dieſer einerley Meinungen hege. Der leztere befriedigte ſie durch die Verdammung jener Lehrſätze; Rufinus hingegen verſchloß ſich in ſeiner Wohnung, ohne den Aterbius ſehen zu wollen. Zwar giebt Hieronymus zur Urſache dieſes Verhaltens an, daß Rufinus weder ſeinem Beyſpiele habe folgen, noch durch ein gegenſeitiges ſich als einen Ketzer habe offenbaren wollen; er verſichert überdieß, daß Aterbius, wenn er die Stadt nicht bald verlaſſen hätte, den Stock gefühlt haben würde, mit welchem Rufinus die Hunde abzuwehren pflegte. Doch dieſe Vermuthungen haben aus dem Munde eines Gegners kein Gewicht; man ſieht nur ſo viel aus ſeiner Erzählung, daß er und ſein damaliger Freund die Beſchuldigung des Origenismus auf eine ſehr verſchiedene Art — welcher von beyden zu ſeiner größern Ehre? fällt bald in die Augen — aufgenommen haben.

Der Anfall eines ſolchen gemeinen und rohen Eiferers ſcheint unbeträchtlich geweſen zu ſeyn. Gleichwohl erſchütterte er ſchon die Geſinnungen des Hieronymus ungemein: und unglücklicher Weiſe erfolgte kurz darauf, im Jahre 394, nach andern etwas ſpäter, ein zweyter, der ſchon mehr zu bedeuten hatte. Vigilantius gab, wie in der Geſchichte deſſelben (Th. IX. S. 263.) erzählt worden iſt, dem Hieronymus ſowohl mündlich zu Jeruſalem, als auf ſeiner Rückreiſe und in Schriften Schuld, daß

 er

J. n. C. G. 363. bis 430. er ein Anhänger des Origenes ſey. Dagegen vertheidigte ſich Hieronymus in einem beſondern Schreiben an den Vigilantius (Epiſt. XXXVI. p. 275. ſq. l. c.) im Jahre 396. eben ſo hitzig, als bitter. Er erklärte ſich darinne, daß er den Origenes eben ſo geleſen habe, wie den Apollinarius, und andere Ausleger, deren Bücher die Kirche nicht in allen Stücken annehme. „Origenes, fährt er fort, iſt ein Ketzer; was geht das mich an? Ich leugne es ja nicht, daß er in den meiſten Lehren ein Ketzer ſey. Er hat über die Auferſtehung der Todten, über den Zuſtand der Seelen, über die Beſſerung des Teufels geirrt; und was noch wichtiger iſt, er hat in ſeiner Erklärung des Jeſaias behauptet, der Sohn Gottes und der heilige Geiſt wären Seraphim. Wenn ich nicht ſagte, daß er geirrt habe, und dieſes nicht täglich mit dem Bannfluche belegte: ſo wäre ich ein Mitgenoße ſeines Irrthums. Denn wir müſſen ſein Gutes nicht ſo annehmen, daß wir auch genöthigt würden, ſeinen ſchlimmen Meinungen beyzutreten. Doch hat eben derſelbe die heilige Schrift in vielen Stellen gut erklärt, die Dunkelheiten der Propheten ausgelegt, und die größten Geheimniße des Alten und Neuen Teſtaments offenbaret. Wenn ich alſo das Gute von ihm überſezt, und daß Schlimme entweder abgeſchnitten, oder verbeſſert, oder verſchwiegen habe: muß man es mir zur Laſt legen, warum die Lateiner durch mich ſein Gutes haben, und ſein Schlimmes nicht kennen?“ Er führt auch den Hilarius und den Biſchof von Vercellä, Euſebius, an, welche gleichfals viele Schriften des Origenes überſezt, das Ketzeriſche aber aus denſelben weggelaſſen hätten.

Schon war alſo Hieronymus erhizt genug, um aus Beſorgniß für den Ruf ſeiner Rechtgläubigkeit, ſich bey jeder Veranlaſſung eifrig gegen den Origenes zu erklären. Aber er vergaß vollends alle Schranken der Mäßigung, als der alte ſo ſehr verehrte Gegner jenes berühmten Mannes, Epiphanius, im Jahr 394. zu Jeru-

Jeruſalem alles wider denſelben in Bewegung zu ſetzen verſuchte. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Epiphanius hauptſächlich deswegen in dieſe Stadt gekommen ſey, um den weitern Fortgang des Anſehens und der Lehren des Origenes, dem der dortige Biſchof Johannes, Rufinus, und viele andere, ſowohl von der Geiſtlichkeit, als aus dem Mönchsſtande ſehr ergeben waren, zu hintertreiben. Johannes nahm ihn in ſeine Wohnung auf, und verſicherte nachmals mit einem Eide, daß Epiphanius daſelbſt mit ihm wegen der Origeniſchen Lehrſätze gar nicht geſprochen habe. Er betrug ſich auch gegen den Rufinus freundſchaftlich, indem er ihn zum Kuße des Friedens und zum gemeinſchaftlichen Gebete zuließ. Allein bald darauf hielt er in der Kirche, welche an dem Auferſtehungsorte Chriſti erbauet war, eine Predigt wider den Origenes; oder im Grunde wider den gegenwärtigen Biſchof Johannes ſelbſt. Es iſt der Mühe werth, die Erzählung des ebenfals anweſenden Hieronymus, wenn ſie gleich äuſſerſt partheyiſch iſt, über die damals vorgefallene unanſtändige, zum Theil lächerliche Auftritte, beyzubringen. (Epiſt. XXXVIII. p. 312. ſq. ed. Martian.) „Du und „dein Anhang, ſo redet er den Johannes an, gabt durch „hundemäßiges Zähneblöken, durch Naſerümpfen, „Kopfkratzen und durch Winke, zu verſtehen, daß ihr „den alten Mann für aberwitzig hieltet. Haſt Du ihm „nicht, vor dem Grabe des Herrn, durch einen abge„ſchickten Archidiakonus befehlen laſſen, von ſolchen „Dingen weiter nicht zu reden? Welcher Biſchof hat „dieſes jemals ſeinem Presbyter vor der Gemeine be„fohlen? Haſt Du nicht, als ihr darauf von der Aufer„ſtehungskirche (Anaſtaſis) zur Kreuzkirche (Crux) gien„get, und ein großer Hauffen von jedem Alter und Ge„ſchlechte zuſammenlief, ihm die Kinder darbot, die „Füße küßte, den Saum vom Kleide abzupfte, als er „in dieſem Gedränge nicht fortſchreiten, ſich kaum er„halten konnte, von Neid getrieben, gegen ihn, als einen

J. n. C. G. 363 – 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. „ruhmräthigen Alten, geſchrieen, und dich nicht geſchämt, „ihm ins Geſicht zu ſagen, er gehe mit allem Vorſatze „ſo langſam fort? Erinnere Dich doch jenes Tages, da „das Volk, bloß in der Hoffnung, den Epiphanius „predigen zu hören, bis zur erſten Nachmittagsſtunde „aufgehalten wurde, was Du damals geprediget haſt! „Du ſprachſt nemlich in wütendem Zorne gegen die An„thropomorphiten, welche mit bäuriſcher Einfalt „glauben, Gott habe ſolche Glieder, wie ihm in der „heiligen Schrift beygelegt werden. Damals wandteſt „Du Augen und Hände, und den ganzen Körper auf „jenen Alten, weil Du ihn dieſer ſo thörigten Ketzerey „verdächtig machen wollteſt. Nachdem Du ermüdet, „mit trocknem Munde, rückwärts gebeugtem Nacken, „und zitternden Lippen geſchwiegen hatteſt; und endlich „die Wünſche des ganzen Volks erfüllt worden waren; „was hat Dir der wahnwitzige und alberne Alte gethan? „Er ſtand auf, um anzuzeigen, daß er etwas weniges „reden wolle, grüßte die Gemeine mit Stimme und „Hand, und ſagte: Alles was mein Bruder, dem „Amte nach, und mein Sohn, dem Alter nach, „wider die Ketzerey der Anthropomorphiten ge„ſprochen hat, hat er gut und rechtgläubig ge„ſprochen. Ich verdamme ſie auch ſelbſt. Aber „es iſt billig, daß wir eben ſo, wie wir dieſe Kez„zerey verdammen, auch die verkehrten Lehrſätze „des Origenes verdammen. Du wirſt es noch be„halten haben, was darauf für ein allgemeines Geläch„ter und zurufender Beyfall erfolgt ſey.“

Obgleich einige, zum Theil hier nicht angeführte Umſtände dieſer Erzählung dunkel oder ſtreitig ſind, weil ſie ganz auf einem heftigen Schreiben des Hieronymus wider den Biſchof zu Jeruſalem beruht; ſo iſt doch die Hauptſache, auch wie er ſie zum Vortheil des Epiphanius darſtellt, hinlänglich, um den Ausbruch dieſer Händel zu beurtheilen. Er möchte es gerne als ausgemacht an-

annehmen, daß Epiphanius den Johannes vorher mündlich erinnert habe, ehe er gegen ihn predigte. Allein wenn er auch dieſes bewieſen hätte; ſo war doch ein ſolcher öffentlicher Anfall auf den Biſchof in der Verſammlung ſeiner Gemeine unverantwortlich. Hieronymus macht ſich auch darüber luſtig, daß Johannes verſicherte, er habe in ſeiner gedachten Predigt wider die Anthropomorphiten; (ſo nannte man die hitzigſten Gegner des Origenes, welche wirklich, um ſich von ſeinen Begriffen durchaus zu unterſcheiden, auf ſo grobe von Gott verfielen,) oder in einer andern, nach Veranlaſſung des vorgeleſenen bibliſchen Abſatzes, über alle kirchliche Lehren geredet, welche er bis dahin ohne Aufhören in der Kirche vorgetragen habe. Man begreift unterdeſſen leicht, wie Johannes in einer Predigt, welche er zu ſeiner Vertheidigung halten mußte, einen kurzen Begriff der Glaubenslehre, beſonders über die ihm gemachten Vorwürfe, habe anbringen können. J. n. C. G. 363. bis 430.

Eine ſolche mit ſo vielem öffentlichem Aufſehen ertheilte Loſung zum Streite, als Epiphanius im Vertrauen auf ſein großes Anſehen gegeben hatte, zog gar bald wichtige Folgen nach ſich: und er ſorgte ſelbſt dafür, daß es an denſelben nicht fehlen möchte. Er kam in das Kloſter zu Bethlehem, wo ſich Hieronymus aufhielt, unter allen Merkmalen des Verdruſſes über die Predigt des Johannes, mit dem er, wie er ſagte, zu übereilt die Kirchengemeinſchaft unterhalten habe. Das ganze Kloſter bat ihn zwar, nach Jeruſalem zurück zu kehren, und er that es auch; reiſte aber ſchon in der folgenden Nacht wieder fort, ohne ſich mit dem dortigen Biſchof unterredet zu haben. Kurz darauf ſchrieb er mehrmals an die Mönche zu Bethlehem, und forderte ſchlechterdings von ihnen, daß ſie keine kirchliche Gemeinſchaft mit ihrem Biſchof unterhalten ſollten, wenn er nicht vorher in Anſehung ſeines Glaubens, ſich genugthuend erklärt hätte. Sie folgten dem Epiphanius alle; auch

Hiero=

J. n. C. G. 363. bis 430. Hieronymus, der vornehmſte unter ihnen. Rufinus hingegen, der zugleich Mönch und Presbyter war, blieb dem Johannes ergeben; dadurch bekam ſeine Freundſchaft mit dem Hieronymus den erſten Stoß. Dieſe Trennung in der Gemeine zu Jeruſalem erſtreckte ſich zwar nicht bis auf die ordentlichen Lehrer oder Aelteſten; ſtiftete aber doch eine ärgerliche Zerrüttung.

Epiphanius vergrößerte ſie noch dadurch, daß er, ein auswärtiger Biſchof, für Mönche in dem Kirchenſprengel von Jeruſalem, einen Presbyter weihte. Ob es dieſen an einem ſolchen Lehrer ſogleich damals gefehlt habe, weil ſie als Mönche keinen öffentlichen Gottesdienſt zu verwalten berechtigt waren, läßt ſich freylich nicht völlig ausmachen. Allein es iſt wahrſcheinlich, daß die Aelteſten des Biſchofs Johannes jenen ſchismatiſchen Mönchen die Ausübung ihres Amtes gar bald werden verſagt haben: und der gelehrte Presbyter, den ſie unter ſich hatten, Hieronymus, war nicht allein wider ſeine Neigung dazu beſtellt worden; ſondern konnte auch niemals dahin gebracht werden, an Statt der Vorſchriften des Mönchslebens, die Pflichten des Lehramtes zu erfüllen. Hierinne ahmte ihm ein anderer dortiger Mönch, Vincentius, der gleichfals Presbyter war, nach. Hieronymus aber hatte einen jüngern Bruder von beynahe dreyßig Jahren, Paulinianus, im Kloſter neben ſich, der dem Biſchof von Jeruſalem ſchon ſeit einiger Zeit auswich, weil ihn derſelbe auch zum Presbyter ernennen wollte. Wenigſtens beruft ſich Epiphanius in ſeinem Schreiben an dieſen Biſchof, (Epiphan. Opp. T. II. p. 312. ſq. Hieronymi Epiſt. CX. p. 822. ſq.) worinne er ſeine Handlung rechtfertigt, darauf. Nach ſeiner Verſicherung wünſchten ihn die Mönche zu Bethlehem ſelbſt zu ihrem Lehrer, indem ſie ſich beklagten, daß ſie niemanden hätten, der ihnen den öffentlichen Gottesdienſt hielte. (Domini ſacramenta conficere.) Als daher Paulinianus

den Kirchendienern des Kloſters und andern Mönchen, J. n.
zum Epiphanius in ein Kloſter des Kirchenſprengels C. G.
von Eleutheropolis, in welchem er ſich eben aufhielt, 363.
kamen, um ihn wegen eines gewiſſen Mißvergnügens bis
über ſie zu beſänftigen: ließ er den erſtern während des 430.
Gottesdienſtes in der benachbarten Kirche, da er an nichts weniger dachte, durch mehrere Kirchendiener greifſen, und ihm den Mund zuhalten, damit er nicht etwan um Chriſti willen flehen möchte, ihn frey zu laſſen. Hierauf weihte er ihn zum Diakonus, und nöthigte ihn, indem derſelbe ſtets behauptete, er ſey deſſen unwürdig, durch Vorhaltung ſeiner Schuldigkeit gegen Gott, und bibliſcher Schriftſtellen, dieſes Amt anzunehmen. Kaum aber hatte es Paulinianus angetreten, als ihm Epiphanius abermals mit der größten Schwierigkeit den Mund zuhalten ließ, und ihn zum Presbyter weihte; wobey er wieder gleiche Gründe gebrauchte, ihm die Einwilligung abzunöthigen. Hierauf ſchrieb er an die Aelteſten und andern Mönche zu Bethlehem, und verwies es ihnen, daß ſie dieſes nicht ſelbſt von ihm verlangt hätten.

Gleichwohl ſtritt dieſe Handlung offenbar mit den Kirchengeſetzen. Vergebens drangen Epiphanius und ſeine Anhänger darauf, daß die Weihung des Paulinianus nicht in dem Kirchenſprengel von Jeruſalem vorgenommen worden ſey; er war doch für dieſen zum Lehrer beſtimmt worden. Auch war es eben ſo wenig eine hinlängliche Vertheidigung, was Epiphanius in dem genannten Schreiben anführte, daß er nicht allein oft von andern Biſchöfen in ſeinem Sprengel auf der Inſel Cypern geweihte Aelteſten angenommen, ſondern ſie ſogar dazu aufgemuntert habe. Kein Biſchof konnte den andern nöthigen, der Kirchenverfaſſung etwas zu vergeben; aber bey denjenigen Umſtänden, in welche Epiphanius die Gemeine des Biſchofs von Jeruſalem verſezt hatte, war eine ſolche Zudringlichkeit noch

gefähr-

J. n. C. G. 363. bis 430. gefährlicher. Daher wurde auch der Biſchof Johannes durch dieſen Eingriff in ſeine Rechte ſehr aufgebracht. Er tadelte beſonders am Paulinianus, daß er für einen Lehrer noch nicht die nöthigen Jahre habe, und drohte, ſich über das erlittene Unrecht in Briefen an die entfernteſten Biſchöfe zu beſchweren. (Epiph. l. c. in Hieron. Epiſt. p. 812.) Hieronymus erzählt noch überdieß, daß Johannes ſeinen Aelteſten verboten habe, die Catechumenen des Kloſters zu Bethlehem zu tauffen; daß er alle, welche den Paulinianus als Presbyter erkannten, von dem Eingange in die Auferſtehungskirche ausgeſchloſſen, Verſtorbenen von dieſer Parthey kein Begräbniß verſtattet, ſich ſogar bemüht habe, den Hieronymus durch die höchſte obrigkeitliche Macht aus Paläſtina verweiſen zu laſſen. (Epiſt. XXXVIII. p. 333. Epiſt. XXXIX. p. 338.

Doch ſelbſt die Gegner des Biſchofs von Jeruſalem, von denen hier alle Nachrichten herrühren, ſtimmen nicht einmal mit ſich in der Vorſtellung und Rechtfertigung ihres Betragens durchgehends überein. Man hatte dem Johannes, zur Vermehrung ſeines Unwillens, gemeldet, daß Epiphanius beym öffentlichen Kirchengebete ſeiner mit den Worten gedenke: Herr! verleihe dem Johannes, daß er recht glaube! Darauf ſchrieb ihm der erſtere: „Halte uns nicht für ſo „ſehr bäuriſch, daß wir dieſes ausdrücklich hätten ſagen „können! Denn ob ich es gleich immer in meinem Her„zen bete; ſo habe ich es doch, aufrichtig zu geſtehen, „niemals andere hören laſſen, damit es nicht ſcheine, als „wenn ich Dich, mein Geliebteſter! geringſchäzte. „Wenn wir aber das vollſtändige Gebet nach der Ein„richtung des Gottesdienſtes ſprechen, ſo ſagen wir für „alle, und auch für Dich: Behüte den, der die „Wahrheit lehrt! oder auch ſo: Verleihe, Herr! „und behüte ihn, daß er das Wort der Wahr„heit lehre! ſo wie es die Gelegenheit und Verbindung

„der

„der Rede mit ſich bringt. Daher flehe ich Dich, mein J. n.
„Geliebteſter! und bitte Dich, zu Deinen Füßen hinge= C. G.
„worfen, gönne es mir und Dir, daß Du, wie geſchrie= 363.
„ben ſteht, von dem verkehrten Geſchlechte gerettet wer= bis
„deſt, und entferne Dich von der Ketzerey des Orige= 430.
„nes, und von allen Ketzereyen, mein Geliebteſter!
„Denn ich ſehe, daß Euer ganzer Unwille daher entſtan=
„den iſt, weil ich geſagt hatte: Ihr müßt den Vater des
„Arius, nemlich den Origenes, der auch die Wurzel
„und der Vater anderer Ketzereyen iſt, nicht loben."
Schon dasjenige, was Epiphanius von ſeiner Gebets=formel geſteht, beſtärkt die Beſchuldigung, daß er den Johannes auf eine andächtig zweydeutige Weiſe öffentlich durchgezogen habe. Es iſt auch nicht wohl begreiflich, wie er von dieſem Biſchof im Ernſte habe ſagen können, daß er die Wahrheit lehre, da er ihm vorher, und auch in dieſem Schreiben, K.tzereyen vorgeworfen hat.

Ueberhaupt enthält dieſes Schreiben, welches Epiphanius noch im Jahr 394. an den Biſchof zu Jeruſalem abgelaſſen haben mag, und welches nur noch in der lateiniſchen Ueberſetzung des Hieronymus vorhanden iſt, manche ſonderbare Stellen, aus denen man entweder ungern ſchließen müßte, daß Epiphanius ein ſcheinheiliger Heuchler geweſen ſey; oder wenigſtens, daß der hitzige Religionseiferer Geſinnungen, Worte und Handlungen, die einander widerſprechen, leichter als andere zu vereinigen wiſſe. Er hatte ſo viele Mönche von der Kirchengemeinſchaft des Johannes losgeriſſen: und verſichert doch, daß er ſie ſelbſt im öffentlichen Gebete mit ihm unterhalte. Mit gleicher Dreiſtigkeit ſagt er es dieſem Biſchof ins Angeſicht, er habe ihm dadurch weder Schaden noch Unrecht zugefügt, daß er den Paulinianus zum Presbyter geweiht habe; es ſey dieſes nicht in ſeinem Kirchenſprengel geſchehen: und wenn gleich jedem Biſchof die Beſorgung gewiſſer Gemeinen anvertrauet ſey; ſo müſſe doch die Liebe Chriſti allen vorge=

J. n. vorgezogen, und darauf geſehen werden, nicht was, ſon-
C. G. dern wenn, wie und warum es geſchehen ſey. Denn
363. da es keinen Unterſchied zwiſchen den Lehrern gebe, ſo
bis ſollte Johannes vielmehr darüber froh ſeyn, daß Epi-
430. phanius durch die Furcht Gottes genöthigt worden iſt, eine nützliche Sache vorzunehmen. Außer demjenigen, was vorher bereits aus dieſem Schreiben angeführt worden iſt, enthält es beſonders ausführliche Warnungen vor der Ketzerey des Origenes. Bald ſcheint es, daß der Verfaſſer nur bey Wünſchen und Erinnerungen ſtehen bleibe. „Gott befreye Dich, Bruder, ſchreibt er, „und das heilige Volk Chriſti, das Dir anvertrauet „iſt, und alle Brüder, welche bey dir ſind, vornehmlich „aber den Presbyter Rufinus, vor dieſer und allen „andern verderblichen Ketzereyen!“ Andere Stellen aber ſcheinen mehr die wahre Abſicht des Epiphanius aufzudecken; nämlich den Biſchof zu Jeruſalem wirklich zum Anhänger jener Ketzerey zu machen. Denn er ſagt ausdrücklich, (p. 824.) es habe ihn gereuet, die kirchliche Gemeinſchaft mit dem Johannes unterhalten zu haben: da er doch die Irrthümer und Lehren des Origenes ſo ſehr vertheidige. Er vergißt auch nicht, dieſe Irrthümer herzurechnen, zum Theil ſogar zu widerlegen. Ob ſie gleich bereits oben (S. 105. fg.) aus dem großen Werke des Epiphanius angeführt worden ſind; ſo müſſen ſie doch auch hier, wegen einiger dabey angebrachten Veränderungen oder Zuſätze, wiederholt werden. Origenes hat alſo gelehrt, daß weder der Sohn Gottes den Vater, noch der heilige Geiſt den Sohn ſehen könne. Er hat behauptet, die Seelen wären ehemals Engel im Himmel geweſen; aber wegen ihrer Sünden in dieſe Welt, wie in Gräber herabgeſtoßen, und in ihre Körper zur Strafe verwieſen worden. Die Wahrheit der Geſchichte verfälſcht er durch lügenhafte Allegorieen, und verdreht die Worte nach ſeinen Abſichten, wie er zum Beyſpiel das Wort ψυχή von ψύχεσθαι herleitet, weil die Seelen, indem ſie von der Höhe her-

abgekommen wären, ihre vorige Wärme verlohren hätten. Er unterſteht ſich, zu lehren, der Teufel werde wieder dasjenige werden, was er ehemals geweſen war, und zu ſeiner erſten Würde im Himmel von neuem gelangen. Die Röcke von Fellen, welche Gott für den Adam und Eva verfertigte, hält er für die menſchlichen Körper. Durch ſchlüpfrige Beweisgründe leugnet er die Auferſtehung des Fleiſches. Er ſchenkt uns das Paradies im dritten Himmel, und verſetzt dasjenige, deſſen die Schrift gedenkt, von der Erde in den Himmel, erklärt auch alle Bäume in demſelben allegoriſch, nämlich für Engliſche Mächte. Eben ſo verſteht er die Waſſer über der Feſte; und die unter derſelben befindlichen hält er für entgegengeſezte Mächte, oder Dämonen. Unter die vielen ſchlimmen Lehrſätze, welche Origenes vorgetragen habe, zählt Epiphanius auch dieſen, daß Adam das Ebenbild Gottes verlohren habe; welches doch die Schrift nirgends ſage. Wäre dieſes wahr, ſezt er hinzu, ſo würde nicht noch alles in der Welt dem menſchlichen Geſchlechte dienen; indem es daran durch das göttliche Ebenbild ein Recht empfangen hat.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Dieſes Schreiben, das Rufinus in der Folge dem Hieronymus beylegte, vermuthlich, weil es mit deſſen Geſinnungen, auch gegen ihn, ſo ſehr übereinſtimmte, wurde nicht allein in Paläſtina durch viele Abſchriften ausgebreitet, und ſehr begierig geleſen; ſondern auch, wie Hieronymus verſichert, (Epiſt. XXXIII. p. 248.) wegen der Gelehrſamkeit und Reinigkeit der Schreibart, ſowohl von Gelehrten als Ungelehrten bewundert. Aber dieſer überſezte es bald, auf Verlangen eines Italiäniſchen Mönchs Euſebius, ins Lateiniſche. Euſebius hatte dieſe nach dem Geſtändniſſe des Hieronymus eilfertig in die Feder geſagte Ueberſetzung anderthalb Jahre bloß zu ſeinem Gebrauche, als ſie ihm entwandt, und zu den Gegnern des Epiphanius und Hieronymus

J. n. C. G. 363. bis 430.

nach Jeruſalem gebracht wurde. Der leztere gab nachmals zu verſtehen, (l. c.) daß es wohl der Biſchof Johannes ſeyn möchte, der dieſen Diebſtahl veranlaßt hätte; anderwärts hingegen beſchuldigt er deſſen den Rufinus (in Rufin. L. III. p. 439. l. c. Opp.) Es iſt für dieſe Geſchichte zu klein, darüber Unterſuchungen anzuſtellen, die ohnedieß auf keinen ſichern Grund gebauet werden können. Genug, man warf dem Hieronymus vor, daß ſeine Ueberſetzung ſehr ungetreu ſey, und daher von dem gedachten Schreiben einen ganz falſchen Begriff gebe. In der Beſorgniß, daß man zu Rom wirklich einen ſolchen Argwohn gegen ihn erregen möchte, ſchrieb er an den Pammachius einen langen Brief, oder vielmehr eine Abhandlung, von der beſten Art zu überſetzen, (de optimo genere interpretandi. Epiſt. XXXIII. p. 248. ſq. ed. Martian.) Er vertheidigt ſich darinne nicht übel, daß er das Schreiben des Epiphanius nicht durchaus wörtlich überſezt habe. Was aber ſeine allgemeinen Grundſätze vom Ueberſetzen betrifft, die er zugleich angebracht hat: ſo gehöret die Anzeige derſelben in ſeine Lebensgeſchichte.

Während dieſer Zeit, oder bis ins Jahr 396. verantwortete ſich der Biſchof von Jeruſalem nicht ſchriftlich wider den Epiphanius: eine Gelaſſenheit, welche den leztern ſo ſehr verdroß, daß er ſich in vielen Briefen an Biſchöfe in Paläſtina darüber beſchwerte. (Hieron. Epiſt. XXXVIII. p. 334.) Auch Hieronymus fand es unanſtändig, daß Johannes auf Fragen und Vorwürfe über Glauben und Ketzerey nicht antworte; da doch ſo viele Brüder und große Hauffen von Mönchen in Paläſtina die Kirchengemeinſchaft mit ihm aufgehoben hätten. (l. c. p. 308.) Allein das Betragen des Johannes ſcheint bedachtſam und klug geweſen zu ſeyn. Eine Verdammung der Lehrſätze des Origenes, die man von ihm erwartete, konnte er nicht wohl leiſten; eine Entſchuldigung derſelben, die ihnen zum Theil gebührte, würde ihn noch verdächtiger gemacht haben: und eine

allge-

allgemeine Erklärung über ſeine Rechtgläubigkeit hätte J. n. ſeine Gegner nicht befriedigt. Unterdeſſen that er et- C. G. was, woraus ſeine Friedensliebe hervorleuchtete: er er- 363. ſuchte den Biſchof Theophilus von Alexandrien, der bis für einen Freund des Origenes gehalten wurde, die 430. Einigkeit wiederherzuſtellen. Rufinus, ein Schüler und Freund des Theophilus, mag ebenfals bey demſelben daran gearbeitet haben; wiewohl Hieronymus die Bemühungen deſſelben als ganz feindſelig vorſtellt. (in Rufin. L. III. p. 453. ſq. Opp. l. c.) Zu gleicher Zeit verſuchte es der Comes Archelaus, der im folgenden Jahre Statthalter von Aegypten wurde, ein frommer und beredter Mann, beyde Partheyen mit einander auszuſöhnen. Unſere Hauptforderung, ſagt Hieronymus, (Epiſt. XXXVIII. p. 331.) war dieſe, daß ſich Johannes über den Glauben richtig erklären ſollte. Man beſtimmte einen Ort der Zuſammenkunft; der Biſchof verſprach hinzukommen, und die Mönche erſchienen bereits in großer Anzahl daſelbſt. Auf einmal ließ er melden, daß er ſich wegen der Krankheit einer gewiſſen Frauensperſon nicht einfinden könne. Archelaus brachte die Verſammlung dahin, noch zween Tage zu warten; er kam aber eben ſo wenig. Ueber dieſes Ausſenbleiben macht ſich Hieronymus, von dem die ganze Erzählung herrührt, ſehr luſtig; man weiß aber nicht, wie treu ſeine Nachrichten ſind, und ob nicht Johannes den Verdacht geſchöpft habe, daß ſeine Mönche, unter dem Vorwande des Glaubens, ihn haben nöthigen wollen, nach ihrer Vorſchrift Verdammungsurtheile auszuſprechen. Doch kurz darauf langte Iſidorus, ein Aegyptiſcher Aelteſter, als Abgeordneter des Theophilus, in Paläſtina an. Ob er gleich die Anführer beyder Partheyen ſprach; ſo konnte er ſie doch nicht mit einander vereinigen: zumal, da er ſich zu merklich auf die eine Seite neigte. Denn Hieronymus ſcheint ſich mit Rechte darüber zu beſchweren, daß Iſidorus nicht allein bereits vor ſeiner Ankunft ſich für den Origenes

J. n. C. G. 363. bis 430. und deſſen Freunde erklärt, ſondern ſich auch geweigert habe, ihm die an ihn gerichteten Briefe des Theophilus zu übergeben, weil ihm ſolches der Biſchof von Jeruſalem verboten hätte. (Hieron. Epiſt. XXXVIII. p. 330. ſq. ed. Mart.) Hingegen erklärte es Hieronymus für eine grobe Lüge, daß er und ſeine Anhänger, nach dem Vorgeben des erſtgenannten Biſchofs, mehrmals und ſogar eidlich, dem Iſidorus verſichert hätten, ſie fänden jetzt eben ſo wenig an dem Glauben des Johannes zu tadeln, als da ſie noch die Kirchengemeinſchaft mit ihm unterhielten. Er geſtand aber doch ſo viel, daß er den Johannes vorher niemals einer Ketzerey ſchuldig gehalten habe, bis ihm dieſelbe vom Epiphanius wäre vorgeworfen, und von dieſem zugleich allen Mönchen eingeſchärft worden, die kirchliche Gemeinſchaft mit ihrem Biſchof aufzuheben; auch er habe dieſes gethan, ohne zu unterſuchen, worinne dieſe Ketzerey beſtehe, und ohne eben die Vertheidigung des Epiphanius zu übernehmen, der ihm übrigens höchſt ehrwürdig ſey, (l. c. et Epiſt. XXXIX. p. 336.) Das heißt doch in der That nichts anders, als daß Hieronymus bereit geweſen iſt, einen jeden ſogleich als einen Ketzer zu fliehen, den Epiphanius dafür ausgab: bloß darum, weil dieſer ein zu angeſehener Mann war, als daß man ihm hätte widerſprechen dürfen.

Auf der andern Seite beklagte ſich Johannes darüber, daß er von der Parthey des Hieronymus weiter nichts verlangt habe, als ſie möchte ſich, obgleich manche von derſelben wider die Kirchengeſetze geweiht worden wären, wieder mit der Kirche vereinigen, und nicht eine unabhängige Gemeine vorſtellen; daß ſie aber Statt deſſen vielmehr ſeinen Glauben verdächtig gemacht hätte. Dieſes und vieles andere ſagte er zu ſeiner Ehrenrettung in einem Schreiben, welches er dem Iſidorus, bey ſeiner Rückreiſe, an den Theophilus mitgab. Es iſt von demſelben nur noch eine Anzahl Stellen in zwey

Brie-

Briefen des Hieronymus (Epiſt. XXXVIII. et XXXIX.) übrig. Aus denſelben hat ſie Waſtel geſammelt, und mit vielen Anmerkungen begleitet. (Vindic. Opp. Iohann. Hieroſol. p. 530. ſq. Opp. T. II.) Unter andern führte auch Johannes darinne dasjenige an, was er in Gegenwart des Epiphanius von der vollkommenen Gleichheit der drey göttlichen Perſonen, von der Schöpfung, beſonders des Menſchen, von den Engeln, von der Auferſtehung des gegenwärtigen Leibes, und von dem jüngſten Gerichte, gepredigt hatte: alles zum Beweiſe, daß er die dem Origenes vorgeworfenen Irrthümer nicht lehre.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Glaubt man dem Hieronymus: ſo war er in dieſem Schreiben am wenigſten geſchont, beſonders als ein unruhiger und zänkiſcher Kopf abgebildet worden. Nach eben dieſem Schriftſteller, breitete Johannes ſein Schreiben weit herum, als eine Schutzſchrift wider den Epiphanius, aus; rühmte ſich auch, daß ihm Theophilus völlig Beyfall gegeben habe. Man hat wirklich Spuren gefunden, welche dieſen letztern Umſtand beſtätigen. Die Nachricht des Palladius, (Dial. de vita S. Io. Chryſoſtomi, p. 150. ſq. Paris. 1680. 4.) daß Theophilus den Epiphanius, entweder gegen den Damaſus, oder, (wie er richtiger hinzufügt,) gegen den Siricius, beyde Biſchöfe zu Rom, für einen Rezzer oder Schismatiker ausgegeben habe, gehört allem Anſehen nach in dieſe Zeiten. Noch beſtimmter erzählen Sokrates (Hiſt. Eccl. L. VI. c. 10.) und Sozomenus, (H. E. L. VIII. c. 14.) daß der Alexandriniſche Biſchof den Cypriſchen des Anthropomorphismus beſchuldigt habe. Dieſer Streit, der bisher hauptſächlich nur Paläſtina beunruhigt hatte, ſtiftete nun auch zu Rom Bewegungen. Epiphanius meldete es zwar dem Biſchof Siricius, daß Johannes von Jeruſalem ſich auf ſeine Vorwürfe nicht verantwortet habe; aber zugleich machte das Schreiben des leztern einen für

J. n. C. G. 363. bis 430. ſeine Gegner ziemlich nachtheiligen Eindruck in jener Hauptſtadt.

Daher entſchloß ſich **Hieronymus**, auf Zureden ſeines dortigen Freundes **Pammachius**, ſich und den **Epiphanius** gegen den Biſchof von Jeruſalem ſchriftlich zu vertheidigen. Das Schreiben, welches er in dieſer Abſicht, etwan um den Anfang des Jahrs 397. an ſeinen Freund abließ, (Epiſt. XXXVIII. ad Pammachium, adverſus haereſes Iohannis, Hieroſ. Epiſc. p. 306. ſq. ed. Mart.) iſt eine ziemlich ausführliche Streitſchrift, aus welcher bereits vieles über die ganze Geſchichte der Streitigkeit angeführt warden iſt. Hieronymus ſucht darinne hauptſächlich zu zeigen, daß ſich Johannes nur wegen drey der ihm vom **Epiphanius** vorgeworfenen acht Irrthümer des **Origenes**, nämlich über die Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit, über das Vorherdaſeyn der Seelen, und über die Auferſtehung der Todten; den **Origenes** aber gar nicht gerechtfertigt, und daß er überhaupt ſich ſelbſt durch Dunkelheit und Zweydeutigkeit aus ſeiner ſchlimmen Verfaſſung herauszuwickeln geſucht habe. **Origenes**, ſchreibt er, leugnet, daß der Sohn Gottes den Vater, und der heilige Geiſt den Sohn ſehe. Dagegen beweiſeſt Du, daß Du kein Arianer biſt; an Statt daß Du geradezu jene Lehre hätteſt verfluchen ſollen: ſo wie ich, wenn ich meinen Vater, Mutter oder Bruder dieſes wider meinen Chriſtum ſagen gehört hätte, ihren Mund gleichſam als das läſternde Maul eines tollen Hundes würde zerriſſen haben. — Du antworteſt etwas ganz anders, als wornach Du gefragt wirſt. — Eben ſo machſt Du es bey der zweyten Frage von den Seelen: Du ſagſt, aus den Engeln würden eher Dämonen, als Seelen. Aber nach dem **Origenes** ſind ja auch die Dämonen Seelen von luftigem Körper, und ſie ſollen nachher, wenn ſie ſich gebeſſert haben, menſchliche Seelen werden; vernünftige Geſchöpfe ſollen nach und nach zum lezten Grade, das heißt, zu Fleiſch und Blut herabſteigen: eine

heydniſche und Platoniſche Lehre. Als ich einen von J. n.
eurem Hauffen nöthigte, zu ſagen, was er von der Seele C. G.
dächte, ob ſie vor dem Körper da geweſen ſey, oder nicht? 363.
antwortete er, Körper und Seele wären zugleich da ge- bis
weſen. Ich wußte es wohl, daß dieſer Ketzer Fallſtri- 430.
cke in ſeinem Vortrage ſuchte. Endlich fand ich, daß er erſt alsdann, nachdem er den Körper beſeelt hatte, dasjenige Seele genannt wiſſen wollte, was vorher ein Dämon, oder ein Engel des Satan, oder ein Geiſt der Hurerey, oder auf der entgegengeſetzten Seite, eine Herrſchaft, eine Gewalt, ein verwaltender Geiſt, oder ein Bote genannt worden ſey. Wenn aber die Seele eher vorhanden war, als Adam im Paradieſe gebildet wurde, und in jedem Zuſtande etwas gethan hat: ſo muß eine Urſache vorhergegangen ſeyn, warum ſie, die zuerſt ohne Körper war, nachher mit einem umgeben worden iſt. Und wenn es der Seele natürlich iſt, ohne Körper zu ſeyn: ſo iſt es wider die Natur, im Körper zu ſeyn. Iſt aber dieſes leztere wahr: ſo wird auch die Auferſtehung des Körpers wider die Natur ſeyn. Allein die Auferſtehung wird nicht wider die Natur erfolgen: alſo wird nach eurer Meinung der wider die Natur auferſtehende Körper keine Seele haben. — Warum brichſt Du die angefangene Erörterung über die menſchliche Seele auf einmal ab, um Dich zu den Engeln und zu dem Leibe Chriſti zu wenden? Wenn das Einblaſen Gottes, (welches Du doch nicht zugiebſt,) den Zuſtand der Seele feſtſezt, woher bekam ſie Eva, der ſie Gott nicht eingeblaſen hat? Ich will nicht gedenken, daß Eva, welche zum Vorbilde der Kirche von der Ribbe des Mannes gebauet worden iſt, nach ſo vielen Jahrhunderten nicht die Verleumdungen ihrer Enkel ausſtehen ſollte. Woher haben ihre erſten Kinder, woher hat das ganze menſchliche Geſchlecht ſeine Seelen bekommen? Etwan durch eine natürliche Fortpflanzung, (ex traduce) wie bey den Thieren? oder ſind die vernünftigen Geſchöpfe aus Begierde nach den Körpern, allmälig auf die Erde

J. n. C. G. 363. bis 430.

herabgeſunken, und zulezt auch an die menſchlichen Leiber gebunden worden? Bringt nicht vielmehr, wie die Kirche nach dem Ausſpruche des Erlöſers lehrt: **Mein Vater wirket bis jezt, und ich wirke auch;** ingleichen nach dem Zacharias: **Der den Geiſt des Menſchen in ihm bildet,** auch nach den Pſalmen: **Der in jedem die Herzen bildet,** Gott täglich Seelen hervor? Ich weiß, was ihr dagegen zu ſagen pflegt; daß ihr uns Ehebrüche und Blutſchanden vorwerft; aber dieſes kann auch wider euch gedreht werden. Was dem Schöpfer der gegenwärtigen Zeit unanſtändig zu ſeyn ſcheinet, das iſt auch ſeines Geſchenks unwürdig. Aus Ehebruch gebohren werden, iſt nicht die Schuld des Gebohrnen; ſondern des Zeugenden. Der Körper und die Seele haben Einen Schöpfer. Jephtah, den der Apoſtel unter die Heiligen rechnet, war der Sohn einer Hure. Wenn es anſtößig iſt, von einem menſchlichen Körper gebohren werden; wie konnten Iſaac, Simſon und Johannes der Täuffer Kraft einer göttlichen Verheiſſung gebohren werden?

Er wirft ferner dem Johannes vor, daß er zwar in ſeinem Schreiben ein gewaltiges Wortgeräuſche über die Auferſtehung erregt; aber indem er neunmal den **Körper** genannt, nicht ein einzigesmal das **Fleiſch** erwähnt habe. Er möchte nicht ſagen, Fleiſch und **Körper** ſey einerley; warum hätte er denn nicht beydes gleichbedeutend gebraucht? Aber dieſe Wörter hätten auch nicht einmal einerley Bedeutung; alles Fleiſch ſey ein Körper; nicht jeder Körper ſey Fleiſch, indem es auch einen luftigen gebe, der nicht geſehen, noch gefühlt werde. Johannes, fährt er fort, hat nur darum ſo geſchrieben, damit wir glauben möchten, er lehre die Auferſtehung des Fleiſches; da hingegen die Vollkommenen von ſeiner Parthey, welche mit dem Pſalm zu ſagen pflegen: **Der ganze Ruhm der Königstochter iſt inwendig,** wohl wußten, daß er dieſelbe leugne. So verwarf auch Origenes den gemeinen Glauben der Chriſten, als wenn eben dieſelben Knochen,

das

das Fleiſch und Blut, welches wir jezt haben, dereinſt auferſtehen würden; er gab ſolches nur von der Grundlage und dem Saamen des gegenwärtigen Körpers zu, welches er ἐντεριώνη, das Innere oder den Kern deſſelben, nannte: indem bey dem gewöhnlichen Begriffe, nach ſeiner Meinung, viel Ungereimtes über die Einrichtung und Beſtimmung des menſchlichen Körpers angenommen werden müßte. Dagegen beruft ſich Hieronymus auf das Symbolum unſers Glaubens und unſerer Hoffnung, das die Apoſtel gelehrt haben, das nicht auf Papier und mit Tinte, ſondern in den fleiſchernen Tafeln des Herzens geſchrieben wird; und worinne nach dem Bekenntniſſe der Dreyeinigkeit, ingleichen der Einheit der Kirche, die ſämmtliche geheiligte chriſtliche Lehre (omne Chriſtiani dogmatis ſacramentum) mit der Auferſtehung des Fleiſches beſchloſſen werde. Er bringt darauf Schriftſtellen bey, welche beweiſen ſollen, daß das jetzige Fleiſch nothwendig auferſtehen müſſe, weil es von demſelben heiſſe, daß es werde übergekleidet werden, in der Hoffnung ruhen, nicht die Verweſung, wohl aber das Heil Gottes ſehen. Selbſt nach Chriſti Zeiten, ſagt er, habe niemand ſo deutlich von der Auferſtehung des Fleiſches geſchrieben, als Hiob (C. XIX.) vor Chriſto davon geweiſſagt habe; er habe ſich recht unter dem Leiden ſeines Fleiſches damit aufgerichtet, daß eben daſſelbe dereinſt werde auferweckt werden. Ich will nun ganz frey, ſezt Hieronymus hinzu, den Glauben der Kirche bekennen. Die Wahrheit der Auferſtehung kann ohne Fleiſch und Knochen, ohne Blut und Gliedmaaßen, gar nicht verſtanden werden. Wo alles dieſes iſt, da muß auch ein Unterſchied der Geſchlechter ſeyn: und wo dieſer ſich findet, da iſt Johannes Johannes, und Maria iſt Maria. Fürchte Dich nicht vor der Heyrath derer, welche ſchon vor dem Tode in ihrem Geſchlechte, ohne die eigenthümlichen Werke des Geſchlechts gelebt haben. Wenn geſagt wird: An demſelben Tage werden ſie weder freyen, noch ſich

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

freyen laſſen, ſo gilt ſolches von denen, welche freyen können, und gleichwohl nicht freyen werden. — Nimm den Körper weg, und ſetze an deſſen Stelle das Fleiſch: ſo haſt Du Mann und Weib nicht geleugnet. Denn wer lebt mit dem Ruhm der Keuſchheit, der nicht ein Geſchlecht haben ſollte, mit welchem Unkeuſchheit hat begangen werden können? Die uns verſprochene Aehnlichkeit mit den Engeln iſt eine Seligkeit, in welcher ſich die Engel ohne Fleiſch und Geſchlechte befinden; die uns aber in unſerm Fleiſche und Geſchlechte geſchenkt werden ſoll. Die Auferſtehung von Gliedern, welche ihre Pflicht nicht verrichten werden, darf nicht gleich überflüßig ſcheinen, da wir uns noch in dieſem Leben bemühen, die Geſchäfte der Gliedmaaßen nicht zu erfüllen. Die Gründe aber, welche Du von Knaben und Kindern, von Alten, und Speiſen, und Unflath wider die Kirche hergenommen haſt, ſind nicht die Deinigen; ſie ſind aus der Quelle der Heyden gefloſſen. Henoch und Elias ſind doch ſeit ſo langer Zeit in eben dem Alter verblieben, in welchem ſie in den Himmel aufgenommen worden ſind. Sie haben Zähne, einen Bauch und Zeugungsglieder; gleichwohl bedürfen ſie weder der Speiſen, noch der Eheweiber. Warum verleumdeſt Du die Macht Gottes? Er, der ſo viele veränderte Körper aus den allererſten Beſtandtheilen hervorbringen kann, wird doch wohl das bereits geweſene wiederherſtellen können! Du verwunderſt Dich darüber, daß aus Kindern und Greiſen vollkommene Männer auferſtehen; da doch ein vollkommener Menſch, ohne Wachsthum des Alters, aus einem Erdenkloß gemacht worden iſt. Zu dieſem allem ſezt Hieronymus hauffenweiſe, wie er es nennt, aber eben deswegen oft mit ſchlechter Wahl und gezwungener Deutung, Beweiſe aus der heiligen Schrift. Wer kein hochzeitlich Kleid hat, fängt er an, noch den Befehl beobachtet hat: Deine Kleider ſollen ſtets weiß ſeyn, (Pred. Sal. C. IX.) der wird an Händen und Füßen gebunden, damit er nicht beym Gaſtmahl noch auf dem Throne ſitze,

auch nicht zur Rechten des Herrn ſtehe. Die Haare J. n.
eures Hauptes ſind gezählet. Wenn die Haare ge- C. G.
zählt ſind, ſo mögen es wohl die Zähne noch leichter 363.
ſeyn. Sie ſind aber vergebens gezählt, wenn ſie dereinſt bis
umkommen ſollen. Alsdann wird das Wort des Herrn 430.
durch den Propheten erfüllt werden: **Mein Volk! gehe ein wenig in deine Kammern, bis mein Zorn vorüber ſey.** Die Kammern (cellaria) bedeuten die Gräber, aus welchen das darinne Verwahrte hervorgezogen wird. Die Hand des Moſes iſt ſchneeweiß geworden; hat aber darauf ihre erſte Farbe wieder bekommen, und war in beyderley Geſtalt ſeine Hand. Der Töpfer beym Jeremias, deſſen Gefäß durch die harten Steine zerbrochen wurde, hat daſſelbe von gleicher Maße und gleichem Thone wieder hergeſtellt. Aber ſelbſt das Wort Reſurrectio zeigt an, daß nicht etwas anders falle, (ruere) und etwas anders auferweckt werde, (ſuſcitari;) und wenn hinzugeſezt wird: **der Todten**, ſo verweiſet dieſes auf das eigene Fleiſch: denn was in dem Menſchen ſtirbt, wird auch lebendig gemacht. Der Verwundete auf dem Wege nach Jericho wird ganz in die Herberge getragen, und die Schläge der Sünden werden durch die Unſterblichkeit geheilt. Wer iſt derjenige, ſagt Jeſaias, der aus **Edom** heraufſteigt? ſeine Kleider ſind glänzend aus **Bazar**; er iſt ſo ſchön im weißen Kleide! **Edom** heißt entweder irdiſch, oder blutig; und **Bazar** bedeutet entweder Fleiſch, oder in Trübſal. Hier wird in wenigen Worten das ganze Geheimniß der Auferſtehung, nämlich die Wahrheit des Fleiſches, und der Zuwachs von Herrlichkeit gezeigt. Der Verſtand iſt dieſer: Wer iſt derjenige, der von der Erde, vom Blute emporſteigt? deſſen Kleider vom Fleiſche, oder von der Trübſal der Welt röthlich ſind: denn er hat die Welt überwunden. Daher ſind ſeine Kleider roth und weiß; wie er auch im Hohenliede genannt wird; und ihm ahmen diejenigen nach, welche ihre Kleider nicht mit Weibern befleckt haben. Unſer Herr aß vier-

J. n. C. G. 363. bis 430. zig Tage lang nach ſeiner Auferſtehung mit den Apoſteln, damit man ihn nicht für ein Geſpenſt halten möchte, und ſein Lebendigwerden außer Streit geſezt würde. Werden wir alſo auch nach der Auferſtehung eſſen? Ich weiß es nicht: denn es ſteht nichts davon geſchrieben. Wenn man aber die Frage aufwirft: ſo glaube ich, man müſſe ſie verneinen. Denn ich habe geleſen, daß das Reich Gottes nicht Eſſen und Trinken iſt; auch hat Er uns verſprochen, was kein Auge geſehen, und kein Ohr gehöret hat. **Moſes** und **Elias** haben vierzig Tage und Nächte hindurch gefaſtet. Das iſt wider die Natur; aber Gott nicht unmöglich: und durch Ihn kann der Menſch auch auf ewig ohne Eſſen und Trinken leben. Daß der Erlöſer vor ſeinen Jüngern verſchwunden iſt, geſchah ebenfals durch die Kraft Gottes; nicht als wenn er einen Schattenleib gehabt hätte. Seine Jünger aſſen mit ihm, weil ſie den Menſchen und das Fleiſch ſahen: nicht, als wenn der eine Gott, der andere Menſch geweſen wäre; ſondern weil einer und eben derſelbe Sohn Gottes als Menſch erkannt, und als Gott angebetet wurde. — Neulich ſagte ein **Marcionit**: „Wehe demjenigen, der in dieſem Fleiſche und in dieſen Knochen auferſtehen ſollte! **Wir ſind zugleich begraben, und durch die Tauffe mit Chriſto auferſtanden.** Verſtehſt Du darunter eine Auferſtehung der Seele oder des Fleiſches?“ Ich gab zur Antwort: Auch des Fleiſches, welches mit der Seele in der Tauffe wiedergebohren wird. Und wie ſollte es umkommen, da es in Chriſto wiedergebohren worden iſt? Er wandte die Stelle ein: **Fleiſch und Blut werden das Reich Gottes nicht beſitzen.** Freylich nicht beſitzen, verſezte ich, **weil das Verwesliche das Unverwesliche nicht beſitzen wird**; aber ſie werden doch auferſtehen, und zu jenem Beſitze tüchtig gemacht werden. — Zulezt wirft es **Hieronymus** dem **Johannes** als ein grobes Verſehen vor, daß er ſich an den Biſchof von Alexandria, der in Paläſtina nichts zu ſagen hatte, und nicht viel=

vielmehr an den Biſchof zu Cäſarea daſelbſt gewändt habe; widerlegt außerdem das Vorgeben deſſelben, daß bloß die Weihung des Paulinianus, nicht aber eine Verſchiedenheit im Glauben, zwiſchen ihm und dem Epiphanius Händel geſtiftet habe. Er nennt auch den Johannes die einzige Urſache der fortwährenden Spaltung in der Kirche; beſonders da ſich Paulinianus nunmehr in dem Kirchenſprengel ſeines Biſchofs in Cypern aufhalte, und nur bisweilen die Gemeine zu Bethlehem beſuche.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Ob Hieronymus in dieſer Streitſchrift den Biſchof von Jeruſalem billig behandelt habe, iſt freylich ſchwer auszumachen, weil er aus dem Schreiben deſſelben nur dasjenige angeführt hat, worüber er ihm Vorwürfe machen wollte. Allein es iſt doch ſehr wahrſcheinlich, daß eine gehäßige Folgerungsſucht, und ein wider den Origenes eingenommenes Gemüth, wenigſtens die Beſorgniß, von einem ſo angeſehenen Lehrer, als Epiphanius war, nicht auch unter die Ketzer gerechnet zu werden, ihn hauptſächlich in Bewegung geſezt haben. Ueber die Frage der Gründlichkeit hingegen iſt es leichter zu entſcheiden: und nicht bloß ein gelehrter Origenianer, ſondern auch jeder andere ſcharfſichtige Kopf, würde ſowohl an den bibliſchen als an den philoſophiſchen Beweiſen des Hieronymus viel auszuſetzen gefunden haben. Waſtel, der den Biſchof Johannes ſehr mühſam, aber auch bisweilen gezwungen vertheidigt, hat dieſes Schreiben des Hieronymus, deſſen Auszug man eben geleſen hat, für untergeſchoben erklärt; (Vindiciar. Lib. III. Artic. 2. p. 509. ſq.) hat aber die Gelehrten davon nicht überzeugen können.

Da der Abgeordnete des Theophilus keine Ausſöhnung bewirkt hatte: ſo ſchrieb dieſer Biſchof deſto dringender und ſanfter darüber an den Hieronymus. Dieſer antwortete ihm wiederum in einem langen weitſchweifigen Schreiben. (Epiſt. XXXIX. p. 334. ſq. ed. Mar-

J. n. C. G. 363. bis 430. Martian.) Er verſichert darinne, daß er bey aller Neigung zum Frieden, gleichwohl denſelben, wegen der üblen Geſinnungen des Biſchofs von Jeruſalem, allein nicht wiederherſtellen könne. Zugleich macht er demſelben einige bittere Vorwürfe, wiewohl darunter keinen, welcher den Origenismus beträfe; vertheidigt ſich und ſeinen Bruder, der nach ſeiner Meinung lediglich dem Epiphanius unterworfen bleiben müſſe; verlangt von ſeinem Gegner nur ein liebreiches Betragen, und ſezt endlich hinzu, daß er die rechtgläubigen Biſchöfe (Pontifices et Sacerdotes Chriſti) zwar als Väter ehre; daß ſie ſich aber nicht zu Herren aufwerfen müßten.

Theophilus kam, wie man in einer Stelle des Hieronymus (Epiſt. LVIII. p. 597.) zu finden geglaubt hat, bald darauf ſelbſt nach Paläſtina; ja Martianay (Vie de St. Jerôme, p. 418.) ſchließt aus gewiſſen Ausdrücken des vorher gedachten Schreibens ſehr unrichtig, daß darinne die ehrerbietige Art beſchrieben werde, mit welcher inſonderheit die dortigen Mönche den Alexandriniſchen Biſchof aufgenommen hätten. Allein daß es ſelbſt in der erſtern Stelle durch die Verſchiedenheit der Leſeart ungewiß ſey, ob man den Aufenthalt des Theophilus zu Bethlehem, oder das Stillſchweigen in Briefen, welches er gegen den Hieronymus beobachtete, (nobiscum manebas, oder tacebas,) verſtehen müſſe, hat ſchon Tillemont bemerkt. (Mémoires T. XII. p. 198.) So viel aber ſieht man wohl aus dem Schreiben des Hieronymus an den Theophilus, woraus dieſe Stelle genommen iſt, daß er dem Biſchof auf eine höfliche Art ſeine Unzufriedenheit über deſſen Verhalten bezeigt, welches er Klugheit, (diſpenſatio) das ſeinige hingegen Pflicht nennet. Er nimmt zwar die Zuſchrift des Biſchofs, in welcher Verweiſe und Ermahnungen, ſich nach den Kirchengeſetzen zu richten, enthalten waren, dankbar auf; ſagt ihm aber auch, daß er die Reinigkeit des Glaubens noch höher ſchätze, und daß die duldſame

Gelin-

Gelindigkeit, mit welcher Theophilus die Ketzer ertra- ge, auch ſogar zu beſſern hoffe, vielen Heiligen mißfalle, indem dadurch jene verwegene Parthey nur geſtärkt werde.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Vielleicht war es eben dieſe Gelaſſenheit oder auch Neigung des Alexandriniſchen Biſchofs gegen die ſoge- nannten Origeniſten, und die Standhaftigkeit des Bi- ſchofs Johannes, welche die Ausſöhnung der Strei- tenden zu einer Zeit bewirkte, da man ſie am wenigſten erwarten mochte. Allem Anſehen nach iſt dieſes im Jahr 397. erfolgt. Hieronymus, der, an Statt beym Theophilus Unterſtützung zu finden, vielmehr ſah, daß dieſer ſo anſehnliche Biſchof oder Patriarch ſeine Gegner begünſtige, ſcheint dadurch nachgebender geworden zu ſeyn. Doch in der That könnten auch andere eben ſo wahrſcheinliche Muthmaaßungen hier Statt haben. Denn man weiß von den Beförderungsmitteln und Be- dingungen dieſes Friedens weiter nichts, als was Hie- ronymus nachher an den Rufinus ſelbſt (advers. Rufin. L. III. p. 462. T. IV. P. II. Opp. Martian.) davon ge- ſchrieben hat: „Wir haben die Kirchengemeinſchaft mit „euch erneuert; (pacem dedimus) aber nicht die Ketze- „rey angenommen. Wir gaben einander die Hände, „und begleiteten euch beym Weggehen; ſo daß wir euch „für Rechtgläubige, aber doch nicht uns für Ketzer er- „kannten.“ Freylich ſind dieſe Worte deutlich genug: ſie zeigen, daß keiner von beyden Theilen ſeine eigene Meinungen geändert, wohl aber von dem andern beſſer zu urtheilen angefangen habe. Inſonderheit lebten der Biſchof von Jeruſalem und Hieronymus ſeitdem in einem guten Vernehmen miteinander. Der leztere ſtell- te ſogar im folgenden Jahre dem Theophilus vor, (Ep. LIX. p. 598.) daß er über den Johannes nicht mißver- gnügt ſeyn dürfe, als welcher weder den Muth, noch den Willen habe, ihn zu beleidigen. Einige Zeit darauf ſchrieb auch Sulpitius Severus, (Dial. I. c. 8. p. 248. ed Berol. 1668. 8.) Hieronymus ſtehe der Gemeine zu

Beth-

J. n. C. G. 363. bis 430. Bethlehem, welche zum Kirchenſprengel des Biſchofs von Jeruſalem gehöre, als Presbyter vor. Selbſt Paulinianus ſcheint in der Folge zu Bethlehem bey ſeinem Bruder gelebt zu haben, wie man aus einem Briefe des Auguſtinus an den Hieronymus ſchließen kann. (Hieron. Epiſt. LXVIII. p. 608.)

Allein zwiſchen dem Hieronymus und Rufinus dauerte der Friede nicht lange fort. Rufinus war bald nach Erneuerung deſſelben aus Paläſtina abgereiſet, und zu Rom angekommen. Hier arbeitete damals einer ſeiner Freunde, der Mönch Macarius, an einer Widerlegung der Sterndeuterey und der heydniſchen Lehre vom Schickſal, (adverſus Mathematicos.) Da er aber, ſagt Rufinus, (Invectivar. in Hieron. L. I. p. 360. T. IV. P. II. Opp. Hier.) in dieſer ſchweren Unterſuchung, bey den Veranſtaltungen der göttlichen Vorſehung nicht wohl fortkommen konnte: ſo ließ ihm Gott, nach ſeiner Erzählung, im Traume ein Schiff ſehen, welches endlich im Hafen einlief und ſeine Zweifel auflöſte. Kaum war er aufgeſtanden, als Rufinus bey ihm eintrat, dem er nicht nur alles dieſes meldete, ſondern ihn auch um eine Nachricht erſuchte, was Origenes, von dem er gehört hätte, daß er unter den griechiſchen Lehrern die meiſten eigenen Meinungen gehabt, (opinatiſſimus) über jene Fragen gedacht habe. Rufinus antwortete ihm, dieſes laſſe ſich ſchwer beſtimmen; doch habe Pamphilus in ſeiner Schutzſchrift für den Origenes einiges darüber angemerkt. Als hierauf Macarius von ihm verlangte, daß er dieſes Werk lateiniſch überſetzen möchte, entſchuldigte ſich zwar Rufinus damit, daß ihm weder daſſelbe, noch ſelbſt die lateiniſche Sprache, nach einer dreyßigjährigen Verabſäumung, recht geläufig wären; aber endlich konnte er dem dringenden Bitten ſeines Freundes nicht länger widerſtehen. Mit dieſer Erzählung ſtimmt die kurze Nachricht des Gennadius vom Macarius (de Scriptt. eccleſiaſt. c. 28.) ziemlich über-

überein. Hieronymus hat zwar dem Rufinus bey dieſer Arbeit die üble Abſicht beygelegt, daß er ſich durch dieſelbe nur die Ausbreitung der Irrthümer des Origenes in eigenen Schriften deſſelben habe erleichtern wollen; (Apolog. adverſ. Rufin. L. I. p. 357. Opp. l. c. cet.) er hat es aber nicht bewieſen. Die Schutzſchrift des Pamphilus, oder vielmehr die von dieſem Märtyrer und dem Euſebius von Cäſarea gemeinſchaftlich ausgefertigte Schrift, iſt in der frühern Geſchichte dieſes Werks, (Th. IV. S. 431. fg.) bereits beſchrieben worden. J. n. C. G. 363. bis 430.

Was ſich von der Ueberſetzung des Rufinus erhalten hat, nämlich das erſte Buch jener Schutzſchrift, findet man am genaueſten, und mit einer gelehrten Einleitung, in der Benediktiner Ausgabe des Origenes, (Tom. IV. Opp. ad Origenem ſpectantia, p. 17. ſq.) abgedruckt. In der Vorrede an den Macarius ſagt Rufinus, diejenigen, welche ſich durch einen Schriftſteller beleidigt glaubten, der nicht übel vom Origenes dächte, würden ihm dieſe Bemühung ohne Zweifel verargen; manchen würde es ſchon ſehr anſtößig ſeyn, daß er nicht etwan ſeine Meinung vom Origenes, ſondern das Urtheil eines andern bekannt mache. Er bittet ſolche Leſer, ſich durch übereilte Verleumdungen nicht zu verſündigen. Um ſolches deſtomehr zu verhüten, legt er ein kurzes Glaubensbekenntniß über die Lehren von der Dreyeinigkeit, von der Menſchwerdung, dem Leiden und Sterben des Sohnes Gottes, und von der Auferſtehung ab. Bey der leztern hält er ſich am längſten auf: und es hat eine merkliche Beziehung auf das oben angeführte Wortgezänke des Hieronymus, wenn er ſich erklärt, daß bey ihm Körper und Fleiſch nicht verſchieden wären, wie man thörigter Weiſe erſonnen habe; daß er vielmehr jenes mit dem Apoſtel, dieſes mit dem Symbolum nenne. Er beſchließt damit, daß dieſes der Glaube ſey, welcher von dem Biſchof Johannes zu Jeruſalem gelehrt werde. Allein Rufinus hieng ſei-

J. n. C. G. 363. bis 430. ner Ueberſeßung noch einen beſondern Aufſatz an: Epilogus in Apologeticum S. Pamphili Martyris ad Macarium; ſeu Liber de adulteratione Librorum Origenis. (p. 48. ſq. l. c.). Darinne gab er ſich viele Mühe zu beweiſen, daß die Schriften des Origenes von den Kezzern verfälſcht worden wären, und daß ſolches inſonderheit von denjenigen Stellen gelten müſſe, welche öfters in Einem Buche einander entgegen ſtehende Lehrſätze in ſich faßten. Denn wie wäre es möglich, ſchreibt Rufinus, daß er ſich ſelbſt ſo grob hätte widerſprechen können? Wollte man auch ſagen, er habe dasjenige, was er in ſeinen jüngern Jahren geſchrieben hatte, im Alter vergeſſen, wie konnte er in Stellen, die beynahe gleich auf einander folgen, entgegengeſezte Meinungen behaupten? zum Beyſpiel alſo, erſt lehren, der heilige Geiſt werde nirgends in der Schrift für gemacht oder geſchaffen ausgegeben, und doch ſogleich hinzufügen, unter den übrigen Geſchöpfen ſey auch der heilige Geiſt gemacht worden: oder deutlich zugeben, daß die Natur des Fleiſches mit dem Worte Gottes in den Himmel hinaufgeſtiegen ſey, und daſelbſt den himmliſchen Kräften einen neuen bewundernswürdigen Anblick gegeben habe; in der Folge aber leugnen, daß das Fleiſch ſelig werden könne. Solche Widerſprüche, fährt Rufinus fort, können nur von der bekannten Verwegenheit der Kezer herrühren, deren Vater, der Teufel, ſchon im Paradieſe die Worte Gottes verfälſcht hat. Eben ſo haben auch ſie überall in den Schriften der berühmteſten und rechtgläubigſten Lehrer, Zuſätze und Veränderungen angebracht, um unter dem Nahmen derſelben ihre Irrthümer deſto glücklicher auszubreiten. In ein Werk des Römiſchen Clemens, (Ἀναγνωρισμὸς, Recognitio,) worinne er unter der Perſon des Apoſtels Petrus die Apoſtoliſche Lehre vortrug, haben ſie die Meinungen des Eunomius, und andere eben ſo falſche, eingerückt. Den Alexandriniſchen Clemens, der in allen ſeinen Schriften die göttliche Dreyeinigkeit nach ihrer wahren

Würde

Würde erklärt, laſſen ſie von dem Sohne Gottes ſagen, J. n. C. G. 363. bis 430.
er ſey ein Geſchöpf. Sie haben die Schriften des Dionyſius von Alexandrien dergeſtalt verunſtaltet, daß ſich die Arianer auf dieſelben haben berufen können. Rufinus bringt hierauf ein Schreiben des Origenes bey, in welchem er ſich darüber beklagt, daß die Ketzer Aufſätze von ſeinen Unterredungen mit ihnen entweder verſtümmelt, oder gar in ſeinem Nahmen erdichtet hätten; ein anderes Schreiben deſſelben von ähnlichem Inhalte hatte Rufinus damals nicht in den Händen. Er macht dieſe Kühnheit der Ketzer dadurch noch wahrſcheinlicher weil ſie ſelbſt die heiligen Schriften der Chriſten auf gleiche Art gemißhandelt hätten. Auch mit den Schriften von Lehrern der lateiniſchen Kirche, vom Cyprianus, Hilarius und Damaſus, ſind ſie, wie er erzählt, auf eben dieſelbe Weiſe umgegangen. Er beſchwert ſich über diejenigen, welche alles dem Origenes zu danken hätten, und deswegen, damit man ſolches nicht merke, andere vom Leſen ſeiner Schriften abſchröckten; und ſpottet merklich genug über den Epiphanius, der ſechs tauſend Schriften des Origenes geleſen haben wollte; bloß um ſeine ſchlimmen Lehrſätze daraus kennen zu lernen. Zulezt ſieht er es als ausgemacht an, daß alles, was in denſelben mit dem katholiſchen Glauben ſtreite, von den Ketzern eingeſchaltet worden ſey.

Doch den Beweis davon hat er ſich viel zu leicht vorgeſtellt, als daß man dadurch völlig überzeugt werden könnte. Er bleibt zu ſehr beym Allgemeinen ſtehen; führt außer den vom Origenes ſelbſt genannten Aufſätzen, die nicht einmal eigentliche Bücher deſſelben waren, keine ſeiner Schriften, keine Stellen beſonders an, welche durch die Verfälſchungen der Ketzer gelitten hätten; nennt auch keinen dieſer leztern, der daran Antheil gehabt habe. Sein von der Analogie hergenommener Schluß, oder daß die Ketzer, welche die heilige Schrift und die Bücher älterer Lehrer nicht verſchont

J. n. C. G. 363. bis 430.

hätten, (unter denen er freylich das dem Clemens von Rom fälſchlich zugeſchriebene nicht hätte nennen ſollen,) einen Mann von dem ungemeinen und verdienten Anſehen, wie Origenes genoß, auch gewaltſam auf ihre Seite zu ziehen geſucht haben werden, iſt gewiſſermaaſſen gültiger, als derjenige, den er von dem Widerſpruche dieſes Lehrers gegen ſich ſelbſt, entlehnt hat. Denn Origenes hat zwar darauf gedrungen, daß die Apoſtoliſche und kirchliche Lehre von allen Chriſten angenommen werden müſſe; hat aber doch den ſcharfſinnigern unter ihnen die Freyheit vorbehalten, eben denſelben Lehrbegriff genauer zu unterſuchen, über die Natur und die Gründe der Lehrſätze ihre Meinung beſcheiden zu ſagen. (Chr. KGeſch. Th. IV. S. 112. fg.) Daher konnte gar wohl Glauben und Philoſophiren über Religionsſachen bey ihm neben einander ſtehen; andern aber widerſprechend vorkommen. Genug, es iſt eine willkührliche und unerwieſene Folgerung, daß ſich alles in ſeinen Schriften, was nicht rechtgläubig ſey, von den Ketzern herſchreibe. Vielleicht aber hat ſich Hieronymus eben ſo ſehr übereilt, indem er nicht die geringſte Verfälſchung der Ketzer in den Werken des Origenes zugeſtehen wollte. Der jüngere De la Rüe hat in der vorhergenannten Ausgabe von der kleinen Abhandlung des Rufinus, dasjenige in den darunter ſtehenden Anmerkungen beygefügt, was Hieronymus in ſeinen bald anzuführenden Schriften hierüber erinnert hat. Das wichtigſte darunter möchte wohl dieſes ſeyn, daß die älteſten, gelehrteſten und geſchickteſten Vertheidiger des Origenes, Euſebius und Didymus, ſich dieſes Umſtandes zu ſeiner Rechtfertigung nicht bedient haben. Er ſezt hinzu, es ſey unglaublich, daß alle Bücher des Origenes in allen chriſtlichen Ländern gänzlich verdorben worden, und keine einzige ächte Abſchrift derſelben übrig geblieben wäre. Origenes ſelbſt aber hat, nach einer andern Bemerkung des Hieronymus, in ſeinem Schreiben an den Römiſchen Biſchof Fabianus, das Anſtöſſige

ſige in ſeinen Werken nicht etwan auf die Kunſtgriffe der J. n.
Ketzer zurückgeworfen; ſondern von der Eilfertigkeit C. G.
hergeleitet, mit welcher ſie ſein Freund Ambroſius, 363.
für welchen ſie nur zuvörderſt beſtimmt waren, halb reif bis
ans Licht gezogen habe. 430.

Dieſe Gründe würden in dem Munde eines jeden ruhigen Forſchers zuſammengenommen eine nicht geringe Stärke haben: und ſelbſt der Jeſuit Germon, der ſo geneigt war, ketzeriſche Verfälſchungen in den Büchern der erſten Chriſten anzunehmen, war beynahe durch dieſelben gewonnen. (De veteribus Haereticis, eccleſiaſticorum codicum corruptoribus, L. II. c. 7. p. 276. Paris 1713. 8.) Allein Hieronymus hat bey dieſer Unterſuchung die Partheylichkeit und Hitze ſehr weit getrieben. Er leugnete nunmehr, was er ſelbſt ehemals (de Viris illuſtr. c. 75.) erzählt hatte, daß Pamphilus an der Schutzſchrift für den Origenes Antheil genommen habe; bloß aus dem Grunde, weil ein Märtyrer unmöglich einen Ketzer vertheidigen könne; und er geſteht lieber, daß er hierinne vom Rufinus hintergangen worden ſey. Auch legt er dem Euſebius, den er als den einzigen Verfaſſer jener Schutzſchrift erkennen will, die Abſicht bey, durch dieſelbe den Origenes mit ſich, als mit einem Arianer, übereinſtimmend zu machen. Ohnedieß aber konnte die heftige Widerlegung des Hieronymus es nicht verhindern, daß die Behauptung des Rufinus lange fortgepflanzt, von manchem, der ihrer gedachte, nicht bezweifelt, von andern aber ausdrücklich genehmigt wurde. Sulpicius Severus berichtet in dem oben angezeigten Buche, (Dial. I. c. 6. 7. p. 244. ſq.) daß bey dem ähnlichen Streite, der zu Alexandrien, um den Anfang des fünften Jahrhunderts, über die Schriften des Origenes, entſtanden war, vortrefliche und ſehr gelehrte Männer ſich darüber getheilt hätten. Seine Vertheidiger hätten die ſchlimmen Stellen auf die Rechnung der Ketzer geſezt, und es für unbillig erklärt, we-

J. n. C. G. 363. bis 430. gen derſelben die ganzen Bücher zu verwerfen; zumal da die heiligen Schriften der Chriſten ein gleiches Schickſal betroffen habe. „Mir hat, ſchreibt der Verfaſſer, ſehr vieles in ſeinen Büchern gefallen; aber ich habe auch einiges daſelbſt gefunden, worinne er ohne Zweifel irrig gedacht hat; ſeine Vertheidiger geben dieſes für verfälſcht aus. Ich wundere mich, wie eben derſelbe Mann ſich ſo unähnlich habe ſeyn können, indem er auf derjenigen Seite, wo man ihn billigt, nach den Apoſteln ſeines gleichen nicht hat; auf der getadelten aber keiner ſchändlicher geirrt hat. Am meiſten wurde er durch die Stelle verhaßt, in welcher er lehrt, daß **Chriſtus** auch den Teufel durch ſein Leiden erlöſen werde.“

Nicht lange nach dem Sulpicius fällte **Vincentius von Lirinum** ſein Urtheil über den **Origenes**. Auf die prächtigſten Lobeserhebungen deſſelben, die ſich mit dem Gedanken endigen, man möchte beynahe lieber mit ihm irren, als mit andern der Wahrheit zugethan ſeyn, läßt er auch einen ſcharfen, obgleich nicht ganz gerechten Tadel folgen. „Dieſer ſo „große Mann, ſagt er, hat, indem er die Gnade Gottes übermüthig mißbrauchte, ſich ſeinem Geiſte und „Witze zu ſehr überließ, die alte Einfalt der chriſtlichen „Religion geringſchäzte, ſich einbildete, klüger als alle „andere zu ſeyn, die kirchlichen Lehren und Vorſchriften „der Alten verachtete, und einige Abſätze der Schrift auf „eine neue Art erklärte, dadurch verdient, daß auch von „ihm die Kirche Gottes ſage: **Wenn unter dir ein „Prophet aufſtehen ſollte**; und bald darauf: **So „höre nicht auf ſeine Worte.** — Sagt etwan jemand, die Werke des **Origenes** wären verfälſcht: ſo „widerſpreche ich nicht; ich nehme es ſogar gern an, weil „dieſes von einigen nicht nur Rechtgläubigen, ſondern „auch Ketzern, erzählt und geſchrieben worden iſt. Allein wir müſſen jezt darauf merken, daß, wenn gleich „nicht er, doch die unter ſeinem Nahmen herausgegebe-

„nen

„nen Schriften, eine große Verſuchung ſtiften. Hat J. n.
„er gleich dabey an keinen Irrthum gedacht; ſo dient C. G.
„doch ſein Anſehen dazu, daß der Irrthum beliebt ge- 363.
„macht wird.“ (Commonitor. advers. haeres. c. 23. bis
p. 78. ſq. Cantabr. 1687. 12.) Um gleiche Zeit mit dem 430.
Sulpicius, oder um die Mitte des fünften Jahrhunderts, nahm es der Verfaſſer des Praedeſtinatus, (L. I. c. 22. in Sirmondi Opp. T. I. p. 274. ed. Venet.) als bekannt an, daß die ketzeriſche Parthey der Apelliten, nach ihrem Gefallen die Bücher des Origenes, von dem ſie vollkommen beſiegt worden ſey, verändert hätte, um manche Chriſten dadurch zu hintergehen; er verſichert, daß man bey einiger Aufmerkſamkeit dergleichen Stellen leicht finden könne, und daß auch Pamphilus in ſeiner Schutzſchrift dieſes bekräſtigt habe. Den leztern Umſtand wiederholt er an einem andern Orte, (c. 43. p. 249.) mit der Erweiterung, der gedachte Märtyrer habe gezeigt, daß alles Tadelhafte in den Werken des Origenes von denen herrühre, die er überwunden hatte; das ganz Verkehrte aber in denſelben von zween Ketzern, die ſeinen Nahmen geführt haben. Eben dieſer unbekannte Schriftſteller nennt ſogar einen Irrlehrer in Bithynien, Ampullianus, der behauptet habe, alle Laſterhaften würden in der Hölle ſo lange mit den Teufeln ausgekocht, bis ſie ganz rein wieder aus derſelben in ihren anerſchaffenen Zuſtand zurückkehren könnten; und er habe ein Buch des Origenes vorgelegt, worinne dieſe Meinung auch enthalten wäre. Es iſt wahr, daß die Nachrichten dieſes Ungenannten nicht ſehr glaubwürdig ſind; daß inſonderheit die den Pamphilus betreffende ohne Bedenken verworfen werden kann. Allein man ſieht doch daraus, wie ungehindert ſich eine Meinung, die von einem ſo angeſehenen Manne, als Hieronymus war, beſtritten wurde, erhalten habe; man hat auch Spuren davon noch im neunten Jahrhunderte ausfindig gemacht.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Man ſollte alſo, wie es ſcheint, daraus ſchließen können, daß es ihr nicht ganz an Wahrheit fehle. Unterdeſſen haben ſich doch die Neuern über die Verfälſchung der Schriften des Origenes durch Ketzer getheilt. Einer der vornehmſten, die ſie vorausgeſezt haben, Huetius, (Origenian. L. II. c. 2. p. 106. L. III. c. 1. p. 289. ed. Bened.) urtheilt zugleich, daß niemand dem Origenes mehr geſchadet habe, als Rufinus durch ſeine kühnen Veränderungen; indem er zwar dafür ſorgte, daß jene Schriften lateiniſch geleſen werden konnten; aber auch dadurch die Vernachläßigung der griechiſchen Urſchriften beförderte. Es ſey alſo wahrſcheinlich, ſezt er hinzu, daß alle Bücher des Origenes, die wir noch übrig haben, verfälſcht ſind; ſowohl durch Abſchreiber und Ketzer, als durch Fehler oder vorſetzliche Aenderungen in der Ueberſetzung. Obgleich De la Rüe (Praefat. in Tom. I. Opp. Origen. p. 2. ſq.) ſich bemüht hat, darzuthun, daß die Verfälſchungen der Ketzer jenen Schriften nichts haben ſchaden können, ſeitdem Origenes ſelbſt ächte Abſchriften derſelben in der Bücherſammlung zu Cäſarea niedergelegt hatte; ſo bleibt doch wohl die Hauptſache von der Meinung des Huetius ſtehen. Was und wie viel durch Ketzer in den oftgedachten Schriften verändert worden ſey, läßt ſich freylich gar nicht mehr beſtimmen, da es nicht einmal in der alten Kirche recht genau erörtert worden iſt. Allein da eben derjenige, der über ſolche Mißhandlungen bloß ins Weite und Allgemeine hinein übertriebene Klagen führte, Rufinus, ſich bey eben denſelben Schriften ſo ſtarke Freyheiten erlaubt hat: ſo hat er dadurch die Nachwelt außer Stand geſezt, entſcheiden zu können, was darinne ihm, oder was dem Origenes zugehöre. Hieronymus warf ihm vor, daß er ſelbſt in der Schutzſchrift des Pamphilus, die aus dem Origenes angeführten Stellen, welche die Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit betrafen, verändert habe: und die Vergleichung mit einer derſelben, die noch griechiſch vorhanden iſt, beweiſet,

daß

daß dieſe Beſchuldigung wenigſtens nicht völlig erdichtet J. n.
geweſen ſey. Doch giebt Hieronymus auch anderwärts C. G.
zu verſtehen, daß manche dieſer Veränderungen vom 363. bis
Didymus herrühren könnten. (in Rufinum L. III. p. 430.
449.)

Auf dieſe erſte Ueberſetzung des Rufinus, folgte gar bald, ebenſals zum Gebrauche ſeines Freundes Macarius, eine andere, von dem am übelſten berüchtigten Buche des Origenes, περὶ ἀρχῶν: und dieſe machte eigentlich ſeiner Freundſchaft mit dem Hieronymus ein Ende. Er meldet in der Vorrede, womit er dieſelbe begleitet, daß ſehr viele Chriſten, um die heilige Schrift beſſer verſtehen zu lernen, von gelehrten Männern verlangt hätten, den Origenes lateiniſch reden zu laſſen. „Auch unſer Bruder und Amtsgenoſſe, fährt er fort, „wurde von dem Biſchof Damaſus darum erſucht, „überſezte wirklich zwo Homilien deſſelben über das Hohelied, und fügte ſo prächtige Lobſprüche hinzu, daß jedermann dadurch noch begieriger wurde, mehr von dieſem Schriftſteller zu leſen, indem er auf die Seele deſſelben die Worte des Hohenliedes zog: Der König „hat mich in ſein Schlafgemach geführt, und verſicherte, daß er zwar bey den übrigen bibliſchen Büchern alle andere, bey dieſem aber ſich ſelbſt übertroffen „habe. Er verſprach auch in der Vorrede, daß er die „Auslegung des Hohenliedes ſelbſt, und viele andere „Bücher des Origenes ins Lateiniſche überſetzen wollte. „Aber, wie ich ſehe, gefällt er ſich mehr in ſeiner eigenen Schreibart, und unternimmt lieber das Rühmlichere; ſelbſt Schriftſteller, als Ueberſetzer zu ſeyn. „Wir wollen alſo das von ihm angefangene und gebilligte fortſetzen; können aber nicht mit gleicher Beredtſamkeit die Worte eines ſo großen Mannes ausſchmücken. Ich fürchte daher, es möchte derjenige Mann, „dem er an Wiſſenſchaft und Weisheit mit Rechte die „zweyte Stelle nach den Apoſteln angewieſen hat, wegen „unſers dürftigen Ausdrucks weit geringer zu ſeyn ſcheinen.“

J. n. C. G. 363 bis 430.

„nen.“ Rufinus verſichert darauf, daß ihn nur das dringende Anhalten ſeines Freundes wider ſeine Neigung dazu gebracht habe; doch wolle er dabey dem Muſter ſeiner Vorgänger, beſonders des vorhergedachten Mannes, folgen, der, da er über ſiebzig homiletiſche Schriften des Origenes, auch einiges von deſſen Auslegung der Apoſtoliſchen Bücher, überſezte, alles Anſtößige, was ſich darinne fand, dergeſtalt auf die Seite geſchaft habe, daß der lateiniſche Leſer nichts mehr davon gewahr werde. Er ſey alſo geſonnen, nichts ſtehen zu laſſen, worinne ſich Origenes ſelbſt widerſpreche. Denn was er ſchon bey der Schutzſchrift des Pamphilus erinnert habe; gelte bey dem jetzt zu überſetzenden Buche, welches man de principiis oder de principatibus überſchreiben könne, noch mehr, nämlich, daß es von den Ketzern verfälſcht worden ſey; auch ſey es eines der dunkelſten und ſchwerſten. Daher habe er Stellen, welche der aus andern Büchern bekannten Lehre des Origenes von der Dreyeinigkeit zuwider waren, entweder aus dieſem verbeſſert, oder ganz weggelaſſen. Da auch jener Schriftſteller manches in dunkler Kürze vorgetragen habe, weil er auf einſichtsvolle Leſer ſah: ſo habe er um der Deutlichkeit willen einiges aus andern Schriften deſſelben eingerückt. Alles dieſes aber meldet er, wie er ſagt, deswegen, damit man ihn wegen ſeines Verfahrens nicht verleumde; und bittet zugleich einen jeden, der dieſes Buch abſchreiben oder leſen wird, im Angeſichte Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, auch bey der Hoffnung des künftigen Reichs, bey der geheiligten Lehre von der Auferſtehung der Todten, bey dem ewigen Feuer, welches dem Teufel und ſeinen Engeln bereitet iſt, wenn er nicht auch in dieſen Ort eines unauslöſchlichen Feuers kommen will, daß er zu dieſem Buche nichts hinzuſetze, nichts davon wegnehme, nichts einrücke, oder verändere: ſondern alles recht genau nach der Handſchrift, deren er ſich bedient, abſchreibe.

Ein ſolcher Beſchluß der Vorrede eines Mannes, der ſelbſt ſo viel in ſeiner Urſchrift umgeſchmolzen hatte, ſcheint völlig unerwartet zu ſeyn. Allein Rufinus wünſchte allem Anſehen nach deſto ſehnlicher, daß die rechtgläubige Geſtalt, in welche er das Buch des Origenes umgebildet hatte, demſelben bleiben möchte, um daran einen Schild zur Bedeckung ſeiner eigenen Rechtgläubigkeit zu haben: und faſt möchte man mit Tillemont ſagen, ſeine Bitte bey der Furcht des ewigen Höllenfeuers ſey inſonderheit ein nachdrücklicher Widerſpruch gegen die Lehre des Origenes von der zu hoffenden Erlöſung des Teufels und der Verdammten. Unterdeſſen mißfiel die Arbeit des Rufinus, nachdem er alle Gelegenheit zu Vorwürfen gegen ſich weggeräumt zu haben glaubte, dem Hieronymus auf einer Seite, von welcher der Ueberſetzer vermuthlich am allerwenigſten etwas befürchtet hatte. Man muß geſtehen, daß er in der That beym Anfange des dritten Buchs von dieſem Werke einige Beſorgniß geäußert hat; aber ſie iſt im Grunde frohlockend. Er meint, die böſen Geiſter hätten ſchon, als er die Schutzſchrift des Pamphilus überſezte, worinne Origenes ihre Kunſtgriffe noch nicht völlig aufgedeckt habe, ihre Wuth an den Tag gelegt; wie vielmehr würden ſie jezt die Menſchen gegen ein Buch aufzubringen ſuchen, welches durch Hülfe des Evangelium der von ihnen eingeführten Finſterniß ſo nachtheilig ſey.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Noch hatte Rufinus ſeine Ueberſetzung nicht völlig ausgefeilt, auch nicht öffentlich bekannt gemacht, als ſie ihm entwandt wurde, und dem Pammachius in die Hände fiel. Rufinus beſchuldigte deſſen den Euſebius von Cremona, einen Mönch und Freund des Hieronymus, welcher bereits oben (S. 145.) in der Geſchichte dieſer Händel erſchienen iſt; er beſchwerte ſich auch nachmals darüber, daß Euſebius ſeine Ueberſetzung in einer die Lehre von der Dreyeinigkeit betreffenden Stelle verfälſcht, und ihn zu Rom als einen Irr-

J. n. C. G. 363. bis 430. lehrer ausgeſchrieen habe; ja er gab ſogar zu verſtehen, daß Hieronymus den gedachten Mönch, nebſt andern, deswegen in die Hauptſtadt möchte abgeſchickt haben, um ſie zu Anklägern gegen ihn zu gebrauchen. (in Rufin. L. III. p. 462. Opp. T. IV. P. II.) Kurz, er trauete ſeinem ehemaligen, kaum wieder ausgeſöhnten Gegner und deſſen Anhängern immer noch das Schlimmſte zu: ob aus einer genauen Kenntniß derſelben? oder aus bitterm Verdruſſe, in Händel, vor welchen er ſich ſo ſehr hüten wollte, eingeflochten zu werden? kann jezt nicht mehr ausgemacht werden. Hieronymus ſcheint es freylich einmal zuzugeben und zu tadeln, daß Euſebius die Ueberſetzung des Rufinus früher verbreitet habe, als ſie von ihrem Verfaſſer zur Reife gebracht war; (l. c. p. 441.) allein es iſt weder möglich, noch eben nützlich, das verwickelte Gewebe beyderſeitiger Vorwürfe und Vertheidigungen ganz aufzulöſen. Ueberhaupt giebt doch hier die ſichere Bemerkung ein Licht, daß ſowohl Hieronymus als Rufinus ihre Parthey zu Rom gehabt haben; und daß beſonders unter den Anhängern des erſtern gewiſſe Auflaurer der Rechtgläubigkeit, wie man ſie gar wohl nennen kann, von beyderley Geſchlechte geweſen ſind, die ſogleich Lerm blieſen, wenn dieſelbe in einige Gefahr zu gerathen ſchien; mithin es eben ſo machten, wie ihr Anführer ſelbſt. Zwar fehlte es dem Rufinus daſelbſt nicht an Freunden. Lehrer und Mönche, vornehmlich aber Weltleute, gaben ihm Beyfall; der Biſchof Siricius ertheilte ihm, als er gleich darauf nach Aquileja reiſte, ein Empfehlungsſchreiben zur Verſicherung der kirchlichen Gemeinſchaft, indem Rufinus, wie es Hieronymus erklärt, (Epiſt. XCVI. Epitaphium viduae Marcellae, p. 782. l. c.) die Einfalt des Biſchofs mißbrauchte, der andere nach ſeinem redlichen Gemüthe beurtheilte. Aber die Gegenparthey war noch geſchäftiger, und hatte überdieß einen gewiſſen ehrwürdigen Schein der Heiligkeit für ſich. Vorzüglich that ſich hierbey die berühmte Freundin des Hieronymus

nymus, Marcella, das erſte Muſter der Nonnen zu Rom, deren Geſchichte an einem andern Orte beſchrieben worden iſt, (Chr. KGeſch. Th. VI. S. 56. fg.) hervor. „Da ſie ſah, ſchreibt Hieronymus, (l. c.) daß die Lehre der Apoſtel durch die ausgeſtreuete Ueberſetzung des gedachten Werks vom Origenes Schaden leide, widerſezte ſie ſich dem Fortgange deſſelben, nach langem Zurückhalten und Bedenken; ſtellte Zeugen auf, welche dadurch irrgläubig, aber wieder gebeſſert worden waren; zeigte die Menge der Betrogenen an, und wies die von der Hand des Rufinus ſelbſt verbeſſerten Abſchriften jener Ueberſetzung vor. Ihr gebührt alſo der Anfang des rühmlichen Siegs, der über dieſe Ketzer erfochten worden iſt.“ Um gleiche Zeit ſchrieben Pammachius und Oceanus, zween Freunde des Hieronymus, an ihn, (Epiſt. XL. inter Epiſt. Hieron. p. 341. l. c.) ſchickten ihm die oftgenannte Ueberſetzung, ohne den Rufinus zu nennen, in welcher, wie ſie ſagten, vieles nicht Katholiſche enthalten, vermuthlich auch vieles weggelaſſen ſey, was die offenbare Gottloſigkeit des Verfaſſers angezeigt hätte, und baten ihn, zum Gebrauche aller Einwohner Roms, eine neue Ueberſetzung von der Schrift des Origenes, nach ihrer ächten Geſtalt, zu verfertigen, ingleichen die Fehler und Irrthümer des damaligen Ueberſetzers anzugeben. Sie vergaßen auch nicht, Seiner Heiligkeit, dem Hieronymus, einen Wink zu geben, daß der Ueberſetzer in der Vorrede ſeiner auf eine verdeckte Weiſe gedacht, und ihn in den Verdacht gebracht habe, als wenn er mit ihm gleichgeſinnt wäre; es ſey alſo nöthig, daß er ſich gegen dieſe Beſchuldigung vertheidigte.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Mehr brauchte es nicht, um den Hieronymus aufzubringen, der es nun durchaus nicht leiden wollte, in der Geſellſchaft des Origenes gelobt zu werden. Er antwortete ſeinen beyden Freunden, (Epiſt. XLI. p. 341. ſq.) man thue ihm großes Unrecht daran, daß man ihn

J. n. C. G. 363. bis 430.

für einen Anhänger des Origenes halte. Zwar habe er denſelben gelobt; aber nur als Schriftausleger, nicht als Lehrer des Glaubens; ſo ſey er auch in Anſehung mancher ſeiner Lehrer geſonnen geweſen, indem er die Meinungen des Apollinarius nicht angenommen, auch ſelbſt von einem Juden Unterricht empfangen habe; da er doch die Nation deſſelben ausnehmend haſſe. Er habe ſogar, fährt er fort, die Irrthümer des Origenes in ſeinen Schriften beſtritten. Wollte man ihm nicht glauben, daß er nie ein Origeniſt geweſen ſey: ſo möchte man wenigſtens glauben, daß er nunmehr aufgehört habe, einer zu ſeyn. Freylich ſey Origenes, wie ſeine Anhänger ſich deſſen, als eines Beweiſes ſeiner Rechtgläubigkeit, zu rühmen pflegten, auf der Nicäniſchen Kirchenverſammlung nicht verdammet worden, weil dieſe es nur mit dem Arius zu thun gehabt habe; aber heimlich habe ſie doch auch die Quelle des Arius, den Origenes, geſchlagen. Daß ſeine Anhänger dem Glauben der Kirche nicht beytreten, könne man daraus allein ſehen, weil ſie die Auferſtehung dieſes Leibes den Worten nach bekenneten; aber nach ihrem wahren Verſtande leugneten. Er geſtehe es, daß er in ſeinen jüngern Jahren den Origenes einen Lehrer der Kirche genannt habe; er habe ihn aber doch unmöglich einen Kezzer nennen können, da er ſeine Schriften überſezte. Hingegen habe er eben ſo wenig, als irgend ein lateiniſcher Schriftſteller das Werk des Origenes von den Gründen der chriſtlichen Religion, und andere übel berüchtigte Bücher deſſelben zu überſetzen gewagt habe, daſſelbe thun wollen, ob ihn gleich viele darum gebeten hätten: denn er pflege diejenigen nicht verhaßt zu machen, deren Gaben er bewundere. Es hätten zwar auch andere chriſtliche Lehrer Irrthümer vorgetragen; allein da Origenes von ſeinen Bewunderern allein, gleich einem Apoſtel gelobt werde, ſo müſſe man ſich ihm beſonders widerſetzen. Geſezt man räume zum Ueberfluß ein, daß Pamphilus an der Schutzſchrift für denſelben Antheil

theil gehabt habe; ſo ſey doch dieſelbe aufgeſezt worden, ehe er Märtyrer geworden war, und er würde durch ſeinen Märtyrertod dieſen Fehler, wie andere, ausgelöſcht haben. Zulezt gedenkt Hieronymus ſeiner Ueberſetzung von dem gedachten Werke des Origenes, als einer bereits fertigen Arbeit. Sie iſt nicht mehr vorhanden; Pammachius wollte ſie anfänglich nicht verbreiten, damit die in dem Buche ſelbſt enthaltenen Irrthümer nicht dadurch bekannter würden; es wurden aber doch Abſchriften von derſelben gefertigt, und ſie hatte auch eine warnende Vorrede. Die vom Rufinus abgefaßte Ueberſetzung iſt ſchon in einer andern Stelle dieſer Geſchichte benutzt worden. (Th. IV. S. 112. fg.)

J. n. C. G. 363. bis 430.

Daß dieſe Verantwortung des Hieronymus in aller Betrachtung ſchlecht gerathen ſey, haben bereits Huetius, (Origenian. L. II. c. 4. p. 267. ed. Ruaei) und andere nach ihm, ſelbſt Tillemont, (Mémoires, Tome XII. p. 222. ſq.) erkannt. Er hätte nicht einmal ſeinen Freunden, die ihn zu einer Vertheidigung anfeuerten, Gehör geben ſollen: denn Rufinus, der ſeiner ehrenvoll gedachte, hatte ihn eigentlich nicht unter die Anhänger des Origenes gerechnet. Aber indem er dieſen leztern Verdacht von ſich abwehren wollte, blieb er ſo wenig mit ſich einig, daß man Urſache findet zu glauben, er ſey vormals Origeniſt geweſen; nur jezt wolle er nicht mehr, daß jemand dieſes von ihm denken möchte. In der That iſt es auch falſch, daß er in ſeinen frühern Schriften die dogmatiſchen Irrlehren des Origenes widerlegt haben ſollte; er hat ihn uneingeſchränkt als den größten Mann der Kirche geprieſen. Er verſicherte nachher, daß er in dieſem Schreiben jeden perſönlichen Angriff auf den Rufinus vermieden habe, um ihre Freundſchaft nicht zu unterbrechen, und ſich bloß überhaupt zu vertheidigen. Allein er bezeichnete ihn nicht allein auf das deutlichſte; ſondern zählte ihn auch eben ſo

merk=

J. n. merklich unter die Ketzer, die in ſeinem Briefe nicht ge-
C. G. ſchont werden.
363. Es hatte unterdeſſen das Anſehen, daß ſich das gute
bis
430. Vernehmen zwiſchen beyden noch erhalten würde. Denn Hieronymus antwortete auf einen Brief, worinne ſich Rufinus über die Freunde deſſelben zu Rom mag beklagt haben, glimpflich genug. (Epiſt. XLII. p. 348.) Nur bat er ihn, künftig ihm keine ſo zweydeutige Lobſprüche zu ertheilen, wie er in der Vorrede zu dem Buche des Origenes gethan habe, wider welche er ſich, ohne ſeinen Freund zu beleidigen und ihn nach ſeiner Art zu loben, vertheidigt habe. Rufinus, der nicht mehr zu Rom war, empfieng dieſes Schreiben erſt nach zwey Jahren; wohl aber bekam er das vorhergehende an den Pammachius und Oceanus zu Geſichte, und glaubte ſich eine Vertheidigung gegen daſſelbe ſchuldig zu ſeyn. Dazu kam noch ein neuer mächtiger Gegner, den er an dem Römiſchen Biſchof Anaſtaſius fand. Er hatte ſeine kirchliche Würde im Jahr 398. erlangt, und es iſt ſchon in der Geſchichte der Römiſchen Biſchöfe (Th. VIII. S. 129. fg.) erzählt worden, was für einen Antheil er an dieſen Händeln genommen habe. Auf der einen Seite arbeitete die geſchäftige Marcella mit ihrer Parthey daran, ihn gegen den Rufinus in Bewegung zu ſetzen; auf der andern aber ſcheint der Biſchof von Alexandrien, Theophilus, der nunmehr ſich eifrig wider die Origenianer zu erklären anfieng, durch ſeine Schreiben am meiſten bewirkt zu haben. Anaſtaſius forderte alſo den Rufinus zur Verantwortung nach Rom. Dieſer aber entſchuldigte ſich, daß er ſeine Familie, in die er nach einer Abweſenheit von dreyßig Jahren kaum zurückgekehrt wäre, nicht ſogleich wieder verlaſſen könne. Dafür vertheidigte er ſich in einem an dieſen Biſchof gerichteten Aufſatze; (Apologia pro fide ſua ad Anaſtaſium, T. V. Opp. Hieron. ed. Martian. p. 259. ſq.) ingleichen mit einer Vorrede und Anmerkungen von Couſtant, in deſſen Epiſt. Roman. Pontiff.

tiff. p. 715.) Mein Glaube, ſagt Rufinus darinne, iſt zwar durch die Verfolgung, welche ich in Aegypten ausgeſtanden habe, hinlänglich bewährt worden; ich will denſelben aber auch jezt frey bekennen, wenn ihn jemand prüfen, oder hören oder lernen mag. Und nun erklärt er ſich über die Lehren von der heiligen Dreyeinigkeit, von Chriſto inſonderheit, von der Auferſtehung dieſes Fleiſches, und von den ewigen Strafen der Verdammten und des Teufels, vollkommen ſo, wie es die Rechtgläubigen dieſer Zeit verlangen konnten. „Ich höre auch, fährt er fort, daß Streitfragen über die Seele erregt worden ſind; ob dieſelben geführt oder weggeworfen werden müſſen, magſt Du entſcheiden. Wenn man mich um meine Gedanken darüber frägt: ſo geſtehe ich, daß ich verſchiedene Meinungen bey unſern Schriftſtellern darüber gefunden habe. Einige, wie Tertullianus und Lactantius, vielleicht auch noch mehrere, behaupten, die Seelen würden eben ſo wie der Leib, von den Menſchen fortgepflanzt; andere lehren, daß Gott täglich Seelen ſchaffe, und in die gezeugten Körper ſetze; nach dem Origenes aber und einigen Griechen, hat Gott die Seelen zugleich mit allem übrigen geſchaffen, und verbindet ſie nach und nach mit ihren Körpern. Gott iſt mein Zeuge, daß ich bis jezt über dieſe Frage keine beſtimmte Meinung angenommen habe; Ihm überlaſſe ich es, die Wahrheit zu wiſſen, und wem Er ſie etwan offenbaren möchte. Nur darinne halte ich es mit der deutlichen Lehre der Kirche, daß Gott der Schöpfer der Seelen und der Körper ſey.“ Auf den Vorwurf, daß er Schriften des Origenes überſezt habe, antwortet er, dieſe Beſchuldigung fließe bloß aus Neid: denn was gehe es den Ueberſetzer an, der auf Verlangen ſeine Arbeit übernommen habe, wenn etwas in der Urſchrift mißfalle? er habe auch einiges Anſtößige auf die Seite geſchafft, weil er nicht glaubte, daß es von ſeinem Schriftſteller herrühre. Er ſey kein Vertheidiger des Origenes, auch nicht ſein erſter Ueberſetzer. Außer dem ſchon vorgetra-

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. getragenen Glauben, den die Römiſche und Alexandri-
C. G. niſche Gemeine, auch die ſeinige zu Aquileja, und die
363. zu Jeruſalem lehre, habe er nie einen andern gehabt,
bis
430. und werde auch keinen andern jemals haben, wer aber einen andern habe, der ſollte verflucht ſeyn!

Wie man es erwarten konnte, ſah Hieronymus in der Entſchuldigung des Rufinus, warum er nicht nach Rom kommen könne, bloß die Aengſtlichkeit eines Kezzers, der lieber abweſend verdammt, als gegenwärtig überwieſen ſeyn wollte. (Epiſt. XCVI. p. 782.) Selbſt Tillemont iſt von einem gleichen Urtheil nicht abgeneigt, und möchte beynahe auch in der Glaubenserklärung des Rufinus etwas zu tadeln finden; nämlich die Stelle, wo zwar ein ewiges Feuer zugegeben, aber nicht ausdrücklich gelehrt werde, daß die Verdammten ewig darinne brennen würden, indem gewiſſe Ketzer, nach dem Auguſtinus, beydes von einander unterſchieden hätten. (Mémoires, T. XII. p. 241. ſq.) Aus verſchiedenen Stellen des Hieronymus, welche der eben genannte Gelehrte geſammelt hat, ſieht man, daß Rufinus ſich zwar des Beyfalls gerühmt habe, mit welchem ſein Glaubensbekenntniß von den italiäniſchen Biſchöfen aufgenommen worden ſey; daß ſich aber Anaſtaſius gegen ihn nicht günſtig bezeigt habe. Dieſer Biſchof verdammte den Origenes als einen Ketzer, und viele andere Biſchöfe traten ihm hierinne bey. Es iſt nicht völlig bekannt, wie er ſich weiter gegen den Rufinus betragen habe; allein da der Biſchof Johannes von Jeruſalem ſich in einem Schreiben an ihn, jenes Mannes wider ſeine Gegner angenommen hatte, antwortete ihm Anaſtaſius im Jahr 401. in einem noch vorhandenen Briefe, der zu ſeiner Ehre hätte untergehen kö[illegible] (in Hieron. Opp. T. V. p. 260. ſq. et apud Cot[illegible] p. 719.). Im Anfange deſſelben überhäuſt [illegible] Heiligkeit, von der er wohl nicht wiſſen [illegible] heftig ſie durch den Epiphanius v[illegible]

im Gegenſatze von ſeiner Wenigkeit, mit ausſchwei- J. n.
fenden Lobeserhebungen. Vom Rufinus ſagt er, daß C. G.
er die göttliche Majeſtät zum Richter ſeines Gewiſſens 363.
habe: vor welcher er ſich alſo ſelbſt zu rechtfertigen wiſ- bis
ſen werde. Vom Origenes aber geſteht er, daß er, 430.
bis zur Ueberſetzung ſeiner Schriften, nicht gewußt
habe, wer derſelbe geweſen ſey; oder was er ge-
ſchrieben habe. Was die gedachte Ueberſetzung be-
treffe, ſchreibt er ferner, ſo billige er es, wenn durch
dieſelbe Origenes den Römern recht fluchwürdig und
verhaßt habe gemacht werden ſollen. Wenn aber ihr
Verfaſſer den Irrthümern deſſelben beypflichte, und ſie
unter den Chriſten auszubreiten ſuche: ſo ſey er ein Ver-
fälſcher der einzig wahren chriſtlichen Lehre, und er,
Anaſtaſius, werde es auf alle Art zu verhüten wiſſen,
daß derſelbe in ſeinem Kirchenſprengel dieſe Abſicht nicht
erreiche. Er freuet ſich daher auch, daß die Kaiſer das
Leſen der Schriften des Origenes verboten haben: eine
Nachricht, über welche ſich jezt nur Muthmaaßungen
anbringen laſſen, unter denen es wenigſtens die wahr-
ſcheinlichſte iſt, daß ein ſolches Geſetz bey dem Kaiſer
Honorius ausgewirkt worden ſey. Anaſtaſius endigt
ſein Schreiben mit der Erklärung, daß Rufinus durch
ſeine Ueberſetzung im Grunde nichts anders gethan habe,
als fremde Fehler zu genehmigen. Er iſt, ſagt der Bi-
ſchof zulezt, für uns ſo fremd, daß wir nicht einmal zu
wiſſen verlangen, was er mache, und wo er ſey; er mag
ſelbſt zuſehen, wo er losgeſprochen werden könne.
Manche Römiſchkatholiſche Schriftſteller haben aus die-
ſen Worten einen Beweis genommen, daß Rufinus
von dem römiſchen Biſchof mit dem Kirchenbanne belegt
worden ſey. Es giebt aber, wie ſelbſt neuere Gelehrte
von eben dieſer Gemeine erkannt haben, nicht den ge-
ringſten Grund, hier auf etwas anders zu fallen, als
auf eine Losſprechung von dem Vorwurfe, daß Rufi-
nus die Irrlehren des Origenes gebilliget habe.

J. n. C. G. 363. bis 430. Rufinus, dem Hieronymus in der Folge eine Abſchrift dieſes Briefs überſandte, konnte es nicht glauben, daß ein Biſchof, deſſen Vorgänger ihn für rechtgläubig erklärt hatte, einen Unſchuldigen und Abweſenden dergeſtalt habe mißhandeln können; er hielt ihn für eine Arbeit des Hieronymus. (Hieron. in Rufin. L. III. p. 455. 462. 468. Tom. IV. Opp. P. II.) Doch der Eifer wider den Origenes fieng nun bereits zu Rom an, alles Maaß zu überſchreiten. Ein gewiſſer Fauſtinus behauptete daſelbſt, man dürfe gar keine Schriften deſſelben leſen. Hieronymus fand dieſes zwar zu hart; er urtheilte, daß man ihn eben ſo, wie manchen andern verdächtigen Kirchenſchriftſteller, mit Prüfung leſen könne. Aber zu gefällig für die blinden Eiferer, ſezte er hinzu: wenn die Liebhaber und Gegner des Origenes in der Hitze ihres Streits gar keine Mittelſtraße zu beobachten wüßten, ſo wollte er doch lieber die fromme Grobheit, als die gelehrte Läſterung wählen. (Epiſt. LVI. p. 589.)

Unterdeſſen arbeitete Rufinus an einer ausführlichen Schutzſchrift gegen die Vorwürfe, welche ihm Hieronymus in dem oben angeführten Schreiben an den Pammachius und Oceanus gemacht hatte. Vermuthlich wurde ihre Ausfertigung durch das Betragen des römiſchen Biſchofs gegen ihn beſchleunigt; ſie erſchien im Jahr 401. zu Rom; aber nur zum Gebrauche ſeiner Freunde. (Apologia, oder, wie ſie auch unrichtig genannt wird, Invectivarum in D. Hieronymum Libri II. p. 350. ſq. T. IV. P. II. Opp. Hieron. ed. Martian. auch noch einmal, T. V. Opp. p. 261. ſq.) In dem erſten Buche derſelben ſucht Rufinus ſeine Rechtgläubigkeit außer Streit zu ſetzen; im zweyten lehnt er andere Beſchuldigungen des Hieronymus ab. Alles aus derſelben in einen Auszug zu bringen, was der Verfaſſer in perſönlichen Rückſichten, wiewohl ziemlich treffend, geſchrieben hat, wovon auch einiges bereits in die bisherige Erzählung eingeflochten worden iſt, würde ermüdend

dend und überflüßig ſeyn; nur dasjenige gehört hieher, was die ganze Streitigkeit aufklärt. Rufinus beruft ſich zuvörderſt, um ſeinen Glauben zu retten, auf das Glaubensbekenntniß der Gemeine von Aquileja, welches er bey ſeiner Taufe empfangen habe, und worinne, gleichſam als wenn es zu ſeiner künftigen Vertheidigung dienen ſollte, der Zuſatz, dieſes Fleiſches Auferſtehung, als ein Unterſchied von andern Gemeinen, angebracht worden ſey. Man wird ſich dabey der Stelle aus ſeiner Erklärung des Symbolum erinnern, wo dieſer Zuſatz durchgegangen worden iſt. (Oben S. 126. ſg.) Aber hier verwahrt er ſich gegen die Folgerungen des Hieronymus noch genauer, indem er feſtſezt, daß allerdings die Natur des jetzigen Fleiſches, nur nicht mit deſſen Gebrechlichkeit, auferſtehen werde. Man könne ihm alſo, fährt er fort, in Abſicht auf den Glauben, nun weiter nichts zur Laſt legen, als daß er doch ein Buch des Origenes, in welchem mancherley Irrthümer ſtünden, überſezt hätte. Aber er ſchreibe gar nicht zur Rechtfertigung dieſes Schriftſtellers, und bekümmere ſich nicht darum, ob derſelbe bey Gott ſtehe, oder gefallen ſey. Für ihn ſelbſt rede die Veranlaſſung und Einrichtung ſeiner Ueberſetzung hinlänglich; in derſelben finde ſich nichts, das ihm zugehörte; wohl aber habe er dafür geſorgt, daß Origenes nicht andern ſeiner Schriften widerſprechen möchte. Um ihn gleichwohl in einen übeln Ruf zu bringen, habe man ſeine Ueberſetzung ſogar verfälſcht. So habe er in einer Stelle, wo gegen die Anthropomorphiten geſtritten werde, von dem unſichtbaren Weſen Gottes unter andern folgender Geſtalt geſchrieben: „Es iſt etwas anders, Sehen, und etwas „anders, Kennen. Geſehen werden und Sehen „gehört für Körper; Gekannt werden und Kennen „für ein verſtändiges Weſen.“ Er habe daſelbſt gar nicht den Vater und Sohn mit einander vergleichen wollen; auch Origenes ſelbſt habe an Statt des anſtößigen Worts Sehen von der Gottheit, lieber mit dem

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Herrn ſelbſt geſagt, niemand kenne den Vater, als der Sohn, und niemand den Sohn, als der Vater. In dieſe Stelle nun habe man die Worte eingerückt: „So „wie der Sohn den Vater nicht ſieht, ſo ſieht auch der „heilige Geiſt den Sohn nicht;“ und er giebt dieſe Verfälſchung deutlich genug dem **Euſebius** nebſt der **Marcella** Schuld; widerlegt auch das Vorgeben, als wenn die gedachten Worte in der griechiſchen Urſchrift anzutreffen wären. **Rufinus** beklagt ſich darauf, daß **Hieronymus**, den er nur unter dem Nahmen des morgenländiſchen Lehrers aufführt, nicht gerade gegen ihn ſelbſt ſeine Ueberſetzung getadelt, ſondern ihn in Häuſern und Klöſtern, ja in ganz Italien, durch Frauen und andere Perſonen habe verketzern laſſen; daß eben derſelbe durch ſeine neue Ueberſetzung von dem berüchtigten Buche des **Origenes**, die Lateiner mit dem Böſen dieſes Schriftſtellers bekannt mache, und ihnen ſein Gutes entziehe; daß er unaufhörlich ſeine Hunde wider den **Rufinus** loslaſſe, die ihn mit ihrem Bellen der Verleumdung überall verfolgten. Vornehmlich aber beſchäftigt ſich **Rufinus** damit, aus den Schriften des **Hieronymus** zu zeigen, daß er jezt ſeinen ehemaligen uneingeſchränkten Lobſprüchen des **Origenes** ſichtbarlich widerſpreche; ſogar Lehren, welche er jezt an dieſem Schriftſteller als Ketzereyen verwerfe, aus demſelben ſonſt in ſeine Schriften ohne Bedenken übergetragen habe. Er treibt ihn mit dieſem Beweiſe bisweilen ziemlich in die Enge, wenn er ihn gleich nicht überall einleuchtend genug geführt hat. So zeigt er, zum Beyſpiel, daß **Hieronymus** gerade in denjenigen bibliſchen Auslegungsſchriften, aus welchen er ſeine Rechtgläubigkeit vorzüglich erkannt wiſſen wollte, das **Vorherdaſeyn der Seelen in einer unſichtbaren Welt**, ehe noch die ſichtbare geſchaffen wurde, behauptet habe; daß er eben daſelbſt von einer dereinſt zu erwartenden **Beſſerung und Seligkeit der Teufel**, von einem **Wachsthum und einem Abnehmen der Menſchen in dem künftigen Leben**,

von

von der künftigen Wiederherſtellung aller ver- J. n.
nünftigen Geſchöpfe in Einem Körper, rede. C. G.
Auch dieſes findet Rufinus an ſeinem Gegner unver- 363.
antwortlich, daß er andere Lehrer der Kirche, die einer- bis
ley Meinungen mit dem Origenes vorgetragen hätten, 430.
entſchuldige, und nur dieſen einzigen, ſo lange nach ſei-
nem Tode, ohne alle Nachſicht behandle.

Etwas weniger Eindruck macht das zweyte Buch dieſer Schutzſchrift, weil der Verfaſſer darinne durch die rachſüchtige Begierde, alles zuſammen zu raffen, was zu Vorwürfen wider den Hieronymus dienen konnte, nicht ſelten eigene Blößen offenbart. Er beſchuldigt denſelben, daß er in ſeinem Schreiben an den Euſtachium, (von welchem man im Achten Theil dieſer Geſchichte, S. 349. fg. einen Auszug geleſen hat,) die ſchändlichſte Abſchilderung von allen Ständen und Gattungen der Chriſten gemacht habe; ſo daß die Heyden und andere Feinde des Chriſtenthums ſich daſſelbe um die Wette abgeſchrieben hätten, weil darinne ihre Läſterungen gegen die Chriſten nicht nur zugegeben, ſondern gar vergrößert worden wären. Da Hieronymus von Bundsgenoſſen des Origenes geſprochen hatte, denen der Meineyd geläufig wäre: ſo macht ihn Rufinus ſelbſt zum Meineydigen, weil er ſein Traumgelübde, niemals mehr einen heydniſchen Schriftſteller zu leſen, gebrochen habe. Er rechnet es ihm als große Fehler an, daß er den heydniſchen Philoſophen Porphyrius und Juden für ſeine Lehrer ausgebe; daß er eine neue lateiniſche Ueberſetzung der Schriften des Alten Bundes verfertigt, und dagegen die griechiſche, von Gott eingegebene, welche die Apoſtel ſelbſt den Chriſten überliefert hätten, weggeworfen; daß er die Geſchichte der Suſanna, und den Lobgeſang der drey Jünglinge, für apokryphiſche Aufſätze erklärt habe. Bald aber kommt er wieder auf die Vergleichung der ältern und damaligen Geſinnungen des Hieronymus gegen den Origenes,

J. n. C. G. 363. bis 430. die einen ſo ſeltſamen Abſtand ausmachten; er läßt auch keine der ihm gemachten Beſchuldigungen unbeantwortet. Zulezt ſagt er, wenn ja die Schriften des Origenes, nach der Abſicht des Hieronymus, von einer Kirchenverſammlung verdammt werden ſollten: ſo müßten die Bücher des leztern ein gleiches Schickſal haben. „Gleichwie es dem Origenes nichts geholfen hat, ſezt „er hinzu, daß er von Dir gelobt worden iſt: ſo wird es „auch Dir nichts helfen, daß er von mir entſchuldigt „worden iſt. Denn ich muß dem Urtheil der katholi„ſchen Kirche folgen, es mag wider die Bücher des Ori„genes, oder wider die Deinigen gefällt werden.“

Eine Schutzſchrift, die zugleich ſo ſehr als Angriff betrachtet werden konnte, die dem Gegner ſo viel Wahres, nicht ohne Heftigkeit und bittern Spott vorrückte, ließ in Kurzem eine noch hitzigere Beantwortung erwarten. Zwar hatte ſie Rufinus nur für ſeine Freunde zu Rom beſtimmt; andere bekamen keine Abſchriften davon; allein ſehr vielen wurde ſie vorgeleſen, und in weniger Zeit alſo war ſie weit genug herum bekannt geworden. Die Anhänger des Hieronymus ſchickten ihm Auszüge daraus, ſo wie auch aus der Schutzſchrift des Rufinus an den Anaſtaſius. Hieronymus wartete auch nicht ſo lange, bis er beyde Schriften ſelbſt empfangen hätte: ſondern ſezte, nach jenen übereinſtimmenden Nachrichten, ſogleich eine Vertheidigung in zwey Büchern auf. (Apologia adverſus Rufinum, Libri II. p. 349. ſq. T. IV. Opp. P. II. ed. Martian.) Im erſten Buche beantwortet er die ihm gemachten Vorwürfe: im zweyten aber geht er die Schutzſchrift des Rufinus an den römiſchen Biſchof durch. Auch aus dieſer Schrift, die ſo voll Anzüglichkeiten, weitſchweifiger und unordentlicher als die vorhergehende, und bisher ſchon mehrmals zu hiſtoriſchen Erläuterungen gebraucht worden iſt, darf nur dasjenige, was noch ferner zu gleichem Zwecke beſonders dienlich iſt, ausgezeichnet werden.

Hiero-

Hieronymus rechtfertigt ſeine Ueberſetzung von dem berüchtigten Werke des Origenes damit, weil Rufinus in der ſeinigen nur die darinne befindlichen Irrthümer von der Dreyeinigkeit verbeſſert; alle übrige aber ſtehen gelaſſen habe, und es alſo nothwendig geweſen ſey, jenes Werk in ſeiner wahren Geſtalt lateiniſchen Leſern zu zeigen. Er wirft dem Rufinus, (freylich aus einer verdächtigen Sage,) vor, daß er erſt neulich, nachdem er die Briefe des Biſchofs Theophilus geleſen hatte, in welchen die Ketzereyen des Origenes angezeigt werden, ſich die Ohren verſtopft, und dieſen Schriftſteller laut mit dem Geſtändniſſe verdammt haben ſollte, er habe bis dahin nicht gewußt, daß derſelbe ſo ſchlimme Lehren vorgetragen hätte. Auf die Beſchuldigung, daß er ſelbſt Origeniſche Irrthümer in ſeine Schriften eingeſtreuet habe, antwortet Hieronymus, daß er, nach der Art gelehrter Auslegungsbücher, verſchiedene Meinungen über die heilige Schrift angeführt habe, ohne ſie deswegen zu billigen: eine Ausflucht, die deswegen nicht auf alle getadelte Stellen paßt, weil der Verfaſſer wirklich die Erklärungen des Origenes bisweilen als ſolche zu den übrigen hinſezt, unter welchen man wählen könne. Daß ihm ſein im Traum geſchehenes Verſprechen vom Rufinus ſo ſtreng ausgelegt wird, findet er überhaupt unverſchämt; frägt denſelben, ob er auch alles in der Taufe verſprochene erfüllt habe, und verſichert, daß für ihn kein fortgeſeztes Leſen der Heyden nöthig geweſen ſey, um dasjenige zu behalten, was er ehemals von ihnen gelernet hatte. Ob ſich gleich Rufinus über ſeinen Glauben ſo befriedigend erklärt zu haben glaubte; findet doch Hieronymus noch manches darinne unbeſtimmt. Er verlangt von ihm, daß er geradezu bekenne, die Seele Jeſu ſey mit ihrem Körper geſchaffen worden, indem jede andere Meinung von ihrem Urſprunge gefährliche Folgen habe. Eben ſo begnügt er ſich nicht daran, daß Rufinus die vollſtändige Auferſtehung dieſes Fleiſches mit allen Gliedern zugiebt. Er frägt ihn,

J. n. C. G. 363. bis 430.

 was

J. n. was Origenes leugne, nämlich, ob die Körper in eben
C. G. demſelben Geſchlechte, in welchem ſie geſtorben ſind,
363. bis auferweckt werden ſollen? oder ob in einem vermiſchten
430. Geſchlechte, das entweder beydes zugleich, oder keines von beyden ſey? und ob die Körper ſelbſt mit Fleiſch und Blut ewig unſterblich bleiben, oder nach und nach in Nichts verwandelt, in die vier Elemente wieder aufgelöſet werden ſollen? Er ſpottet weiter darüber, daß ſein Gegner den Teufel das ewige Feuer beſitzen läßt, und nennt es eine Verleumdung gegen dieſen, daß er allen Menſchen die Urſache zu ſündigen geworden ſey. Denn dadurch würden die Menſchen von aller Schuld befreyet, auch ihr freyer Wille aufgehoben. Beſonders ſtellt er es lächerlich vor, daß Rufinus ein feyerliches Bekenntniß ſeiner Unwiſſenheit über den Urſprung der Seelen, an den Anaſtaſius abgelegt habe; es iſt ihm unglaublich, daß der richtige Begriff davon nicht einmal durch Chriſtum gelehrt worden ſeyn ſoll: aber in eine Unterſuchung dieſer Streitfrage läßt er ſich nicht ein. Darauf ſind es wieder die Irrthümer des Origenes, und die Ueberſetzung ſeines Werks vom Rufinus, welche Hieronymus angreift. Merkwürdig iſt hier vornehmlich die Art, wie er den Beweis des leztern, daß die Schriften des Origenes von Ketzern verfälſcht worden wären, zu entkräften ſucht. Andern rechtgläubigen Lehrern, hatte Rufinus geſagt, war eben dieſes begegnet. Allein das leugnet Hieronymus, weil man durch eine ſolche Muthmaaßung auch die Schriften der Ketzer ſelbſt vertheidigen, und behaupten könne, das Irrige in denſelben ſey durch Verfälſchungen hineingekommen; ja auf dieſem Wege würde man jedes Buch, woran man etwas auszuſetzen finde, für unächt ausgeben müſſen. Wie ſind denn aber, fährt er fort, in die Schriften jener Lehrer anſtößige Stellen gefloſſen? und giebt die Antwort: „Wenn ich gleich die Urſachen „dieſer Flecken nicht anzugeben weiß; ſo werde ich ſie „darum nicht alsbald für Ketzer erklären. Denn es iſt

„mög-

„möglich, daß ſie entweder ehrlich geirrt, oder in einem „andern Verſtande geſchrieben haben; oder daß ihre „Schriften nach und nach von den ungeſchickten Abſchrei„bern verdorben worden ſind. Sie mögen auch wohl, „ehe Arius, gleichſam als ein mittäglicher Teufel, zu „Alexandrien gebohren wurde, manches unſchuldig und „unvorſichtig geredet haben, was der Verleumdung ver„kehrter Leute nicht ausweichen kann.“ Es iſt unleugbar, daß alle dieſe Entſchuldigungen dem Origenes eben ſo wohl, und gewiſſermaaßen noch mehr zu Statten kommen mußten, als andern alten Lehrern. Allein niemand wird ſich wundern, daß Hieronymus ſolches nicht empfunden, noch weniger geſtanden hat. Er hatte ſich einmal feſt vorgenommen, alles einſeitig zu betrachten: und man hat auch bereits in dieſer Geſchichte die Urſachen geſehen, warum bey ſo vielen jeder Fehltritt des Origenes weit unverzeihlicher geweſen iſt, als eben derſelbe bey andern, die weder ſeinen Geiſt noch ſeine Verdienſte aufweiſen konnten. Beſſer führt Hieronymus ſeine Sache in dem übrigen Theil dieſer Schrift, wo er ſeine neue Ueberſetzung des Alten Bundes, ingleichen ſeine Geſinnungen in Abſicht auf die alexandriniſche Ueberſetzung, rettet.

J. n. C. G. 363. bis 430.

An Gelehrſamkeit, Witz und Beredſamkeit, an der Gabe fein und bitter zu ſcherzen, zeigt ſich Hieronymus in dieſer Schutzſchrift ſeinem Gegner ohne Zweifel ſehr überlegen. Aber zugleich herrſcht darinne eine ſo unglückliche Rechthaberey, mit niedrigen Diſputirränken und Spottnahmen verbunden, daß Rufinus in dieſer Vergleichung eben nicht verächtlich wird; wenn gleich manche ſchlechte und ſchiefe Ausdrücke deſſelben nicht ohne Grund belacht werden. Dieſer ſcheint auch durch ſein folgendes Betragen den Ruhm einer größern Mäßigung beybehalten zu haben. Da ihm ein Kaufmann aus den Morgenländern die Schutzſchrift des Hieronymus nach Aquileja brachte, der nach zwey Tagen wieder abreiſte:

ſo

J. n. C. G. 363. bis 430. ſo wollte er nicht erſt die Zeit zu einer öffentlichen Widerlegungsſchrift abwarten; ſondern ſchrieb bloß an ſeinen Gegner ſelbſt, um ihn, wie er ſagte, zu erinnern und zu beſſern; nicht aber bey andern ein Aergerniß zu ſtiften. Dieſes Schreiben iſt zwar nicht mehr vorhanden; allein Hieronymus hat in ſeiner Beantwortung (advers. Rufinum L. III. p. 435. ſq. l. c.) mehrere Stellen aus demſelben eingerückt. Er nennt es freylich eine Anklageſchrift voll Schmähungen, Lügen und Drohungen; unterdeſſen ſieht man doch nur ſoviel, daß Rufinus ziemlich derb geſchrieben haben möge. Seine Schutzſchrift wider den Hieronymus, ſagt er, ſey nicht, um Aufſehen zu machen, ſondern zur Belehrung einiger, welche durch ihn falſche Begriffe bekommen hätten, aufgeſezt, und daher auch dieſen nur zugeſandt worden; weil er ſie aber widerlegt habe, ohne ſie zu ſehen, ſo werde ſie auch ihm hiermit geſchickt, damit er nicht, wie es ſeine Freunde ehemals gemacht hätten, nöthig habe, den Geſchwindſchreiber des Rufinus zu beſtechen. Dieſer behauptet, daß Hieronymus in ſeinen exegetiſchen Schriften eben das gethan habe, was er ſeiner oftgenannten Ueberſetzung ſo ſehr zur Laſt lege, nämlich Meinungen des Origenes und anderer einzuſchalten, ohne ſie genau von den ſeinigen zu unterſcheiden. Er beruft ſich darauf, daß alle italiäniſche Biſchöfe ſeinen Glauben von der Auferſtehung gebilligt hätten; geſteht nochmals, daß er über den Urſprung der Seelen eben ſo wenig, als über andere natürliche Gegenſtände, etwas Gewiſſes ſagen könne; beharrt dabey, daß Hieronymus ſein eidliches Verſprechen, keine heydniſchen Schriftſteller zu leſen, gebrochen habe; ermahnt ihn, ſich zu beſſern, und verlangt von ihm nicht öffentliche, ſondern Privaterinnerungen. Es hat auch das Anſehen, daß er gedroht habe, ihn vor den weltlichen Gerichten zu verklagen; zulezt aber wünſcht er, Hieronymus möchte den Frieden lieben.

Eben

Eben dieſen Wunſch äußerte auch Chromatius, Biſchof von Aquileja, gegen den Hieronymus, nachdem er die Schutzſchrift deſſelben geleſen hatte, und verlangte von ihm, daß er den Streit nicht weiter fortſetzen möchte. Allein Hieronymus rief den Erlöſer zum Zeugen an, daß er wider ſeinen Vorſatz die Feder habe ergreiſen müſſen, weil er ſonſt, da ihm Rufinus den Untergang drohte, wenn er nicht ſchwiege, ſich der vorgeworfenen Verbrechen ſchuldig erkennen würde. Er ſchrieb alſo abermals eine ausführliche Vertheidigung, (advers. Ruf. Liber. III. p. 435. ſq.) die noch ins Jahr 401. oder in das folgende gehört. Man erwartet im voraus, daß darinne viel Perſönliches, viele Wiederholungen von dem ehemals geſagten, vorkommen werden; dazu muß man noch die dem Verfaſſer eigenen wortreichen Ausſchweiſungen und Gemeinplätze ſetzen. Es wird alſo auch nur wenig daraus hier einen Platz finden können. Nach einigen hitzigen und ſpöttiſchen Stellen, ruft Hieronymus aus: „Welch eine Erbauung für die Zuhörer, daß zween alte Männer mit einander wegen der Ketzer fechten! Zumal da beyde für Rechtgläubige gehalten ſeyn wollen. Laßt uns die Ketzer nicht weiter ſchützen! ſo wird auch kein Streit unter uns ſeyn. Wir wollen den Origenes mit eben demſelben Eifer, mit welchem wir ihn ehemals gelobt haben, jezt, da er in der ganzen Welt verdammt wird, auch verdammen. Laßt uns einander die Hände geben, die Gemüther vereinigen, und den beyden Siegszeichenträgern der Morgenländer und Abendländer, (dem Theophilus und Anaſtaſius,) mit hurtigem Schritte folgen. Wir haben als Jünglinge geirrt; wir wollen uns im Alter beſſern. Wenn Du mein Bruder biſt: ſo freue Dich über meine Beſſerung; wenn ich Dein Freund bin: ſo muß ich Dir zu Deiner Bekehrung Glück wünſchen. So lange der Zank zwiſchen uns fortdauert, wird es ſcheinen, daß wir den wahren Glauben aus Noth, nicht aus Neigung, annehmen. Unſere beyderſeitige Feindſchaft entreißt uns

J. n. C. G. 363. bis 430.

das

J. n. C. G. 363. bis 430.

das Zeugniß einer wahren Buße. Wenn wir einerley glauben, eben daſſelbe wollen und nicht wollen, (woraus, wie Catilina ſelbſt bezeugt, feſte Freundſchaften entſtehen,) wenn wir auf gleiche Weiſe die Ketzer haſſen, und den alten Irrthum verdammen, wozu ziehen wir gegen einander los, da wir einerley beſtreiten, und einerley vertheidigen? Verzeihe es mir, daß ich die Gelehrſamkeit und den Bibelfleiß des Origenes in meiner Jugend, ehe ich noch ſeine Ketzerey genauer kannte, gelobt habe; ich will es Dir hinwiederum vergeben, daß Du mit grauem Kopfe eine Schutzſchrift für ſeine Bücher aufgeſezt haſt.“ Man ſieht leicht, wie bey allen dieſen freundſchaftlich und beſcheiden klingenden Erklärungen des Hieronymus, doch ſeine Hauptforderung, das unbedingte Verdammungsurtheil über den Origenes, eine unerträgliche Zumuthung auch für gemäßigte Verehrer deſſelben blieb. Wenn er über dieß ſich beklagte, daß Rufinus eine Glaubensſtreitigkeit in einen perſönlichen Zwiſt, recht nach der Gewohnheit der Ketzer, verwandelt habe: ſo hatte dieſes niemand mehr, als er ſelbſt, gethan. Eben ſo wenig konnte es zur Friedensſtiftung beytragen, daß er mit dem ſteifſten Eigenſinne, oder vielmehr mit ſophiſtiſcher Verdrehungskunſt, vom Rufinus verlangte, er ſollte voll Reue bekennen, dem Märtyrer Pamphilus eine große Beleidigung zugefügt zu haben, indem er ihn zum Ketzer gemacht habe. „Du magſt, ſagt er, beym künftigen Weltgerichte ſelbſt zuſehen, was Du auf die Beſchwerden des Märtyrers über Dich, werdeſt antworten können!“ Er hat in einigen Stellen Recht; ſeine Einfälle und beredten Luftſtreiche ſelbſt mildern das Ekelhafte dieſer in einem ſo engen Kreiſe ſich herumdrehenden Händel; allein der Schluß iſt immer einerley: Rufinus muß in allen ſtreitigen Punkten denken, wie Hieronymus; ſonſt iſt er ein Ketzer, und eine Ausſöhnung iſt unmöglich.

Man hat keine Nachricht, ob Rufinus dieſe neue Vertheidigungsſchrift des Hieronymus geſehen oder beant-

beantwortet habe. Sie ſcheint die lezte geweſen zu ſeyn, J. n. C. G. 363. bis 430.
die in dieſer Streitigkeit gewechſelt wurde. Man hat zwar aus einem in den neuern Zeiten entdeckten Aufſatze, von dem und deſſen Ausgaben bereits oben (S. 129.) gehandelt worden iſt, zu beweiſen geſucht, daß Rufinus die ihm, oder vielmehr dem Origenes, vorgeworfenen Irrthümer ausdrücklich widerrufen habe. Allein wie wenig man dieſe Schrift dem Rufinus beylegen könne, hat unter andern auch noch Fontanini (in Hiſt. Litter. Aquilejens. p. 409. ſq.) gezeigt. Unterdeſſen wenn Rufinus, vielleicht noch vor ſeinem im Jahr 410. erfolgten Tode, ſich die alte Ruhe durch Stillſchweigen wieder gegeben hat: ſo konnte Hieronymus dieſelbe ſeinem erbitterten Gemüthe nicht einmal alsdenn verſchaffen, da ſein Gegner ſchon aus der Welt gegangen war. Er hatte ihn während der Lebhaſtigkeit ihres Streits mit manchen Spottnahmen belegt: und noch in dem Jahre nach deſſen Ableben ſchilderte er ihn, unter dem Nahmen des Grunzenden, (Grunnius) mit den verächtlichſten Zügen, als einen ſtolzen und elenden Schwätzer, der inwendig Nero, und von außen Cato, ganz zweydeutig und widerſprechend, eine neue Art von Ungeheuer geweſen ſey. (Epiſt. XCV. p. 776. T. IV. P. II. Opp.) Um eben dieſelbe Zeit konnte ſich der achtzigjährige Mönch, in einer Erklärungsſchriſt der Bibel, folgendes abſcheuliche Frohlocken über ſeinen todten Gegner erlauben: „Der Scorpion wird zwiſchen dem Enceladus und Porphyrius, von Siciliens Erde gedrückt: „und die vielköpfigte Hydra hat endlich einmal aufgehört, wider uns zu ziſchen." (Prolog. in Ezechiel. Prophet. p. 698. T. III. Opp. ed. Martian.)

Angenehm iſt es wenigſtens, zu ſehen, daß Hieronymus, ohngeachtet ſeines großen Anſehens, der einzige unter ſeinen Zeitgenoſſen geblieben iſt, der in Schriften eine ſo verhaßte Abbildung vom Rufinus hinterlaſſen hat. Dieſer Mann, den er durchaus für einen

Ketzer

J. n. C. G. 363. bis 430. Ketzer angeſehen wiſſen wollte, wurde von den vornehmſten rechtglaͤubigen Biſchoͤfen, welche damals in Italien lebten, gleich dem unverdaͤchtigſten Lehrer geſchaͤtzt. Caßianus lobt ihn nicht nur als einen frommen Moͤnch; (chriſtianae philoſophiae vir,) ſondern auch als einen anſehnlichen Lehrer, (haud contemnenda eccleſiaſticorum doctorum portio; de Incarnat. Domini, L. VII. c. 27. p. 802. ed. Francof.) Gennadius, der bereits oben (S. 131. fg.) angefuͤhrt worden iſt, ſcheint die ungerechte Behandlung des Rufinus vor andern gefuͤhlt zu haben, indem er ſeine Vertheidigung gegen einen Verleumder (obtrectator) nennt. Vornehmlich aber betrug ſich der Freund des Hieronymus, Auguſtinus, bey dieſen Haͤndeln auf eine wuͤrdige Art. Als ſie ihren Anfang nahmen, und Hieronymus auch gegen ihn wider den Origenes loszog, verlangte Auguſtinus von ihm zu wiſſen, worinne denn die Irrthuͤmer deſſelben beſtuͤnden, von denen ſein Freund, wie er hinzuſezte, am fuͤglichſten gleich in ſeinem Buche von den Kirchenſchriftſtellern haͤtte Nachricht ertheilen koͤnnen. (Auguſtin. ad Hieron. p. 606. in Hieron. Opp. T. IV. P. II.) Nachher bekam er zwar die Streitſchriften des Hieronymus und Rufinus zu Geſichte; der erſtere ſchickte ihm die ſeinige ſelbſt zu; aber er bezeigte ihm daruͤber ſein ſtarkes Mißfallen. „Nachdem ich Deine Antwort geleſen habe, ſchreibt er, (Auguſt. Epiſt. ad Hieron. p. 615. in Opp. Hieron. l. c.) ſchmerzte es mich ſehr, daß zwiſchen ſo geliebten und vertrauten Perſonen, die durch ein beynahe allen Gemeinen ſehr bekanntes Freundſchaftsband vereinigt waren, ein ſo großes Uebel von Zwietracht habe entſtehen koͤnnen. Es leuchtet wohl genug aus Deinem Schreiben hervor, wie ſehr Du Dich maͤßigſt, und die Stacheln Deines Unwillens zuruͤck halteſt, um nicht Schmaͤhungen mit Schmaͤhungen zu vergelten. Allein da ich ſelbſt beym Leſen Deines Schreibens innigſt betruͤbt worden, und vor Furcht erſtarrt bin, was wuͤrde wohl die Schrift Deines Gegners aus mir ge-

gemacht haben, wenn ſie in meine Hände gefallen wäre? J. n. C. G. 363. bis 430.
— Vor welchem Freunde ſollte man ſich nun nicht, als vor einem künftigen Feinde ſcheuen, wenn zwiſchen dem Hieronymus und Rufinus eine ſo beklagenswürdige Trennung ausbrechen konnte? — Es iſt äußerſt ſchmerzlich für mich, zu denken, daß zwiſchen Euch, denen Gott ihren Wunſch in reichem Maaße bewilligt hat, in der genaueſten Verbindung mit einander den Honig der heiligen Schrift koſten zu können, eine ſolche Erbitterung erwachſen konnte, die nun für jedermann zu befürchten iſt, nachdem ſie zu einer Zeit, da Ihr, nach Wegwerfung aller weltlichen Laſten, ganz frey dem Herrn folgtet, und in demjenigen Lande zugleich lebtet, in welchem der Herr als ein Menſch herumgehend ſagte: **Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden hinterlaſſe ich euch**, unter Euch, die Ihr Männer von reifem Alter ſeyd, und in dem Worte des Herrn wohnet, hat entſpringen können. — Weh mir, daß ich Euch nicht beyde irgendwo antreffen kann! Vielleicht würde ich, von Schmerz und Furcht durchdrungen, Euch zu Füßen fallen, weinen, ſo viel ich könnte, bitten, ſo ſtark ich liebte, bald einen jeden für ſich ſelbſt, bald jeden für den andern, und auch für andere, beſonders für die Schwachen, für welche Chriſtus geſtorben iſt, welche Euch, gleichſam wie auf dem Schauplatze dieſes Lebens, mit ihrer großen Gefahr betrachten, daß Ihr doch ja nicht von Euch ſolche Dinge ſchriftlich ausſtreuen möget, die Ihr dereinſt, wenn Ihr wieder einig ſeyn werdet, nicht auslöſchen könnet, oder Euch alsdann zu leſen fürchten möchtet."

Das Traurigſte bey dieſer hitzigen Streitigkeit war eben dieſes, daß ſie nicht nur ein betrügliches Anſehen von Wichtigkeit hatte; ſondern auch ganz und gar keine Früchte für die Gelehrſamkeit, Religion oder Kirche hervorbrachte. Es ſcheint zwar beym erſten Anblicke, als wenn darüber ſo heftig geſtritten worden ſey, ob die

J. n. groben Irrthümer, welche dem Origenes beygemeſſen
C. G. wurden, durch andere Lehrer ausgebreitet werden dürf-
363. bis ten? Aber, wie man geſehen hat, war davon eigentlich
430. die Frage nicht. Denn dieſe Lehrer betheuerten es, daß ſie an den gedachten Irrthümern gar keinen Antheil nähmen; ſie leugneten ſogar, daß Origenes dieſelben vorgetragen habe. Alles lief daher auf perſönliche und geringfügige Zänkereyen über den Origenes, ſeine Schriften, Feinde, Freunde und Ueberſetzer, hinaus. Freylich hätte auch hieraus noch ein erheblicher Nutzen gezogen werden können, wenn es die Natur eines perſönlichen Streits, der nicht Wahrheit, ſondern bloß Ehre und Vortheil oder Verkleinerung auf beyden Seiten ſucht, erlaubt hätte. Gewiſſermaaßen konnte man zwar bey der Frage über die Lehrſätze des Origenes, kaum einen recht feſten Fuß ſtellen. Doch ſelbſt bey Seite geſezt, wem ſie zugehörten, war es eine bequeme Gelegenheit, ſie freyer zu unterſuchen; oder auch ausfindig zu machen, mit welcher Beſcheidenheit man bey ihrer genauern Beſtimmung verfahren müſſe. Keines von beyden geſchah; Verketzern und Verketzerungen abwehren, war alles, was man auszuführen ſuchte. Origenes wurde nun verhaßter, als er jemals vorher geweſen war; allein diejenigen, welche ſolches bewirkten, zeichneten ſich durchaus als ſchlechtere Menſchen aus, wie ihre Gegner. Ohne gerade alles zu vertheidigen, was der Biſchof Johannes und Rufinus in dieſen Händeln, wo ſie doch ſo offenbar gereizt wurden, gethan oder geſchrieben haben, kann man gleichwohl ihren mehrmals angeführten Schutzrednern, Vaſtel, Cacciari, Fontanini und Rubeis, unter welchen die beyden leztern den zwey erſten bey weitem vorzuziehen ſind, in der allgemeinen Beurtheilung ſeinen Beyfall nicht verſagen.

Dieſer ſo langwierige, für die Wahrheit beynahe ganz unnütze Streit, war jedoch nur der erſte Auftritt von den Händeln, welche gegen das Ende des vierten

Jahr-

Jahrhunderts über die Lehrſätze des Origenes ausbra- J. n.
chen. Er hatte hauptſächlich Paläſtina und Italien C. G.
zum Schauplatze gehabt; wenn gleich die Bewegungen 363.
deſſelben ſich auch nach Africa fortpflanzten. Zu glei- bis
cher Zeit aber eröffnete ſich der zweyte Auftritt in 430.
Aegypten, und nach und nach zu Conſtantinopel, noch weit anſtößiger und unglücklicher als der erſte; für die Aufklärung der Chriſten, oder auch für die theologiſche Gelehrſamkeit, eben ſo fruchtlos, und deſto mehr ein Denkmal der unbändigſten Leidenſchaften. **Epiphanius** bezeigte ſich zwar auch hier ſehr geſchäftig; ſelbſt **Hieronymus** unterließ nicht daran Theil zu nehmen; allein die Hauptperſon, welche Getümmel und Verwirrung auf mehreren Seiten ſtiftete, war **Theophilus**, Biſchof oder Patriarch von **Alexandrien**.

Unter allen chriſtlichen Lehrern dieſer Zeit hat er den ſchlimmſten Ruf hinterlaſſen. Ja, ob ihm gleich **Hieronymus** die übertriebenſten Lobſprüche ertheilt, und er ſelbſt durch ſeinen Eifer für die Rechtgläubigkeit, eben ſo gut wie andere jener ältern Lehrer, den Ehrennahmen des **Heiligen** verdient hätte, mit welchem **Athanaſius**, **Epiphanius** und **Hieronymus**, und die übrigen ihres gleichen immer bezeichnet werden; ſo haben doch die neuern Römiſchkatholiſchen Schriftſteller größtentheils Bedenken getragen, ihm dieſe Höflichkeit zu erweiſen, die, da ſie ſo oft dem Charakter der angeſehenſten Lehrer widerſpricht, auch bey allen ohne Unterſchied wegbleiben ſollte. Sie iſt zwar eben ſo wenig ein rühmliches Urtheil der Nachwelt von irgend einem derſelben, als der Beynahme Seelig, mit welchem man von Verſtorbenen ſpricht; allein der heilige Biſchof legt doch gar zu leicht dem freyern Forſcher in ſeiner Geſchichte, entweder Stillſchweigen, oder eine gewiſſe Schüchternheit auf. **Theophilus** ſcheint in ſeinen frühern Jahren eine Zeitlang unter den Einſiedlern und Mönchen des Nitriſchen Gebürges in Aegypten gelebt zu haben. Nachher wur-

de er zu Alexandrien durch ſeine Gelehrſamkeit bekannt,
J. n. C. G. als er vermuthlich Presbyter geworden war. Sein
363. bis noch vorhandener Oſterzirkel (Cyclus Paſchalis) iſt
430. allem Anſehen nach damals von ihm aufgeſezt worden, und Rufinus rühmt ſich, ihn um dieſe Zeit zum Lehrer gehabt zu haben. Nach dem Tode des Timotheus, Biſchofs von Alexandrien, im Jahr 385. folgte er ihm in dieſer Würde nach, und bekleidete ſie über ſieben und zwanzig Jahre.

Sein unternehmender und Ränkevoller Geiſt zeigte ſich ſeitdem bey ſehr vielen Gelegenheiten. Als der Kaiſer Theodoſius im Jahr 388. mit dem Maximus Krieg führte, ſchickte Theophilus einen ſeiner Aelteſten zu Alexandrien, Iſidorus, der daſelbſt für die Fremden und Armen Sorge trug, mit Schreiben, ſowohl an den Kaiſer, als an deſſen Mitbewerber um das Reich, ab, und befohl ihm, demjenigen von beyden das Schreiben, nebſt den mitgegebenen Geſchenken, zu überreichen, der die Oberhand behalten würde. Indem aber Iſidorus dieſes zu Rom abwartete, entwandte ihm der Vorleſer, der ihn begleitet hatte, die gedachten Briefe, und nachdem alſo ſeine zweydeutige Beſtimmung entdeckt worden war, eilte er nach Alexandrien zurück. Für dieſen gefährlichen Dienſt wollte ihn nachmals Theophilus dadurch belohnen, daß er ihm das Bißthum von Conſtantinopel verſchaffte. Allein der oberſte Staatsbediente hatte dazu bereits den in der Folge ſo berühmt gewordenen Johannes Chryſoſtomus auserſehen. Er überließ alſo dem Theophilus kurzweg die Wahl, ob er dieſen zum Biſchof weihen, oder ſich gegen die ſchweren Anklagen verantworten wollte, welche verſchiedene Biſchöfe wider ihn eingegeben hatten: und er befand für gut, das erſtere zu thun. (Socrat. Hiſt. Eccl. L. VI. c. 2. Sozom. H. E. L. VIII. c. 2.)

Man hat bereits in dieſer Geſchichte geleſen, (Th. VII. S. 215-219.) wie feurig ſich der Eifer des Theophilus

philus bey der Zerſtörung der heydniſchen Tempel zu Alexandrien im Jahr 391. bewieſen habe; aber auch, wie viel Religionshaß und Verfolgungsgeiſt er dabey habe blicken laſſen. Die Beſchuldigung der Heyden, daß ihn zugleich Eigennutzen und Geldbegierde dabey angetrieben haben, gewinnt durch den Abriß, welchen chriſtliche Schriftſteller von ihm machen, eine ziemliche Stärke. In einer Stelle des Palladius, (Dialog. de vita S. Iohann. Chryſoſt. p. 137. Paris. 1680. 4.) wo von dem Patriarchen der Aegyptier geſagt wird, daß er eben ſo wie der Jüdiſche, aus der Beſetzung und Veränderung prieſterlicher Aemter viel Geld ziehe, kann nur Theophilus gemeint ſeyn. Iſidorus von Peluſium aber klagt ausdrücklich über ſeine Geldſucht und ausſchweifende Neigung zum Bauen; (L. I. Ep. 152. p. 47. Paris. 1638. fol.) welche leztere vom Palladius (l. c. p. 51.) eine Pharaoniſche Steinwuth zu Gebäuden, deren die Kirche nicht bedarf, genannt wird.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Zwar könnten alle dieſe Schriftſteller, als Verehrer des Origenes oder des Chryſoſtomus, partheyiſch gegen den Theophilus zu ſeyn ſcheinen. Allein nicht nur ihre Uebereinſtimmung unter einander in ſo vielem Böſen, was ſie von ihm erzählen; ſondern hauptſächlich ſeine ungezweifelten Handlungen, beſtätigen ihre Glaubwürdigkeit. Man beſchreibt ihn alſo als einen ſehr kühnen, heftigen und unbiegſamen Mann, der bald gewaltſame, bald argliſtige Mittel zur Erreichung ſeiner Abſichten gewählt habe, und ſchlechterdings keinen Widerſtand dulden konnte. Er gab deswegen auch die geiſtlichen Aemter Leuten, welche ihm ganz ergeben waren. Um der Unterſtützung der Großen zu genießen, ſandte er Geiſtliche nach Conſtantinopel, welche es ſelbſt durch Beſtechungen auswirken mußten, daß der Hof keine andern Befehlshaber in Aegypten ernannte, als welche ihm angenehm waren. Es fehlte ihm unterdeſſen auch nicht an beſſern Eigenſchaften. Ein nicht gemeiner Verſtand,

J. n. C. G. 363. bis 430.

viel Thätigkeit und Muth, machten ihn fähig, große Dinge auszuführen. Palladius verſichert, (l. c. p. 43.) daß er ſcharfſichtig genug geweſen ſey, um aus der Bildung und den Reden eines Menſchen, ſogleich einen ſichern Schluß auf die geheimen Abſichten deſſelben machen zu können. Seine Wachſamkeit im Lehramte wird auch gerühmt; es war aber freylich mehr die Fertigkeit, über alles herzufallen, was von ſeinen Religionsbegriffen abwich. Deſto unerwarteter iſt es, daß er, wie anderwärts gemeldet worden iſt, (Th. VII. S. 156.) einſt einen Mann zum Bißthum geweiht hat, der ſich erklärte, daß er die Auferſtehung der Todten nicht glauben könne. Die Gelehrſamkeit und Beredſamkeit dieſes Mannes, des Syneſius, erwarben ihm vielleicht dieſe außerordentliche Gewogenheit des Theophilus, der ſelbſt in der Philoſophie und Mathematik nicht ungeübt war.

Von ſeinen Schriften brauchen diejenigen hier noch nicht genannt zu werden, welche gegen den Origenes und deſſen Freunde gerichtet ſind. Eine der erſten unter den übrigen war ſein auf Verlangen des Kaiſers Theodoſius ausgerechneter Oſterzirkel. Er fieng denſelben mit dem Jahr 380 an, und beſtimmte darinne vierhundert und achtzehn Jahre hindurch, den Monath und Tag, auf welchen das Oſterfeſt jährlich fiel. Den ähnlichen ſogenannten goldenen Cyklus des Anatolius, Biſchofs von Laodicea, im dritten Jahrhunderte, der nur neunzehn Jahre in ſich begriff, verbeſſerte und erweiterte er zwar durch den ſeinigen; aber auch dieſer wurde erſt nachher vom Victorius durch ſeinen Cyklus von 532 Jahren zur Vollkommenheit gebracht. Unterdeſſen diente der vom Theophilus erfundene dem Stifter der chriſtlichen Zeitrechnung im ſechſten Jahrhunderte, Dionyſius, zur Grundlage des ſeinigen. Dem Kaiſer ſandte er nur eine Tafel von hundert Jahren aus dieſem Cyklus, nebſt den dazu gehörigen Beweiſen, und einem Schreiben. Nichts von

dieſem

dieſem allem iſt mehr vorhanden; wohl aber ein kleiner Aufſatz des Theophilus über dieſe Tafel. (in Aeg. Bucher. Commentar. de doctr. tempor. in Victorium Aquit. et alios antiquos Canon. Paſchal. Scriptores, p. 471. ſq. Antverp. 1673. fol.) Ueberhaupt wurde ſein Cyklus, weil man ihn etwas dunkel fand, wenig gebraucht. Daher kürzte ihn ſein Schweſterſohn und Nachfolger im Bißthum, Cyrillus, dergeſtalt ab, daß er ihn auf fünf und neunzig Jahre zuſammenzog. Theophilus ſelbſt kündigte, ohngeachtet er durch ſeinen Cyklus das Oſterfeſt auf viele Jahre feſtgeſezt hatte, daſſelbe jährlich, nach der alten Gewohnheit der Alexandriniſchen Biſchöfe, auch durch beſondere Schreiben oder Predigten an, von denen die noch vorhandenen in der Folge beſchrieben werden ſollen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Einige ſeiner merkwürdigern kirchlichen Vorſchriften und Entſcheidungen (Canones, in Beveregii Synodico, T. II. P. I. p. 170-173.) verdienen auch hier angeführt zu werden. In der erſten ſagt er, daß, da die Chriſten ſchuldig wären, jeden Tag des Herrn zu ehren, weil an demſelben Chriſtus von den Todten auferſtanden ſey, ſolches auch diesmal geſchehen müſſe, da das Feſt Theophania (oder das Geburtsfeſt Chriſti) auf einen Sonntag falle. Anſtatt alſo am vorhergehenden Tage das gewöhnliche Faſten zu beobachten, ſollten die Chriſten ſeines Kirchenſprengels nur wenige Datteln genießen, ſich den Ketzern nicht gleich ſtellen, welche dem Auferſtehungstage Chriſti keine Ehrerbietung bezeigen, und in der neunten Stunde ſich zum öffentlichen Gottesdienſte verſammeln. In einem andern Schreiben verordnet er, daß Lehrer, welche mit Arianiſchen Biſchöfen Kirchengemeinſchaft unterhalten hätten, zwar abgeſezt werden; aber doch ruhig an dem Orte ihres Aufenthalts verbleiben ſollten. Bey einem Diakonus, welcher beſchuldigt wurde, daß er ſeines Bruders Tochter geheyrathet habe, müſſe darauf geſehen werden, ob ſol-

J. n. ſolches noch vor ſeiner Taufe geſchehen ſey, und ob er
C. G. nach derſelben keinen vertrauten Umgang mit ihr gepflo-
363. bis gen habe? in dieſem Falle ſollte er ſtraflos bleiben;
430. ſonſt aber aus dem geiſtlichen Stande geſtoßen werden. Keine Weihungen von Geiſtlichen ſollten heimlich vorgenommen werden; ſondern die geſammte Geiſtlichkeit der Gemeine ſollte darein willigen; das Volk ſollte gegenwärtig ſeyn, und von dem Biſchof angeredet werden, damit es für den zu Weihenden ein Zeugniß ablegen könne. Der Reſt von den freywilligen Gaben, (τὰ προσφερόμενα εἰς λόγον θυσίας) nachdem das heilige Abendmahl (τὰ μυστήρια) davon gehalten worden iſt, ſoll bloß unter die Geiſtlichen, und die bey ihnen befindlichen Gläubigen, nicht aber unter Katechumenen, vertheilt werden. Andere Verordnungen in dieſem Schreiben, gehen von der gewöhnlichen Kirchenzucht gar nicht ab. Unter den übrigen aber enthält eines den Fall eines Mannes, der, weil er aus Unwiſſenheit in den Kirchengeſetzen eine unerlaubte Heyrath getroffen hatte, ſich nachher mit Bewilligung ſeiner Frau von derſelben trennte. Theophilus giebt dem Biſchof, der ihm dieſes gemeldet hatte, den Rath, beyde Perſonen, wenn ſie anders aufrichtig dabey handelten, unter die Katechumenen zu verſetzen; ſollte er aber Unredlichkeit bey ihnen merken: ſo möchte er thun, was ihm Gott eingebe, und die ihnen nöthige Schärfe anwenden.

Theophilus hatte an den Streitigkeiten, welche in Paläſtina über den Origenes entſtanden waren, nach und nach, wie bereits oben (S. 147. fg. 149. fg. 158. fg.) erzählt worden iſt, einigen Antheil genommen, welcher den Wünſchen des Epiphanius und Hieronymus gar nicht gemäß war. Er ließ nicht allein gegen den Origenes viele Neigung blicken; ſondern zeigte ſich auch als einen Freund des Biſchofs von Jeruſalem, Johannes, und des Rufinus. Das Betragen ſeines Abgeordneten Iſidorus in Paläſtina, ſein eigener Auf-

enthalt

enthalt daſelbſt, und andere ſeiner Schritte, dienten zur Unterſtützung der Origeniſten. Beſonders aber ſchei- nen die Vorwürfe, welche er dem Epiphanius in einem Schreiben an den Römiſchen Biſchof Siricius machte, und ſeine Ermahnungen an den Hieronymus, den kur- zen Stillſtand dieſer Händel im Jahr 397. befördert zu haben. Er hätte auch einen Aegyptiſchen Biſchof oder Presbyter, Paulus, der ein Feind der Origeniſten war, in einer Verſammlung von Biſchöfen abgeſezt, und genö- thigt, nach Paläſtina zu flüchten. Hieronymus nahm denſelben zu Bethlehem liebreich auf; und obgleich Paulus einen kaiſerlichen Befehl erhielt, um wieder in ſein Amt eingeſezt zu werden, blieb er doch am gedach- ten Orte bis zum Jahr 401. (Hieron. advers. Rufin. L. III. p. 453. ſq.)

J. n. C. G. 363. bis 430.

Allein der heftige und unruhige Geiſt des Theo- philus gieng ſeitdem allmählig zu ganz entgegengeſezten Geſinnungen über. Er entzweyete ſich mit eben dem- ſelben Iſidorus, der ſo lange ſein Vertrauter geweſen war. Zwar kommen die Geſchichtſchreiber nicht völlig in den Urſachen dieſer Veränderung überein; es ſchei- nen aber auch mehrere derſelben zuſammengekommen zu ſeyn. Nach dem Sokrates, (H. E. L. VI. c. 9.) woll- te Theophilus den Archipresbyter Petrus zu Alex- andrien unter dem Vorwande abſetzen, weil er eine Manichäiſche Frauensperſon, ohne daß ſie ihren Irr- thümern entſagt hätte, zum heiligen Abendmahl zuge- laſſen habe. Allein Petrus behauptete, daß dieſe Frau rechtgläubig ſey, und daß ihre Aufnahme in die Kirchen- gemeinſchaft ſogar mit Bewilligung des Theophilus ſelbſt geſchehen wäre. Als der Biſchof nichts davon wiſſen wollte, berief ſich jener auf das Zeugniß des Iſi- dorus, welcher auch eben dieſes bekräftigte; aber ſich und dem Archipresbyter dadurch den Verluſt ihrer Aemter zuzog. Sozomenus ſezt zu dieſer Nachricht noch eine andere hinzu, die er von einem glaubwürdigen

J. n. C. G. 363. bis 430. Manne gehört habe. (H. E. L. VIII. c. 12.) Dieſer zu Folge haßte Theophilus erſtlich deswegen den Iſidorus und den Petrus, weil ſie ſich beyde geweigert hatten, zu bezeugen, daß die Schweſter des Biſchofs von einem gewiſſen Manne zur Erbin eingeſezt worden ſey. Dazu kam noch dieſes, daß Iſidorus nichts von dem vielen Gelde, das ihm zur Beſorgung der Armen gebracht wurde, dem Cyrillus zu ſeinem Kirchenbaue überlaſſen wollte, indem er ſagte, es ſey beſſer, die Körper der Kranken zu pflegen, welche vorzüglich Tempel Gottes wären, als Gebäude aufzurichten. Eben dieſes beſtätigt auch Palladius (Dial. de vita S. Ioh. Chryſoſt. p. 51.) mit den beſondern Umſtänden, daß Iſidorus von einer vornehmen Wittwe tauſend Goldſtücke, mit der durch einen Schwur bey des Erlöſers Tiſche von ihm eingegangenen Verbindlichkeit erhalten habe, armen Frauen dafür heimlich, ohne Vorwiſſen des Theophilus, Kleider zu kauffen, damit dieſer nicht nach dem Gelde trachten möchte. Er erfuhr aber doch die Anwendung dieſes Geldes, beſchuldigte aus Verdruß darüber den Iſidorus, in der Verſammlung ſeiner Geiſtlichkeit, aus einer Klagſchrift, die ihm bereits vor achtzehn Jahren übergeben worden ſeyn ſollte, der Sodomiterey; bemühte ſich vergebens, als ſich derſelbe ſehr wohl vertheidigte, einen jungen Menſchen zum Kläger wider ihn zu erkauffen, und ſtieß ihn endlich aus der Kirche. Iſidorus, der ſich vor noch ärgern Gewaltthätigkeiten des Biſchofs fürchtete, eilte wieder zu den Mönchen des Nitriſchen Gebürges, unter welchen er ſeine jüngern Jahre zugebracht hatte. Er war damals bereits achtzig Jahre alt, und Palladius, der ihn zum Führer des Mönchslebens wählte, rühmt ihn in einer andern Schrift, (Hiſt. Lauſiac. c. 1. ſq.) als ein großes Muſter deſſelben. Er trug niemals Leinenzeug, ausgenommen das gewöhnliche um den Kopf, aß kein Fleiſch, und niemals bis zur Sättigung. Oft weinte er bey Tiſche, weil er ſich ſchämte, gleiche Nahrungs-

mittel

mittel mit den Thieren zu genießen, an Statt daß er das himmliſche Manna koſten ſollte. Auch ſoll ſeine Religionswiſſenſchaft und Gottſeligkeit ſo erhaben geweſen ſeyn, daß er nicht ſelten über der Tafel, indem er ſich in einen wichtigen Gedanken vertiefte, in eine Entzückung gerieth, die ihm alles Bewußtſeyn raubte. Nach einer ſolchen Abſchilderung, wie man ſie von dem Verfaſſer der Lauſiſchen Geſchichte erwarten kann, iſt es wahrſcheinlich, daß nicht immer, wo in der frühern Geſchichte des Theophilus ein Iſidorus vorkömmt, der jezt beſchriebene gemeint ſey.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Unter den Mönchen des Nitriſchen Gebürges, zu welchen ſich Iſidorus rettete, gab es damals zwo Partheyen, welche auch ihre Beziehung auf die über den Origenes entſtandenen Streitigkeiten hatten. Sie waren über die Frage uneins geworden, ob Gott ein Körper von menſchlicher Geſtalt, oder ob er vielmehr unkörperlich ſey, und weder eine menſchliche, noch eine andere Geſtalt habe? Das erſtere behaupteten, wie Sokrates (H. E. L. VI. c. 7.) und Sozomenus (H. E. L. VIII. c. 11.) erzählen, die meiſten dieſer Mönche, welche aus Einfalt, die Augen, die Hände Gottes, und dergleichen mehr, was ihm in der heiligen Schrift beygelegt wird, ganz buchſtäblich nahmen; da hingegen andere in ſolchen Redensarten einen geheimen Verſtand ſuchten, und jenen eine Läſterung gegen Gott Schuld gaben. Die vernünftigere Meinung der leztern war aus den Erklärungsgrundſätzen des Origenes geſchöpft worden. Aber die erſtere hatte ſich eben durch die Abneigung gegen die allegoriſchen Auslegungen dieſes berühmten Mannes geſtärkt: und ihre Anhänger wurden mit einem vorher ſchon in der Kirche üblichen Partheyennahmen, Anthropomorphiten genannt. Wie grob und elend ihre Vorſtellungen von Gott geweſen ſind, hat man bereits anderwärts (Chr. KGeſch. Th. VIII. S. 429.) aus den Nachrichten des Caßianus geleſen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Vier Brüder, Dioſkorus, Ammonius, Euſebius und Euthymius, ragten unter der großen Menge der Nitriſchen Einſiedler und Mönche, nicht allein durch ihre Leibeslänge, von welcher ſie die langen Brüder hießen; ſondern hauptſächlich durch den Ruhm ihrer Religionswiſſenſchaft und Gottſeligkeit, ſo ſehr hervor, daß ſie als die Oberhäupter der übrigen angeſehen wurden. Sokrates (l. c. et L. IV. c. 23.) Sozomenus, (l. c. c. 12. L. VI. c. 30.) Rufinus, (Vit. Patr. L. II. c. 23.) und Palladius, (Dial. de vita Chryſoſt. p. 156. ſq. Hiſt. Lauſ. c. 12. p. 117.) haben viele Nachrichten von ihnen aufgezeichnet. Sie hatten ſich ſchon in ihrer erſten Jugend in die Einöde begeben, wo ſie ſich ſchlechte Hütten baueten, und ihre Zeit zwiſchen Beten, Leſen und Handarbeiten, um ſich ihren geringen Unterhalt zu verſchaffen, theilten. Man glaubte, daß ihnen die dunkelſten Stellen der heiligen Schrift deutlich wären. Da ſie auch wegen ihres Widerſtandes gegen die Arianer, verfolgt worden wären, und in der Strenge gegen ſich ſelbſt immer zunahmen: ſo wurden ſie endlich die allgemeinen Vorbilder und Lehrer ihrer Mitbrüder. Theophilus ehrte ſie ungemein, ſuchte ihren Umgang und ihre Belehrung. Er ernannte daher auch den Dioſkorus, der bereits Presbyter für die Einſamen des Nitriſchen Gebürges war, ſehr wider deſſen Willen, zum Biſchof von Hermopolis, wodurch er die kirchliche Aufſicht über jene Gegend bekam: und ſeine beyden jüngſten Brüder mußten ſich, ebenfals ungern, zu Lehrern in der Hauptſtadt Aegyptens beſtellen laſſen. Von allen dieſen Brüdern aber wurde Ammonius am meiſten bewundert; freylich wegen ſo mönchsmäßiger Tugenden und Handlungen, daß ſie ein weiſer Mann nicht einmal billigen würde. Außer den tiefſten Religionseinſichten, einer außerordentlichen Sanftmuth und Geduld, ſogar der Weiſſagungsgabe, die man ihm zuſchrieb, verſicherte man auch, daß niemals jemand ſeine Leidenſchaften ſo ſehr zu bezwingen gewußt habe, als er. Allein da er die

die aufſteigenden unreinen Gedanken und Empfindungen J. n.
dadurch dämpfte, daß er ſich mit einem glühenden Eiſen E. G.
bald dieſes Glied, bald ein anderes verbrannte, mithin 363
ſtets von Brandgeſchwüren bedeckt war: ſo wurde er bis 430.
nicht als ein Chriſt, oder als ein verſtändiger Mann, ſondern als ein Wüterich gegen ſich ſelbſt, Herr über ſeine Leidenſchaften; vermuthlich übte er auch dieſe Grauſamkeit an ſich voll eitler Ehrbegierde aus. Eine gewiſſe Gemeine wünſchte einſt ſehnlich, ihn zum Lehrer zu bekommen und wandte ſich deswegen an den damaligen Biſchof von Alexandrien, Timotheus. Dieſer verſprach auch, ihn ſogleich zu weihen, wenn man ihn darſtellen würde. Man ergriff alſo den Ammonius mit Gewalt; allein er entfloh, und da man ſich ſeiner wieder bemächtigte, that er die dringendſte Vorſtellungen, daß er dieſes Amt nicht annehmen könne; bis er endlich, da er keinen Eindruck machte, ſich vor jedermanns Augen mit einer Scheere das linke Ohr abſchnitt. Nunmehr, ſagte er zu den Umſtehenden, würden ſie ihn wohl, nach dem Geſetze, als einen Verſtümmelten, für unfähig zum Lehramte anſehen. Timotheus, dem ſie ſolches meldeten, war dieſer Meinung nicht. Die Juden, ſagte er, mögen ihr Geſetz beobachten; ich würde ſelbſt einen Mann mit abgeſchnittener Naſe weihen, wenn er die nöthige Tüchtigkeit hätte. Es geſchah alſo ein neuer Verſuch, ihn zu überreden, oder gar zu nöthigen. Man ſtand aber bald gänzlich von ihm ab, weil er mit einem Schwure drohte, ſich die Zunge abzuſchneiden.

Alle dieſe vier Brüder waren Freunde des Origenes; Ammonius inſonderheit hatte die Schriften deſſelben, des Didymus, und anderer Gelehrten von gleichem Werthe, fleißig geleſen. Theophilus, der eben ſo geſinnt war, glaubte auch einen öffentlichen Beweis ſeines Eifers wider die Gegenparthey, deren ſinnlichen Begriffen von Gott man die Ehre erwies, ſie eine Kezzerey zu nennen, ablegen zu müſſen. In dem Oſter-

ſchrei-

J. n. C. G. 363. bis 430. ſchreiben alſo, welches er gegen den Anfang des Jahrs 399. nach der zu Alexandrien längſt üblichen Gewohnheit, ausfertigte, um die Zeit der großen Faſten und des Oſterfeſtes anzuzeigen, beſtritt er zugleich die Ketzerey der Anthropomorphiten ausführlich. Die weitläufige Abhandlung, in welcher er dieſes nach dem Gennadius (de vir. illuſtr. c. 33.) aus der heiligen Schrift gethan haben ſoll, iſt allem Anſehen nach eben dieſes Oſterſchreiben, deſſen Caßianus (Collat. X. c. 2. p. 383. ed. Francof.) gedenkt. Es ſtiftete unter den Mönchen des Nitriſchen Gebürges und der Sketiſchen Wüſte, ja überhaupt in Aegypten, die heftigſte Bewegung. Die allermeiſten ſagten, Theophilus habe in demſelben einen ſchlimmen Irrthum vorgetragen, indem er geleugnet habe, daß Gott eine menſchliche Geſtalt beſitze, da doch der Menſch ſelbſt nach deſſen Bilde erſchaffen worden ſey. Das Schreiben des Biſchofs wurde beſonders von den Sketiſchen Einſiedlern und Mönchen, die man als die vollkommenſten und weiſeſten von allen anſah, ſo ſehr verabſcheuet, daß es nur in einer einzigen Gemeine derſelben vorgeleſen werden durfte.

Ein großer Hauffe derſelben zog ſogar nach Alexandrien, erregte daſelbſt Unruhen, und drohte den Theophilus umzubringen. In der Beſtürzung, worinne er ſich befand, entſchloß er ſich ſogleich, die Wuth der Mönche zu beſänftigen; wenn es auch auf Koſten ſeiner bisherigen Lehrſätze, oder wenigſtens ſeiner unverſtellten Aufrichtigkeit, geſchehen müßte, gieng ihnen entgegen, und redete ſie mit dem bibliſchen Ausdrucke an: Ich ſehe euer Angeſicht, wie Gottes Angeſicht. (1. B. Moſ. C. XXXIII. v. 10.) Dieſer Kunſtgriff that eine ſchleunige Wirkung. Die Mönche zweifelten nunmehr nicht, daß der Biſchof von der menſchlichen Geſtalt Gottes eben ſo denke, wie ſie. Zwar forderten ſie noch von ihm, daß er die Bücher des Origenes verdammen ſollte, weil durch dieſelben der gegenſeitige Irrthum fort-

ge-

gepflanzt würde; ſonſt wollten ſie ihn als einen Feind Gottes behandeln. Aber auch dazu war Theophilus alsbald bereit; er verſicherte, daß er ſchon längſt von dieſen Schriften ein gleiches Urtheil gefällt habe. Die Mönche hatten nichts weiter zu verlangen, und kehrten alſo ruhig in ihre Einöden zurück. (Socr. H. E. L. VI. c. 7. Sozom. L. VIII. c. 11.) J. n. C. G. 363. bis 430.

Daß Theophilus von dieſer Zeit an ein Anthropomorphit geworden ſey, wird niemand glauben. Aber ob er nun ſeine alte Denkungsart über den Origenes verändert habe, iſt nicht ſo leicht auszumachen. Denn ob er ſich gleich ſeitdem als einen erklärten und hizzigen Gegner deſſelben betrug; ſo iſt doch nichts unglaublicher, als daß ſeine ſo vieljährige Ueberzeugung bloß durch die auf ihn losſtürmenden Mönche eine entgegengeſezte Richtung bekommen habe. Vielmehr ſcheint er ſich nur nach den Abſichten einer furchtbaren Rotte, die ihre Meinungen mit bewaffneter Fauſt auszuführen geneigt war, bequemt zu haben, um ſeiner Herrſchſucht gemäß, ihren Anführer abzugeben, da ſie ſeine Vorſchriften nicht annehmen wollte. Dieſes wird noch wahrſcheinlicher, wenn man ſieht, daß er außer ſeinen Händeln mit dem Iſidorus, der unter den Nitriſchen Mönchen lebte, auch mit den langen Brüdern, die er ſo ſehr geſchätzt hatte, in Uneinigkeit gerathen ſey, und ſie deſto nachdrücklicher verfolgt habe, nachdem er zu den Feinden des Origenes übergetreten war.

Ammonius und etliche andere Mönche baten den Theophilus, daß er den Iſidorus wieder in die Kirchengemeinſchaft aufnehmen möchte. Er verſprach es ihnen; that aber nichts weniger. Als ſie nach einiger Zeit ihre Bitte dringend wiederholten, ließ er einen von ihnen in das öffentliche Gefängniß werfen. Ammonius und die übrigen bedienten ſich der Gelegenheit, da ſie demſelben ſeine Bedürfniſſe brachten, und blieben bey

ihm.

J. n. ihm. Zwar wurden ſie von dem Biſchof wieder losge-
C. G. gegeben, er rächte ſich aber bald an ihnen dadurch, daß
363. er die andere Parthey gegen ſie, als Anhänger des Ori-
bis genes verhezte; woraus die ſchmähſüchtigſten Streitig-
430. keiten zwiſchen den Mönchen entſtanden. (Sozom. Hiſt. Eccl. L. VIII. c. 12.) Den **Dioſkorus** haßte er, weil ihm die Mönche ſo ausnehmend ergeben waren. Die beyden jüngſten aber von den **langen Brüdern** beleidigten ihn damit, daß ſie nicht länger ihr Amt zu Alexandrien behalten wollten, indem ſie deutlich zu verſtehen gaben, ſeine Geldbegierde ſey ihnen höchſt anſtößig, und ſie befürchteten Gefahr für ihre Seelen, wenn ſie nicht zu ihren Mitbrüdern zurückgiengen. Theophilus, der ſie mit Drohungen entlaſſen hatte, warnete gar bald die **Anthropomorphiten** unter den Mönchen ſchriftlich, daß ſie ſich vor dem **Dioſkorus** und ſeinen Brüdern in Acht nehmen möchten, weil dieſelben Gott die menſchliche Geſtalt abſprächen. (Socrat. H. E. L. VI. c. 7.) Nach der Erzählung des **Palladius**, (Dial. de vita S. Chryſoſt. p. 54. ſq.) ſchrieb **Theophilus** nunmehr an die benachbarten Biſchöfe, daß ſie einige der vornehmſten Mönche im **Nitriſchen** Gebürge aus ihren Cellen vertreiben möchten, ohne eine Urſache anzugeben. Hierauf kamen dieſe ſelbſt mit ihren Aelteſten nach Alexandrien, um den Grund ihrer Verurtheilung von dem Biſchof zu erfahren. Allein dieſer fuhr ſie mit grimmigem Zorne an, warf dem **Ammonius**, der mit darunter begriffen war, ſeinen Mantel (ὠμοφόριον) um den Hals, als wenn er ihn erdroſſeln wollte, gab ihm Ohrfeigen und Fauſtſchläge ins Geſicht, wovon es blutete, und ſchrie dazu: **Ketzer! verdamme den Origenes!** Gleichwohl hatte er mit dieſen Mönchen noch gar nicht über den **Origenes** geſtritten; er mag alſo wohl nur ſeine neue Verbindungen gegen ſo verhaßte Perſonen haben zeigen wollen. Sie giengen unterdeſſen wieder in ihre einſamen Wohnungen zurück.

Aber bald darauf, im Jahr 400. verdammte Theophilus auf einer Kirchenverſammlung zu Alexandrien, hernach auch auf mehrern, die Lehrſätze des Origenes, nebſt ihren Anhängern, beſonders die langen Brüder, den Dioſkorus ausgenommen: und ſie wurden ſogar der Zauberey beſchuldigt. (Pallad. Dial. de vita Chryſ. p. 55. Sulpic. Sev. Dial. I. c. 6. p. 244. ed. Vorſt. Hieron. ad Cteſiph. advers. Pelag. p. 476. in Epiſt. l. c.) Theophilus reiſte ſogar nach Nitrien, um in dem Sitze der Origeniſten, dieſe Parthey, oder vielmehr den ihm verhaßten Theil der Mönche, durch gleiche Anſtalten zu unterdrücken. Es iſt noch ein Stück eines Synodalſchreibens übrig, (in Manſii Collect. ampliſſ. Concilior. T. III. p. 971.) aus welchem man ſieht, daß auf der Alexandriniſchen Verſammlung hauptſächlich die Lehre des Origenes vom Vorherdaſeyn der Seelen, und ihrer Beſtrafung oder Reinigung in den Körpern verurtheilt worden ſey. Aber in den neuern Zeiten iſt auch ein Schreiben des Theophilus an die Biſchöfe in Paläſtina und Cypern ans Licht gezogen worden, (in Hieronymi Opp. ed. Vallarſii, T. I. p. 537. ſq. apud Manſium, l. c. p. 979. ſq.) welches noch weit mehr Licht über die damaligen Bemühungen dieſes Biſchofs verbreitet. Er erzählt darinne, daß einige Mönche des Nitriſchen Kloſters die Ketzerey des Origenes ausgeſtreuet, und ihre Mitbrüder dadurch vergiftet hätten. Er habe ſich daher, um ihnen Einhalt zu thun, auf Bitten der Vorſteher und Aelteſten ſelbſt dahin begeben. Die Anhänger des Origenes wären ſo raſende Leute, daß ſie ſich zum Theil ihre Glieder mit Meſſern abgeſchnitten, und geglaubt hätten, ein Muſter von Demuth und Andacht abzugeben, wenn ſie mit verſtümmeltem Geſichte und abgeſchnittenen Ohren einhergiengen. (Ohne Zweifel geht dieſes auf die oben gemeldete Handlung des Ammonius.) Einer von ihnen habe ſogar ein Stück von ſeiner Zunge abgeſchnitten, damit er, wenn er ſchwach und langſam redete, Unwiſſende verführen könnte, zu

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. glauben, ſein Herz ſey zu voll, und ſein Eifer für die göttlichen Gebote zu groß, als daß er anders ſprechen könnte. Theophilus ſezt noch hinzu, er wiſſe, daß dieſe Leute die Biſchöfe, an welche er ſchreibe, auf ihre Seite zu bringen ſuchten; deswegen berichte er ihnen, daß er eine Anzahl Biſchöfe verſammelt habe, nach Nitrien gereiſet ſey, und daß daſelbſt in Gegenwart vieler Väter, beynahe aus ganz Aegypten, die Schriften des Origenes vorgeleſen und verdammt worden wären.

Hier giebt nun Theophilus ein Verzeichniß von den Irrthümern dieſes berühmten Mannes. In ſeinem Buche von den Gründen der chriſtlichen Religion, habe er behauptet, der Sohn Gottes ſey in Vergleichung mit uns, Wahrheit, mit dem Vater aber verglichen, Lügen; eben derſelbe ſey um ſo vieles geringer als der Vater, als Petrus und Paulus von Chriſto verſchieden wären; das Reich Chriſti werde dereinſt ein Ende nehmen: der Teufel werde zu ſeiner Zeit von allen Flecken der Sünde befreyet, gleich geehrt, und mit Chriſto unterworfen werden. In der Schrift vom Gebete, habe er gelehrt, man dürfe nicht zum Sohne, auch nicht zum Vater mit dem Sohne, ſondern allein zum Vater, beten. Folgende Irrlehren ſtünden in andern Büchern des Origenes: unſere Leiber würden einſt in Nichts verwandelt, und in eine dünne Luft aufgelöſet werden, indem der auferweckte Leib verweslich und ſterblich ſeyn werde; die Engel wären nicht gleich zu ihren verſchiedenen Dienſtleiſtungen erſchaffen worden; ſondern erſt nach und nach zu denſelben gelangt; ſie hätten von den Iſraelitiſchen Opfern eben ſolche ſinnlich angenehme Empfindungen gehabt, als die Teufel von den Opfern der Heyden; die Teufel erführen durch die Bewegung und verſchiedene Geſtalten der Geſtirne das Zukünftige. Aus dieſer leztern Meinung wird gefolgert, daß Origenes die Sterndeuterey und Wahrſagerkunſt gebilligt

habe.

habe. Daher wirft ihm auch Theophilus in einer andern Stelle dieſes Schreibens vor, daß er die Magie für erlaubt gehalten habe: und übedieß ſoll Origenes die Menſchwerdung des Sohnes Gottes dadurch geleugnet haben, daß er im Briefe an die Philipper C. II. v. 7. nicht das Wort, ſondern die vom Himmel kommende Menſchenſeele Chriſti verſtand; ja nach ſeinen Gedanken ſoll Chriſtus einſt auch für die Teufel leiden. J. n. C. G. 363. bis 430.

Anmerkungen über dieſes Verzeichniß von Ketzereyen zu machen, iſt ſo überflüßig, daß vielmehr die vornehmſte, welche man dabey anbringen kann, von ſelbſt in die Augen fällt, nämlich dieſe, Theophilus habe, als ein neuer Uebergänger zu den Feinden des Origenes, alles ohne Wahl zuſammengerafft, was nur ſeinen Eifer gegen denſelben kenntlich machen konnte, und noch mehr Irrthümer gefunden, als dieſe Parthey ſelbſt gewöhnlich anzugeben wußte. Der übrige Inhalt dieſes Schreibens darf hier nur im Auszuge ſtehen. Theophilus meldet, daß die Mönche, über die Verdammung des Origenes aufgebracht, ſich mit einigen Armen und Leibeigenen verbunden hätten, um an ihm Gewaltthätigkeiten auszuüben. Sie hätten zwar verlangt, daß die Sache des Iſidorus öffentlich unterſucht werden möchte; aber ſelbſt vor den Heyden die ſchändlichſten Dinge geſagt, welche einen Aufruhr derſelben gegen die Kirche verurſachen ſollten, indem es ihre Abſicht geweſen ſey, unter dem Nahmen des Iſidorus, als ihres Oberhauptes, den viele Biſchöfe aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen hätten, die Ketzerey zu vertheidigen. Da alſo die Unterſuchung angefangen werden ſollte, hätten ſie dem Biſchof die ärgſten Vorwürfe gemacht; der doch, ohne ein Feind des Iſidorus zu ſeyn, nur willens geweſen wäre, die Kirchengeſetze mit aller Furcht Gottes und Sanftmuth an demſelben vollziehen zu laſſen. Die Mönche beklagten ſich mit Unrecht, daß ihnen das Leſen der mit Irrlehren angefüllten Bücher des Orige-

J. n. C. G. 363. bis 430. nes verboten worden wäre. Ob man ſie gleich verdammt und vertrieben hätte, ſuchten ſie doch in andern Ländern Unruhen zu ſtiſten. Theophilus bittet daher die Biſchöfe, ſie zu beſſern. Er beſchuldigt dieſe Mönche, daß ſie ihm nach dem Leben getrachtet, und die Kirche bey dem Nitriſchen Kloſter mit Freygelaſſenen und Leibeigenen beſezt hätten, damit weder die Biſchöfe noch die ehrwürdigſten Mönche hineinkommen könnten.

Theophilus, der nach dieſem Schreiben ſo vollkommen das Recht auf ſeiner Seite hatte, und ſo plözlich zu der ſtärkſten Ueberzeugung von den Kezereyen des Origenes gelangt war, unterließ nicht, ſich ſeiner glücklichen Unternehmung auch gegen andere angeſehene Lehrer zu rühmen, und ſie zur Beförderung derſelben aufzufordern. Zween derſelben, Hieronymus und Epiphanius, brauchten freylich unter allen eine ſolche Ermunterung am wenigſten. Dem erſten ſchrieb Theophilus, (Hieron. Epiſt. LX. p. 598. T. IV. P. II. Opp.) einige böſe und wütende Leute, welche die Kezerey des Origenes in den Nitriſchen Klöſtern zu pflanzen geſucht hätten, wären mit der prophetiſchen Sichel abgehauen worden; und dieſes vermöge der Ermahnung des Apoſtels: Beſtrafe ſie ſcharf! Er möchte alſo ebenfals, um einen Theil der Belohnung zu erhalten, die Betrogenen beſſern, indem nichts wünſchenswerther ſey, als den wahren Glauben zu bewahren, und alle neue Lehren zu unterdrücken. Hierauf antwortete Hieronymus (Ep. LXI. l. c.) mit den höchſten Lobſprüchen des Eifers, welchen Theophilus wider eine ſo äußerſt ſchlimme Kezerey bezeigt hätte. „Die Stimme Deiner Seligkeit, ſagt er, hat die ganze Welt durchdonnert, und bey der Freude aller Gemeinen Chriſti, hat das Gift des Teufels geſchwiegen. Die alte Schlange ziſcht nun keineswegs mehr; ſondern hat ſich gekrümmt und ihrer Eingeweide beraubt, in dunkle Höhlen verkrochen, weil ſie die helle Sonne nicht vertragen kann.“ Er

ſelbſt, fährt er fort, habe bereits, ehe er das Schreiben des Theophilus empfangen, die Abendländiſchen Chriſten ſchriftlich vor dieſen Ketzern gewarnet, und es ſey wohl durch göttliche Veranſtaltung geſchehen, daß der Alexandriniſche Biſchof um gleiche Zeit, in eben derſelben Abſicht, an den Römiſchen geſchrieben habe. Jezt aber wolle er, auf deſſen Erinnerung, noch fleißiger daran arbeiten. Er bittet zugleich den ihm ſo lieben Biſchof, (Papa amantiſſime atque beatiſſime) ihm, wenn er Synodalſchreiben ausgefertigt hätte, dieſelben zu ſchicken, damit er durch ſein Anſehen deſto zuverſichtlicher für Chriſtum ſprechen könne, auch bey jeder Gelegenheit an die abendländiſchen Biſchöfe wider den Origenes zu ſchreiben. Theophilus meldete ihm gleich darauf (Epiſt. LXII. p. 599. l. c.) noch einmal, daß die Origeniſten in Aegypten vernichtet wären, und warnete ihn vor den heuchleriſchen Anhängern dieſer Parthey in Paläſtina. — Dem Epiphanius aber berichtet er um gleiche Zeit, (Hieron. Epiſt. CXI. p. 829. ſq. l. c.) die unbefleckte Kirche Chriſti habe die aus ihren Höhlen hervorkommenden Schlangen des Origenes mit dem Evangeliſchen Schwerdte niedergehauen, und den andern Hauffen der Nitriſchen Mönche von der anſteckenden Peſt befreyet; worüber er ſich auf ſein Circularſchreiben beruft. Er bittet inſonderheit den Epiphanius, der in dieſem Streite ſchon ſo lange geübt ſey, die Biſchöfe ſeiner Inſel zu einem ähnlichen Schluſſe zu verſammeln, und alsdann ein Synodalſchreiben an ihn, an den Biſchof zu Conſtantinopel, und an andere Biſchöfe, ergehen zu laſſen, damit Origenes nahmentlich, und ſeine Ketzerey von allen gemeinſchaftlich verdammt werden möge. Da auch Ammonius und ſeine Brüder nach Conſtantinopel geſegelt wären, um ſich daſelbſt zu verſtärken: ſo möchte Epiphanius den ſämmtlichen Biſchöfen in Iſaurien, Pamphylien, und den benachbarten Ländern, den Verlauf der Sache erzählen, auch das gedachte Schreiben des Theophilus beylegen,

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

damit wir, ſagt er, alle in Einem Geiſte verſammelt, mit der Kraft unſers Herrn Jeſu Chriſti, ſie dem Satan, zum Untergange der Gottloſigkeit, welche ſie beſitzt, übergeben. Endlich verlangt er auch, daß der Cypriſche Biſchof einen ſeiner Geiſtlichen nach Conſtantinopel ſchicken möchte, ſo wie Theophilus die Vorſteher der Nitriſchen Mönche bereits zur Beſchleunigung dieſer Angelegenheit dahin geſandt habe. — Epiphanius gab kurz darauf dem Hieronymus ſeine Freude darüber zu erkennen, (Ep. Hieron. LXIII. p. 599. ſq.) daß Amalek mit dem Stamme ausgerottet, und zu Rephidim Siegszeichen des Kreuzes aufgerichtet worden wären. Gott habe, wie er meint, den Theophilus eben ſo geſtärkt, als ehemals den Moſes, bey der Aufrichtung ſeiner Hände; ſo daß derſelbe auf den Altar der Alexandriniſchen Kirche eine Fahne wider den Origenes geſtellt habe, und die Stelle der Schrift erfüllt worden ſey: Schreibe dieſes Zeichen, weil ich die Ketzerey des Origenes von Grund aus vertilgen will, auf der Erde, mit dem Amalek. Zugleich ermahnt er ſeinen Freund, ein lateiniſches Buch wider den Origenes aufzuſetzen.

Man erachtet leicht, was die vereinigte Thätigkeit von drey ſolchen Feuerköpfen, wie Theophilus, Epiphanius und Hieronymus waren, auf die übrigen Biſchöfe für eine Wirkung gethan habe. War ſie gleich nicht völlig ſo groß, wie der im Vergrößern ſtarke Hieronymus verſichert, (Apolog. advers. Rufin. L. II. p. 417. l. c.) daß alle Biſchöfe in den Morgenländern und Abendländern, den Origenes öffentlich für einen Ketzer erklärt hätten; ſo erfolgten doch gleichſtimmige Urtheile genug aus mehrern Gegenden. Die Biſchöfe einer zu Jeruſalem gehaltenen Kirchenverſammlung antworteten dem Theophilus in ihrem Schreiben, welches Vallarſi (Hieron. Opp. T. I. p. 549.) zuerſt herausgegeben hat, ſie verwürfen alle ihnen angezeigte Lehren des Origenes; ſie würden auch keinen, den er in den Bann ge-

gethan hatte, zu ihrer Kirchengemeinſchaft zulaſſen, J. n.
wenn er ihn nicht ſelbſt, nach vorhergehender Kirchen- C. G.
buße, derſelben würdig hielte. Der Biſchof Diony- 363.
ſius zu Lydda, oder Dioſpolis in Paläſtina, wünſch- bis
te dem Theophilus Glück zur Beſiegung der Orige- 430.
niſten. (ib. p. 551.) Anaſtaſius, Biſchof zu Rom, meldete dem Meyländiſchen Biſchof Simplicianus, daß er auf Verlangen des Theophilus die Lehren des Origenes verdammt habe. (ibid. p. 552.) Ihm folgten auch hierinne Simplicianus und Chromatius, Biſchof zu Aquileja, nach. (Hier. adv. Ruf. l. c.)

Aus den angeführten Schreiben des Theophilus merkt man wohl, daß er gegen die Origenianer unter den Nitriſchen Mönchen Gewalt müſſe gebraucht haben. Ob er gleich von einer prophetiſchen Sichel ſpricht, mit welcher dieſe Ketzer abgehauen worden wären; ſo war es doch von einem ſo handfeſten Biſchof nicht zu erwarten, daß er blos bibliſchen Unterricht zur Zerſtörung ihrer Irrthümer anwenden ſollte. Palladius (Dial. de vita Chryſoſt. p. 55. ſq.) Sokrates (Hiſtor. Eccl. L. VI. c. 7.) und Sulpicius Severus, (Dial. I. c. 7. p. 246.) vorzüglich aber der erſtere, geben darüber ausführliche Nachrichten. Dieſen zu Folge, ſuchte Theophilus unter den Mönchen jener Gegend fünf der allerſchlechteſten aus. Einen derſelben weihte er zum Biſchof eines Fleckens, den er, nach ſeiner Gewohnheit, zu einer biſchöflichen Stadt erhob. Von den übrigen ernannte er einen zum Presbyter, und die andern zu Kirchendienern. Hierauf ließ er ſich von ihnen eine von ihm ſelbſt verfertigte, aber von ihnen unterſchriebene Bittſchrift wider den Ammonius und ſeine beyden jüngern Brüder öffentlich in der Kirche überreichen. Dieſe fügte er ſeiner eigenen bey, welche er dem Statthalter von Aegypten übergab, und denſelben darinne bat, die gedachten Mönche aus Aegypten zu vertreiben. Hieronymus gedenkt zwar kaiſerlicher Befehle,

J. n. C. G. 363. bis 430.

fehle, durch welche die Origeniſten verjagt worden wären; (adv. Rufinum, L. I. p. 361. 363. L. III. p. 455.) allein man kann daraus nicht ſicher ſchließen, daß Theophilus eine ſolche Verordnung zu Conſtantinopel ſelbſt ausgewirkt habe. Genug, er nahm, mit Bewilligung des Statthalters, zum Scheine einige Soldaten, aber auch einen noch größern Hauffen nichtswürdigen Pöbels und betrunkener Knechte mit ſich, und fiel zuerſt über den Dioſkorus her. Dieſen ließ er durch äthiopiſche Sclaven aus ſeinem biſchöflichen Sitze herauswerfen, und maaßte ſich deſſen Kirchenſprengel allein an. Sodann ließ er die Cellen der andern drey Brüder, die man in einen Brunnen verborgen hatte, ausplündern und verbrennen; wobey auch Abſchriften der Bibel, andere Bücher, ein kleiner Knabe, nebſt dem zum Genuſſe des heiligen Abendmahls geweihten Brodt und Wein, im Feuer aufgiengen. Nunmehr kehrte er nach Alexandrien zurück; ſogleich ergriffen die verſteckten Mönche ihre Schaafpelze, und retteten ſich nach Paläſtina. Mit ihnen verließen dreyhundert andere der vorzüglichſten Mönche, nebſt mehrern Aelteſten und Kirchendienern Aegypten; ſie flüchteten ſich nach Paläſtina, und noch eine Anzahl Mönche in andere Gegenden. Ob ſie alle der Verfolgung des Theophilus haben entgehen wollen, mithin Origeniſten geweſen ſind; oder ob etwan ein Theil derſelben, nach einer ſolchen Zerrüttung ihrer geheiligten Einöde, ſich nur nach ſicherern Wohnplätzen umgeſehen habe, bleibt zweifelhaft. Es kann auch wahr ſeyn, was Theophilus in ſeinem Circularſchreiben erzählt, daß ſich einige dieſer Mönche ihm widerſezt, und mit Prügeln in der Hand ſich der Kirche bemächtigt haben, in welche er mit ſeinen Anhängern gehen wollte. Das Gewiſſeſte iſt dieſes, daß Theophilus den Flüchtlingen auch in Paläſtina keine Ruhe gegönnt hat. In ſeinem oftgenannten Circularſchreiben begehrte er von den dortigen Biſchöfen, ſie ja nicht zu dulden, und man hat ſchon geſehen, daß ſein Wunſch erfüllt

füllt worden ſey. Er ſcheint deswegen auch, wie ein Brief des Hieronymus (Epiſt. LIX. p. 597.) zeigt, zween Abgeordnete dahin geſchickt zu haben, welche Paläſtina durchreiſten, und die Baſilisken aus ihren Schlupfwinkeln jagten. Selbſt Johannes, Biſchof zu Jeruſalem, ſcheuete ſich, die von ihm Verfolgten aufzunehmen. Sie giengen daher von Jeruſalem nach Scythopolis im nördlichen Paläſtina; und endlich zum Theil nach Conſtantinopel, um ſich gegen die wider ſie angebrachten Klagen zu verantworten. Beym Epiphanius erreichte Theophilus noch leichter ſeine Abſicht. Denn ob er gleich denſelben ehemals für einen Anthropomorphiten ausgegeben hatte, und er ſelbſt jezt dieſe Parthey begünſtigte; ſo war doch Epiphanius durch Eifer gegen den Origenes, am erſten zu gewinnen. (Socr. Hiſt. Eccleſiaſt. L. VI. c. 10. Sozom. H. Eccl. L. VIII. c. 14.) J. n. C. G. 363. bis 430.

Während dieſer Händel im Jahr 401. fieng Theophilus an, auch in neuen Oſterbriefen an alle Aegyptiſche Biſchöfe, den Origenes zu beſtreiten. Man hat ihrer drey, die nur in der lateiniſchen Ueberſetzung des Hieronymus vorhanden ſind, und unter ſeinen Werken, aber der erſte und zweyte in einer verſezten Ordnung, ſtehen. (Libri tres Paſchales, in Hieron. Opp. T. IV. P. II. p. 691. ſq. ed. Martian.) In dem erſten (p. 705. ſq.) beſchäftigt er ſich anfänglich mit den Apollinariſten; kömmt aber bald auf den Origenes, von dem er etwas weniger Irrlehren, als in ſeinem Circularſchreiben angiebt. Er widerlegt dieſelben zugleich, und ſucht ungereimte Folgen daraus zu ziehen. Wenn Chriſtus, ſchreibt er unter andern, für die böſen Geiſter dereinſt leiden ſoll: ſo muß er zu dieſem Endzwecke eben ſowohl ein Dämon werden, als er ehemals, um für die Menſchen leiden zu können, ein Menſch geworden iſt; ſo müßten auch die Dämonen an ſeinem Leibe und Blute Theil nehmen; da doch Paulus (1. Br. an die Corinth.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Chriſten (C. X. v. 21.) gerade das Gegentheil ſagt. Als ein Freund von magiſchen Künſten, die er nicht für etwas Wirkliches, wenigſtens nicht für etwas Böſes gehalten habe, ſoll Origenes auch der Abgötterey ergeben geweſen ſeyn. Er ſoll hauptſächlich durch die Begierde nach der Gunſt der Menſchen, die ihm auch reichlich zu Theil wurde, verführt worden ſeyn, ſo arbeitſam und geſchwätzig in der Verfertigung unzählicher Bücher, aber auch Denkmäler ſeiner Irrthümer, zu werden.

Im Jahr 402. folgte der zweyte dieſer Oſterbrieſe des Theophilus. Nachdem er darinne bemerkt hat, daß die Ketzer an ſolchen Feſttagen, als er ankündige, gar keinen Antheil nehmen könnten, weil geſchrieben ſtehe: Wenn ein Thier auf den Berg kömmt, ſo ſoll es geſteinigt werden: ſo geht er wieder von einem kurzen Geſechte mit dem Apollinaris zum Origenes über. Er tadelt an demſelben erſtlich überhaupt die allegoriſchen Deutungen der heiligen Schrift. Zu ſeinen beſondern Irrlehren rechnet er auch dieſe, daß Origenes dem heiligen Geiſte alle Wirkſamkeit, ſowohl auf unbeſeelte, als vernunftloſe Dinge, abſpreche. „Er bedenkt bey dieſer Behauptung nicht, ſagt Theophilus, daß das myſtiſche Waſſer in der Tauffe durch die Ankunft des heiligen Geiſtes geweiht werde; ingleichen, daß das Brodt des Herrn, durch welches der Leib des Erlöſers gezeigt wird, und welches wir zu unſerer Heiligung brechen; daß ferner auch der heilige Kelch, welcher auf den Tiſch der Gemeine geſezt wird, beydes alſo unbeſeelte Dinge, durch die Anrufung und Ankunft des heiligen Geiſtes geheiligt werden. Und wie könnte David ſingen: Wo ſoll ich hingehen vor Deinem Geiſte? wenn nicht auch Vernunftloſe und unbeſeelte Dinge von dem Geiſte Gottes durchdrungen würden?“ Origenes ſoll weiter gelehrt haben, daß ſich die göttliche Verſehung nicht auf alle Geſchöpfe, und auf die untere Welt herablaſſe; ſondern ſich nur auf die Gegenden

des

des Himmels erſtrecke; die menſchliche Seele, welche anfänglich Verſtand (νοῦς) geheißen habe, ſey, nachdem ſie in die Kälte (ψύχος) der Nachläßigkeit und Untreue verfallen, mit dem neuen Nahmen (ψυχὴ) belegt worden; ſo wie der Vater und der Sohn Eines ſind, ſo wären auch die von dem Sohne Gottes angenommene Seele und der Sohn ſelbſt, Eines; Gott habe nur ſo viele vernünſtige Geſchöpfe hervorgebracht, als Er regieren könne. Die Widerlegungen ſind auch in dieſem Schreiben mit großer Heftigkeit abgefaßt; wie denn, zum Beyſpiel, von dem lezten der angeführten Sätze behauptet wird, daß kein Menſch, nicht einmal ein Teufel, ſich erkühnen würde, denſelben zu erſinnen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Der dritte Oſterbrief des Theophilus, welcher ins Jahr 404. gehört, berührt zwar auch mit harten Ausdrücken die Irrthümer des Origenes; aber ohne ihn zu nennen. Dagegen kommen viele Ermahnungen zu einem tugendhaften Leben, vornehmlich auch zur ſtrengen Beobachtung der großen Faſtenzeit, darinne vor. Hier ſetzt es der Verfaſſer als ungezweifelt voraus, (p. 718.) daß die Menſchen, vermöge ihres freyen Willens, entweder Böſes oder Gutes thun können. Wenn er es aber nachdrücklich einſchärft, daß die Chriſten in der Faſten ſich des Fleiſches und Weins enthalten, bloß Gartengewächſe und Waſſer genießen ſollen: ſo müßte man die Beſchaffenheit des Faſtens in der alten Kirche ſehr wenig kennen; oder es dem ſpätern und neuern Faſten durchaus ähnlich zu machen entſchloſſen ſeyn, wenn man daraus beweiſen wollte, daß es zu ſeiner Zeit bereits blos in der Enthaltung vom Fleiſch und Wein beſtanden habe. Noch damals hieß Faſten nichts anders, als ſich aller Nahrungsmittel bis zum Untergange der Sonne enthalten. Aber auch alsdann ſollten den Aegyptiſchen Chriſten, nach der Vorſchrift des Theophilus, welches zugleich die Beobachtung der älteſten Kirche war, nicht Wein und Fleiſch, ſondern

J. n. C. G. 363. bis 430. bloß Waſſer und Erdgewächſe erlaubt ſeyn. Doch ſieht man zugleich aus ſeinem Schreiben, daß es Chriſten gegeben habe, die das Faſten heimlich durch die gröbſte Unmäßigkeit übertraten.

Alle dieſe drey Oſterbriefe ſind, eben ſo wie das Circularſchreiben des Biſchofs, nichts als Denkmäler eines rohen Eifers, dem es an Billigkeit und Mäßigung, an Scharfſinn in der Entwickelung ſtreitiger Lehrſätze, kurz an den nothwendigſten Eigenſchaften gänzlich fehlt. Noch überdieß war dieſer Eifer ſehr am unrechten Orte angebracht, da er aus Vorbereitungsſchriften zur würdigen Begehung des Oſterfeſtes hervorbrauſte, und Chriſten von allen Ständen, denen es weder für noch wider den Origenes Parthey zu nehmen dienlich war, mit ſo partheyiſch vorgeſtellten, ſo unedel geführten Streitigkeiten über ſeinen Lehrbegriff beunruhigte. Daß Hieronymus dieſe Briefe bis ins Abgeſchmackte und Lächerliche lobt, (Ep. LXIV. p.600. Ep. LXXXVII. p. 689.) muß ihm als Ueberſetzer derſelben, als Feinde des Origenes, und der als ſolcher, über eine ſo mächtige Hülfe zur Beſiegung deſſelben, vor Freude außer ſich geſezt wurde, vergeben werden. Nach dem Gennadius (de viris illuſtr. c. 33.) hat Theophilus noch ein großes Buch wider den Origenes geſchrieben, und darinne faſt alle Lehrſätze deſſelben, mit ihm ſelbſt, verdammt, auch gezeigt, daß derſelbe ſchon von den alten Lehrern, vornehmlich vom Heraklas, (hier iſt eine Vermiſchung dieſes alexandriniſchen Biſchofs mit ſeinem Vorgänger Demetrius vorgefallen,) verurtheilt und vertrieben worden ſey.

Mittlerweile da Theophilus durch ſeine Oſterbriefe den Origenianern in Aegypten den letzten Reſt zu geben verſuchte, zogen ſich dieſe Händel nach Conſtantinopel, wo ſie Auftritte von einer neuen Art, aber auch ſehr ärgerliche, veranlaßten. Iſidorus, die langen

gen Brüder, und zuſammen funfzig der verjagten J. n.
Mönche, kamen im Jahr 401. in die gedachte Haupt- C. G.
ſtadt. Hier warfen ſie ſich dem Biſchof Johannes 363.
Chryſoſtomus, der von allem, was in Aegypten vorge- bis
fallen war, nichts wußte, zu Füßen, und baten ihn, es 430.
beym Theophilus dahin zu bringen, daß ſie in ihre Klöſter zurückkehren dürften; ſonſt müßten ſie zur Schande der Kirche, wie ſie hinzufügten, dem Kaiſer ſelbſt die ausſchweifenden Handlungen dieſes Biſchofs melden. Chryſoſtomus nahm ſie liebreich auf; verbot ihnen, die Urſache ihrer Ankunft iemanden zu ſagen, bis er an ſeinen Bruder Theophilus geſchrieben haben würde, und wies ihnen auch eine Wohnung an, für ihren Unterhalt aber ſorgten einige fromme Frauensperſonen. Da ſich gerade damals einige Geiſtliche des Theophilus zu Conſtantinopel befanden, erkundigte ſich Chryſoſtomus bey ihnen nach dieſen Mönchen, erfuhr von denſelben, daß ſie viel ausgeſtanden hätten; folgte aber auch darinne dem Rathe dieſer Geiſtlichen, den ihm ohnedem ſeine Klugheit und die Regeln der Kirchenzucht geben konnten, daß er die Mönche zwar zum öffentlichen Gottesdienſte überhaupt, aber nicht zum heiligen Abendmahle zuließ. Darauf ſchrieb er an den Theophilus, er möchte ihm dieſe Gefälligkeit, als ſeinem Sohne und Bruder erweiſen, daß er die Mönche wieder in die Kirchengemeinſchaft aufnähme. (Pallad. de vita Chryſoſtom. pag. 58. ſq. Socrat. H. Eccl. L. VI. c. 10. Sozom. H. E. L. VIII. c. 13.)

Allein Theophilus, weit entfernt, dieſes zu bewilligen, auch durch die falſche Nachricht hintergangen, als hätte Chryſoſtomus den Mönchen ſogleich alle Rechte der kirchlichen Gemeinſchaft ertheilt, ſchickte vielmehr Leute nach Conſtantinopel, mit einer Klagſchrift gegen die Mönche, worinne ſie als Ketzer und Zauberer vorgeſtellt wurden. Sie erklärten ſich dagegen nicht allein, daß ſie bereit wären, jeden Irrthum zu verfluchen; ſondern

J. n. C. G. 363. bis 430. dern übergaben auch dem Chryſoſtomus eine Bittſchrift, in welcher ſie mancherley Gewaltthätigkeiten des Theophilus erzählten; ja ſogar, ſagt Palladius, einige Punkte anführten, welche ich mich ſchäme, vor den Einfältigen zu nennen, um ſie nicht vom Glauben abwendig zu machen; und welche vielleicht auch von den Vollkommenern nicht geglaubt werden würden. Chryſoſtomus ſuchte ſie vergebens zu bewegen, daß ſie dieſe Klage, die ſo üble Folgen haben könnte, fahren ließen. Er meldete ſolches auch dem Theophilus, daß ſie ihn verklagt hätten, und die Hauptſtadt nicht verlaſſen wollten. Voll Zorns ſprach dieſer den Bann wider den Dioſkorus aus, und ſchrieb an den Chryſoſtomus zurück, er würde wohl die Verordnung der Nicäniſchen Synode kennen, daß ſich kein Biſchof zum Richter außerhalb ſeines Kirchenſprengels aufwerfen ſollte; wenigſtens möchte er ſie jetzt kennen lernen, und keine Klagſchriften wider ihn annehmen, indem die Aegyptiſchen Biſchöfe allein, nicht er, der fünf und ſiebzig Tagereiſen von ihm entfernt ſey, Gericht über ihn halten könnten. Eine an ſich richtige Erinnerung; die aber den Chryſoſtomus eigentlich nicht traf, weil er ſich kein richterliches Anſehen über den Biſchof von Alexandrien gegeben hatte. (Pallad. loc. cit. p. 60. ſq. Socrat. et Sozom. loc. cit.)

Vielmehr ermahnte er die Mönche beyder Partheyen zum Frieden, und entzog ſich, da dieſes keine Wirkung that, der ganzen Sache. Nunmehr ſetzten die vertriebenen Mönche weitläufige Klagſchriften wider den Theophilus und wider ihre anweſenden Gegner auf. Sie übergaben dieſelben bey Hofe, und baten inſonderheit die Kaiſerin in einer Kirche, daß die Klage der wider ſie abgeſchickten Mönche gerichtlich unterſucht, Theophilus aber genöthigt werden möchte, ſich perſönlich vor dem Chryſoſtomus zu verantworten. Beydes wurde ihnen bewilligt. Ein Staatsbote gieng nach Alexandrien, um den dortigen Biſchof herbeyzuholen; ſeine zu Con-

ſtanti-

ſtantinopel befindlichen Mönche aber wurden mit Be- J. n. C. G. 363. bis 430.
drohung der auf falſche Ankläger geſetzten Strafe zum Verhöre gezogen. Da dieſe nicht im Stande waren, ihren Beweis gehörig zu führen, hielten ſie ängſtlich um einen Aufſchub an, bis **Theophilus** angelangt ſeyn würde. Man warf ſie unterdeſſen ins Gefängniß, indem die Richter keine Geiſel von ihnen annehmen wollten. Einige ſtarben auch darinne; andere aber, welche **Theophilus** durch Geld befreyete, wurden, weil man ſie als Verleumder befand, auf eine Inſel verwieſen. (Pallad. loc. citat. pag. 62. ſq.)

Theophilus verzögerte ſeine Abreiſe, ſo lange er konnte. Er ſuchte ſich dagegen durch den Beytritt vieler andern Biſchöfe zu verſtärken; ſchrieb an dieſelben, wie nöthig es ſey, die Meinungen und Schriften des **Origenes** zu verdammen; meldete ihnen, daß es ihm hierinne bereits in Aegypten geglückt ſey, und brachte auch ihrer mehrere auf ſeine Seite. Eine Anzahl Aegyptiſcher Biſchöfe, die ihm gänzlich ergeben waren, ſchickte er voraus nach **Conſtantinopel**, um theils von ihnen daſelbſt unterſtützt zu werden, theils durch ſie einen Anhang zu gewinnen. Keiner aber unter allen Biſchöfen beförderte ſeine Abſichten ſo ſehr, als **Epiphanius**: nicht aus perſönlicher Verehrung und Freundſchaft gegen den **Theophilus**; ſondern, weil ihn dieſer bey ſeiner ſchwachen Seite, bey dem brennenden Haſſe des **Origenes**, zu faſſen gewußt hatte. **Epiphanius**, der damals ohngefähr neunzig Jahre alt war, begieng zugleich Fehler, die man dieſem hohen Alter zuſchreiben muß. Gewohnt daran, ſeit ſo vielen Jahren als der vornehmſte Lehrer der Morgenländer betrachtet zu werden, glaubte er mit ſtolzer Einbildung, dasjenige, was er bey dieſen Streitigkeiten thun würde, müſſe vor allem andern entſcheidend ſeyn; und er konnte das Unvorſichtige und Uebereilte in den Schritten, welche er that, gar nicht begreifen. Es war natürlich, daß er, vom **Theophilus**

ange-

J. n. C. G. 363. bis 430. angefeuert, und geſchmeichelt durch die ehrerbietige Annäherung eines der Hauptbiſchöfe des Reichs, von welchem er ſonſt verketzert worden war, deſto mehr eilte, das Leſen der Schriften des Origenes auf einer Verſammlung der Biſchöfe von Cypern verbieten zu laſſen. Theophilus bewirkte eben dieſes auf einer alexandriniſchen Synode. Er, der dem Epiphanius und Hieronymus ſo viele Freude durch ſeine Uebereinſtimmung mit ihren Geſinnungen verurſacht hatte, wie man aus dem beynahe kindiſch frohlockenden Ton, welchen ſie darüber anſtimmten, bereits geſehen hat, der ihrer Feder und ganzen Hülfsbereitwilligkeit gewiß war, durfte nunmehr alles wagen. Er beredete daher auch den einfältigen Epiphanius mit leichter Mühe, noch vor ihm nach Conſtantinopel zu reiſen, wo er eigentlich nichts zu thun hatte; wo aber Theophilus ſich ſeiner deſto beſſer zu bedienen hoffte. Da er es dem Epiphanius in ſeinem oben angeführten Schreiben ſehr empfohlen hatte, unter andern Gegenden beſonders für Conſtantinopel zu ſorgen, daß dem Origenismus daſelbſt Einhalt geſchehe; da auch der dortige Biſchof, den Epiphanius vergebens ermahnt hatte, ſeinem Beyſpiele in Abſicht auf die Schriften des Origenes zu folgen, vielmehr die Origeniſten in ſeinen Schutz zu nehmen ſchien, Theophilus hingegen daſelbſt ins Gedränge kam: ſo hielt es Epiphanius für nothwendig, daß ein Mann von ſeiner Wichtigkeit in der Hauptſtadt erſchiene. (Socrat. loc. cit. c. 10. Sozom. l. c. c. 14.)

Mitten alſo im Winter des Jahrs 402. ſegelte Epiphanius nach Conſtantinopel, in Begleitung ſeines Archidiakonus und anderer Geiſtlichen ſeines Kirchenſprengels; brachte auch den Schluß der unter ſeinem Vorſitze gehaltenen Synode mit. Kaum war er ans Land getreten: ſo hielt er in einer Landkirche eine gottesdienſtliche Verſammlung, und weihte, auf Verlangen einiger gegen den Chryſoſtomus übelgeſinnten Mönche

einen

J. n. C. G. 363. bis 430.

einen Diakonus für ihr Kloſter; Eingriffe in die Rechte eines andern Biſchofs, die man ſchon ſonſt aus ſeiner Geſchichte kennt. Chryſoſtomus äußerte darüber ſo wenig einige Empfindlichkeit, daß er vielmehr dem Epiphanius, bey ſeinem Eintritte in die Stadt, ſeine geſammte Geiſtlichkeit entgegen ſchickte. Er ließ ihn auch einladen, in dem biſchöflichen Hauſe bey ihm zu wohnen. Allein Epiphanius ſchlug nicht nur dieſes aus; ſondern erklärte ſich auch, daß er nicht einmal die Kirchengemeinſchaft mit ihm unterhalten könne, bevor nicht Chryſoſtomus die langen Brüder aus der Stadt vertrieben, und die Verdammung der Schriften des Origenes mit eigenhändiger Unterſchrift beſtätigt hätte. Chryſoſtomus hingegen gab zur Antwort, daß in dieſer Angelegenheit nichts weiter geſchehen könne, bis die wegen derſelben ausgeſchriebene Kirchenverſammlung darüber entſchieden hätte. (Vita Epiphan. in Opp. T. II. p. 373. Socrat. l. c. c. 12. 14. Sozom. l. c.)

Epiphanius ſuchte daher die übrigen Biſchöfe, welche ſich zu Conſtantinopel eingefunden hatten, auf ſeine Seite zu ziehen. Er ließ ſie alle zuſammen kommen, zeigte ihnen den Schluß ſeiner Kirchenverſammlung wider die Schriften des Origenes, und verlangte, daß ſie denſelben unterſchreiben möchten. Einige thaten es aus Ehrerbietung gegen einen ſolchen Mann; die meiſten aber weigerten ſich deſſen. Unter dieſen war auch Theotimus, ein Biſchof aus Scythien, nach dem Ausdrucke der Geſchichtſchreiber, das heißt Aufſeher der Gemeine zu Tomi, und vieler andern längs dem ſchwarzen Meere. Sozomenus (Hiſt. Eccl. L. VII. c. 26.) meldet von ihm, er ſey in der Philoſophie (es iſt, wie man bald ſieht, das Mönchsleben) erzogen worden, und die barbariſchen Hunnen, welche am Iſter, oder an der Donau, wohnten, hätten ihn, wegen ſeiner Wunderwerke, den Gott der Römer genannt. Denn er habe es durch ſein Gebet dahin gebracht, daß einige

J. n. C. G. 363. bis 430. Hunnen weder ihn, noch die mit ihm vorbeygehenden Scythen, welche ſich vor jenen fürchteten, geſehen hätten. Einem Hunnen, der ſchon die Hand empor gehoben habe, mit welcher er ihm einen Strick um den Hals werfen wollte, ſey dieſelbe ſo lange ſteif in dieſer Stellung geblieben, bis Theotimus für ihn zu Gott gebetet habe. Ueberhaupt habe er dieſe Barbaren, welche Scythien ſo oft verwüſteten, durch Gaſtmähler und Geſchenke zu mildern Sitten gebracht. Nach dem Hieronymus (de viris illuſtr. c. 131.) hatte er auch einige kleine Abhandlungen in Geſprächen über die alte Beredſamkeit geſchrieben. Dieſer Biſchof, dem Socrates ebenfals einen ſehr ausgebreiteten Ruhm der Gottſeligkeit beylegt, (H. Eccl. L. VI. c. 12.) antwortete dem Epiphanius auf ſeinen Antrag: „Ich will weder einen längſt wohl entſchlafenen beſchimpfen; noch erkühne ich mich, etwas ſo ſchändliches zu thun, daß ich dasjenige verdammen ſollte, was unſere Vorfahren nicht verworfen haben; beſonders, da ich weiß, daß keine ſchlimme Lehre in den Büchern des Origenes enthalten iſt.“ Zugleich las er aus einer Schrift deſſelben, zum Beweiſe einige lehrreiche Stellen vor, und ſetzte noch folgendes hinzu: Diejenigen, welche dieſe Bücher ſchmähen, merken nicht, daß ſie auch diejenigen Lehren beſchimpfen, über welche jene geſchrieben worden ſind. (Socr. l. c. Sozom. l. c. c. 14.)

Chryſoſtomus fuhr fort, dem Epiphanius ſeine Wohnung und die Gemeinſchaft des öffentlichen Gottesdienſtes anzubieten; allein er beſtand immerfort auf ſeinen alten Bedingungen. Im unbeſonnenen Vertrauen auf ſein Anſehen, beleidigte er ſelbſt die Kaiſerin. Sie ließ ihn, als ihr Sohn krank geworden war, erſuchen, für die Wiederherſtellung deſſelben zu beten. Er verſezte darauf, der Prinz werde am Leben bleiben, wenn die Kaiſerin den Dioſkorus und die mit ihm verbundenen Ketzer aus der Stadt vertriebe: ein Vorwurf der

Duldung, welche ſie ihnen angedeyhen ließ. Allein ſie J. n. gab ihm dieſe Antwort: „Will Gott mir meinen Sohn C. G. nehmen, ſo mag es geſchehen! Könnteſt du Todte aufer- 363 wecken, ſo würde dein Archidiakonus nicht geſtorben bis 430. ſeyn.“ Endlich beſchloß Epiphanius, gereizt von den Feinden des Chryſoſtomus, den großen Hauffen ſelbſt wider dieſen in Bewegung zu ſetzen. Er wollte in einer ſehr zahlreichen gottesdienſtlichen Verſammlung in der Apoſtelkirche auftreten, und vor allen Anweſenden erſtlich die Bücher des Origenes verdammen, ſodann den Dioſkorus und ſeine Anhänger mit dem Banne belegen, zuletzt auch gegen den Chryſoſtomus, als ihren Beſchützer, losziehen. Doch dieſer Biſchof glaubte, daß es nunmehr Zeit ſey, einem ſo ausſchweifenden Verfahren Einhalt zu thun. Als daher Epiphanius ſich bereits der Kirche näherte, ſchickte ihm Chryſoſtomus einen ſeiner Aelteſten, den Serapion, entgegen, der ihm vorſtellte, wie viel er bereits wider die kirchlichen Geſetze vorgenommen habe, und ihn warnete, daß er wohl ſelbſt Gefahr laufen könnte, wenn der Pöbel einen Aufſtand erregte. Serapion, der als ein hitziger Kopf beſchrieben wird, (Sozom. H. E. L. VIII. c. 9.) mag ſeinen Auftrag derb genug ausgerichtet haben. Denn Epiphanius erſchrack darüber ſo ſehr, daß er ſich nicht getrauete, in die Kirche hinein zu gehen. (Socr. l. c. c. 14. Sozom. l. c. c. 14. 15.)

Seitdem gab er auch ſeine heftigen Entwürfe auf, und ſöhnte ſich ſogar mit den langen Brüdern aus. Als ihn dieſe auf Befehl der Kaiſerin beſuchten, fragte ihn Ammonius, warum er ſie der Origenianiſchen Irrthümer beſchuldigt habe, da er doch ſelbſt geſtünde, daß er weder etwas von ihren Schriften geleſen, noch von ihren Schülern gehört habe. Epiphanius mußte bekennen, daß er bloß nach den Erzählungen anderer von ihnen geurtheilt habe. „So haben wir es aber in Anſehung Deiner nicht gemacht, ſagte Ammonius.

J. n. C. G. 363. bis 430. Wir haben Deine Schüler oft gehört, und Deine Bücher geleſen, unter andern den Glaubensanker. Als Dich viele ſchmähen, und für einen Ketzer ausgeben wollten, haben wir für Dich, wie billig, als für unſern Vater, geſtritten, und Dich vertheidigt. Du hätteſt uns alſo auch nicht, nach einer bloßen Sage, verdammen ſollen.“ Epiphanius ward beſchämt; er begegnete ihnen ſehr glimpflich. Kurz darauf reiſte er auch nach Cypern zurück; aber mit welchen Geſinnungen gegen den Chryſoſtomus, läßt ſich nicht völlig ausmachen. Denn obgleich der ungenannte Verfaſſer ſeines Lebens verſichert, (Vit. Epiphan. l. c. c. 62. ſq.) er habe die Keiſerin vorher ermahnt, ihren ungerechten Haß gegen den gedachten Biſchof abzulegen, und da er ſie unbeweglich geſunden, ſich lieber entfernen, als an den Maaßregeln wider denſelben Antheil nehmen wollen; ſo wiſſen doch Sokrates und Sozomenus nichts davon. Sie erzählen vielmehr, wiewohl mit Zweifeln an der Wahrheit dieſes Gerüchts, Epiphanius habe dem Chryſoſtomus, da er ſchon im Begriff war, ins Schiff zu ſteigen, ſagen laſſen: „Ich hoffe, Du wirſt nicht als Biſchof ſterben,“ und dieſer habe ihm antworten laſſen: „Ich hoffe, Du wirſt nicht in Dein Vaterland zurückkommen.“ Beydes traf ein; vielleicht aber ſind die Worte, erſt nachdem es eingetroffen war, erſonnen worden. Man ſezte noch hinzu, (Sozom. l. c. c. 15.) er habe zu den Biſchöfen, die ihn bis ans Meer hin begleiteten, geſagt: „Ich überlaſſe euch die Stadt, den Palaſt, und den Schauplatz; ich aber gehe fort, denn ich muß ſehr eilen.“ Der Geſchichtſchreiber, welcher dieſes meldet, iſt daher geneigt zu glauben, daß Gott dem Epiphanius ſeinen nahen Tod angezeigt habe: denn dieſer erfolgte noch auf der See im Jahr 403.

Er war noch nicht lange von Conſtantinopel abgereiſet, als Theophilus, der ihn zur Stürzung des Chryſoſtomus gebrauchen wollte, daſelbſt ankam. Die

Kaiſerin, deren Ungnade ſich Chryſoſtomus zugezogen hatte, wandte ſich nun völlig auf die Seite ſeines Gegners. Dieſer ſagte ſchon unterwegens, er gehe in die Hauptſtadt, um den Biſchof derſelben abzuſetzen. (Palladii Dialog. p. 72.) Mit ihm fanden ſich zugleich viele andere Biſchöfe zu Chalcedon, in dieſer aſiatiſchen, Conſtantinopel gegen über liegenden Stadt von Bithynien, ein: theils ſolche, die er ſchriftlich dazu aufgefordert hatte, theils alle Feinde des Chryſoſtomus, beſonders diejenigen, welche er von ihrem Bißthum entſetzt hatte. Theophilus berathſchlagte ſich mit denſelben über die ſicherſten Mittel, den Chryſoſtomus aus dem Wege zu ſchaffen. Endlich begaben ſie ſich alle nach Conſtantinopel; Theophilus inſonderheit brachte viele ägyptiſche und indiſche Koſtbarkeiten mit, um ſich durch dieſelben Anhänger zu erwerben. Keiner von den Geiſtlichen der Hauptſtadt gieng ihm entgegen, weil ſie wußten, daß er als ein Feind ihres Biſchofs komme. Auch vermied Theophilus, während der drey Wochen ſeiner Anweſenheit, durchaus, denſelben zu ſehen: und ob ihn gleich Chryſoſtomus einlud, mit ſeinem Gefolge in dem biſchöflichen Hauſe zu wohnen, trat er doch lieber in der Vorſtadt ab. Eben ſo wenig beſuchte er die Kirche, wie es doch die neuankommenden Biſchöfe ſogleich thaten. Dagegen ſchmiedete er unaufhörlich Ränke wider den Chryſoſtomus, indem er die Vornehmen durch Geld, andere durch Gaſtmähler und Schmeicheleyen auf ſeine Seite zog. Chryſoſtomus aber, der nicht begreifen konnte, wodurch er einen ſolchen Haß verdient hätte, gab ſich umſonſt wiederholte Mühe, es zu einer Unterredung mit ihm zu bringen. (Pallad. l. c. p. 12. ſq. 64. ſq. Socrat. loc. cit. c. 15. Sozom. l. c. c. 16.)

J. n. C. G. 363. bis 430.

Eigentlich war Theophilus allein nach Conſtantinopel gefordert worden, um ſich gegen ſeine Ankläger zu verantworten. Man hat auch bereits geleſen, daß ein Theil der von ihm hingeſchickten Mönche, ohngeach-

J. n. C. G. 363. bis 430. tet des Geldes, welches er für ſie aufwandte, als Verleumder des Landes verwieſen worden ſind. Wirklich befohl jetzt der Kaiſer dem Chryſoſtomus, er ſollte den alexandriniſchen Biſchof über die vielfachen Gewaltthätigkeiten, die ihm Schuld gegeben wurden, verhören. Allein Chryſoſtomus dachte zu großmüthig, als daß er ſich dieſes angebotenen und geſetzmäßigen Mittels, ſeinen Feind zu Boden zu ſchlagen, bedient hätte. „Aus ehrerbietiger Achtung,“ ſchreibt er an den römiſchen Biſchof, (apud. Pallad. l. c. p. 12. ſq.) „ſowohl gegen die Geſetze unſerer Vorfahren, als gegen den Mann „ſelbſt, und da wir ſeinen Brief in den Händen hatten, „worinne er ſchrieb, die kirchlichen Angelegenheiten müßten in der Landſchaft ſelbſt, wo ſie vorfielen, unterſucht „und ausgemacht werden, haben wir dieſes Gericht nicht „allein nicht angenommen, ſondern auch auf das nachdrücklichſte abgelehnt.“ Chryſoſtomus konnte, ohngeachtet jener Kirchengeſetze, entweder auf einen außerordentlichen Auftrag des Kaiſers, oder als Vorſitzer der Kirchenverſammlung, die eben zu Conſtantinopel zuſammen kam, ein ſolches Gericht übernehmen. Denn in Aegypten ſelbſt würden es die Biſchöfe ſchwerlich gewagt haben, ihren Patriarchen ſcharf zu beurtheilen. Doch in dem damaligen Verhältniſſe des Patriarchen von Conſtantinopel gegen den alexandriniſchen, ſchien die Mäßigung des erſtern nicht zu hoch getrieben werden zu können; zumal da er beſorgen mußte, daß Theophilus, an Statt ſich einem gerichtlichen Ausſpruche zu unterwerfen, neue Unruhen erregen dürfte.

Dieſer hingegen verfolgte ſeinen Entwurf mit einer deſto feindſeligern Hitze. Er war nun gewiß, von der Kaiſerin, mehrern Biſchöfen und andern Geiſtlichen, auch einigen Großen, die alle, aus verſchiedenen Urſachen, einen Widerwillen gegen den Chryſoſtomus gefaßt hatten, unterſtüzt zu werden. Zuerſt alſo reizte er zween Kirchendiener, welche Chryſoſtomus wegen

grober

grober Verbrechen abgeſezt hatte, Klagſchriften wider denſelben einzugeben, indem er ihnen Hoffnung machte, ihr Amt wieder zu erhalten. In denſelben war nichts Wahres, als daß Chryſoſtomus verordnet hatte, die Chriſten ſollten nach dem Genuſſe des heiligen Abendmahls, damit ſie nicht etwas davon unverſehens mit dem Speichel auswerfen möchten, einen Kloß und Waſſer zu ſich nehmen. Als Theophilus dieſe Klagſchriften in den Händen hatte, wandte er ſich mit ſeinen Anhängern an den Kaiſer, und bat um einen Befehl, daß ſich Chryſoſtomus dagegen vor ihnen verantworten ſollte. Sie erlangten denſelben auch; verſammleten ſich aber nicht zu Conſtantinopel, wo das Unverſchämte und Ungerechte ihres Betragens am leichteſten erkannt oder auch geahndet werden konnte; ſondern bey Chalcedon, auf einem Landgute des ehemaligen Staatsbedienten Rufinus, die Eiche genannt, auf welchem ſich ein Palaſt, eine Kirche und ein Kloſter befand. (Pallad. l. c. p. 65. ſq. Socr. l. c. Sozom. l. c. c. 17.) Hier beſchäftigten ſie ſich mit der Annehmung aller Klagen wider den Chryſoſtomus, die ſeine Feinde anbringen wollten, und mit ihrer ſcheinbaren Unterſuchung. Photius hat aus den Verhandlungen dieſer Kirchenverſammlung zur Eiche, die im Jahr 403. gehalten wurde, einen Auszug hinterlaſſen. (Biblioth. Cod. LIX. p. 53. ſq. ed. Schotti.) Man ſieht daraus, daß es fünf und vierzig Biſchöfe geweſen ſind, darunter nächſt dem Theophilus, die Biſchöfe von Berrhoea, Ptolemais, Gabala und Chalcedon die vornehmſten waren, welche zwölf Sitzungen wider den Chryſoſtomus, und die dreyzehnte wider den Heraklides, den er zum Biſchof von Epheſus geweiht hatte, gehalten haben.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Der erſte Ankläger des Chryſoſtomus vor dieſer Verſammlung war einer ſeiner Kirchendiener, Johannes. Er brachte neun und zwanzig Klagpunkte wider denſelben vor, von denen ſich kein einziger auf die

J. n. C. G. 363. bis 439. Origenianiſchen Händel bezog; man müßte denn den ſechsten und neunzehnten darunter rechnen, nach welchen er den **Epiphanius** einen **Wahnſinnigen** oder **klei**=**nen Teufel** genannt; Rechtgläubige aber, die nach ſeinem Willen ins Gefängniß geſezt worden, und darinne geſtorben wären, nicht einmal des Begräbniſſes würdig geachtet haben ſollte. Alle übrige machten Beſchuldigungen gegen ſeine Sitten und das beleidigende oder anſtößige Betragen aus, das er viele Geiſtliche ſollte haben empfinden laſſen, oder ſonſt in kirchlichen Angelegenheiten beobachtet hätte. Hierauf ſchickte die Synode zween Biſchöfe an den Chryſoſtomus ab, um ihn zu ſeiner Vertheidigung vorzufordern. Es befanden ſich eben vierzig Biſchöfe bey ihm, unter andern auch **Palladius**, aus dem dieſe Erzählung genommen iſt, (l. c. p. 66. ſq.) welche nicht weniger, als er, darüber erſtaunten, daß **Theophilus** aus einem mit ſo vielem Rechte Beklagten, auf einmal der Kläger und Richter eines Unſchuldigen habe werden können. Chryſoſtomus ermahnte ſie für ihn zu beten, weil ſein Ende bevorſtünde; aber keiner möchte um ſeinetwillen ſeine Gemeine verlaſſen. Als ſie ihm hierauf durch Thränen und Umarmungen ihre zärtliche Liebe bewieſen, munterte er ſie noch mehr zur Standhaftigkeit auf. Man erinnerte ſich des ausgebreiteten Gerüchts, daß er wegen ſeiner kühnen Freymüthigkeit im Lehren den Kopf verlieren ſollte; er aber erinnerte ſeine Freunde daran, wie oft er ihnen geſagt habe, daß dieſes Leben ein bloßer Weg und eine Handelſchaft ſey, nach deren Endigung man fortgehen müſſe. Sie beklagten die traurigen Folgen ſeines Verluſtes: und er ſtellte ihnen dagegen vor, daß es niemals an würdigen Lehrern der Religion gefehlt habe. Er wollte nicht, daß ſie die Kirchengemeinſchaft mit ſeinen Feinden aufheben ſollten; nur ſeine Abſetzung, die er nicht verdiente, möchten ſie niemals unterſchreiben. Während dieſer Rede kamen die Abgeordneten der Synode mit einer ſchriftlichen Vorladung an den Chryſoſtomus an.

Seine

Seine Freunde ſandten gleich darauf drey Biſchöfe aus ihrem Mittel und zween Aelteſten an den Theophilus, welche ihn in ihrem Nahmen warnen mußten, die Kirchengeſetze nicht ſo frech zu übertreten, noch Spaltungen in der Kirche zu ſtiften. Sie ließen ihm zugleich ſagen, daß er vielmehr ſchuldig ſey, ſich vor ihnen zu ſtellen, indem ihnen ſiebzig Klagpunkte wider ihn übergeben worden wären; ſie wären auch den mit ihm verſammleten Biſchöfen an Anzahl überlegen, weil er der ſechs und dreyßigſte aus Einem Lande, ſie aber vierzig aus mehrern Ländern, und darunter ſieben Metropoliten, wären; und ſein eigenes Schreiben an den Chryſoſtomus zeuge wider ihn. Doch dieſer antwortete den wider ihn verbundenen Biſchöfen noch beſonders ſchriftlich, er habe bisher nicht gewußt, daß jemand gegen ihn eine Klage vorzubringen habe. Wollten ſie aber, daß er ſich dagegen verantwortete: ſo möchten ſie vor allen Dingen den Theophilus und drey andere Biſchöfe, die ſich ſchon ſeit einiger Zeit als ſeine offenbaren Feinde bewieſen hätten, von der Zahl der Richter ausſchließen. Alsdann würde er ſich, ob er gleich darauf dringen könnte, daß in der Hauptſtadt ſelbſt über ihn Gericht gehalten würde, dennoch vor ihrer, ja vor einer jeden andern Synode, ſtellen. Hierauf wurde die Vorladung an ihn noch dreymal wiederholt; ſeine Feinde baten ſogar den Kaiſer, daß Chryſoſtomus mit Gewalt vor ihr Gericht gezogen werden möchte. Er antwortete aber immer auf gleiche Art, und die Biſchöfe, durch welche er dies that, wurden ſehr gemißhandelt.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Da die Synode ſich hierinne vergeblich bemühte, fuhr ſie nunmehr in ihrer gerichtlichen Erörterung fort, ohne ſich weiter an die Abweſenheit des Chryſoſtomus zu kehren. Sie nahm die Klagſchrift des Mönchs Johannes wider den Heraklides an, worinne geſagt wurde, daß er ein Origeniſt und ein Dieb ſey; gleichwohl aber vom Chryſoſtomus zum Biſchof beſtellt worden

 wäre;

J. n. C. G. 363. bis 430. wäre; ingleichen, daß der Kläger von dieſem letztern viel wegen der Origeniſten habe leiden müſſen. Eben dieſe Klage gegen den Heraklides beſtätigte der Biſchof Iſaacius; trug aber auch noch achtzehn Klagpunkte wider den Chryſoſtomus vor. Auch dieſe betrafen meiſtentheils tadelhafte Handlungen, oder übereilte Reden. Doch ſtand noch darunter die heftige Partheylichkeit des Beklagten für die Origeniſten, und wider ihre Gegner, verglichen mit dem Betragen des Epiphanius in Abſicht auf eben dieſelben. Nach einer flüchtigen Unterſuchung einiger Punkte, und Beſtätigung derſelben durch Zeugen, faßten die verſammelten Biſchöfe den Schluß ab, daß Chryſoſtomus ſeines Amtes entſetzt werden müſſe. Sie meldeten dieſes auch der Geiſtlichkeit zu Conſtantinopel, und berichteten es dem Kaiſer. Dieſem ſtellten ſie vor, daß Chryſoſtomus verſchiedener Verbrechen angeklagt worden; aber von ſeinem Gewiſſen zurückgehalten, nicht erſchienen, und daher von ihnen abgeſetzt worden ſey. Außerdem beſchuldigten ſie ihn des Laſters der beleidigten Majeſtät, und baten, daß er deswegen beſtraft, und aus der Stadt gejagt werden möchte. (Photius l. c. Palladius l. c. p. 74. Socr. l. c. c. 15. Sozom. l. c. c. 17.)

Drey Tage darauf wurde Chryſoſtomus wirklich auf kaiſerlichen Befehl aus der Stadt gebracht. Er konnte zwar noch länger auf den Beyſtand des Volks rechnen, welches ſeine Entfernung durchaus nicht zugeben wollte, und ſich ſehr erbittert gegen den Theophilus und deſſen Anhänger, ja gegen den Kaiſer ſelbſt zeigte. Allein er ergab ſich eben deswegen freywillig darein, um die bereits ausgebrochenen Unruhen nicht zu vermehren. Freylich gerieth der große Hauffen in eine aufrühriſche Bewegung, als er die Wegführung ſeines Biſchofs erfuhr; ſie wurde aber hauptſächlich durch die Ankunft des Theophilus vermehrt. Dieſer wollte auch nun den Biſchof Heraklides verurtheilt wiſſen; ob er gleich

abwe-

abweſend war. Die Anhänger des Chryſoſtomus behaupteten, daß dieſes höchſt ungerecht ſey: darüber kam es zwiſchen ihnen und den Alexandrinern zu einer Schlägerey, in welcher einige das Leben verloren. Deſto leichter hingegen hatte ſich Theophilus mit den langen Brüdern, und überhaupt mit den Nitriſchen und Sketiſchen Mönchen, ausgeſöhnt, da er noch ſeine Synode hielt. Man ſagte ihnen, daß die Verſammlung ſelbſt für ſie bitte; er ermahnte ſie bloß ſich zu beſſern, und nahm dieſe Leute, die er ſo lange als Ketzer verfolgt hatte, ohne des Origenes weiter zu gedenken, in die Kirchengemeinſchaft auf, nachdem ſie ihn um Vergebung gebeten hatten. Er hatte ſeine Hauptabſicht auf einer andern Seite erreicht, und Iſidorus war auch bereits aus der Welt gegangen. (Pallad. Dialog. pag. 15. Socrat. Hiſt. Eccleſiaſt. Lib. VI. cap. 15-17. Sozom. Hiſt. Eccl. L. VIII. c. 17. ſq.)

J. n. C. G. 363. bis 430.

Sein Sieg war jedoch von einer kurzen Dauer. Denn der Hof ſah ſich gleich darauf genöthigt, den ungeſtümen Forderungen des Volks nachzugeben, und den Chryſoſtomus zurück zu rufen. Er kam unter den außerordentlichſten Freudensbezeugungen der Einwohner, welche jezt den Theophilus ſuchten, um ihn ins Meer zu werfen. Chryſoſtomus drang ſogleich auf eine rechtmäßige und zahlreichere Kirchenverſammlung, vor welcher er ſeine Sache führen wollte; ſein Gegner aber flüchtete ſich eilfertig nach Aegypten; wohin ihn auch ſeine meiſten Anhänger begleiteten. Sie wurden daſelbſt von dem Pöbel mit vielen Schimpfworten aufgenommen. Gleichwohl weigerte ſich Theophilus auf den Befehl des Kaiſers nach Conſtantinopel zu kommen, und ſeinem beleidigten Gegner Recht wiederfahren zu laſſen; er gab vor, daß er Alexandrien nicht verlaſſen könne, weil ſonſt, wegen der ausnehmenden Neigung der dortigen Einwohner gegen ihn, ein Auflauf entſtehen könnte. Chryſoſtomus hörte unterdeſſen nicht auf,

J. n. C. G. 363. bis 430. ein Gericht von Biſchöfen zu begehren. Es erklärten auch ohngefähr ſechszig, die zu Conſtantinopel zuſammen gekommen waren, das ganze Verfahren der Synode zum Eichbaum wider ihn für ungültig. Aber ſein Zuſtand änderte ſich auch gar bald von neuem, indem er ſich abermals den Unwillen der Kaiſerin zuzog. Bey dieſer günſtigen Ausſicht wandten ſich ſeine Feinde ſogleich wieder an den **Theophilus**, und verlangten, daß er entweder ſelbſt in die Hauptſtadt zurückkommen, oder ihnen eine Anweiſung geben ſollte, wie ſie denſelben mit Nachdruck angreiffen könnten. Er ſchickte ihnen drey nichtswürdige Biſchöfe mit denjenigen Geſetzen zu, welche die **Arianer**, (ſo ſagt wenigſtens **Palladius**, *l. c.* p. 76. 78. ob es gleich nicht bloß **Arianer** geweſen ſind, wie man in dieſer Geſchichte, Th. VI. S. 59. ſg. geſehen hat,) auf der **Synode** zu **Antiochien** im Jahr 341. ausgemacht hatten. Darunter ſollte inſonderheit dieſes wider den Chryſoſtomus dienen, daß ein Biſchof, der von einer Kirchenverſammlung abgeſezt worden, und gleichwohl ſich erkühnte, ſein Amt noch ferner zu verwalten, daſſelbe auf immer verlieren, ja nicht einmal weiter zur Verantwortung zugelaſſen werden ſollte. Zwar vereinigten ſich zwey und vierzig Biſchöfe mit dem Chryſoſtomus. Allein ſeine Feinde hatten überhaupt ſo viele Biſchöfe aus den benachbarten aſiatiſchen Ländern nach Conſtantinopel verſchrieben, daß es ihnen nicht ſchwer wurde, auf einer neuen Kirchenverſammlung im Jahr 404. ſeine Abſetzung durch den gedachten antiochениſchen Canon beſtätigen zu laſſen. Da der Kaiſer den Geſinnungen ſeiner Gemahlin völlig beygetreten war: ſo wurde auch dieſes Urtheil bald mit aller Härte vollſtreckt. Chryſoſtomus wurde zum zweytenmal aus der Stadt weggeführt, und ins Elend verwieſen, worinne er, nach ſehr vielen ausgeſtandenen Bedrückungen, im Jahr 407. ſein Leben endigte. (Pallad. l. c. p. 16. ſq. 75. ſq. Socr. l. c. c. 16. ſq. Sozom. l. c. c. 19. ſq.

Als

Als ſich die Verfolgung gegen ihn erneuerte, und in der morgenländiſchen Kirche, ohngeachtet ihm noch unzählige Verehrer daſelbſt übrig blieben, doch wegen der Feindſchaft des kaiſerlichen Hofs, kein Schutz mehr für ihn zu erwarten war, hoffte er in der abendländiſchen einige Unterſtützung zu erhalten, indem er den drey vornehmſten Biſchöfen in Italien, **Innocentius** dem erſten zu **Rom**, **Venerius** zu **Mediolanum**, und **Chromatius** zu **Aquileja**, ſowohl ſeine Unſchuld, als ſeine Leiden vorſtellte, und ſie erſuchte, die Kirchengemeinſchaft ferner mit ihm zu unterhalten, auch ſich gegen ſeine Feinde öffentlich zu erklären, ſo wie er ſelbſt bereit ſey, ſich vor einer unpartheyiſchen Kirchenverſammlung zu rechtfertigen. Das Schreiben, welches er gleichlautend an dieſe Biſchöfe ſandte, iſt vom **Palladius** aufbewahrt worden. (Dial. de vita S. Chryſoſt. c. 2. p. 10-22.) Es iſt auch bereits in der Geſchichte der römiſchen Biſchöfe (Th. VIII. S. 131.) gezeigt worden, daß **Chryſoſtomus** durch daſſelbe keineswegs ſich auf einen italiäniſchen Biſchof, als auf ſeinen Richter, berufen habe. Doch **Theophilus** war ihm zu **Rom** ſchon zuvorgekommen. Er hatte dem **Innocentius** durch einen Vorleſer ſeiner Gemeine gemeldet, daß er den **Chryſoſtomus** abgeſetzt habe. Der römiſche Biſchof erſtaunte darüber, daß der alexandriniſche dieſes allein gethan haben ſollte, und ihm keine Nachricht von einer Kirchenverſammlung und andern Umſtänden gegeben hatte. Als er aber den Brief des **Chryſoſtomus** empfieng, ſchrieb er an beyde, daß er in der Kirchengemeinſchaft mit ihnen verharre; nur mißbilligte er die Verurtheilung des **Chryſoſtomus**, und verlangte die Zuſammenberufung einer untadelhaften **Synode** abendländiſcher und morgenländiſcher Biſchöfe, worunter ſich weder Freunde noch Feinde der Partheyen befänden. Kurz darauf brachten ihm zwar Abgeordnete des **Theophilus** einen ausführlichern Bericht von der durch dieſen veranſtalteten Kirchenverſammlung. Allein **Innocentius**

J. n. C. G. 363. bis 430.

tadelte in ſeiner Antwort von neuem ein ſo übereiltes Verfahren wider einen Abweſenden; erinnerte auch den Theophilus, er müſſe ſich, wenn er Vertrauen genug auf ſeine Sache hätte, vor eine chriſtliche Synode ſtellen, und daſelbſt ſeine Klagen nach den Nicäniſchen Kirchengeſetzen, (denn andere nehme die Römiſche Kirche nicht an,) führen. Es kamen hierauf immer mehrere Geiſtliche aus den Morgenländern, hauptſächlich von Freunden des Chryſoſtomus, zum Theil als Flüchtlinge, nach Rom: und dieſe erzählten die grauſamen Gewaltthätigkeiten, welche bey Gelegenheit ſeiner zweyten Vertreibung ausgeübt worden waren. Dieſes veranlaßte endlich eine Vorſtellung des Innocentius an den Kaiſer Honorius, der den italiäniſchen Biſchöfen befohl, in einer Verſammlung darüber zu berathſchlagen. Ihr Gutachten fiel dergeſtalt aus, daß er zum drittenmal an ſeinen Bruder, den Kaiſer Arcadius, in dieſer Angelegenheit ſchrieb, um ihm die Wiederherſtellung des Chryſoſtomus zu empfehlen, für den ſich alle abendländiſche Biſchöfe erklärt hätten. Vor allen erſuchte er ſeinen Bruder, den Theophilus, der alles Uebel geſtiftet haben ſollte, auch wider ſeinen Willen vor einer Kirchenverſammlung der abendländiſchen und morgenländiſchen Biſchöfe zu Theſſalonich erſcheinen zu laſſen, damit durch dieſelbe der Friede wieder befeſtigt werde. Jedoch die Biſchöfe und andere Geiſtliche, welche dieſes kaiſerliche Schreiben, nebſt Briefen der italiäniſchen Biſchöfe, nach Conſtantinopel überbrachten, wurden nicht einmal beym Arcadius vorgelaſſen, und kehrten unverrichteter Dinge zurück. (Pallad. l. c. p. 22-34.)

Um eben dieſe Zeit, da es dem Theophilus gelungen war, den Chryſoſtomus gänzlich zu ſtürzen, um das Jahr 404. ſcheint er ihn auch in einem beſondern wider ihn gerichteten großen Buche verfolgt zu haben. Es iſt nicht mehr vorhanden; aber Facundus, ein africaniſcher Biſchof gegen die Mitte des ſechſten Jahrhun-

hunderts, und verſtändiger als ſein Zeitalter, hat Stellen daraus aufbehalten. (Facund. Hermian. Defenſ. trium Capitulor. L. VI. c.5. p. 430. ſq. Tom. II. Opp. Sirmondi, ed. Venet.) Er entſchuldigt ſich mit der Nothwendigkeit, die ſein Entwurf mit ſich führe, daß er aus einem von den gröbſten Schmähungen ſtrotzenden Werke Proben beygebracht habe. Theophilus ſchrieb darinne vom Chryſoſtomus, er habe die Brüder mit eben dem unreinen Geiſte verfolgt, durch welchen Saul erſtickt wurde; er ſey gottlos, peſtilenzialiſch, unſinnig und wütend geweſen, und habe, prahlend auf ſeinen Unſinn, ſeine Seele dem Teufel übergeben; wie der Satan, habe er ſich in einen Engel des Lichts verwandelt, und wie der Verräther Judas, an Chriſto verſündigt, indem er verſicherte, der Erlöſer ſey, weil er übel betete, auch nicht erhört worden; er ſey kein Chriſt, noch ſchlimmer als der babyloniſche König Belſazar, und als die Abgötter überhaupt; werde aber auch in Ewigkeit dafür Strafe leiden. Nachdem Facundus dieſes und noch mehr ausgezeichnet hat, ſezt er gutherzig genug hinzu, er wolle aus dieſem Buche weder den Chryſoſtomus kennen lernen, der eine ſolche Mißhandlung gar nicht verdient habe; noch den Theophilus, der viele Beweiſe ſeiner Tugend abgelegt habe, und aus dieſer zufälligen Krankheit oder Wuth nicht beurtheilt werden müſſe; wohl aber lerne er daraus, wie elend das Leben der Menſchen ſey: „denn wenn ſolchen Männern dergleichen Dinge begegnet ſind, was müſſen wir nicht für uns und unſers gleichen beſorgen?“ Unterdeſſen war dies beym Theophilus nichts Unerwartetes. Allein traurig und ſchimpflich für den Hieronymus muß man es nennen, daß er ſich von jenem Biſchof dazu mißbrauchen ließ, ein ſolches Buch ins Lateiniſche zu überſetzen, damit, ſagt Facundus, diejenigen, welche dieſe Sprache redeten, daraus ſich einen richtigen Begriff vom Chryſoſtomus machen könnten. Es verdient auch hier eine Stelle aus einem Briefe des Hieronymus an den Theophi-

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. ophilus zu ſtehen, (Ep. LXXXVIII. p. 727. ed. Mart.) worinne der ſchleichend andächtige Ton mit dem verkezzernden ſo natürlich gepaart iſt, wie man beyde in ſolchen Köpfen unzählichemal beyſammen gefunden hat. „Ich habe immer gewünſcht, ſchreibt er, daß Johannes, welcher ehemals die Kirche von Conſtantinopel regiert hat, Gott gefallen möge; und ich habe die Urſachen des Verderbens, in welches er ſich unvorſichtiger Weiſe ſtürzte, gar nicht glauben wollen. Da er aber, um ſeiner andern Laſter nicht zu gedenken, die Origeniſten zu ſeinen Vertrauten gemacht, vielen derſelben kirchliche Lehrämter ertheilt, und durch dieſes Verbrechen den Mann Gottes ſeligen Andenkens, **Epiphanius**, ſehr betrübt hat, ſo hat er verdient zu hören: Sie iſt gefallen, ſie iſt gefallen, Babylon!“

Theophilus änderte ſeine Geſinnungen gegen den Chryſoſtomus auch nach deſſen Tode nicht. Es iſt bereits anderwärts erzählt worden, (Chriſtl. KGeſch. Th. VII. S. 158. 159.) was für einen ſtillſchweigenden Vorwurf ihm darüber einer ſeiner ägyptiſchen Biſchöfe ſelbſt gemacht habe. Man findet zwar bey einem Schriftſteller des achten Jahrhunderts (Io. Damascen. de Imagin. Orat. III. p. 385. T. I. Opp. ed. Paris.) der es wieder aus der Chronographie des **Diakonus Iſidorus** nahm, die Nachricht, daß Theophilus kurz vor ſeinem Ende im Jahr 412. gegen ein Bild des Chryſoſtomus, das man ihm brachte, viele Ehrerbietung bewieſen habe. Aber nicht zu gedenken, daß man aus ſo ſpäten Zeiten kein Zeugniß annehmen darf: ſo wird es auch dadurch verdächtig, weil der Schweſterſohn des Theophilus, und ſein Nachfolger im Bißthum, Cyrillus, in gleicher Denkungsart mit ihm, den Nahmen des Chryſoſtomus lange Jahre hindurch nicht in den Kirchenbüchern geduldet hat. Bey allen Ausſchweifungen des Theophilus, muß doch ſein Eifer für die Rechtgläubigkeit, und ſeine Verbindung mit ſo be-

rühm-

rühmten Stützen derſelben, als **Epiphanius** und **Hie-** J. n. C. G. 363. bis 430.
ronymus waren, auf viele ſeiner Zeitgenoſſen und nächſten Nachkommen, einen ihm vortheilhaften Eindruck gemacht haben. Man kann in den vollſtändigen Sammlungen zu ſeiner Lebensbeſchreibung, welche Tillemont hinterlaſſen hat, (Mémoires, T. XI. p. 441-499. ed. de Paris.) ein Verzeichniß der angeſehenſten Lehrer und Kirchenverſammlungen des fünften Jahrhunderts leſen, welche ihn mit ungemeiner Hochachtung, ſelbſt unter dem Nahmen des **heiligen Theophilus**, angeführt haben. Es ſind darunter ſogar römiſche Biſchöfe, wie **Leo der erſte**; ob er gleich ſchwerlich in die kirchliche Vereinigung mit ihrer Gemeine wieder getreten iſt. Wie wenig Chryſoſtomus auf der andern Seite Fehlerfrey geweſen ſey, wird ſich bald in ſeiner Lebensgeſchichte zeigen. Allein dieſes trägt zur Entſchuldigung des **Theophilus**, ſo weit man jezt davon urtheilen kann, nichts bey, indem er weder von jenem Biſchof beleidigt worden, noch befugt geweſen iſt, in allem wo derſelbe anders dachte und handelte als er, ſich zu ſeinem Richter aufzuwerfen.

Auch dieſer zweyte Auftritt alſo der Origenianiſchen Streitigkeiten dieſes Zeitalters, hatte für die Kirche, beſonders für das Wachsthum der Chriſten an Einſichten und Klugheit in Religionsangelegenheiten, eben ſo wenig, und noch geringern Nutzen, als der erſte. Der Ausgang verſezte vielmehr alles in einen ſchlimmern Zuſtand, als es anfänglich geweſen war. Kaum verdienen ſogar dieſe Aegyptiſchen und Conſtantinopolitaniſchen Händel, eine Fortſetzung der Origenianiſchen zu heißen. **Origenes** wurde beynahe nur deswegen darein gemiſcht, um perſönliche Abſichten und Leidenſchaften unter ſeinem Nahmen zu verſtecken. Der plumpe **Anthropomorphismus** unwiſſender Mönche erlaubte es nicht einmal, eine gelehrte Streitigkeit über die Lehrſätze jenes berühmten Mannes zu führen. Derjenige Lehrer, mit welchem vor allen andern auf eine

J. n. C. G. 363. bis 430. edle und fruchtbare Art Unterſuchungen darüber hätten angeſtellt werden können, Chryſoſtomus, wurde von ſeinen Feinden gar nicht als ein Anhänger der Irrthümer des Origenes; ſondern nur als ein Beſchützer der Origeniſten, als ein Mann, der ſich nicht ausdrücklich und feurig genug wider die gedachten Irrlehren erklärte, vorgeſtellt. Theophilus ſchrieb zwar ausführlich gegen dieſelben; aber er blieb gerade nur an demjenigen Platze ſtehen, auf welchem ſich Epiphanius und Hieronymus herumgedreht hatten: das heißt, er widerlegte Ketzereyen, von welchen diejenigen, welche dadurch in einen übeln Ruf gebracht werden ſollten, nicht zugaben, daß ſie entweder ihnen, oder ſelbſt dem Origenes gewiß zugehörten. Alles kam bey dem Patriarchen von Alexandrien nur darauf an, daß man an Perſonen, an welchen er Irrlehren zu ſehen glaubte, dieſelben ohne alles Bedenken mit ihm verdammte; aber auch die Perſonen ſelbſt verfolgte, die nicht von ſeiner Parthey waren. Er ſelbſt hörte nicht auf, die Schriften des Origenes zu leſen, nachdem er ſie bereits öffentlich verurtheilt hatte, und gab einem, der ſich über dieſes widerſprechende Betragen wunderte, die Antwort, jene Schriften glichen einer mit mannichfaltigen Blumen beſezten Wieſe, von welchen er die guten abbreche, und die ſtachlichten ſtehen laſſe. Allein er wurde doch, nach der Verſicherung eines Geſchichtſchreibers, (Socrat. H. E. L. VI. c. 17.) allgemein deswegen getadelt: und in der That behaupteten die Origeniſten eben dieſes, daß ſie die Werke des Origenes nicht ohne Prüfung läſen. In dieſen geſammten Streitigkeiten iſt keine einzige neue Wahrheit entdeckt, oder eine verdunkelte ans Licht gezogen, oder auch nur ein herrſchendes Vorurtheil mit glücklichem Erfolge beſtritten worden; wohl aber haben ſie diejenigen abgeſchröckt, welche ſo gemeinnützliche Verſuche ferner hätten anſtellen wollen. Es könnte daher ſcheinen, daß die Erzählung dieſer Händel, die man bisher geleſen hat, für die unerhebliche Beſchaffenheit

und

und ſchlechten Folgen derſelben, viel zu umſtändlich aus- J. n.
gefallen ſey. Doch der Nahme eines ſolchen Mannes, C. G.
als Origenes war, hat ſchon allein aufmerkſam machen 363.
müſſen, zu erfahren, wie weit ſich die chriſtliche Reli- bis
gionswiſſenſchaft, hundert und funfzig Jahre nach ihm, 430.
von ſeinem Muſter entfernt, oder nach demſelben gebildet, es übertroffen oder gar beſchämt habe. Mehr als der unmittelbare Ausgang dieſer ungeſtümen Zänkereyen, wird die ſpätere Geſchichte zeigen, welchen Einfluß ſie hinterlaſſen haben, und ob es der Kirche ſchädlicher oder nützlicher geweſen ſey, daß ſo feindſelige und größtentheils unbillige Angriffe auf den Ruhm des Origenes nicht nur geſchehen, ſondern auch ſiegreich geworden ſind. Schon hier aber enthüllen ſie den Geiſt dieſes Zeitalters, beſonders in der Erörterung theologiſcher Streitfragen; in der Fertigkeit, kirchliche Partheyen zu ſtiften, anzuführen oder zu bekämpfen; in der furchtbaren Macht, Unwiſſenheit und Ausartung der Mönche; und in dem ſchwachen Betragen der kaiſerlichen Regierung bey innerlichen Zerrüttungen, zu welchen die Religion den Vorwand hergeben mußte, von ſolchen Seiten, auf welchen man ihn lieber nicht zu kennen wünſchte. Daß endlich einige der vornehmſten chriſtlichen Lehrer dieſer Zeit, ſich ſelbſt in den Origenianiſchen Händeln getreu abgeſchildert haben, veranlaßt eine Menge Beobachtungen, die zum Theil wichtiger ſind, als dasjenige, worüber ſie geſtritten haben. Sie können leicht gemacht oder benützt werden; ihre Anwendung aber wird meiſtentheils für die folgende Geſchichte aufbewahrt. Den vorzüglichſten neuern Schriftſtellern über die Geſchichte des Origenismus ſind ſie auch nicht entwiſcht; wenn gleich der eine mehr, der andere weniger, nach ihren verſchiedenen Entwürfen, dazu aufgelegt waren, freyere Anmerkungen zu machen. Huetius (in Origenianis) hat nach der Ordnung der Glaubenslehren, auf welche ſich die dem Origenes vorgeworfenen Irrthümer beziehen, alles mit großer Gelehrſamkeit un-

 terſucht,

J. n. C. G. 363. bis 430.

terſucht, was jemals für oder wider ihn, und auch von ihm ſelbſt, darüber geſchrieben worden iſt; und er hat, ſo viel es nur möglich war, die Klagen gegen ihn ſehr gemildert. Tillemont hat zwar mehr eine ganze Reihe von Begebenheiten neben einander geſtellt, allein die Ueberſicht des Ganzen dadurch ziemlich gehindert, daß er ſie als einen Theil der Lebensbeſchreibungen des Hieronymus, Epiphanius, Theophilus und Chryſoſtomus vorgetragen hat. Er wagt es übrigens hier mehr als ſonſt, an rechtgläubigen Lehrern von ungemeinem Anſehen etwas ſtark zu tadeln. So groß ſeine Vollſtändigkeit und Genauigkeit in der eigentlichen Erzählung, (nicht in der Erwägung der beſtrittenen Lehrſätze,) iſt; ſo gebührt doch Chriſtian Wilh. Franz Walchen hierinne vor ihm, und vor ſeinen meiſten Vorgändern in dieſer Geſchichte der Vorzug. Er hat überhaupt ein hiſtoriſchchronologiſches Ganzes über die Händel wegen des Origenes, von ſeiner Zeit an, bis in die Mitte des ſechsten Jahrhunderts, mitgetheilt; das ſich noch überdies durch Unpartheylichkeit und einen Reichthum richtiger Bemerkungen empfiehlt. (Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Ketzereyen, Th. VII. S. 362-760.) Nur hat ſeine Methode die ihr eigene Unbequemlichkeit, daß er, aus rühmlicher Sorgfalt für die höchſte Glaubwürdigkeit, zuerſt lange Auszüge aus allen Quellen vorlegt; und ſodann erſt wieder beſonders die daraus geſchöpfte Erzählung hinzufügt, die oft zu kurz iſt, als daß man ſie ohne jene Auszüge verſtehen und gebrauchen könnte.

Leben

Leben und Schriften des Johannes Chryſoſtomus.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Nach der Geſchichte dieſer unglücklichen Streitigkeiten kann das Leben und Beyſpiel eines Mannes, wie Johannes Chryſoſtomus war, eine wirkliche Erholung für die Leſer heißen. Daß er eben bey Gelegenheit von Händeln, welche ſeine lezten Tage ſo ſehr verbittert haben, auftritt; er, der es verdiente, nur nach ſeiner edlern Geſchäftigkeit abgebildet zu werden, iſt ein Vorwurf gegen ſeine Zeitgenoſſen, nicht gegen ihn. Epiphanius und Chryſoſtomus, beyde ſo bald nach einander, beyde einander ſo unähnlich; in der Mitte zwiſchen ihnen Origenes, den jener verkezerte, und dieſer weislich nüzte; dieſes iſt ein Schauſpiel, das zwar nur durch die natürliche Ordnung der Geſchichte in dieſem Bande hervorgebracht wird; das aber doch eine lebhafte Wirkung thun dürfte.

Johannes (denn dieſes war eigentlich ſein einziger Nahme; ob er gleich mehr unter dem Ehrenvollen Beynahmen ſeiner ſpätern Jahre Chryſoſtomus auf die Nachwelt gekommen iſt,) wurde, nach der wahrſcheinlichſten Berechnung, im Jahr 347. zu Antiochien in Syrien gebohren. Sein Vater Secundus, ein anſehnlicher Feldherr in dieſem Lande, ſtarb zwar gleich nach ſeiner Geburt; allein ſeine Mutter Anthuſa, die in einem Alter von zwanzig Jahren Wittwe ward, und es aus Liebe gegen ihren Gemahl und Sohn beſtändig blieb, ſorgte ſehr wohl für ſeine Erziehung. Nach dem damals gewöhnlichen Vorurtheil, daß es nützlich ſey, die Tauffe auf reifere Jahre zu verſchieben, empfieng er dieſelbe erſt in ſeinem drey und zwanzigſten. Das hinderte jedoch nicht, daß er frühzeitig gute Kenntniſſe von dem Chriſtenthum mit Eifer in der Ausübung deſſelben ver-

J. n. C. G. 363. bis 430. vereinigte. Ueberhaupt zeigte er bald trefliche Gaben, eine unaufhaltſame Lernbegierde, den äußerſten Abſcheu vor aller Ungerechtigkeit, und eine edle Freymüthigkeit im Reden. Archagathus, den man weiter nicht kennt, war ſein Lehrer in der Philoſophie. Deſto berühmter aber iſt **Libanius**, dem er die Grundlage ſeiner Beredſamkeit zu danken hatte, und den er nachmals darinne übertraf. Anfänglich hatte es auch das Anſehen, daß er ſich als Sachwalter oder Redner vor Gerichte, den Weg zu höhern Bedienungen im Staate bahnen würde. Dieſe Beſchäftigung gefiel ihm nicht weniger, als die Schauſpiele; ſeine redneriſchen Uebungen wurden vom **Libanius** ſelbſt bewundert, unter andern eine Lobrede auf gewiſſe Kaiſer, die er ihm zuſchickte. Als daher dieſer heydniſche Redner ſich gegen das Jahr 395. dem Tode näherte, und von ſeinen Freunden befragt wurde, wen er zum Nachfolger auf dem Lehrſtuhle zu haben wünſchte, gab er zur Antwort: „Den Johannes, wenn ihn mir nicht die Chriſten entriſſen hätten.“ (Sozom. H. Eccl. L. VIII. c. 2.)

Aber wider alle Erwartung entſchloß ſich Chryſoſtomus, bald nach ſeinem zwanzigſten Jahre, gelenkt durch die Betrachtung der Unruhen jener Lebensart, und der vielen Ungerechtigkeiten, die bey ihr faſt unvermeidlich wären, auch gereizt durch das Beyſpiel des **Evagrius**, der mit ihm unter eben denſelben Lehrern ſtudiert hatte, ſich ſtillern und für ihn ſelbſt heilſamern Uebungen ganz zu ergeben. Das Leſen der heiligen Schrift, und der Beſuch des öffentlichen Gottesdienſtes, nahmen jezt den größten Theil ſeiner Zeit ein; zugleich änderte er ſich in Kleidung, Gang und allem Aeußerlichen. Er brachte auch zween ſeiner Mitſchüler bey dem **Libanius**, den **Theodorus** und **Maximus**, welche bereits einträgliche Aemter angenommen hatten, zu einem gleichen Entſchluſſe. Beyde wurden nachher Biſchöfe: **Theodorus** zu **Mopsveſta** in Cilicien, mit einem zwar

zwey-

zweydeutigen Rufe; aber immer ein ſehr merkwürdiger Mann, und Maximus zu Seleucia, der Hauptſtadt von Iſaurien. Theodorus, von deſſen Religionsgeſinnungen und Schriften in der Folge dieſer Geſchichte ausführlicher wird gehandelt werden, hatte kaum das aſcetiſche Leben ergriffen, als er wieder in die Welt zurückkehrte, und im Begriff ſtand, ſich zu verheyrathen. Chryſoſtomus richtete darauf die beyden Ermahnungsſchriften an ihn, aus welchen ſchon anderwärts (Ch. KG. Th. VIII. S. 264. fg.) ein Auszug mitgetheilt worden iſt. Sozomenus gedenkt zwar (l. c.) nur eines einzigen Schreibens, das Chryſoſtomus an ihn abgelaſſen habe, und Tillemont ſucht daher zu beweiſen, (Mémoires, Tome XI. p. 10. Note VI. ſur S. Chryſoſtome, p. 550.) daß die größere oder erſte der angeführten Ermahnungsſchriften einem andern abtrünnigen Mönche Theodorus zugeſchickt worden ſey. Allein ſeine Gründe können ſchwerlich für zureichend gehalten werden; er geſteht auch ſelbſt, daß man bereits ſeit dem ſechsten Jahrhunderte zwo Schriften dieſes Inhalts gezählt habe.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Gemeinſchaftlich mit dieſen Freunden erlernte Chryſoſtomus die Grundſätze des Mönchslebens und die Religionswiſſenſchaft vom Diodorus und Carterius, welche damals Vorſteher von Mönchsklöſtern bey Antiochien waren. Diodorus wurde nachher unter den Lehrern und Schriftſtellern der Chriſten ſehr berühmt: erſtlich als Presbyter in der eben genannten Stadt, ſodann als Biſchof zu Tarſus. Theodoretus, der ihn den großen Diodorus, einen überaus weiſen und tapfern Mann nennt, (H. E. L. IV. c. 25.) rühmt beſonders den Eifer, mit welchem er zu Antiochien die Arianer beſtritten, der Kirche dadurch wichtige Dienſte geleiſtet, aber auch darüber nicht wenig gelitten habe. Denn Flavianus, ſezt er hinzu, (es war der anſehnlichſte Presbyter daſelbſt,) predigte zu dieſer Zeit nicht; aber er verſah diejenigen ſeiner Amtsgenoſſen, welche

J. n. C. G. 365. bis 430. ſolches thaten, reichlich mit Gründen und bibliſchen Stellen; vornehmlich ſalbte er gleichſam den Diodorus zu einem fertigen Kämpfer. Nachdem dieſer ſelbſt im Jahr 378. Biſchof geworden war, arbeitete er eine große Anzahl Schriften aus, beſonders Erklärungen der heiligen Schrift. In dieſen forſchte er bloß nach dem Wortverſtande der heiligen Schrift, und bekümmerte ſich um die allegoriſchen Deutungen gar nicht, wie Sokrates (Hiſt. Eccl. L. VI. c. 3.) und Sozomenus, (H. E. L. VIII. c. 2.) berichten. Nach dem Hieronymus (de viris illuſtr. c. 119.) folgte er darinne der Erklärungsart des Euſebius, Biſchofs von Emiſa, von welchem in dieſer Geſchichte bereits gehandelt worden iſt. (Th. VI. S. 68. 71-74.) Wenn aber eben dieſer Schriftſteller behauptet, Diodorus habe den Euſebius weder an Beredſamkeit noch an Gelehrſamkeit erreicht: ſo ſcheint dieſes mit den Lobſprüchen, welche Theodoretus dem erſtern ertheilt, und mit ſeinem ſchriftſtelleriſchen Ruhm nicht übereinzuſtimmen. Seine exegetiſchen Schriften erſtreckten ſich, wie man aus dem Hieronymus und Suidas (v. Διόδωρος) ſieht, über viele Bücher des Alten und Neuen Bundes, beſonders über die Pſalmen, die Schriften Salomons, die vier Evangeliſchen Geſchichten, die Apoſtelgeſchichte und den erſten Brief des Johannes. Der Auslegung von Salomons Sprüchen hatte er eine Abhandlung über den Unterſchied des moraliſchen Verſtandes der heiligen Schrift vom allegoriſchen oder myſtiſchen, (τις διαφορὰ θεωρίας καὶ ἀλληγορίας) beygefügt. Schon dieſe Abhandlung, aber auch dieſe Schriften überhaupt, hätten verdient erhalten zu werden. Allein Diodorus wurde nicht allein durch die ſo einnehmende und rührende bibliſche Auslegungsart ſeines Schülers verdunkelt; ſondern es waren auch exegetiſche Schriften, worinne gar keine Allegorie angebracht war, durchaus nicht nach dem Geſchmack ſeines Zeitalters, das den Ausleger am höchſten ſchätzte, der durch

die

die Oberfläche des Wortverſtandes am tiefſten in die Ge- J. n.
heimniſſe der heiligen Schrift einzudringen wußte. In C. G.
den alten Sammlungen und Auszügen von bibliſchen 363.
Auslegungen der Kirchenväter, (Catenae Patrum) iſt bis
unterdeſſen doch manches vom Diodorus aufbewahrt 430.
worden; wiewohl man auch beobachtet hat, daß er zuweilen mit dem Theodorus von Mopsveſta vermiſcht wird.

Außerdem hatte Diodorus ein Werk vom Schickſal wider die Aſtrologen, die Anhänger des Bardeſanes, und andere mehr, geſchrieben. Photius, der davon einen weitläuftigen Auszug hinterlaſſen hat, (Biblioth. Cod. CCXXIII. p. 661. ſq. ed. Schotti,) urtheilt davon, daß der Verfaſſer darinne zwar vieles gut ausgeführt; manchmal aber weder deutlich noch treffend genug geſchrieben, ſondern Meinungen widerlegt habe, welche in der von ihm entworfenen Geſtalt nicht vorhanden waren. Dennoch bleibt auch der gedachte Auszug leſenswürdig. Andere Schriften des Diodorus waren mehrern irrgläubigen Partheyen entgegen geſezt, wie den Manichäern, Melchiſedekiten, Sabellianern, Arianern, Macedonianern, Apollinariſten oder Synuſiaſten, und andern; eines den verſchiedenen Irrthümern der Ketzer in Anſehung der Seele; ein anderes den Juden; noch ein anderes dem Porphyrius, von den Thieren und Opfern. In einem beſondern Buche hatte er die Fehler in dem Chronicon des Euſebius verbeſſert. Weiter hatte er von der göttlichen Vorſehung, von der Auferſtehung der Todten, von Gott und der falſchen Materie der Griechen, über die Frage: Wie Wollen und nicht Wollen in dem ewigen Gotte ſey? auch andere philoſophiſche und mathematiſche Abhandlungen, geſchrieben. Manche ſeiner Schriften ließen die Neſtorianer in der Folge Syriſch, Armeniſch und Perſiſch überſetzen; und einiges von dieſen Ueberſetzungen, wie die Syriſche des Buchs von der Vorſehung, ſoll noch vorhanden ſeyn.

J. n. C. G. 363. bis 430. Da ſich aber dieſe Parthey auf den Beyfall des Diodorus berief: ſo war dieſes eine Urſache mehr, warum die Katholiſchen ſeine Schriften vernachläßigten. Das vollſtändige Verzeichniß derſelben, ſo weit ſie aus den Alten bekannt ſind, hat **Fabricius** (Biblioth. Graec. Vol. VIII. p. 358. ſq.) geſammelt.

Dieſer Lehrer des **Chryſoſtomus**, der um das Jahr 394, oder vielleicht noch etwas früher, aus der Welt gieng, hatte ohne Zweifel auf die Bildung ſeiner exegetiſchen **Methode** einen ſtarken Einfluß; wie ſolches bereits **Hieronymus** (de viris illuſtr. c. 129.) zu verſtehen giebt. Er zeigte aber auch, wie ſehr er die Vorzüge ſeines Schülers ſchätze, als er gegen das Jahr 386, oder noch ſpäter, nach **Antiochien** kam, wo derſelbe Presbyter war. Hier lobte er denſelben gleich im Anfange einer Predigt auſſerordentlich, nannte ihn **Johannes den Täufer**, die Stimme der Kirche, die Ruthe **Moſis**, und dergleichen mehr; alles unter dem freudigen Zurufen der Gemeine. **Chryſoſtomus** wandte alſo gleich die folgende Predigt dazu an, um zu beweiſen, daß die ihm ertheilten unverdienten Lobſprüche, bey deren Anhörung er geſeufzet habe, nur dem **Diodorus**, ſeinem Vater, gebührten. Er verglich ihn daher mit dem Täufer **Johannes**; nahm die Zuhörer zu Zeugen, wie Apoſtoliſch, dürftig, gottſelig, unter mancherley Drangſalen, derſelbe bey ihnen gelebt habe, und forderte ſie endlich zum Danke gegen Gott auf, daß er ſolche Lehrer ſchenke. **Bigot** hat dieſe Rede zuerſt mit ſeiner Ueberſetzung ans Licht geſtellt. (poſt Palladii Dial. de vita S. Chryſoſt. p. 229. ſq.) Darauf hat ſie auch **Montfaucon** in ſeine Ausgabe der Werke des **Chryſoſtomus** (Tom. III. p. 747. ſq.) eingerückt. Einen Theil derſelben hat **Facundus** von **Hermiane** in der lateiniſchen Ueberſetzung aufbehalten. (Defens. trium Capitulor. L. IV. c. 2. p. 374. ſq. ed. Sirmond. in Opp. Tom. II. Veron.) Eben dieſer Schriftſteller hat aus einer an-

dern Homilie des Chryſoſtomus noch eine Stelle bey- J. n.
gebracht, (l. c. p. 376.) wo er denſelben einen Märty- C. G.
rer nennt: und er führt noch mehr zur Ehre des Dio- 363. bis
dorus an. Dieſes und alles übrige, was ſich nur bey 430.
den Alten von dieſem berühmten Manne findet, hat Til-
lemont, (Mémoires, Tome VIII. p. 558. ſq. Notes ſur Diodore de Tarſe, p. 802. ſq. ed. de Paris,) ſehr ſorgfältig geſammelt, auch hiſtoriſch und chronologiſch unterſucht. Freylich aber verſtand er gar nicht, dasjenige zu beurtheilen, was gerade die Hauptſache beym Diodorus von Tarſus iſt: die von ihm vornehmlich geſtiftete Verbeſſerung der bibliſchen Erklärungsmethode, welche ſeine Schüler, **Theodorus**, und vornehmlich **Chryſoſtomus**, weiter ausgebreitet haben. Tillemont berührt dieſelbe kaum mit etlichen Worten, und ſagt in dem Leben des **Chryſoſtomus**, (Mémoires, Tome XI. p. 11.) wo er ihn als einen Nachahmer des **Diodorus** in dieſem Stücke beſchreibt, es wäre vielmehr zu wünſchen, daß jener mehr Allegorieen über die Bibel vorgetragen hätte, weil ſie meiſtentheils ſchöner und erbaulicher wären, als der Wortverſtand. Deſto ſcharfſinnigere Anmerkungen hat **Joh. Aug. Erneſti** (Narrat. crit. de interpretat. Prophetiar. Meſſianar. in Eccleſia Chriſtiana, p. 498. ſq. in Opuſc. theolog.) über dieſes Verdienſt des **Diodorus** gemacht.

Während daß **Chryſoſtomus** ſolchergeſtalt ſeinen Geiſt ſtärkte, und ſich zu ſtrengern Sitten gewöhnte, lernte ihn der damalige Biſchof von Antiochien, **Meletius**, kennen. Er fand ſo viel Vergnügen an den Gaben und an der Rechtſchaffenheit dieſes jungen Menſchen, daß er ihm drey Jahre hindurch einen vertrauten Zutritt zu ſich verſtattete. Nach dem Ablauf derſelben, ohngefähr um das Jahr 370, taufte er ihn, und beſtellte ihn zum Vorleſer der Gemeine. Es iſt bemerkt worden, daß **Chryſoſtomus**, ſeitdem er getauft worden, weder geſchworen, noch andere beſchworen, nicht

ge-

J. n. C. G. 363. bis 430. geſchmäht, gelogen oder gefluchet, auch keine Spöttereyen vertragen habe. (Pallad. Dialog. p. 40. ſq. 183. ſq.)

Einer ſeiner Freunde, Baſilius, mit welchem er immer in der offenherzigſten Vertraulichkeit gelebt hatte, ſuchte ihn einige Zeit darauf zu bereden, daß er ſein väterliches Haus verlaſſen, und mit ihm in einerley Gegend alle Strenge eines Mönchs ausüben möchte. Schon war Chryſoſtomus dazu entſchloſſen, als ihn die rührenden Vorſtellungen ſeiner Mutter, von denen bereits anderwärts etwas angeführt worden iſt, (Th. VIII. S. 261.) auf einen andern Sinn brachten. Hieraus muß die Erzählung verbeſſert werden, welche ſich in die eben genannte Stelle dieſer Geſchichte (S. 262.) eingeſchlichen hat. Chryſoſtomus konnte deſto leichter bey ſeiner Mutter verbleiben, da ſie ihm alle Beſorgung ſeines Vermögens erſparte. Es war in dieſem Aufenthalte, als wenn er ſich von der Welt völlig entfernt hätte; er faſtete, durchwachte ganze Nächte, ſchlief auf bloßer Erde, und behandelte ſeinen Leib mit einer Härte, welche zur Dämpfung ſeiner Leidenſchaften nothwendig zu ſeyn ſchien. Feſt eingeſchloſſen in ſeine Kammer zu beſtändigen Uebungen der Wiſſenſchaft und Gottſeligkeit, zog er ſich zwar viele nachtheilige Urtheile zu; glaubte aber nicht, daß er deswegen in die Geſellſchaft der Menſchen zurückkehren müſſe.

Er hatte noch lange nicht das dreyßigſte Jahr ſeines Alters erreicht, als eine Anzahl zu Antiochien verſammelter Biſchöfe ihn und ſeinen eben ſo jungen Freund Baſilius zur biſchöflichen Würde beſtimmte. Auf die davon erhaltene Nachricht gerieth er in die größeſte Beſtürzung, weil er, bey dem hohen Begriffe, den er vom chriſtlichen Lehramte hatte, ſich keine Tüchtigkeit zu demſelben zutrauete. Seinen Freund hingegen hielt er für deſto fähiger dazu: und dieſer war bereit, ſich nach ſeiner Entſchließung zu richten, ſie möchte ausfallen, wie

ſie

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſie wollte. Allein da Chryſoſtomus der Kirche, um ſeiner eigenen Geſinnungen willen, einen ſo geſchickten Lehrer nicht entziehen wollte: ſo verbarg er dieſes einzigemal ſeine wahren Gedanken vor ihm, lehnte die Berathſchlagung darüber ab, und brachte demſelben durch ſein Betragen die Hoffnung bey, daß er das gedachte Amt wohl annehmen dürfte. Bald darnach kam der Biſchof, welcher ſie beyde weihen wollte. Chryſoſtomus rettete ſich mit der Flucht; ſein Freund hingegen ward im Vertrauen, daß er ihm nachfolgen würde, fortgeführt, und mußte Biſchof werden. Deſto mehr betrübte er ſich darüber, als er hörte, daß Chryſoſtomus dieſer Zunöthigung entgangen ſey, beſuchte ihn, konnte aber vor Traurigkeit nicht reden. Chryſoſtomus geſtand nun mit lachendem Munde ſeinen Kunſtgriff, und dankte Gott dafür, daß ihm derſelbe gelungen wäre. Er beantwortete aber auch die vielen freundſchaftlichen Vorwürfe, welche ihm Baſilius in ſeinem und anderer Nahmen machte; ohne deswegen, wie dieſer ſagte, ſeine zärtliche Liebe gegen ihn aufzuheben. Außer der liſtigen Verſtellung ſeines Freundes, beklagte er ſich inſonderheit darüber, daß er durch die Entfernung von ihm, bey den ihm bevorſtehenden Gefahren hülflos geworden ſey. Chryſoſtomus hingegen bewies ihm, daß es einen erlaubten und nützlichen Betrug gebe, der nicht bloß wider Feinde, ſondern auch zum Beſten von Freunden angewandt werden könne. So pflegten ihn die Aerzte gegen Kranke auszuüben; ſo habe ſelbſt Paulus ſich deſſelben bedient, indem er, der den Chriſten in Galatien verſicherte, Chriſtus werde denen nichts nützen, welche ſich beſchneiden ließen, gleichwohl den Timotheus beſchneiden ließ. Doch im Grunde ſey dieſes auch kein Betrug; ſondern nur eine weiſe Einrichtung (οἰκονομία) zu nennen. Man erinnert ſich hier, zu welchen Erläuterungen dieſe Erklärung des Chryſoſtomus ſchon an einem andern Orte dieſer Geſchichte (Th. IX. S. 353.) gebraucht worden iſt. Er ſezt noch hinzu, daß man

eben-

J. n. C. G. 363. bis 430. eben deswegen auch den Pinehas keinen Mörder nennen dürfe, ſo wenig als den Elias; obgleich durch ſie Menſchen umkamen; ſonſt würde man auch den Abraham zum Kindermörder, ſeinen Enkel und Urenkel zu Betrügern machen müſſen. Aber eine redliche Abſicht rechtfertige den Betrug, und verſchaffe ihm oft einen wichtigen Nutzen.

Alles dieſes macht den Inhalt des erſten Buchs von einem Werke aus, das Chryſoſtomus bey Gelegenheit dieſer Begebenheit mit ſeinem Freunde, geſchrieben hat. Es iſt ſein berühmtes Werk vom Prieſterthum, (περὶ ἱερωσύνης) das allen ſeinen übrigen Schriften vorgezogen worden iſt. Nach dem Sokrates (Hiſt. Eccl. L. VI. c. 3.) hat er daſſelbe erſt nachdem er Diakonus geworden war, mithin ſeit dem Jahr 381. aufgeſezt. Allein wegen des Zuſammenhangs mit jener Geſchichte verdient ein Auszug aus demſelben ſchon hier zu ſtehen. Ueberhaupt fällt es in die Augen, daß die darinne erzählte Unterredung mit dem Baſilius, nicht völlig ſo gehalten worden iſt; ſondern daß Chryſoſtomus nur von dem Vorfall mit ſeinem Freunde Anlaß genommen hat, theils ſein Verfahren dabey zu rechtfertigen, theils und hauptſächlich über die edle Würde und Verwaltung des chriſtlichen Lehramts einen gemeinnützlichen Unterricht zu ertheilen.

Im zweyten Buche alſo dieſes Werks wird das Geſpräch des Verfaſſers mit ſeinem Freunde dergeſtalt fortgeſezt, daß er ihm die Vortheile ſichtbar macht, welche er durch das wider ſeinen Willen aufgedrungene Amt erlangen würde. Zuvörderſt, ſagt er, iſt es ein Merkmal der Liebe gegen Chriſtum, ſeine Schaafe zu weiden, wie Er ſelbſt dem Petrus zu erkennen gab. So ſehr der Erlöſer ſeine Gemeine liebt, ſo viel Zuneigung gegen ihn beweiſen diejenigen, welche ihr vorſtehen. Es iſt aber auch das wichtigſte von allen Aemtern. Chriſtus konnte den Apoſteln befehlen, zum Zeichen ſei-

ſeiner Liebe gegen ihn, zu faſten, zu wachen, den Be- J. n.
drückten, Wittwen und Wayſen beyzuſtehen. Allein C. G.
er gab ihm dadurch den Vorzug vor allen Apoſteln, in- 363. bis
dem er ihm die Güter Gottes anvertrauete. Wer es, 430.
wie er, übernimmt, die Schaafe Jeſu zu weiden, der
muß die meiſten Menſchen an Geiſtesgaben übertreffen.
Er büßt nicht etwan ſein Vermögen ein, wenn jene
Schaafe verderben; ſondern er verliert ſeine eigene Seele.
Er muß die Heerde nicht gegen wilde Thiere; ſondern
gegen die Fürſten und Gewaltigen, wie ſie Paulus
beſchreibt, (Br. an die Epheſ. C. VI. v. 12.) und gegen
das eben ſo furchtbare Heer der Werke des Fleiſches,
(Br. an die Galat. C. V. v. 19.) beſchützen. Die gewöhnlichen
Hirten werden von den Thieren nicht angefallen,
wenn ſie ſich ſeiner Heerde bemächtigen können;
aber ein ſolcher geiſtlicher Hirte hat noch wütendere
Angriffe auszuſtehen, als ſeine Heerde. Jene verſtehen
die kränklichen Zufälle ihrer Schaafe, und können ſie
auch mit Gewalt nöthigen, ſich heilen zu laſſen. Dieſer
hingegen weiß eben ſo wenig, als andere Menſchen,
was im Menſchen iſt. Kennt er aber auch die innere
Krankheit deſſelben: ſo darf er nicht die gewaltſamen
Heilungsmittel gebrauchen, welche oft dabey nöthig wären;
ſondern dieſes kömmt auf den Kranken an. Daher
ſagte der Apoſtel: (2. Br. an die Corinth. C. I. v.
23.) **Wir herrſchen nicht über euren Glauben;
wir ſind nur Gehülfen eurer Freude.** Unter allen
Menſchen iſt es den Chriſten am wenigſten erlaubt, die
Fehltritte der Sünder mit Gewalt zu verbeſſern, wie es
die Richter thun. Bey uns muß ſolches durch Ueberredung
geſchehen. Ja wenn uns ſogar die Geſetze
ſo viele Macht einräumten, die Laſterhaften zu zwingen:
dürften wir uns derſelben nicht bedienen, weil Gott nicht
diejenigen krönt, welche ſich gezwungen des Böſen enthalten;
ſondern welche aus freyem Vorſatze davon ablaſſen.
Es iſt alſo viele Kunſt dazu nöthig, den Kranken
zu überreden, daß er ſich der Heilung des Prie-

J. n. C. G. 363. bis 430. ſters überlaſſe, und ihm auch dafür Dank wiſſe. Denn wenn ein Gebundener zurückſpringt, oder die ſchärfer als Eiſen ſchneidende Worte des Ermahnenden verachtet: ſo macht er ſein Uebel ärger. Was ſoll man hier thun? Geht man mit demjenigen zu gelind um, dem viel abgelöſet werden ſollte: ſo heilt man ihn nicht völlig. Löſet man aber alles ab: ſo macht ihn der Schmerz öfters verzweifelnd; er wirſt alles zu ſeiner Heilung nöthige weg, und macht ſich unglücklich. Will man die **Beſtrafung nach dem Maaße der Sünden** einrichten: ſo muß man den Vorſatz der Sünder erforſchen, damit man nicht bey der Abſicht, den Riß zu ergänzen, ihn ſchlimmer mache, und, indem man den Gefallenen zu beſſern ſucht, einen tiefern Fall verurſache. Denn die Schwachen und Trägen, welche durch die Ueppigkeit der Welt immer mehr gefangen werden, die auch wegen ihrer Herkunft und Gewalt ſich einen hohen Sinn angewöhnen, muß man nur nach und nach von der Gewohnheit zu ſündigen abziehen: und kann man es nicht vollkommen thun, doch wenigſtens von einem Theil ihrer Uebel. Wollte man ſie aber gleich gebührend züchtigen: ſo würde man auch jene geringe Beſſerung verfehlen. Denn wenn die Seele plötzlich beſchämt wird: ſo verfällt ſie in Unempfindlichkeit, und hört ſodann weiter auf keine ſanfte Worte, läßt ſich weder durch Drohungen beugen, noch durch Wohlthaten rühren; ſondern wird noch weit ſchlimmer, als jene Stadt, von welcher der Prophet ſagt: **Du haſt eine Hurenſtirne, und handelſt gegen jedermann unverſchämt.** Deswegen hat ein Hirt ſo viel Verſtand, und tauſend Augen nöthig, um den Zuſtand der Seele auf allen Seiten zu überſchauen. Denn ſo wie viele ganz muthlos werden, und an ihrer Seligkeit verzweifeln, weil ſie keine bittern Arzneyen vertragen können: ſo werden andere, indem ſie die verdiente Strafe für ihre Sünden nicht leiden, ſorglos und ärger; ſie ſündigen nun deſto frecher. Auch bey der Wiedervereinigung der von der Kirche abgeriſſenen Glieder,

braucht der Hirt viele Arbeit, Standhaftigkeit und Geduld. Denn er kann ſie nicht mit Gewalt zurückziehen, oder durch Furcht zwingen; ſondern er muß ſie durch Ueberredung wieder zur Wahrheit bringen. Seine Seele muß alſo großmüthig ſeyn, damit er nicht den Muth ſinken laſſe, noch an der Seligkeit der Betrogenen verzweifle. — Warum biſt du alſo, ſagt Baſilius zu ſeinem Freunde, dieſem Amte ausgewichen, wenn es ein Beweis der Liebe gegen Chriſtum ſeyn ſoll? Darum; antwortet ihm derſelbe, weil ich es nicht ſo zu verwalten im Stande bin, wie es Chriſtus verlangt. Da es aber Baſilius nicht zugeben will, daß er ſelbſt den zu dieſem Amte erforderlichen großen Geiſt beſitze: ſo erinnert ihn Chryſoſtomus daran, daß er, zur Vertheidigung eines verleumdeten Freundes, bereit geweſen ſey ſein Leben aufzuopfern. Er war auch im Begriff, ihn von ſeiner Klugheit zu überzeugen, wenn ihn Baſilius nicht unterbrochen hätte. Zulezt rechtfertigt er ſich gegen den Vorwurf, daß er diejenigen beſchimpft habe, welche ihm die biſchöfliche Würde zugedacht hatten; er zeigt vielmehr, daß er durch ſeine Weigerung allem Tadel zuvorgekommen ſey, welcher ſie und ihn betroffen haben würde.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Mit dieſer Vertheidigung fängt Chryſoſtomus auch das dritte Buch an. Er zeigt, daß er das gedachte Amt weder aus Stolz, noch aus Ruhmbegierde, ausgeſchlagen habe, und es vielmehr hätte annehmen müſſen, wenn eine ſolche Leidenſchaft ihn beherrſchte. Denn obgleich das prieſterliche Amt, ſagt er, auf der Erde verwaltet wird; ſo gehört es doch unter die himmliſchen Würden. Der göttliche Lehrer hat es ſelbſt geſtiftet, und Geſchöpfe, die noch im Fleiſche bleiben, gelehrt, ſich daran einen Dienſt der Engel vorzuſtellen. Wer es bekleidet, muß ſo rein ſeyn, als wenn er ſich unter den himmliſchen Mächten befände. Denn obgleich alles, was vor der Gnade hergieng, furchtbar und ſchauderhaft war, wie die güldnen Schellen, die Granatäpfel,

J. n. die Edelgeſteine auf dem Bruſtſchildchen, und nebſt vie-
C. G. lem andern das Allerheiligſte, mit der großen Stille in
363. bis demſelben; ſo iſt es doch nur klein gegen dasjenige, was
430. die Gnade betrift; die Klarheit ſelbſt iſt, nach dem
Apoſtel, (2. Br. an die Corinth. C. III. v. 10.) gegen dieſe überſchwengliche Klarheit für keine zu achten. Wenn Du den Herrn geopfert und liegend, den Prieſter bey dem Opfer ſtehend und betend, alle aber mit jenem koſtbaren Blute rothgefärbt ſiehſt, glaubſt Du alsdann noch unter Menſchen und auf der Erde zu ſeyn? Oder wirſt Du nicht ſogleich in den Himmel erhoben, wirfſt alle fleiſchliche Gedanken aus der Seele, und überſchaueſt mit reinem Geiſte alles, was im Himmel iſt? Welch ein Wunder! welch eine Leutſeligkeit Gottes! **Derjenige, welcher oben mit dem Vater ſizt, wird in dieſer Stunde mit aller Händen angefaßt**, und giebt ſich ſelbſt denen, die ihn umfaſſen und annehmen wollen. Das thun ſie aber alles mit den Augen des Glaubens. Willſt Du die Größe dieſes Heiligthums aus einem andern Wunder erkennen? Mahle mir den Elias vor die Augen, eine herumſtehende unzähliche Volksmenge, das Opfer auf dem Altar liegend; alle andere in der größten Ruhe und Stille; nur den Propheten betend, und ſodann die plötzlich aus dem Himmel auf das Opfer herabſtürzende Flamme. Alles das iſt bewundernswürdig und erſtaunensvoll. Allein begieb dich von dieſem zu dem, was jezt geſchieht; ſo wirſt Du nicht blos bewundernswerthe, ſondern Dinge ſehen, die alles Erſtaunen überſteigen. Da ſteht der Prieſter: er trägt nicht Feuer, ſondern den heiligen Geiſt; er verrichtet ein langes Gebet: nicht, damit eine Flamme vom Himmel das daſelbſt liegende verzehre; ſondern daß die Gnade auf das Opfer falle, durch daſſelbe alle Seelen entzünde, und ſie glänzender als Silber mache, das im Feuer geläutert worden iſt. Wer könnte alſo dieſes höchſt ſchauderhafte Geheimniß verachten, als ein ſehr Unſinniger! Oder weißeſt Du nicht, daß die

menſch-

menſchliche Seele das Feuer dieſes Opfers nie hätte er- J. n.
tragen können; daß vielmehr alle hätten umkommen C. G.
müſſen, wenn nicht die ausnehmende Hülfe der göttli- 363.
chen Gnade zugegen wäre? bis 430.

Wenn jemand überlegt, fährt Chryſoſtomus fort, wie groß dieſes ſey, daß ein mit Fleiſche und Blute umgebener Menſch ſich jenem ſeligen und unſterblichen Weſen ſo ſehr nähern darf: ſo wird er leicht einſehen, war vor einer vorzüglichen Ehre die Prieſter von der Gnade des Geiſtes gewürdigt worden ſind. Sie haben auch noch andere nicht geringere Verrichtungen in Abſicht auf unſre Würde und Seligkeit. Die Engel und Erzengel haben nicht, wie ſie, die Gewalt zu binden und zu löſen erhalten; ihre Feſſeln reichen bis in den Himmel: und was die Prieſter hierunten thun, das beſtätigt Gott oben. Der Vater hat dem Sohne alles Gericht übergeben: und ich ſehe, daß es ihnen der Sohn wieder alles übergeben hat. Sie haben eine ſolche Gewalt erlangt, als wenn ſie ſchon in den Himmel verſezt worden wären, und die menſchliche Natur, frey von ihren Schwachheiten, überſtiegen hätten. Wenn ein König einem ſeiner Unterthanen ſolches Anſehen beylegte, daß er alle, die er wollte, ins Gefängniß werfen, und daraus befreyen könnte: ſo würde er überall einer außerordentlichen Hochachtung genießen. Und derjenige, welcher von Gott eine deſto größere Macht empfangen hat, je koſtbarer der Himmel vor der Erde, und die Seele vor dem Körper iſt, ſollte einer Würde theilhaftig geworden ſeyn, die jemand verachten könnte? Wenn niemand in das Reich Gottes kommen kann, als der durch Waſſer und Geiſt wiedergebohren wird; wenn derjenige des ewigen Lebens verluſtig wird, der das Fleiſch des Herrn nicht ißet, noch ſein Blut trinket; alles dieſes aber nicht anders als durch jene heilige Hände des Prieſters vollbracht wird: wer kann denn ohne dieſelben, entweder dem Feuer der Hölle entfliehen, oder die auf-

J. n. C. G. 363. bis 430. bewahrte Krone erlangen? Sie ſind es ja, denen die geiſtlichen Geburtsſchmerzen und das Gebähren durch die Tauffe anvertrauet worden ſind. Durch ſie ziehen wir Chriſtum an, werden mit dem Sohne Gottes begraben, werden Glieder jenes ſeligen Hauptes. Solchergeſtalt ſind ſie uns billig nicht allein furchtbarer als Fürſten und Könige; ſondern auch ehrwürdiger, als unſere Väter. Dieſe haben uns aus dem Blute und Willen des Fleiſches gezeugt; jene aber verhelfen uns zu der Geburt, die aus Gott iſt, nämlich zu jener ſeligen Wiedergeburt, zur wahren Freyheit, und zur Kindſchaft der Gnade. Die jüdiſchen Prieſter konnten nicht einmal vom leiblichen Ausſatze reinigen; ſondern nur über die Reinigung von demſelben ihren Ausſpruch thun; und gleichwohl iſt um ihre Würde ſo ſehr geeifert worden. Die chriſtlichen hingegen haben die Macht erhalten, die Unreinigkeit der Seele völlig zu heilen; folglich müſſen diejenigen, welche ſie verachten, ſchlimmer und ſtrafbarer ſeyn, als Dathan mit ſeinen Anhängern. Aber Gott hat den Prieſtern nicht bloß im Beſtrafen, ſondern auch im Wohlthun, eine weit größere Gewalt ertheilt, als den Eltern. Denn jene zeugen für das künftige Leben; ſie haben oft eine kranke Seele vom Tode gerettet; einigen haben ſie die Strafe erleichtert; andere durchaus nicht fallen laſſen: und dieſes nicht allein durch Lehren und Ermahnen, ſondern auch durch die Hülfe ihres Gebets. Denn ſie können uns nicht nur, wenn ſie uns wiedergebähren, (er verſteht die Taufe,) ſondern auch die nach der Wiedergeburt begangenen Sünden vergeben. Dieſes lehrt Jacobus in ſeinem Briefe, C. V. v. 13. Natürliche Eltern können ihren Kindern nicht beyſtehen, wenn ſie mächtige Perſonen beleidigt haben. Allein die Prieſter haben oft nicht etwan nur Fürſten oder Könige, ſondern ſelbſt den erzürnten Gott mit ihnen ausgeſöhnt. Wie viel Kraft muß nicht aber auch derjenige, der Chriſti Braut ausſchmücken will, theils für ſich beſitzen, theils vom Himmel erhal-

halten, wenn er nicht ſündigen ſoll! Niemand hat Chri- J. n.
ſtum mehr geliebt, als Paulus; niemand hat einen C. G.
größern Eifer gezeigt, und iſt einer größern Gnade ge- 363.
würdigt worden. Dennoch zitterte er ſowohl wegen die- bis
ſer Würde, als wegen der ihm Untergebenen. (1. Corinth. 430.
C. II. v. 3. 2. Corinth. C. XI. v. 3.)

Nach dieſem allem ſagt Chryſoſtomus, es ſey noch nichts gegen dasjenige, was er hinzufügen werde: nämlich, daß ein Prieſter mit dem Apoſtel wünſchen müſſe, von Chriſto für ſeine Brüder nach dem Fleiſche verbannet zu werden. Es gehört große Klugheit, und vor derſelben eine große Gnade Gottes, eine ausnehmende Rechtſchaffenheit, Reinigkeit des Lebens, und mehr als menſchliche Tugend zur Verwaltung des prieſterlichen Amtes. Das Gemüth des Prieſters wird von heftigern Stürmen erſchüttert, als das Meer. Am meiſten muß er ſich vor dem eiteln Stolze fürchten, einer Klippe, welche für mich die allergefährlichſte iſt. Auf eben derſelben wohnen noch viele andere wilde Thiere, welche mich zu zerreiſſen drohen, wenn ich dieſes Amt annähme. Dergleichen ſind der Zorn, die Kleinmüthigkeit, der Neid, die Zankſucht, die Verleumdungen, die Anklagen, die Lügen, die Heucheley, die Nachſtellungen, der plötzlich aufſteigende Unwillen gegen diejenigen, welche uns nicht beleidigt haben, das Vergnügen über die ſchändliche Aufführung mancher Vorſteher des Gottesdienſtes, (τῶν λειτȣργȣ́ντων) die Betrübniß über den Wohlſtand anderer, die Begierde nach Lob, der Ehrgeiz, (welcher mehr als alles andere die menſchliche Seele zu Grunde richtet,) das Lehren bloß zur Beluſtigung, die niederträchtigen Schmeicheleyen, die unedeln Liebkoſungen, die Verachtung der Armen, die übermäßige Verehrung der Reichen, die unvernünftigen und ſchädlichen Ehrenbezeugungen, die Gefälligkeiten, welche ſowohl denen, die ſie erweiſen, als denen, die ſie empfangen, gefährlich ſind, die knechtiſche Furcht, die ſich nur

 für

J. n. C. G. 363. bis 430. für die ſchlechteſten Leibeigenen ſchickt, der gänzliche Mangel an Freymüthigkeit, eine bloß ſcheinbare Demuth, endlich der Fehler, daß man die Niedrigen über alles Maaß hart beſtraft; wider die Vornehmen hingegen ſich nicht einmal den Mund aufzuthun erkühnt. Wer von ſolchen Thieren gefangen wird, der geräth in eine ſo arge Sklaverey, daß er oft, den Weibern zu gefallen, vieles thun muß, was der Wohlſtand zu nennen nicht erlaubt. Denn ob ſie gleich das göttliche Geſetz von dieſem Amte ausgeſchloſſen hat; ſo ſuchen ſie doch gewaltſam ſich in daſſelbe einzudrängen: und da ſie durch ſich ſelbſt nichts vermögen, ſo thun ſie alles durch andere, erlangen auch ſolche Macht, daß ſie Biſchöfe nach ihrem Gefallen einſetzen und abſetzen. **Paulus** hat ihnen zwar ſelbſt das Reden in der Gemeine verboten; ich habe aber jemanden ſagen gehört, er habe ihnen ſo viele Freyheit ertheilt, daß ſie den Biſchöfen Verweiſe geben, und ſie härter, als Herren ihre Knechte, behandeln dürften.

Hierauf erinnert **Chryſoſtomus**, daß er die gedachten Fehler nicht allen Prieſtern, noch ihrem Amte ſelbſt, Schuld gebe; ſondern denen, welche daſſelbe einem jeden ohne Unterſchied anvertrauen. Viele, ſagt er, nehmen es, ohne vorher ihre Geiſteskräfte erforſcht, oder die Wichtigkeit der Sache überlegt zu haben, begierig an. Wenn ſie es aber zu verwalten anfangen: ſo ziehen ſie, von ihrer Unwiſſenheit verfinſtert, ihren Gemeinen tauſend Uebel zu. **Die meiſten Unruhen in den Gemeinen entſtehen daraus, weil die Wahlen ihrer Vorſteher unbeſonnen angeſtellt werden.** Das Haupt ſollte am ſtärkſten ſeyn, damit es die böſen Ausdünſtungen, welche aus dem übrigen Körper aufſteigen, zertheilen könnte; iſt es dieſes nicht, ſo wird es täglich ſchwächer, und der Körper ſelbſt geht mit demſelben zu Grunde. Damit nun dieſes nicht auch mir begegnen möchte, hat mich Gott bisher unter den Füßen der Kirche gelaſſen. Es giebt aber außer den ſchon genannten Eigenſchaften eines

Prie-

Prieſters, noch viele andere, die ich nicht habe. Vor allen Dingen muß er ſein Gemüth von der Begierde nach dieſem Amte reinigen. Denn wird dieſe zu heftig: ſo entzündet ſich durch den Beſitz eine deſto ſtärkere Flamme; und iſt er erſt mit Gewalt gefangen: ſo muß er tauſend Uebel ausſtehen, um ſich dabey zu behaupten. Er muß bald ſchmeicheln, bald etwas Unedles und Unwürdiges begehen, bald viel Geld aufwenden. Daß einige, indem ſie um dieſes Amt ſtritten, ſogar Kirchen mit Mordthaten erfüllt und Städte verwüſtet haben, übergehe ich jezt, damit nicht einige meinen, ich erzähle unglaubliche Dinge. Man muß ſich dieſem Amte ſo lange entziehen, als es nur möglich iſt, und wenn man ſich durch eine Vergehung deſſelben unwürdig gemacht hat, es ſogleich ſelbſt niederlegen: denn ſo wird man noch Gnade bey Gott erlangen können. Freylich ſpricht Paulus (1. Br. Tim. C. III. v. 1.) von einem erlaubten Verlangen nach dieſem Amte; aber ich rede nur von der gefährlichen Begierde nach dem Anſehen und der Gewalt, die damit verbunden ſind. Wer dieſe nicht ſucht, der wird ſich auch nicht ſcheuen, von dieſer Würde abgeſezt zu werden, und er wird alles mit chriſtlicher Freyheit thun können. Fürchtet ſich aber jemand, dieſelbe zu verlieren: ſo ſteht er unter einer harten Knechtſchaft; er wird oft genöthigt, Gott und Menſchen zu beleidigen. Ein Prieſter muß ſowohl tapfer zu kämpfen, als mit männlichem Muthe zu fallen wiſſen; er mag nun ſeines Amtes verluſtig werden, um nichts Unanſtändiges zu thun, durch ſeine Mitknechte, oder durch ſeine Feinde. Chryſoſtomus verſichert, daß er ein großes Verlangen nach dieſem Amte habe; daß ihn aber eben dieſes bewogen habe, vor demſelben zu fliehen, damit es ihm nicht wie den Liebhabern gienge, welche am meiſten ausſtünden, wenn ſie dem Geliebten nahe wären.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Eine andere Urſache, ſezt er hinzu, war dieſe, weil ein Biſchof wachſam, ſcharfſichtig und mit tau-

J. n. C. G. 363. bis 430. ſend Augen auf allen Seiten verſehen ſeyn müß, indem er nicht für ſich allein, ſondern für eine ſo große Menge lebt; ich aber bin nachläßig, und kaum der Beſorgung meiner eigenen Seligkeit gewachſen. Es iſt hier mehr Standhaftigkeit nöthig, als bey der Duldung mancher Beſchwerlichkeiten in der Einſamkeit. Denn vielen iſt es, zumal nach ihrer Erziehung, leicht, ein weichliches Leben zu meiden. Aber Beſchimpfungen, Schaden, harte Worte, Spöttereyen von Geringern, und leichtſinnige Klagen, können ſehr wenige ertragen; ſelbſt viele tapfere Männer nicht. Davon wird die Kirche eben keinen Schaden leiden, wenn der Vorſteher ſich nicht durch Faſten martert, und nicht mit bloßen Füßen geht; wohl aber, wenn er ſich leicht zu einer wilden Hitze aufbringen läßt. Denn ſo wie derjenige, der nach eitler Ehre begierig iſt, dem Feuer mehr Nahrung giebt, wenn er über viele regiert: ſo iſt auch der, welcher weder zu Hauſe, noch in dem Umgange mit wenigen Menſchen ſeinen Zorn beherrſchen kann; ſondern, gleich einem wilden Thiere, geſchwind in Wuth geſetzt wird, beſtändig eines unruhigen Gemüths, und ſtiftet viel Unglück in ſeiner Gemeine, wenn ihm die Aufſicht darüber anvertrauet worden iſt. Nichts verdirbt die Reinigkeit des Verſtandes und die Schärfe des Geiſtes mehr, als ein unordentlicher Zorn. Man befindet ſich alsdann wie in einem nächtlichen Gefechte, kann Freunde von Feinden nicht unterſcheiden, begegnet allen auf einerley Art, und ſteht auch, wenn etwas zu leiden iſt, alles aus, um nur ſeine Luſt zu büßen. Denn der ſchnell auflodernde Zorn iſt eine Art von Wolluſt; durch dieſe Wolluſt übt er eine deſto größere Tyranney über die Seele aus, und kehrt ihren ganzen Ruheſtand um. Er verführet leicht zur Frechheit, zu unzeitigen Händeln und ungerechten Feindſchaften, beleidigt ohne Urſache, und nöthigt das unaufhörlich zerrüttete Gemüth zu vielen andern Ausſchweifungen. Baſilius findet zwar nichts von dieſer Leidenſchaft bey ſeinem

Freun-

Freunde; allein dieſer verſichert ihm, wenn er davon J. n.
frey ſey, ſo rühre ſolches von ſeinem ſtillen und einſamen C. G.
Leben her, welches viele Fehler bedecke. Wenn er aber 363.
ein ſorgenvolles öffentliches Amt übernähme: ſo würde bis
er ſeinen Zorn nicht ſo gut mäßigen können. Die Ver- 430.
gehungen der Prieſter, ſchreibt er, können nicht verbor-
gen bleiben; auch die geringſten nicht. Sie ſtiften all-
gemeinen Schaden, machen diejenigen träge, deren Ei-
fer für das Gute ſchon abgenommen hat; andere hinge-
gen ſtolz: und ihnen ſelbſt werden ſie, wegen ihrer an-
ſehnlichen Würde, als Verbrechen angerechnet. Da
nun alles um den Prieſter herumſteht, und ſeine Schwä-
che wider ihn zu nutzen ſucht, ſelbſt ſeine Freunde: ſo
muß ſeine Seele ſo beſchaffen ſeyn, wie die Leiber jener
Heiligen im babyloniſchen Feuerofen durch die göttliche
Gnade waren. Das Feuer, welches ihn umgiebt, wird
durch den Neid genährt; wenn es das geringſte Ver-
brennliche an ihm findet: ſo verzehrt es nicht allein die-
ſes, ſondern verſchwärzt auch den übrigen Bau. Alle,
die einen Prieſter richten wollen, betrachten ihn nicht als
einen gewöhnlichen Menſchen; ſondern als einen Engel,
der von aller Schwachheit befreyet iſt. Gleichwie ein
mächtiger Tyrann von jedermann gefürchtet und vereh-
ret wird; ſobald er aber zu ſinken anfängt, überall Fein-
de hat: ſo ſuchen auch diejenigen, welche einen Prieſter,
als er zu ſeinem Amte gelangte, ehrten, ihn bey der
kleinſten Veranlaſſung abzuſetzen. Er muß, wie ein
Tyrann ſich ſelbſt vor ſeiner Leibwache fürchtet, am mei-
ſten vor ſeinen Amtsgenoſſen zittern, weil dieſe am ſtärk-
ſten nach ſeiner Würde trachten, ihn am genaueſten be-
obachten, und mit ihren Verleumdungen am erſten
Glauben finden.

Außer dieſem mannichfaltigen Streite, fährt Chry-
ſoſtomus fort, dem meine Seele nicht gewachſen iſt,
giebt es noch einen andern bey dieſem Amte, der tauſend
Gefahren mit ſich führt. Geh, und ſieh einmal bey den öf-
fentlichen Feſten zu, wo die **Wahlen** zu den kirchli-

J. n. C. G. 363. bis 430. chen Aemtern zu geſchehen pflegen! Da wirſt du ſo viele Anklagen wider den Prieſter hören, als die Menge ſeiner Untergebenen zahlreich iſt. Alle, welche dieſe Würde vergeben können, theilen ſich in viele Partheyen, und die Verſammlung der Aelteſten iſt weder unter ſich, noch mit dem Biſchof einig. Das kommt daher, weil ſie nicht alle, wie es ſich gebührt, auf die Gaben der Seele ſehen. Bald wollen ſie einen wählen, der aus einem berühmten Geſchlechte herſtammt; bald einen andern, weil er ſehr reich iſt, und nicht aus den Einkünſten der Kirche unterhalten werden darf; ein anderer will denjenigen, der von den Feinden zu uns übergegangen, oder einen Anverwandten, einen Schmeichler; keiner aber den würdigſten. Ich glaube hingegen, daß nicht einmal derjenige dieſes Amt verdient, der immer viele Gottſeligkeit bewieſen hat, wenn er nicht auch viele Klugheit damit verbindet. Denn ich kenne viele, welche ſich beſtändig mit Faſten und andern Uebungen erſchöpſten, auch Gott angenehm waren, ſo lange ſie allein blieben, und nur für ſich ſorgen durften. Sobald ſie aber unter den großen Hauffen kamen, und genöthigt wurden, die Unwiſſenheit deſſelben zu verbeſſern: ſo waren manche nicht einmal im Anfange dieſem Amte gewachſen; andere aber kamen, wenn ſie genöthigt wurden dabey zu bleiben, von ihrem ältern Fortgange zurück, ſchadeten ſich ſehr, und nützten andern nichts. Ich glaube nicht einmal, daß man denjenigen, der ſein ganzes Leben in den unterſten Kirchendienſten zugebracht hat, bloß aus Ehrerbietung gegen ſein Alter, zu der oberſten Stelle erheben dürfe. Kann er denn nicht, noch in einem hohen Alter, dazu untüchtig ſeyn? Ich will keineswegs den grauen Haaren ihre Hochachtung entziehen; noch die Einſiedler und Mönche ganz von dieſem Amte entfernen, worinne ſich viele derſelben hervorgethan haben. Ich will nur zeigen, daß, wenn weder Frömmigkeit, noch hohes Alter allein des Prieſterthums würdig machen, die oben ange-

angeführten Urſachen dazu noch weniger hinreichen wer- J. n.
den. Man ſezt wohl noch ungereimtere hinzu, wie C. G.
zum Beyſpiel, man müſſe jemanden wählen, damit er 363.
nicht zu den Feinden übergehe; oder andere wegen ihrer bis
Bosheit, damit ſie nicht, wenn ſie verachtet werden, viel 430.
Uebel ſtiften. Hier überläßt ſich Chryſoſtomus einer ſchmerzhaften Wehmuth, beklagt die unverantwortlichen Mißbräuche, welche bey den Biſchofswahlen vorgiengen, leitet den Zorn Gottes davon her; preiſet aber auch die Geduld Deſſelben, welche ſo ſchändliche Dinge ertrage, in feurigen Ausrufungen. Den Grund dieſer Verirrungen findet er im Neide, der in mancherley Geſtalten erſcheine. Dieſen verwirft man, weil er zu jung iſt; jenen, weil er nicht ſchmeicheln kann; einen andern, weil er jemanden beleidigt hat; oder, damit nicht derjenige erzürnt werde, der ihn nicht vorgeſchlagen hat; oder, weil er zu ſanftmüthig, oder, weil er den Sündern fürchterlich iſt. Ein Biſchof, der mit ſo vielen Stürmen zu kämpfen hat, befindet ſich in einem gefährlichen Stande; er mag nun ſeine Pflicht beobachten, oder aus Gefälligkeit unwürdige Prieſter annehmen.

Doch Chryſoſtomus ſchildert die Gaben und das Betragen eines Biſchofs noch genauer. Er muß ernſthaft, aber ohne Stolz, furchtbar und zugleich ſanft, im Regieren geübt und auch geſellig, unbeſtechlich und gefällig, demüthig, aber doch nicht knechtiſch geſinnt, heftig und auch gelind ſeyn, damit er alle jene Hinderniſſe beſtreiten, den tüchtigen Mann, auch bey allgemeinem Widerſtande, mit allem Nachdrucke befördern, den unwürdigen aber mit eben ſo vielem Muthe, wenn ſich gleich alle für ihn vereinigen ſollten, abweiſen könne, und nur auf den Bau der Kirche, niemals auf Haß oder Wohlgefallen, ſehe. Die Aufſicht des Biſchofs über die Wittwen ſcheint die leichteſte ſeiner Sorgen zu ſeyn, und nur die Anwendung der für ſie beſtimmten Gelder zu erfordern. Allein er muß zuerſt bey der

Aus-

J. n. C. G. 363. bis 430. Auswahl derſelben viele Prüfungen anſtellen, weil manche Wittwen Unheil genug geſtiftet haben; oder auch keines Almoſens bedürfen. Dazu muß weiter die ordentliche Vertheilung des Unterhalts, der niemals mangeln darf, kommen. Denn die erzwungene Armuth iſt ein unerſättliches Uebel; ſie klagt unaufhörlich, und iſt undankbar. Viele glauben, ein jeder, der nicht geldbegierig iſt, ſchicke ſich zu dieſem Amte. Aber es gehört außer dieſer Eigenſchaft auch die Geduld dazu, welche den Menſchen alles Gute verſchafft, und die Seele gleichſam in einen ruhigen Hafen einführt. Denn die Wittwen bedienen ſich, theils wegen ihrer Armuth, theils wegen ihres Alters, theils auch wegen ihres Geſchlechts, einer ungezähmten Freyheit im Reden. Sie ſchreyen zur Unzeit, klagen ohne Urſache, und beſchweren ſich, wo ſie dankſagen ſollten. Der Biſchof muß ſich dadurch nicht aufbringen laſſen; ſondern ſie vielmehr tröſten, weil ſie in der That Mitleiden verdienen. Er muß aber auch wirthſchaftlich ſeyn, und das für ſie beſtimmte Kirchenvermögen nicht allein geſchickt zu vermehren, ſondern auch gut anzuwenden wiſſen.

Was die Aufſicht des Biſchofs über die Jungfrauen (er meint die Gott geheiligten) betrifft: ſo ſagt Chryſoſtomus von derſelben, ſie ſey mit einer deſto ſtärkern Furcht verbunden, je koſtbarer dieſes Gut, und je würdiger dieſe Heerde des Königs ſey. Vor kurzem hätten ſich Tauſende in dieſen Hauffen von Heiligen begeben; aber auch tauſendfaches Uebel unter denſelben gebracht. Dieſes ſey deſto trauriger, weil es eben ſo, wie es nicht einerley iſt, ob eine freye Jungfrau oder ihre Magd ſündigt, gar nicht gleich viel ſey, ob das eine Jungfrau oder eine Wittwe thue. Bey den Wittwen ſey es etwas Gewöhnliches, abgeſchmackte Dinge zu reden, zu ſchimpfen, zu ſchmeicheln, unverſchämt zu ſeyn, und überall herum zu laufen. Eine Jungfrau aber habe ſich zu einem ſchwerern Kampfe gerüſtet, ſie habe ſich

der

der höhern Philoſophie ergeben, und verſprochen, auf der Erde ein Engliſches Leben zu führen. Der Verfaſſer zeigt ſehr ausführlich, wie ſchwer und beynahe unmöglich es einem geiſtlichen Vater ſolcher Jungfrauen werde, ſie vor der mannichfaltigen Gefahr, mit welcher ſie bedroht werden, zu bewahren.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Das Richteramt des Biſchofs iſt, nach dem Chryſoſtomus, ein anderes höchſt beſchwerliches Geſchäfte für denſelben; ſelbſt die weltlichen Richter erfahren nicht ſo viele Schwierigkeiten. Es iſt nicht leicht, das Recht zu finden; aber das gefundene nicht zu verletzen, iſt noch ſchwerer. Eben dieſes Amt iſt auch gefährlich, weil manche von den Schwächern, die in allerley Händel verwickelt worden ſind, am Glauben Schiffbruch leiden. Viele von denen, welche Unrecht leiden, haſſen diejenigen, von welchen ſie keinen Schutz erhalten, eben ſo ſehr, als diejenigen, von welchen ſie gedrückt werden. Sie nehmen keine Rückſicht auf die zerſtreuenden Beſchäftigungen, auf die ſchweren Zeiten, auf die Einſchränkung der prieſterlichen Gewalt; ſie laſſen keine andere Vertheidigung des Biſchofs gelten, als die Befreyung von ihren Uebeln. Es giebt noch eine andere Beſchwerde über den Biſchof. Wenn er nicht täglich, mehr als die Sachwalter, von Hauſe zu Hauſe herumgeht: ſo beleidigt er dadurch viele. Denn es wollen nicht allein die Kranken, ſondern auch die Geſunden, beſucht ſeyn: nicht um der Gottſeligkeit willen, ſondern zum Zeichen der Ehre. Trägt es ſich nun zu, daß er einen von den Reichen und Mächtigen zum Beſten der Gemeine öfters beſucht, ſo zieht er ſich den Vorwurf eines Schmarozers und Schmeichlers zu. Sogar ſein Grüßen, ſein Geſicht, ſeine Stimme, ſein Lachen, die nicht gegen einen jeden gleich ausfallen, müſſen zu ſeinem Tadel dienen. Und wie vielen Schmerz ſieht er nicht aus, wenn er genöthigt wird, jemanden von der Kirchengemeinſchaft auszuſchließen! Er muß

zu

J. n. zugleich verhüten, daß nicht der zu ſtark Beſtrafte in allzu
C. G. zu große Traurigkeit verſinke; (2. Corinth. C. II.
363. v. 7.) zumal da er dereinſt auch für ſo viele fremde Sün-
bis
430. den Rechenſchaft ablegen ſoll. (Hebr. C. XIII. v. 17.)

Baſilius macht zwar hierauf, im Anfange des vierten Buchs, ſeinem Freunde die Einwendung, daß alle dieſe Beſorgniſſe und Vorwürſe nur denjenigen treffen könnten, der nach dem prieſterlichen Amte geſtrebt habe; nicht aber einen Mann, wie ihn, der ohne ſein geringſtes Bewerben dazu gewählt worden ſey. Allein Chryſoſtomus beweiſet ihm das Gegentheil. Saul, ſagt er, hat die königliche Würde, Eli und andere haben die prieſterliche erlangt, ohne ſie geſucht zu haben; gleichwohl hat ihnen dieſes, bey der Beſtrafung ihres Verhaltens, nichts geholfen. Wer ſich der verdienten Strafe zu entziehen hofft, weil ihm eine zu große Ehre erwieſen worden iſt, der würde eben ſo unſinnig handeln, als wenn jemand auf die Worte Chriſti: *Wenn ich nicht gekommen wäre, und hätte es ihnen geſagt, ſo hätten ſie keine Sünde,* antwortete: Warum kamſt Du denn? Warum ſagteſt Du es denn zu ihnen? Er iſt vielmehr einer härtern Strafe werth, weil er ſich den heilenden Händen des ſich anbietenden Arztes entzogen hat. Wir Schwächern, die wir in der Ueberzeugung leben, daß wir keine Fähigkeit zu einem ſolchen Amte haben, und uns daſſelbe durchaus nicht aufdringen laſſen, erſparen dadurch denen, welche uns ohne genugſame Kenntniß dazu wählten, ſowohl den Tadel, als die Strafe, die ihnen gebührt.

Dieſe Gedanken führen den Verfaſſer zu einer ausführlichen Anleitung, durch welche Mittel die Krankheiten des Leibes Chriſti, oder der Gemeine, am ſicherſten gehoben werden. Außer einem guten Beyſpiele, dient die Lehre des göttlichen Worts an Statt alles andern. Es wäre zwar auch alsdann nicht entbehr-

lich,

lich, wenn wir Wunder verrichten könnten; allein da von dieſer Gabe keine Spur mehr übrig iſt: ſo müſſen wir uns mit dem Worte Chriſti dergeſtalt rüſten, daß wir den ſo mannichfaltigen und ſo liſtigen Feinden auf allen Seiten widerſtehen können. Hier werden oft diejenigen Sieger, welche gar nicht vom Anfange her an dem Gefechte Theil genommen, ſondern ruhige Zuſchauer abgegeben haben; der Ungeübte aber fällt durch ſein eigenes Schwerdt. Um dieſes mit einem Beyſpiele zu erläutern, ſo verwerfen die Valentinianer, Marcioniten und andere, das von Gott dem Moſes ertheilte Geſetz aus dem Verzeichniſſe der göttlichen Schriften; die Juden hingegen verehrten es ſo ſehr, daß ſie auch, da es ihnen die Zeit verbietet, alles in demſelben, ſelbſt wider Gottes Willen, zu beobachten ſuchen. Allein die Kirche Gottes geht die Mittelſtraße; unterwirft ſich weder dem Joche dieſes Geſetzes, noch giebt ſie zu, daß es geläſtert werde. Sie lobt es auch nachdem es aufgehört hat, weil es zu ſeiner Zeit nützlich geweſen iſt. Wollte ein Lehrer, aus Begierde, die Juden von ihrer Anhänglichkeit an dieſes Geſetz abzuziehen, daſſelbe übermäßig tadeln: ſo würde er daſſelbe den Läſterungen der Ketzer ausſetzen; und wenn er es, um dieſen den Mund zu ſtopfen, übertrieben loben wollte; ſo würde er den Mund der Juden öffnen. Eben ſo kann er leicht bey den verſchiedenen irrigen Meinungen über die Perſonen der Gottheit, und bey unzählichen innerlichen Streitigkeiten, in Verwirrung gerathen. Denn manche wollen aus unnöthiger Geſchäftigkeit alles erforſchen: auch was keinen Nutzen bringt, oder gar nicht erlernt werden kann. Andere aber fordern von Gott die Urſachen ſeiner Gerichte, und wollen dieſen großen Abgrund ausmeſſen. Nur wenige erſtrecken ihren Fleiß auf Glauben und Sitten. Wenn hier der Lehrer bloß durch ſein Anſehen die Grübler zum Stillſchweigen bringen will: ſo wird man ihn für ſtolz und unwiſſend halten. Er hat vielmehr dagegen kein anderes Mittel, als einen

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

einen geſchickten Vortrag, durch welchen er ſeine Untergebenen von ſolchen Fragen abzuziehen und zu belehren wiſſe.

Warum hat denn aber Paulus, ſo frägt Baſilius ſeinen Freund, ſich gar keine Mühe gegeben, beredt zu werden, vielmehr geſtanden, daß er ungeübt im Reden ſey, (2. Br. Corinth. C. XI. v. 6.) und das an die Corinthier, die wegen ihrer Beredſamkeit bewundert wurden, auch ſich viel darauf einbildeten? Das iſt es eben, antwortete Chryſoſtomus, was viele verdorben, und in Abſicht auf die wahre Lehre nachläßig gemacht hat. Denn da ſie die Tiefe des apoſtoliſchen Verſtandes nicht erforſchen konnten: ſo haben ſie ihre ganze Zeit höchſt ſchläfrig zugebracht, und eine Unwiſſenheit gewählt, von welcher Paulus mehr als irgend ein Menſch unter dem Himmel entfernt war. Geſezt, dieſer Apoſtel wäre im Reden ungeübt geweſen, was geht das unſere jetzige Menſchen an? Er hatte ja an ſeiner Wundergabe eine größere Kraft, als alle Worte ausmachen. Er hat noch mehr durch ſein Leben, als durch ſeine Wunder, geſiegt: und mit ſeinem Religionseifer darf ſich niemand vergleichen. Aber er war auch nicht ſo unwiſſend, als ihn manche vorſtellen; er ſagt ſelbſt in der angeführten Stelle, daß er in der **Erkenntniß** nicht ungeübt ſey. Freylich wenn ich die Vorzüge des Iſocrates, und anderer vortreflichen Redner verlangte: ſo würde dieſe Stelle wider mich dienen können. Allein Paulus hat doch, ehe er noch Wunder gebrauchte, und mitten unter denſelben, ſich häuffig der Rede, ſelbſt gegen Philoſophen glücklich bedient. Er iſt wegen ſeiner Beredſamkeit von den Lycaoniern für den **Mercurius** gehalten worden. Seine herrlichen Briefe haben ihm einen Vorzug vor den übrigen Apoſteln erworben; in denſelben hat er zur Erklärung und Vertheidigung der Religion, für ſeine Zeitgenoſſen und für die Nachkommen, ungemein viel geleiſtet. Außerdem hat er auch darinne die Lehrer oft ermahnt, allen Fleiß auf den Vor-

trag

trag des Glaubens zu wenden, ohne welchen, beſonders J. n.
wie er ſich in der Fertigkeit, Streitigkeiten zu behandeln, C. G.
zeigt, der tugendhafteſte Mann dennoch Schaden in der 363.
Gemeine veranlaſſen kann. bis 430.

Davon nimmt Chryſoſtomus im fünften Buche Gelegenheit, ſeine Meinung über die Predigten zu ſagen. Zuerſt erinnert er, daß auf dieſelben viel Arbeit gewandt werden müſſe. Die meiſten Untergebenen wollen den Redenden nicht als ihren Lehrer anſehen; ſie verlaſſen das Verhältniß der Schüler, und wollen Zuſchauer von Schauſpielen abgeben. So wie ſich dieſe in Partheyen trennen, und bald dieſem, bald jenem Schauſpieler zugethan ſind: ſo hören auch jene die Prediger entweder mit Zuneigung, oder mit Haß. Noch eine andere Beſchwerlichkeit kömmt hinzu. Wenn jemand etwas von dem, was andere ausgearbeitet haben, in ſeine Predigt bringt, ſo wird er ärger als ein Dieb geſcholten. Oft hat man ihn nur mit Unrecht im Verdachte, daß er dieſes gethan habe; und begegnet ihm gleichwohl eben ſo hart. Doch er darf ſich nicht einmal ſeiner eigenen Erfindungen häuffig bedienen. Denn die meiſten hören ihn nicht wegen des Nutzens; ſondern um des Vergnügens willen. Hier iſt jene gekünſtelte Beredſamkeit, die wir oben verworfen haben, ſo nothwendig, als ſie kaum ſtreitende Sophiſten brauchen. Aber es muß auch ein edlerer Geiſt als der meinige ſeyn, der dieſe unordentliche und unnütze Wolluſt der Menge unterdrücken, und ſie an ein nützlicheres Zuhören gewöhnen könne, damit ſie dem Prediger folge, und nicht ihn mit ſich fortreiſſe.

Allein der Prediger, ſagt Chryſoſtomus, wird ſich nicht in dieſer Würde behaupten, wenn er nicht zwo Eigenſchaften unzertrennlich verbindet: Verachtung des Lobes, und Stärke im Reden. Fehlt ihm das leztere: ſo wird er verächtlich; mangelt ihm aber das erſtere,

J. n. C. G. 363. bis 430. ſtere, ſo wird er nichts weiter ſuchen, als den Zuhörern zu gefallen. Er muß aber auch den Neid zu verachten wiſſen, über unzeitige Anklagen (denn ein Vorſteher muß auch unvernünſtigen Tadel ertragen) nicht allzubeſtürzt werden, und doch ſie nicht ganz vernachläßigen. Sind ſie gleich falſch, und kommen ſie nur von ſchlechten Leuten her: ſo muß man ſie dennoch alsbald wegräumen. Ein Prieſter muß ſich überhaupt gegen ſeine Untergebenen, wie ein Vater gegen ſeine kleinen Kinder betragen, deren Beleidigungen ihn nicht betrüben, und ihre Schmeicheleyen nicht ſtolz machen. Wer immer Lobſprüche genießen will, der gleicht einem Liebhaber von Leckerbiſſen, welcher eine geringe Koſt nicht vertragen kann. Eben ſo wird er nicht allein, wenn er unbilliger Weiſe getadelt, ſondern auch, wenn er nicht unaufhörlich gelobt wird, gleichſam vor Hunger verſchmachten.

Chryſoſtomus zeigt ferner, daß ein Lehrer von großer Beredſamkeit mehr fortarbeiten und ſich fleißiger üben müſſe, als derjenige, welcher ſie nicht beſizt. Dieſen tadelt niemand, wenn er nichts Ausnehmendes vorbringt; jener aber muß die hohe Meinung, welche man von ihm hegt, noch übertreffen, wenn er nicht Vorwürfe leiden ſoll. Der mittelmäßige Kopf kann ſich durch eine geringe Anſtrengung Beyfall erwerben: der vortrefliche hingegen muß in Bewunderung und Erſtaunen ſetzen. Die Zuhörer ſitzen da nicht als Richter der Predigt; ſondern als Richter über den Ruhm des Lehrers. Da überlegt niemand, daß eine plötzliche Traurigkeit, Angſt und Sorge, bisweilen auch der Zorn, das heiterſte Gemüth verfinſtern könne; daß der Lehrer ein Menſch ſey, der ſich alſo nicht immer gleich bleibt. Alles dieſes will man nicht bedenken; man beurtheilt ihn ſo ſcharf, als wenn er ein Engel wäre. Ein großer Redner muß daher auch eine große Geduld haben, weil er von vielen bloß aus Mißgunſt angefallen wird. Er würde ſich durch Traurigkeit verzehren, wenn er durch

jeden der vielen Kunſtgriffe, durch welche man ſeinem J. n.
Ruhme zu ſchaden ſucht, aufgebracht werden ſollte. Oft C. G.
hat er mit dem Unverſtande eines ganzen Volks zu käm- 363.
pfen. Die elenden Urtheile deſſelben aber können ihn ſo bis
wenig niederſchlagen, als einen treflichen Mahler die 430.
Verſpottung ſeiner Gemählde durch Unwiſſende. Der beſte Künſtler muß auch ſelbſt den Richter ſeiner Arbeiten abgeben.

Ein ſicheres Mittel für den Lehrer, ſich über alles menſchliche Lob hinauszuſetzen, iſt nach dem Chryſoſtomus dieſes: er arbeite ſeine Predigten ſo aus, daß ſie Gott gefallen. Das ſey die Vorſchrift und das Ziel, worauf er allein ſehen muß, ſein größter Troſt, nicht menſchliche Lobſprüche! Denn wenn ihn dieſe zu ſehr rühren; ſo wird ihm alle ſeine Arbeitſamkeit und Beredſamkeit nichts helfen, indem die Seele, welche den unvernünftigen Tadel der Menge nicht ertragen kann, allen Eifer in dieſer Kunſt ablegt. Selbſt derjenige, der ſich in derſelben nicht hervorthun kann, muß das Lob des gemeinen Hauffens zu verachten wiſſen. Er wird ſonſt denen, die durch ihre Beredſamkeit Ruhm erlangt haben, nachſtellen, ſie beneiden, und ſich manchen niederträchtigen Angriff auf ſie erlauben; alles wird er wagen, ſollte er auch ſeine Seele darüber verlieren, um nur ihren Ruhm auf ſeine Niedrigkeit abzuleiten. Auch wird er in ſeinen Bemühungen, wenn er nur geringe Lobſprüche dafür erhält, eben ſo erſchlaffen, wie der Ackermann, der ein unfruchtbares Feld anbauet. Sollte aber gar ein geringerer Kirchenbedienter durch ſeine Beredſamkeit mehr Beyfall erhalten, als ſein Biſchof: ſo muß dieſer eine göttliche Seele beſitzen, um nicht von Neid oder Traurigkeit überwältigt zu werden. Ich würde wenigſtens dabey unterliegen; beſonders, wenn der niedrigere Lehrer ſich jenes Vorzugs ſtolz und übermüthig bediente. Da die Beredſamkeit bey Chriſten und Heiden ſo ſehr geſchätzt wird, wer könnte den Schimpf ertragen, wenn alle Zuhörer, ſo lange er redete, ſchwie-

J. n. C. G. 363. bis 430. gen, und auf das Ende der Predigt mit Verdruß warteten; hingegen auch eine längere Predigt von einem andern gern hörten, und ihren Unwillen darüber bezeigten, daß er ſtillſchwiege! Das ſcheinen zwar Kleinigkeiten zu ſeyn, ſo lange man ſie nicht ſelbſt erfahren hat; allein ſie ſchwächen die ganze Kraft der Seele, wenn man ſich nicht von allen Leidenſchaften befreyet hat.

Alles bisher geſagte, ſo fährt **Chryſoſtomus** im Anfange des ſechsten Buchs fort, betrifft unſern hieſigen Zuſtand. Wie werden wir es aber dort ausſtehen können, wenn wir von jedem uns anvertraueten Menſchen Rechenſchaft geben ſollen? Dort beſteht der Schade nicht in der Schande; ſondern es wartet auf uns eine ewige Strafe. Derjenige, welcher einen von den geringſten ärgert, wird als ſehr ſtrafbar vorgeſtellt; was wird denen wiederfahren, die ganze Gemeinen verderben? Sie werden nicht, wie etwan ihre Untergebenen, Unerfahrenheit, Unwiſſenheit oder Zwang zu ihrer Entſchuldigung gebrauchen können. Höre alſo auf, uns vor ein ſo unvermeidliches Gericht zu ziehen! Denn zu dieſem Amte werden beynahe die Kräfte eines Engels erfordert. Die Seele des Prieſters muß reiner als die Strahlen der Sonne ſeyn. Die Einſiedler, welche von der Welt entfernt, in beſtändiger Ruhe und immer im Hafen leben, trauen doch dieſer Sicherheit nicht, und verwahren ſich auf alle Art, um ſo rein, als es nur möglich iſt, zu Gott zu kommen. Wie viel Gewalt muß nicht der Prieſter anwenden, um ſeine Seele vor aller Befleckung zu bewahren, da er einer weit größern Reinigkeit bedarf, als der Einſiedler! Das weibliche Geſchlecht verführt nicht bloß durch Schönheiten, allerley Reizungen und Schmuck; ſondern der Teufel richtet die Seelen auch durch ganz entgegen geſetzte Dinge zu Grunde: durch einen nachläßigen Anzug, ungekünſtelte Aufführung, ſchlechte Sprache, Dürftigkeit, und dergleichen mehr, was anfänglich Mitleiden, hernach aber Unglück

glück erzeugt. Die Ehrenbezeigungen des Frauenzimmers ſtürzen denjenigen, der nicht immer wachſam iſt, und die von Männern erwieſenen machen leicht der Schmeicheley unterthänig, oder ſtolz. Der Einſiedler hat nur für ſich, oder nur für ſehr wenige zu ſorgen. Seine Einbildungskraft iſt ſchwach, weil ſie keine auswärtige Nahrung ihrer Flamme bekömmt; er folgt auch ſehr leicht ſeinem Aufſeher. Die dem Prieſter Untergebenen aber ſind meiſtentheils weltlichen Sorgen völlig ergeben, und deſto träger zu geiſtlichen Werken. Daher muß der Lehrer, ſo zu ſagen, täglich ſäen, weil Reichthum, Wolluſt, und ſo vieles andere, das Wort erſtickt; oder mancherley Noth von dem Eifer in göttlichen Dingen abzieht. Ohnedem erfährt er auch nur den geringſten Theil von den Fehlern ſeiner Untergebenen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Gleichwohl ſind dieſe Pflichten gegen das Volk nichts, ſagt Chryſoſtomus, wenn man ſie mit denen vergleicht, welche der Prieſter Gott ſchuldig iſt. Denn was muß derjenige nicht für ein Mann ſeyn, der für die Stadt, oder vielmehr für die ganze Welt beten, und Gott anrufen ſoll, daß er ſich nicht allein für die Sünden der Lebendigen, ſondern auch der Todten, verſöhnen laſſen möge! Das Vertrauen des Moſes und Elias iſt zu einer ſolchen Fürbitte nicht hinlänglich. Er tritt nicht anders zu Gott hin, als wenn ihm die ganze Welt anvertrauet, als wenn er der Vater von allen wäre. Er bittet, daß Gott überall Kriege und Unruhen dämpfen, Frieden, Wohlſtand, und baldige Befreyung von allem Uebel, im Ganzen überhaupt, und für jeden beſonders, gewähren wolle. Daher muß er diejenigen, für welche er betet, eben ſo wie ein Vorgeſetzter ſeine Untergebenen, in allem übertreffen. Wenn er aber den heiligen Geiſt anruft, und jenes ſchauderhafte Opfer (das heilige Abendmahl) verwaltet; wenn er den gemeinſchaftlichen Herrn von allen häufig berührt: was für eine Würde wollen wir ihm beylegen? Welche

J. n. C. G. 363. bis 430.

Reinigkeit und Gottſeligkeit werden wir von ihm fordern? Bedenke, wie heilig Hände ſeyn müſſen, die ſich damit beſchäftigen, wie heilig eine Zunge, die ſolche Worte ausſpricht: Muß nicht eine Seele, die einen ſolchen Geiſt aufnimmt, reiner und heiliger als alles ſeyn! Denn zu dieſer Zeit ſind die Engel bey dem Prieſter gegenwärtig; der ganze Hauffen der himmliſchen Kräfte bricht daſelbſt in Zurufungen aus, und alles um den Altar herum iſt, zur Ehre des darauf Liegenden, von ihnen angefüllt. Man kann dieſes ſchon aus der Wichtigkeit der Handlung, die dort vorgeht, ſchließen. Mir hat einſt jemand erzählt, dem es ein bewundernswürdiger, an Offenbarungen gewöhnter Alter berichtet hat, daß dieſer zu einer ſolchen Zeit, ſo weit es ihm möglich war, eine Menge von Engeln in weiſſen Kleidern geſehen habe, welche in der gebeugten Stellung von Soldaten in Gegenwart ihres Königs, den Altar umgeben hätten: und ich glaube es. Ein anderer, der es ſelbſt geſehen hatte, erzählte mir, daß die Sterbenden, welche dieſes geheimnißvolle Mahl mit reinem Gewiſſen empfiengen, wegen deſſelben, nach ihrem Tode von den Engeln fortgetragen worden ſind. Und du entſetzeſt dich nicht darüber, daß du eine ſolche Seele in ein ſo heiliges Geheimniß einführen, einen mit unreinen Kleidern bedeckten zur Würde eines Prieſters erheben willſt, den doch Chriſtus von der Geſellſchaft der übrigen Gäſte ausgeſchloſſen hat? Die Seele des Prieſters muß ja wie ein Licht, das die ganze Welt erleuchtet, glänzen. Er iſt das Salz der Erde; er muß nicht nur rein, ſondern auch ſehr klug und in vielen Dingen erfahren ſeyn; alles was im gemeinen Leben vorfällt, ſo gut wiſſen, als diejenigen, welche einen Hauptantheil daran haben; und doch von allem dieſem freyer ſeyn, als die Einſiedler. Er muß mannichfaltig ſeyn; das heißt, nicht ein Betrüger, Schmeichler oder Heuchler; ſondern freymüthig und zuverſichtlich ſeyn, ſich in die Umſtände nützlich ſchicken;

ge-

gelind oder auch ſtrenge verfahren. Alles zielt bey ihm auf die Ehre Gottes, und die Erbauung der Kirche. J. n. C. G. 363. bis 430.

Dieſe großen Schwierigkeiten des Lehramtes, und die vielfachen Gaben, die zu demſelben nöthig ſind, werden vom Chryſoſtomus noch weiter ausgeführt. Der Unterſchied zwiſchen jenem Amte, und zwiſchen den Arbeiten eines Einſiedlers, iſt nach ſeiner Vorſtellung gerade ſo beträchtlich, als zwiſchen einem Könige und einem Privatmanne. Denn bey dem Einſiedler findet ſich ein gemeinſchaftlicher Kampf der Seele und des Körpers; ja er beruht größtentheils auf den Uebungen des Körpers, der, wenn er nicht ſtark genug iſt, auch weder Faſten, noch Wachen, noch dergleichen mehr, ertragen kann. Bey dem Prieſter hingegen wird bloß die reine Kunſt der Seele erfordert, deren Kraft ſich ohne Zuthun des Körpers zeigt; gerade wie bey dem Philoſophen, deſſen ganze Kunſt in ſeiner Seele verborgen liegt, und der keiner ſolchen Werkzeuge benöthigt iſt, wie diejenigen, welche wundervolle Kunſtſtücke hervorbringen. Der Einſiedler lebt von dem Menſchen entfernt; aber der Prieſter nimmt mit ihnen an allen unſchädlichen Dingen Antheil. Wenn jemand denjenigen bewundert, der beſtändig zu Hauſe iſt, und den Umgang mit andern ſcheuet: ſo will ich auch zugeben, daß dieſes ein Merkmal von Standhaftigkeit ſey: aber hinlängliche Tapferkeit der Seele zeigt es nicht an. Denn wer im Hafen am Steuerruder ſitzt, beweiſet ſeine Kunſt noch gar nicht; ſondern nur derjenige, welcher das Schiff mitten im Sturme glücklich regiert. Der Einſiedler kann keine großen Fehler begehen; wer hingegen mitten unter den Sünden anderer unbeweglich bleibt, und zur ſtürmiſchen Zeit ſeine Seele ruhig regiert, der verdient Bewunderung. Ob ich alſo gleich das prieſterliche Amt dem einſamen Leben weit vorziehe, und diejenigen höchſt glückſelig preiſe,

 welche

J. n. C. G. 363. bis 430. welche es wohl verwalten; ſo macht mich doch meine Sorgloſigkeit und Trägheit zu demſelben untüchtig.

Sollen denn alſo, frägt Baſilius ſeinen Freund, diejenigen zu Vorſtehern der Gemeinen gewählt werden, welche in weltliche Geſchäfte und Zänkereyen verwickelt ſind, ſchlaue Köpfe und Wollüſtlinge? Nichts weniger, antwortet ihm Chryſoſtomus. Aber ſolche muß man dazu nehmen, die in der Geſellſchaft vieler Menſchen, alle Tugenden der Einſiedler beſſer noch als dieſe erhalten können. Denn in der Einſamkeit kann man viele Fehler bedecken, die ſogleich zum Vorſchein kommen, wenn man ſich öffentlich blicken läßt, und allen Reizungen der Leidenſchaften ausſetzt. Ehrgeiz, Stolz, Geldbegierde, Weichlichkeit, und andere Ausſchweifungen, werden alsdann gar bald rege gemacht. Vornehmlich iſt der Umgang mit Frauensperſonen gefährlich. Der Biſchof muß ſich ihrer deſto mehr annehmen, je leichter ſie zu verführen ſind; er muß ſie in der Krankheit beſuchen, in der Traurigkeit tröſten, in der Trägheit ſchelten, und ihnen beyſtehen, wenn ſie bedrängt ſind. Thut er dieſes, und iſt nicht ſehr auf ſeiner Hut: ſo findet der böſe Geiſt allerhand Zugänge, um ihm beyzukommen. Denn nicht allein das Auge der Unzüchtigen, ſondern ſelbſt das Auge der Sittſamen, trifft und beunruhigt die Seele; die Schmeicheleyen erweichen, die Ehrenbezeigungen ziehen ſie in Knechtſchaft. Eine brennende Liebe, die alles Gute hervorbringt, kann tauſend Uebel zeugen. Die häufigen Sorgen ſchwächen die Schärfe des Geiſtes, und machen ihn ſchwerer, als Bley. Der Zorn erfüllet den Geiſt, wie mit einem Rauche. Dazu kommen noch die Beſchimpfungen, Klagen, Vorwürfe, und andere Beſchwerden, von Leuten jeder Art; beſonders von denen, welche nicht einmal richtig zu urtheilen wiſſen. Selbſt dieſe darf ein rechtſchaffener Vorſteher nicht verachten; er muß ſich gegen ſie freundlich rechtfertigen, und ihnen

ihnen den unbilligen Tadel vergeben. Denn, wenn J. n.
Paulus aus Furcht, er möchte bey ſeinen Schülern in C. G.
den Verdacht des Diebſtahls kommen, auch andere zur 363.
Verwaltung der ihm überlaſſenen Gelder zugelaſſen hat, bis 430.
(2. Corinth. C. VIII. v. 20.) wie ſollten wir nicht weit mehr darauf bedacht ſeyn, allen nur möglichen Argwohn gegen uns zu vertilgen!

Wiederum macht Baſilius den Einwurf, er werde doch auch bey ſeiner jetzigen Lebensart zu ſorgen und zu kämpfen haben, und dringt, als ihm derſelbe antwortet, es ſey nicht einerley, ſich auf ein unermeßliches Meer zu begeben, oder über einen Fluß zu ſchiffen; er könne nicht daran denken, andern nützlich zu werden, da er ſich ſelbſt kaum zu erretten im Stande ſey, weiter in ihn: Glaubſt du denn ſelig zu werden, wenn du andern gar nicht nützlich wirſt? Sehr wohl! ſagt Chryſoſtomus, auch ich glaube nicht, daß jemand ſelig werden könne, der nichts zur Seligkeit eines andern beygetragen hat. Denn es hat jenem Knecht nichts geholfen, daß er ſein Pfund nicht verringert hat; er verlor es gar, weil er nichts damit erworben hatte. Aber ich werde doch gelinder beſtraft werden, wenn ich dereinſt werde Rechenſchaft geben müſſen, warum ich nicht auch andere errettet habe, als wenn ich mich und andere zugleich ins Verderben geſtürzt hätte. Deswegen wird auch den Iſraeliten eine härtere Strafe gedroht, weil ſie mehr Vorzüge als andere Völker genoſſen hatten; und daß die Wunden der Prieſter ein ſtärkeres Heilungsmittel brauchen, als die Wunden anderer Menſchen, ſieht man daraus, weil für die Sünden der Iſraelitiſchen eben ein ſolches Opfer gebracht werden mußte, als für die Sünden der ganzen Nation. Chryſoſtomus macht es ſeinem Freunde noch beſonders begreiflich, wie wenig er, der ſeine Leidenſchaften und Begierden kaum bey der damaligen eingezogenen Lebensart im Zaum halten könne, ſich zu dem biſchöflichen Amte ſchicke. Da ich aber ſehe,

J. n. C. G. 363. bis 430. ſezt er hinzu, daß ich dich davon noch nicht überzeugt habe: ſo will ich dir auch mein einziges Geheimniß, das vielen unglaublich vorkommen dürfte, eröffnen. Sollte es auch ein Beweis von einem böſen Gewiſſen und unzählichen Fehlern ſeyn: was würde mir die Unwiſſenheit der Menſchen helfen, da Gott, der uns richten wird, alles ſo genau bekannt iſt! **Von dem Tage alſo an, da du mich auf die Beſorgniß gebracht haſt, man wolle mich zum Biſchof machen, bin ich öfters in Gefahr der Auflöſung meines Lebens geweſen: ſo viele Furcht und Bekümmerniß hat meine Seele ergriffen.** Denn wenn ich die Herrlichkeit der Braut Chriſti, ihre Heiligkeit, ihre geiſtliche Schönheit, ihre Klugheit, ihren Schmuck, und dagegen meine Mängel betrachtete: ſo hörte ich nicht auf ſie zu bedauern, mich zu beweinen, und unter häufigen Seufzern zu mir ſelbſt zu ſagen: Wer mag wohl dieſes gerathen haben? Was hat denn die Kirche Gottes geſündigt? Was für ein großes Verbrechen hat ihren Herrn ſo ſehr aufgebracht, daß ſie mir, dem Unwürdigſten von allen, übergeben und ſo ungemein beſchimpft werden ſollte? Dieſes überlegte ich oft, wurde davon ganz betäubt; wenn ich meiner mächtig wurde, äußerſt traurig, und endlich durch Furcht erſchüttert. — Um aber ſeinem Freunde die Größe der Bekümmerniß und Beſtürzung, welche ihn beym Anblicke des zugedachten biſchöflichen Amtes überfallen habe, noch lebhafter abzuſchildern, ſo zeigt ihm Chryſoſtomus auf der einen Seite die ſchönſte und vollkommenſte Königstochter, mit dem würdigſten Bräutigam verlobt; der aber erfahre, daß einer der ſchlechteſten und gebrechlichſten Menſchen ſeine Braut zur Ehe verlange; auf der andern Seite alles fürchterliche Getümmel und alle unglückliche Folgen einer Schlacht zu Lande oder zur See; mit welchen gleichwohl die gefährlichen Feinde und der heftige Kampf gar nicht zu vergleichen wären, die auf chriſtliche Lehrer warteten. Inſonderheit erinnert er, daß es jener boshafte

Geiſt ſey, gegen deſſen ununterbrochene Angriffe und auflauernde Nachſtellungen man ſtets im Lehramte wachſam bleiben müſſe. Baſilius erſchrickt über dieſe Vorſtellungen, beklagt das Unglück, in welches ihn ſein Freund geſtoßen habe, und bittet ihn um ſeinen Beyſtand. Dieſer verſpricht ihm denſelben, umarmt ihn, und muntert ihn noch zulezt mit den Worten auf: „Ich „habe das Vertrauen zu Chriſto, der dich berufen und „ſeinen Schaafen vorgeſezt hat, du werdeſt in dieſem „Amte eine ſolche Freudigkeit erlangen, daß du auch „mich, wenn ich an jenem Tage Gefahr laufen ſollte, in „deine ewige Hütten aufnehmen könneſt.“

J. n. C. G. 363. bis 430.

Nicht nur deswegen, weil man von alten Zeiten her, unter allen Schriften des Chryſoſtomus, der bisher beſchriebenen einmüthig die erſte Stelle angewieſen hat; ſondern auch, weil ſie es wirklich werth iſt, als der Abdruck ſeiner Geſinnungen über das chriſtliche Lehramt, worinne er ſich vor allen ſeinen Zeitgenoſſen hervorgethan hat, vollſtändig gekannt zu werden, iſt dieſer weitläufigere Auszug aus derſelben mitgetheilt worden. Man merkt daran mit einem nicht geringen Vergnügen, wie ſehr der Verfaſſer die Würde und Beſtimmung, die Pflichten und die Schwierigkeiten des ihm zugedachten Amtes gekannt und zu ſchätzen gewußt habe. In dem ganzen chriſtlichen Alterthum giebt es kein Buch über dieſen Gegenſtand, das damit verglichen werden könnte. Selbſt das berühmte Werk des Ambroſius von den Pflichten der Kirchendiener, das ohngefähr um gleiche Zeit aufgeſezt wurde, ſteht doch wirklich unter dem gegenwärtigen. Es iſt ein beſtändiger Nutzen deſſelben, (wenn es gleich hin und wieder mehr den damaligen Zeiten diente,) daß es unzähliche, die entweder nach einer Lehrſtelle in der Kirche trachten, oder ſie bereits erlangt haben, aus einem ſchädlichen Schlummer erweckt, aus der trägen Einbildung, daß nichts leichter ſey, als ein ſolches Amt zu verwalten, ſobald man einige Fähigkeit beſizt,

J. n. C. G. 363. bis 430. beſizt, den für wahr erkannten Lehrbegriff öffentlich vorzutragen, und bey jeder Gelegenheit mit einigem Vortheil anzuwenden. Chryſoſtomus, der in dieſem Buche viel Menſchenkenntniß zeigt, beweiſet zugleich dadurch, daß es ohne dieſe Gabe in einem höhern Grade, ohne eine ausnehmende Anſtrengung des Geiſtes, eine gewiſſe Ueberwindung ſeiner ſelbſt, und beſonders ohne die Fertigkeit, die mit durchdringendem Scharfſinne von allen Seiten erforſchte Religion auch möglichſt fruchtbar unter den Menſchen zu machen, nicht möglich ſey, der Wichtigkeit dieſes Amts ein Genüge zu leiſten. Unter andern Einſichtsvollen praktiſchen Vorſchriften, ragen diejenigen inſonderheit hervor, welche er über das Predigen ertheilt: nicht weniger zur Warnung vieler Zuhörer, daſſelbe keineswegs für ein bloßes Mittel ihrer Unterhaltung und Bewunderung, oder für ein bloßes Ziel ihrer Kritik anzuſehen, als zur Bildung einer mannichfaltigen Klugheit der Lehrer ſelbſt. Die zierliche Schreibart und blühende Beredſamkeit, deren ſich der Verfaſſer, nicht ſelten bis zum Erhabenen oder Rührenden, bedient hat, empfohl ſein Buch ebenfalls zu allen Zeiten.

Deſto weniger aber iſt man, zumal bey einem ſo allgemein verehrten Schriftſteller, auf einige Fehler ſeines Werks aufmerkſam geworden. Einer davon ſteckt ſelbſt in der Grundlage deſſelben. Daß Chryſoſtomus von dem Begriffe eines Prieſterthums und Prieſters ausgieng, war freylich eine ſeit dem zweyten Jahrhunderte durch die angeſehenſten Lehrer, und den Beyfall der Chriſten überhaupt, beſtätigte Vergleichung. Es iſt ferner auch ein Bild, das ſich gerade dazu am beſten ſchickte, wenn man den Lehrſtand über jeden andern hoch erheben, ſelbſt dem Fürſtlichen in gewiſſer Betrachtung vorziehen wollte: und dazu hat es der Verfaſſer, wiewohl mit der redlichſten Abſicht, ſehr genützt. Aber unglücklicher Weiſe iſt dieſes Bild weder bibliſch, noch chriſtlich: denn die chriſtliche Religion weiß nichts von eigent-

eigentlichen beſondern Prieſtern, und es iſt einer ihrer Vorzüge vor der iſraelitiſchen, daß ihre Bekenner nichts von denſelben wiſſen. Ja eben dieſe bildliche Vorſtellung von chriſtlichen Lehrern, führt auch unvermeidlich zur Verminderung der Würde, Freyheit und Gleichheit aller Chriſten in der Annäherung zu Gott. Sie als Prieſter denken, heißt in der That, ſie als eine Art von Mittelsperſonen zwiſchen Gott und den übrigen Chriſten abbilden, ihnen das ausſchließende Recht eines Opfers, einer Fürbitte, einer Verſöhnung für die leztern, beylegen: und man hat geſehen, daß es an dieſem allen in der Abhandlung des Chryſoſtomus nicht fehle. Man ſage nicht, daß der Redner ſich in der Wahl ſeiner Bilder nicht ſo ſehr einſchränken laſſe; aber auch eben ſo wenig verſtatte, dieſelben mit gleicher Strenge, wie einen ungekünſtelt lehrenden Vortrag, zu erklären. Der bilderreiche Unterricht hat ſtets auf die Begriffe der meiſten Chriſten weit mehr Einfluß gehabt, als die deutlichſte und genaueſte Lehrart: und man weiß wohl, welche wichtige Folgen die Einbildung, daß die Chriſten ihre Prieſter hätten, die für ſie opferten, im Glauben, im Gottesdienſte, und in vielen andern Dingen, bis auf unſere Zeiten hinterlaſſen haben. Es wäre alſo zu wünſchen geweſen, daß Chryſoſtomus durchgehends, (denn völlig hat er es nicht unterlaſſen,) die chriſtlichen Lehrer in einer wahrern und lehrreichern, auch gewiß ſehr ehrwürdigen und liebenswerthen Geſtalt dargeſtellt hätte. Sie ſind wachſame Gefährten und Begleiter der Chriſten auf dem Wege zur Glückſeligkeit; Führer derſelben, die es dem größten göttlichen Anführer abzulernen ſuchen, wie die richtigſte Erkenntniß Gottes, die darauf gebauete Tugend und Zufriedenheit, immer mehr in der Welt ausgebreitet werden müſſen; endlich ſanft unterrichtende, aufmunternde, warnende, vorleuchtende Freunde im Nahmen der Religion, bereit auf jeden Augenblick, durch dieſelbe in Angelegenheiten des Geiſtes und Lebens Hülfe

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C.G. 363. bis 430. zu leiſten; Männer, welche das Chriſtenthum in ſeiner ganzen Vortreflichkeit und Wohlthätigkeit, nicht nur zu entwickeln, ſondern auch an ſich ſelbſt zu zeigen verſtehen. Alles dieſes auszuführen, wäre des Eifers und der großen Kunſt des Chryſoſtomus würdig genug geweſen. Die hohe Beſtimmung des chriſtlichen Lehramts hätte dadurch nichts verloren; ſeine Schwierigkeiten wären ſogar noch vervielfältigt worden; aber von einem ſolchen Lehrer konnte man auch erwarten, daß er dieſe leztern nicht bloß ſehr fürchterlich und faſt unüberſteiglich abſchildern, ſondern noch etwas mehr, als er es gethan hat, zeigen würde, wie dieſelben überwunden werden können. Einzelne Beyſpiele des Uebertriebenen in dieſer Schrift, wovon die Hauptquelle eben angegeben worden iſt, brauchen kaum mehr ausgezeichnet zu werden. Auch die furchtſame Aengſtlichkeit, die der Verfaſſer in Abſicht auf die Uebernehmung des Lehramtes erregt, gehört nicht weniger darunter, als er die zudringliche Eilfertigkeit im Beſtreben nach demſelben mit Rechte tadelt. Eine andere Stelle von ähnlicher Gattung könnte leichter überſehen werden, weil ſie mit manchen in Liedern, Predigten und Schriften lange üblich geweſenen Ausdrücken ziemlich übereinſtimmt, Es iſt die ſchauderhafte **Vorſtellung vom heiligen Abendmahl.** Die Abſicht deſſelben iſt ſo wenig darauf gerichtet worden, Entſetzen und Zittern bey den Chriſten hervorzubringen, daß vielmehr keine andere Religionshandlung mit ſo ſtarken Empfindungen der Liebe, Freude und Dankbarkeit gegen den Erlöſer, vorgenommen werden ſollte, als eben dieſe. — Man kann noch eine kleine Leichtgläubigkeit des Verfaſſers bey wundervollen Erzählungen, die zur Beförderung der Gottſeligkeit erſonnen wurden; ein verſchwenderiſch vollſtändiges Ausmahlen von Bildern, deren Grundriß hinlänglich geweſen ſeyn würde, und andere kleine Flecken dieſes Buchs, ausfindig machen. Doch hindert alles dieſes die Brauchbarkeit deſſelben noch in den neuern Zeiten ſo wenig, daß

man

man in denſelben mehrmals beſondere Ausgaben davon veranſtaltet hat. Unter dieſen iſt eine vom Johann Hughes zu Cambridge im Jahr 1710. 8. mit vorläufigen Abhandlungen über die Würde des chriſtlichen Lehramts, beſorgt worden. Die vorzüglichere Ausgabe aber rührt vom Johann Albrecht Bengel her, welcher ſie zu Stutgard, im Jahr 1725. 8. ans Licht geſtellt hat. Eigentlich iſt ſie zwar für junge Studierende beſtimmt, und einige Hülfsmittel ſind für ſie allein angehängt. Da ſie aber einen ſorgfältig berichtigten Text, eine neue lateiniſche Ueberſetzung, in den zahlreichen Anmerkungen manches nicht Gemeine, und in der Vorrede den Entwurf des Verfaſſers zu ſeiner nachmaligen Ausgabe des griechiſchen Neuen Teſtaments in ſich faßt: ſo wird ſie auch von andern Leſern geſchätzt.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Die durch den vorhergehenden Auszug unterbrochene Geſchichte der erſten Jugend des Chryſoſtomus, kömmt nunmehr deſto leichter in ihre natürliche Folge zurück, da man begierig ſeyn muß, zu erfahren, auf welchem Wege er ſich jene ausnehmende Kenntniß der Menſchen erworben habe, die aus dem beſchriebenen Buche hervorleuchtet. Was man von ſeiner Lebensart bis gegen das Jahr 381 hin, weiß, giebt auf dieſe Frage keine befriedigende Antwort. Denn er brachte dieſe Zeit, nicht nur in ſeinem väterlichen Hauſe, ſondern auch auſſerhalb Antiochien, in einer ſolchen Entfernung von der Welt zu, daß er vielmehr ein Fremdling in derſelben bleiben mußte. Auf den Gebürgen in der Nachbarſchaft der eben gedachten Hauptſtadt, lebte eine Anzahl von Einſiedlern, welche Chryſoſtomus nachher ſelbſt in ſeinen Predigten mit vieler Bewunderung beſchrieb. (Homil. LXXII. in Matthaeum, p. 705. ſq. T. VII. Opp. ed. Montefalc. Homil. XIII. in Epiſt. ad Ephes. p. 99. Homil. XIV. in I. Epiſt. ad Timoth. p. 628. ſq. T. XI. Opp. etc.) Eigentlich übten ſie die ſtrengen Vorſchriften ihres Standes mit derjenigen Genauigkeit aus,

J. n. C. G. 363. bis 430. aus, welche man ſchon an Tauſenden ihrer Vorgänger gekannt hatte. Sie ſchlieſen wenig, beteten und laſen deſto länger in der heiligen Schrift, genoſſen nach langem Faſten überaus geringen Unterhalt, arbeiteten allerley mit ihren Händen, warteten den Fremden, welche ſie beſuchten, mit der größten Sorgfalt auf, und plagten ihren Leib überhaupt mit vermeinten Büßungen. Unterdeſſen war dieſes alles den weichlichen Sitten der meiſten übrigen Chriſten ſo ſehr entgegen geſezt, daß Chryſoſtomus gewiſſe Seiten dieſes Muſters mit Recht, andere nach den damaligen Begriffen von vollkommener Frömmigkeit, verehrte. Seine frühen Verſuche in einer gottſeligen Eingezogenheit, führten ihn endlich ganz zu dieſen Einſiedlern hin. Beym erſten Uebergange zu denſelben, wollte er zwar, wie bereits an einem andern Orte erzählt worden iſt, (Chr. KGeſch. Th. VIII. S. 261. fg.) manche Bequemlichkeiten nicht aufgeben. Bald aber gewöhnte er ſich an alle Härte der Einöde, lebte vier Jahre, ſeit dem Jahr 374 oder 375, in derſelben, unter den andern Einſiedlern, und noch zwey Jahre, allein in einer Höhle eingeſchloſſen.

Während dieſer andächtig eifrigen Uebungen fand Chryſoſtomus dennoch Zeit und Gelegenheit, mehrere Schriften aufzuſetzen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſeine zwey Bücher von der Zerknirſchung des Herzens die erſten darunter geweſen ſind. Das erſtere derſelben iſt an ſeinen Freund Demetrius gerichtet, auf deſſen Verlangen er es ſchrieb. Unter der Zerknirſchung des Herzens verſteht er die innerſte traurige Empfindung ſündlicher Unarten bey einem Chriſten, ſeine Reue, Beſchämung und Demüthigung wegen derſelben vor Gott, verbunden mit dem ernſtlichſten Vorſatze der Beſſerung. Er rühmt ſeinen Freund, daß er jenes edle Gefühl ſchon in einem hohen Grade beſitze, wie ſeine ſchlafloſen Nächte, ſeine Ströhme von Thränen, und ſeine Liebe zur Einſamkeit, bewieſen; wenn er gleich öf-

ters

ters zum Chryſoſtomus ſagte: Zermalme mein verhärtetes Herz! Dieſer legt zum Grunde ſeiner Betrachtungen die Worte Chriſti: Selig ſind die Leidtragenden; denn ſie ſollen getröſtet werden; ingleichen: Wehe euch, die ihr hier lachet! denn ihr werdet weinen und heulen. Die ganze gegenwärtige Zeit, ſagt er, iſt eine Zeit des Trauerns und Seufzens: ſo viele Uebel drücken die Menſchen; ſo wenig iſt eine Spur der Tugend vorhanden. Das Unglücklichſte aber dabey iſt dieſes, daß wir gegen die Uebel unſerer Seele völlig fühllos ſind; und dieſes deswegen, weil die Krankheit uns alle ergriffen hat, zwar den einen mehr als den andern; doch überhaupt in ſolchem Maaße, daß Unchriſten, die in unſere Gemeinen kommen, die Lehren Chriſti und die Verwirrung in unſern Sitten vergleichen, uns für ſeine ärgſten Feinde halten müſſen. Den Beweis davon nimmt er aus den Worten des Erlöſers her: Es iſt zu den Alten geſagt: du ſollſt nicht tödten! bis auf die Worte: der iſt des hölliſchen Feuers ſchuldig. Denn, fährt er fort, wir übertreten dieſe Gebote täglich mehr, als die Ungläubigen ſelbſt. Das Lächerlichſte hierbey iſt dieſes, daß wir uns zwar vor dem Worte Narr in Acht nehmen; hingegen weit ärgere Schimpfwörter häufig gebrauchen. Es muß alſo auf dieſe noch weit mehr die Hölle warten: und man betrügt ſich, wenn man glaubt, dieſe Drohungen wären übertriebene Redensarten, welche nur dazu dienen ſollten, uns zu ſchröcken. So leicht es iſt, aus Furcht vor Gott, den unvernünftigen Zorn und die Schmähſucht gegen unſere Brüder zu vermeiden; ſo gewöhnlich iſt doch dieſe Sünde, und deſto ſtrafbarer, je länger wir den Nächſten in Taurigkeit bleiben laſſen, auch dadurch die Verſöhnung erſchweren. Darum befiehlt der Herr, daß wir uns erſt mit unſerm Bruder ausſöhnen ſollen, ehe wir unſere Gabe zum Altar bringen, damit wir daraus lernen, daß, wenn es zu einer ſolchen Zeit nicht erlaubt iſt, die Verſöhnung aufzuſchieben, es zu einer andern

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. dern noch weit weniger erlaubt ſey. Wir umarmen uns zwar alsdann; aber im Herzen wird doch die Feindſeligkeit nicht getilgt. — Eben ſo geht Chryſoſtomus andere Vorſchriften des Chriſtenthums durch, um zu zeigen, daß die allgemeine Verletzung derſelben billig jedermann betrüben müſſe. Wenige Stellen, die etwas Eigenthümliches haben, ſind hier zureichend. Wenn man gleich, ſchreibt der Verfaſſer, einige anführen kann, welche den Armen viel geſchenkt haben, und nachher ſelbſt wegen ihrer Armuth verächtlich, ja ſehr unglücklich geworden ſind; ſo wird man doch keinen Philoſophen, wie wir hier beſchreiben, zeigen können, der den Raub aller Güter gelaſſen ertrage, auch das noch übrige freywillig hingebe. — Wer ſich gegen die Dürftigen aus Ehrgeitz freygebig erweiſet, der iſt nicht beſſer, als derjenige, der ihnen gar nichts ſchenkt. Bey manchem iſt es Liebe, Schaam, oder ein anderer Grund zur Mildthätigkeit; aber nicht Furcht und Gehorſam gegen Gott. — Man wird nicht leicht einen Weltmann, Geiſtlichen oder Mönch antreffen, der von der Sünde, fremde Fehler ſorgfältig auszuforſchen, und bitter zu beurtheilen, frey wäre. Obgleich dieſelbe mit einer ſo ſchweren Straſe bedroht wird, (Matth. C. VII. v. 2.) und kein Vergnügen mit ſich führt; ſo ſtürzen wir uns doch alle in dieſelbe: gleichſam, um auf mehr als Einem Wege in das hölliſche Feuer zu kommen. An ſo leicht zu beobachtenden Pflichten zeigen wir, daß wir die mühſamern nicht deswegen übertreten, weil ſie ſchwer ſind; ſondern aus Verachtung. — Das Gebot Chriſti: **Gebt das Heilige nicht den Hunden, und eure Perlen nicht den Schweinen!** haben wir auch, aus eitler und unvernünftiger Ruhmbegierde, umgeſtürzt, indem wir die laſterhafteſten Menſchen ſogleich, ohne alle Prüfung, zur Gemeinſchaft unſerer Geheimniſſe zulaſſen, und ihnen alle Lehrſätze offenbaren, ehe ſie noch hinlängliche Proben ihrer Geſinnungen ertheilt haben. Daher kommt es aber auch, daß einige, welche noch nicht durch

die Tauffe eingeweiht waren, zurückgetreten ſind, und unzähliches Uebel geſtiftet haben. Wir ſelbſt übertreten jenes fürchterliche Gebot nicht weniger, wenn wir uns jenen unſterblichen Geheimniſſen mit aller Unreinigkeit und Unverſchämtheit nähern. — Paulus liebte Chriſtum ſo feurig, daß er ſelbſt die ewigen Strafen um Deſſelben hätte leiden wollen, wenn es ihm auferlegt worden wäre. Er diente Ihm nicht, wie wir Miethlinge, die wir die Hölle fürchten, und nach dem Reiche verlangen. Seine Liebe gegen Chriſtum hatte ſein Gemüth dergeſtalt überwältigt, daß er ſelbſt das Liebſte, nemlich mit Chriſto zu ſeyn, wogegen er die Hölle und das Himmelreich verachtete, dennoch gern aufgeben, und um Chriſti willen jenen unausſprechlichen Fall mit aller Freudigkeit übernehmen wollte. — Wir entſchuldigen uns, wenn wir zur Nachahmung der Apoſtel aufgefordert werden, damit, daß wir keine Apoſtel wären. Allein wir ſollen nicht ihre Wunderkräfte nachahmen; ſondern die Heiligkeit ihres Lebens, wegen welcher ſie eigentlich bewundert zu werden verdienen, und wozu wir durch die Tauffe die göttliche Gnade erlangt haben. Dieſe Gnade erfordert vor allen Dingen unſere Thätigkeit. Daher folgt ſie einigen nach, und bleibt bey ihnen; von andern entflieht ſie; andere berührt ſie nicht einmal vom Anfange. So kann jeder an genauer Einrichtung des Lebens ein zweyter Paulus werden.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Das zweyte dieſer Bücher, welches Stelechius, ein anderer Freund des Chryſoſtomus, verlangt hatte, enthält eben eine ſolche Miſchung von guten ſittlichen Bemerkungen und beredten Ermahnungen, übertriebener Mönchs-Moral, und wahren oder gekünſtelten Schriftauslegungen, als das erſte, aus welchem auch zwo Stellen darinne wiederholt ſind. Um die Zerknirſchung des Herzens zu befördern, empfiehlt der Verfaſſer die allgemeine Stille der Einſamkeit, wo man mit unverwandten Augen auf die Liebe Gottes ſieht. Davon

J. n. C. G. 363. bis 430. von redet Paulus ih den Worten: Die Welt iſt mir gekreuzigt, und ich der Welt. Aber man muß nicht ſowohl eine Einſamkeit des Orts, als des Vorſazzes, ſuchen; man muß vornehmlich ſeine Seele in unbewohnte Gegenden führen. Bey einer ſolchen Gemüthsfaſſung hieng David, ob er gleich in einer Stadt lebte, und ein Reich regierte, auch mit Sorgen beladen war, brünſtiger als die Bewohner der Einöden, an der Liebe Chriſti. Die Bewegung, in welche ſie ſeine Seele ſezte, brachte nicht nur jene Ausrufungen voll Sehnſucht, Pſalm XLII. v. 2. Pſalm LXIII. v. 9. ſondern auch dieſe Pſalm VI. v. 2. hervor: Ach Herr! ſtrafe mich nicht in Deinem Zorne! und züchtige mich nicht in Deinem Grimme! Man ſage nicht, daß David dieſen Pſalm verfertigt habe, um über ſeine Sünden zu wehklagen: denn dieſes iſt falſch. Die Aufſchrift deſſelben: über den achten, kann nichts anders, als den Tag der großen Weltveränderung anzeigen. Die ganze gegenwärtige Zeit iſt einer Woche gleich, die mit dem ſiebenten Tage aufhört, und immer ihren Kreislauf von vornen anfängt, bis alles aufgelöſt wird; alsdenn nimmt der Lauf der achttägigen Zeit ſeinen Anfang. Der Prophet alſo hatte, vermöge ſeiner ſtarken Zerknirſchung, jenen Tag immer vor den Augen, und ſprach von dem Zorne Gottes; ob er gleich Ehre und Kronen verdiente. Daß der Zöllner in der Evangeliſchen Geſchichte ſich wegen ſeiner vielen Sünden wehmüthig anklagte, war natürlich. Aber daß ein Gerechter, der ſich nichts dergleichen bewußt war, ſich eben ſo verurtheilte, war ein Merkmal eines wirklich zerknirſchten Herzens: und dieſes erkennt man auch daraus, weil er niemals ſeiner rühmlichen Handlungen gedachte; ſondern ſeine Seligkeit allein auf die Menſchenliebe Gottes bauete. In dem übrigen Raum dieſes Buchs lehrt der Verfaſſer, wie man durch fleiſſige Erinnerungen, theils an die empfangenen göttlichen Wohlthaten, theils an die begangenen Sünden, die heilſame Zerknirſchung ſeines Herzens erleichtern müſſe.

In

In eben dieſes Einſiedlerleben des Chryſoſtomus J. n.
gehören noch zwo andere ſeiner Schriften: die drey C. G.
Bücher wider die Feinde derer, welche die Chri- 363.
ſten zum Mönchsleben aufmunterten; und die bis
Vergleichung eines Königs mit einem Mönche. 430.
Auszüge aus dieſen eifrigen Empfehlungen der Mönchs-frömmigkeit, hat man ſchon in einem andern Theile dieſer Geſchichte, (Th. VIII. S. 219. fg. 261. fg.) geleſen. Es verdient jedoch hier hinzugeſezt zu werden, daß Chryſoſtomus, wie er im dritten Buche des erſtern Werks erzählt, ſich ohngeachtet ſeiner Geſinnungen hat überwinden können, einen Knaben, der wider die Abſicht ſeines Vaters in die Einöde der Mönche gezogen worden war, in die Welt zurück zu ſchicken. Allein er gab ihm zugleich den Rath, die Vorſchriften jener Lebensart wenigſtens heimlich auszuüben. Der junge Menſch that dieſes wirklich, und beredete noch mehrere von ſeinem Alter, ihm hierinne nachzufolgen.

Vermuthlich würde auch Chryſoſtomus das Einſiedlerleben nicht wieder verlaſſen haben, wenn ihn nicht die Schwächlichkeit ſeines Körpers, die er ſich eben durch die übermäßigſte Strenge gegen ſich zugezogen hatte, (wie er denn in den lezten beyden Jahren ſich weder bey Tage noch bey Nacht niederlegte,) genöthigt hätte, gegen das Ende des Jahrs 380. nach Antiochien zurück zu kehren. Hier beſtellte ihn bald darauf der dortige Biſchof Meletius zum Diakonus. Damals war auch Stagirius in dieſer Stadt: ein Mönch von vornehmer Herkunft, der ſich ſehr wider den Willen ſeines Vaters in die Einſamkeit begeben, und einige Zeit in der Geſellſchaft des Chryſoſtomus zugebracht hatte. Allein von der Selbſtverleugnung deſſelben war er weit entfernt. Man wunderte ſich, an einem Manne, der dieſen Stand freywillig ergriffen hatte, ſo viel Trägheit und Nachläßigkeit zu finden. Er wachte ungern, und wollte auch keinen Verweis darüber leiden; an Statt

 die

J. n. C. G. 363. bis 430.

die heilige Schrift zu leſen, beſchäftigte er ſich mit der Baumzucht, und ſchien auch ſtolz zu ſeyn. Plötzlich aber, ſo glaubte man es wenigſtens zu ſeiner Zeit, fuhr der Teufel in ihn, und warf ihn zu Boden. Aus ſeinem Munde drang Schaum hervor; ſein Leib wurde durch gewaltſame Zuckungen erſchüttert; darnach lag er eine Zeitlang ohne Empfindung. Niemand dachte daran, daß es eine Krankheit ſeyn könnte, bey der man den Arzt zu Rathe ziehen müſſe. Ein anderer Mönch, der bey dem Stagirius ſchlief, ſah ein kothigtes Wildſchwein ſich auf denſelben werfen, und fand ihn gleich wieder unter dem Anfalle, der oft zu kommen pflegte, aber nicht lange anhielt. Vergebens ſuchte der Unglückliche durch Faſten, Wachen, und andere büßende Uebungen, durch das Gebet frommer Perſonen, durch Mönche, welche ihre Gewalt über die böſen Geiſter ſchon bewieſen haben ſollten, von ſeinem Uebel befreyet zu werden. Er that lange Reiſen zu gottſeligen Männern, auf deren Beyſtand er rechnete; er betete auch oft bey den Gräbern der Märtyrer, wo mehrere wunderthätige Heilungen bewirkt worden ſeyn ſollten; aber alles ohne Erfolg. Endlich wurde er ſo äußerſt muthlos, daß er ſeinem Freunde Chryſoſtomus öfters in der Einöde geſtand, er ſey einigemal nahe am Selbſtmorde geweſen. Auf der andern Seite hatte ſein Elend, da es bloß als ein geiſtliches behandelt wurde, die Folge, daß Stagirius alle fromme Hülfsmittel mit verdoppeltem Eifer anwandte, und darinne die Vollkommenheit, welche man damals bewunderte, erreichte. Beten und leſen der heiligen Schrift war jezt ſein Hauptgeſchäfte; er genoß nur einmal in zwey Tagen Brodt und Waſſer; ſchlief viele Nächte gar nicht, ſah niemanden mehr an, und rührte jedermann durch die Traurigkeit, wovon alles an ihm ſprach.

Chryſoſtomus, der ſeinem Freunde auf irgend eine Art Hülfe zu leiſten wünſchte, konnte ihn wegen ſeiner eigenen Kränklichkeit nicht einmal beſuchen. Daher arbei-

arbeitete er für ihn eine Troſtſchrift aus, welche bald ſei- J. n.
ne Ermahnungsſchrift an den vom Teufel geplag- C. G.
ten Aſceten Stagirius; bald ſeine drey Bücher 363.
von der Vorſehung heißt, weil er in derſelben zeigt, bis 430.
daß Gott ſeine gerechten und heiligen Diener gar oft, zu ihrem Beſten, mit herben Züchtigungen belege, und daß dieſe alſo auch bey dem Stagirius, wie er am Ende des erſten Buchs ſagt, nicht ein Zeichen der göttlichen Verlaſſung, ſondern ein Merkmal der vorzüglichen Liebe Gottes gegen ihn heiſſen können. Ueberhaupt aber ſucht er darzuthun, daß vieles, was für göttliche Strafen, auch an Menſchen, welche dieſelben verdient haben, gehalten wird, lauter Güte und Wohlthun ſey. Daß Gott, zum Beyſpiel, die Menſchen aus dem Paradieſe ſtieß, rettete ſie von einem dreyfachen Abgrunde. Sie würden ſonſt Gott für neidiſch und lügenhaft; den Teufel hingegen für ihren Freund und Wohlthäter gehalten, und niemals zu ſündigen aufgehört haben. Gott verurtheilte weiter die Menſchen zur Arbeit im Schweiſſe ihres Angeſichts, damit ihre Laſterhaftigkeit nicht durch den Müßigang noch mehr begünſtigt würde. Er ſtrafte den Cain lange ſo hart nicht, als er es verdiente. Dadurch, daß er beym Leben blieb, wurden andere, die ihn ſahen, zur Beſſerung gereizt; er ſelbſt bekam dazu Zeit, und die Strafe dieſes Lebens verringerte für ihn diejenige, welche er im künftigen ausſtehen ſollte. Frägt jemand, warum Gott den Verführer von Anfange her nicht ſogleich vertilgt habe? ſo wird er finden, daß auch dieſes aus einer beſondern Fürſorge für uns geſchehen ſey. Wenn jener Böſewicht mit Gewalt herrſchte: ſo könnte man zweifelhaft bleiben. Da er aber dieſer Macht beraubt, nur überreden und locken kann, und es auf uns ankömmt, ob wir ſeine Verführung abweiſen wollen: warum willſt du dieſe Gelegenheit zum Ruhm und zur Erwerbung von Kronen aufheben? Man dürfte keine Einwendung machen, wenn gleich Gott vorhergeſehen hätte, daß der Teufel

J. n. C. G. 363 bis 430. alle Menſchen überwinden würde. Denn daß er ſie ohne Widerſtand wegen ihres freywilligen Nachgebens beſiegte, wäre ja unſere eigene Schuld. Allein Undankbare laſſen ſich mit dieſer Antwort nicht befriedigen. Wenn nun jetzt ſchon viele ſeine Macht gebrochen haben, und auch noch künftig viele dieſes thun werden: warum willſt du ſo treflichen Männern, die einen ſo herrlichen Sieg davon tragen ſollen, dieſe Ehre entreiſſen? Gott hat den Teufel eben darum losgelaſſen, damit er von denen, welche er zuerſt überwunden hatte, wieder überwunden würde: und das iſt für ihn die ärgſte Straſe; das wird ihn in die äußerſte Verdammniß führen. Aber es werden ihn doch nicht alle überwinden! ſagſt du. Was thut dieſes zur Sache? Es iſt immer anſtändiger, daß den Gerechten die Gelegenheit dargeboten wird, ihren guten Willen zu zeigen, und daß die übrigen wegen ihrer eigenen Nachläßigkeit beſtraft werden, als daß um dieſer willen auch jene Schaden leiden. Jetzt wird der Nichtswürdige keineswegs durch die Uebermacht ſeines Gegners, ſondern durch ſeine Trägheit überwältigt: das beweiſet die Menge der Sieger. Würde aber der Gegner ganz weggeſchafft: ſo wäre es eben derſelbe Fall, als wenn ein Kampfaufſeher zween Kämpfer, einen herzhaften und einen weichlichen, auseinander gehen ließe, ohne es dem erſtern zu erlauben, daß er durch ſeine Tapferkeit ſich die Krone erſtritte. Doch die gedachte Frage über den Teufel enthält im Grunde auch viele Klagen gegen die Vorſehung Gottes, und über alle Geſchöpfe. Man muß ſich derſelben gemäß, auch über die Schöpfung des Mundes, der Augen, und anderer Glieder, beſchweren, weil durch dieſelben ſo viel Unerlaubtes begangen wird. Es wird, nach dieſer Art zu ſchließen, die ungereimte Folge entſtehen, daß auch Speiſe und Trank, Erde, Himmel, Sonne und alles übrige, wegen des verſtümmelten Menſchen überflüßig ſeyn wird.

Wir können vielmehr, fährt Chryſoſtomus fort, wenn wir wollen, ſelbſt wider Willen des Teufels, viele

viele Vortheile durch ihn erlangen: ein bewun- J. n.
dernswürdiger Beweis der göttlichen Güte. Denn es C. G.
ſchmerzt ihn ſchon an ſich, wenn wir beſſer werden; 363. bis
wenn aber dieſes ſogar durch ſeine Vermittelung ge- 430.
ſchieht: ſo iſt ihm ſolches unerträglich. Wie verſchafft er uns aber Nutzen? Wenn wir, aus Furcht vor ſeiner Wuth, bey ſeinen beſtändigen Nachſtellungen und mancherley Kunſtgriffen ſehr wachſam ſind, und immer an den Herrn denken. Dazu munterte Paulus (Br. an die Epheſ. C. VI. v. 12.) und Petrus (1. Br. C. V. v. 8.) die Chriſten auf. Viele Mütter zeigen ihren ſich verlaufenden Kindern, wenn ſie mit ihren Ermahnungen nichts ausrichten, ſchröckliche Larven, damit ſie zu ihnen zurückkehren. Eben ſo pflegt es auch uns zu gehen. Wenn uns der böſe Geiſt in Furcht ſezt: ſo werden wir klüger; alsdann lernen wir uns kennen, und nehmen eifrig unſere Zuflucht zu Gott. Wäre der Teufel gleich anfänglich vertilgt worden: ſo würden viele nicht geglaubt haben, daß er den Menſchen betrogen, und um eine ſo große Glückſeligkeit gebracht habe. Denn da jezt, nach ſo vielen Zeichen ſeiner Verführung, Menſchen genug ſich unterſtehen, ſolches zu leugnen, was würden ſie ſagen, wenn ſie ſeine Liſt gar nicht erfahren hätten? Bey einer genauern Betrachtung aber finden wir, daß uns der Teufel nicht zu allem antreibe. Er verurſacht uns zwar vieles Uebel; allein vieles ziehen wir uns durch unſere Sorgloſigkeit zu. Den Cain beredete er gewiß nicht zum Brudermorde. Wollte man ſagen, er habe böſe Gedanken in ihm erweckt: ſo war es doch Cains Schuld, daß er den Eingebungen deſſelben gehorcht hat. Die Strafe der Sündfluth war gleichfals ein Denkmal der Vorſehung Gottes: nicht allein wegen der vorhergehenden langen Warnungen; ſondern auch wegen des Nutzens, den ſie theils denen brachte, welche darinne umkamen, — ſie wurden nemlich von einem weitern Fortgange in Laſtern zurückgehalten; — theils noch mehr den Nachkommen, als wel-

J. n. C. G. 363. bis 430. chen dadurch eine Menge ſchlimmer Beyſpiele, die zum Sündigen reizten, entzogen ward.

Doch dieſe Leute, ſezt Chryſoſtomus hinzu, welche gerne die Schuld ihrer Vergehungen Gott beymeſſen, ſagen ferner: **Hätte es Gott nicht zugelaſſen, ſo würde der Teufel die Menſchen nicht verführt haben.** Aber alsdann würde auch Adam nicht erkannt haben, wie wichtig ſein voriges Gute geweſen ſey; er würde dem Stolze, Kraft deſſen er Gott gleich ſeyn wollte, nicht entſagt haben; ſondern immer übermüthiger geworden ſeyn. Geſetzt, der Teufel hätte den erſten Menſchen keinen Rath ertheilt: ſo würden ſie doch auch ohne ihn geſündigt haben. Denn derjenige, der ſich vom Weibe ſo leicht überreden ließ, hätte ſich von ſelbſt gar bald in die Sünde geſtürzt, und dafür noch eine gröſſere Strafe verdient. Wiewohl die Verführung des Teufels that nicht einmal alles allein; das Weib wurde durch ſeine eigene Begierde niedergeworfen. Wären die Menſchen nicht freywillig gefallen: ſo hätten ſie von niemanden umgeſtürzt werden können. Nun laſſen andere, wenn ſie hierinne widerlegt worden ſind, den Teufel ſtehen, und machen Gott dieſen Vorwurf: **Warum gab er den Menſchen ein Gebot, da er doch wußte, daß ſie ſündigen würden?** Das ſind aber Worte des Teufels, und Erfindungen eines gottloſen Gemüths. Denn Gebote vorſchreiben, iſt mehr ein Beweis der Fürſehung, als keine ertheilen. Hätte Adam, der ſo nachläßig war, als es der Erfolg zeigte, kein Gebot von Gott empfangen, und wäre er ungeſtört in ſeinem Vergnügen geblieben: würde ſich die aus dieſer Nachſicht entſtandene Schwäche und Trägheit zum Böſen oder Guten gewandt haben? Gewiß er würde, ohne eine ſolche Fürſorge, in die äußerſte Ruchloſigkeit verfallen ſeyn. Denn da er noch ungewiß in Abſicht auf ſeine Unſterblichkeit, gleichwohl ſo übermüthig ſtolz war, daß er Gott zu werden hoffte, wie weit würde er nicht

nicht im Sündigen gegangen ſeyn, wenn er einer ewi- J. n. gen Fortdauer ſicher geweſen wäre! Wenn Adam den- C. G. jenigen, der ihm einen Befehl gegeben hatte, verachten 363. konnte: ſo würde er, wenn er gar nichts von demſelben bis 430. gehört hätte, noch geſchwinder vergeſſen haben, daß er unter einem Herrn ſtehe. Daher erinnerte ihn Gott durch ſein Gebot ſehr zeitig daran. Was hat aber dieſes geholfen? ſagt man. Wenigſtens doch ſo viel, daß man Gott den Fall der Menſchen nicht zuſchreiben darf. Allein das göttliche Gebot hatte, ſelbſt nachdem es übertreten worden war, ſeinen Nutzen. Denn nunmehr bewies das ganze Verhalten der Menſchen, daß ſie Gottes Oberherrſchaft erkannten. Schon das war ein großer Gewinn, daß ſie von der Hoffnung, die ihnen der Satan gemacht hatte, zur Furcht Gottes übergiengen. Es iſt gewiß nichts geringes, wenn man nicht ohne Empfindung ſündigt, und ſein Verbrechen bald erkennt: denn dieſes iſt der Anfang zur Beſſerung.

Nach dieſen Proben der göttlichen Fürſorge, kommt Chryſoſtomus zu der allerherrlichſten, welche in den Anſtalten durch Chriſtum ſichtbar iſt; ingleichen zu derjenigen, welche einzelne Menſchen betrifft. So oft es dir alſo, redet er ſeinen Freund an, einfällt, daß du **alles um Chriſti willen weggeworfen haſt, und dennoch eine ſolche Verſuchung ausſtehen mußt:** ſo verliere nur den Muth nicht. Gott kann unmöglich lügen; Er hat aber denen, welche ſeinetwegen alles verlaſſen, das ewige Leben verſprochen. Die gegenwärtige Verſuchung kann darüber keinen Zweifel erregen: denn Gott hat das ewige Leben nicht im jetzigen verheiſſen. Daß Er aber ſolche Dinge geſchehen läßt, die ſeinen Verheiſſungen entgegen ſtehen, hat folgende Abſichten: erſtlich, Beweiſe ſeiner Macht zu geben: zweytens, uns zum Vertrauen auf Ihn, auch mitten unter ſolchen Bedenklichkeiten, zu gewöhnen. Freylich leben viele, die in weltliche Angelegenheiten verwickelt ſind, ganz ruhig.

Doch

J. n. Doch Chriſtus hat dieſes vorhergeſagt, (Joh. C. XVI.
C. G. v. 20.) und diejenigen, welche Anfechtungen leiden, ge-
363. bis nießen dafür des Vorzugs, daß ſie die Tugend der Ge-
430. duld lernen. **Wenn uns aber nun, ſagſt du, die Größe der Anfechtung über den Hauffen wirft?** Das iſt nicht die Schuld Gottes, wie der Apoſtel verſichert; (1. Corinth. C. X. v. 13.) ſondern derer, welche über ſeine Züchtigungen unwillig werden. Sind dieſe gleich ſehr beſchwerlich; ſo bleiben es doch immer Uebungen, welche zur Stärkung des Kämpfenden eingerichtet ſind. Je größer ſie werden, deſto größer wird auch ihre Belohnung ſeyn. Sie demüthigen uns, hindern uns nachläßig zu werden, machen uns bedachtſamer und weiſer; ja wenn wir auch keine Urſachen und nutzbaren Folgen davon bemerken ſollten: ſo müßten wir doch der unerforſchlichen Regierung Gottes ohne Widerrede gehorchen. Ueberdieß haben n[illegible] auch über die Lehre von den Belohnungen und Strafe[illegible]es zukünftigen Lebens nunmehr ſo viel Licht erhalten, daß uns dasjenige, was in dem gegenwärtigen den Frommen und Böſen begegnet, gar nicht beunruhigen darf. Weil es aber viele giebt, welche jene Lehre nicht glauben wollen: ſo bildet Gott hier ſchon das künftige Gericht dadurch im Kleinen ab, daß er öfters die Guten belohnt, und die Gottloſen ſtraft; wodurch auch viele aus ihrem Sündenſchlafe erweckt werden. Bekäme hingegen ein jeder hier den verdienten Lohn ſeiner Handlungen: ſo würde man die gedachte Lehre durchgehends für falſch halten.

Noch iſt die Auflöſung von ſchwerern Fragen übrig, ſezt Chryſoſtomus hinzu. **Warum werden viele von ihrer erſten Jugend an, bis an ihr Ende, mit mancherley Trübſalen gedrückt?** Hierauf werde ich antworten, daß ſie zwar hauptſächlich wegen ihrer Vergehungen Strafe leiden; aber auch darum, damit andere ſich an ihrem Beyſpiele beſſern mögen. Geſchieht dieſes nicht bey allen: ſo wundere dich darüber

nicht;

nicht; denn die Zeit des Gerichts iſt noch nicht vorhan- J. n.
den. Was willſt du aber von denen ſagen, frägſt C. G.
du, welche, ehe es ihnen noch ihr Alter zuläßt, 363.
Gutes und Böſes von einander zu unterſcheiden, bis
eben ſo beſtraft werden, als die ärgſten Sünder? 430.
Hiervon giebt es verſchiedene Urſachen. Es können dergleichen leiden aus der Unmäßigkeit ihrer Eltern, aus der Nachläßigkeit derer, welche ſie erzogen, aus der veränderlichen Witterung, und aus andern Zufällen hergeleitet werden. Da Gott außerdem von vielen derſelben vorausgeſehen hat, daß ſie böſe werden würden: ſo hat Er ſie auf dieſe Art gleichſam gefeſſelt. Ueben doch die Bettler ſelbſt, ohngeachtet ihrer Noth, unzähliche Laſter aus; eben ſo machen es auch die Gefangenen, ingleichen die Beſeſſenen, wenn die Beſitzung bey ihnen zu Ende iſt. Gott verfährt mit den Sündern, wie ein Richter mit den gefangenen Miſſethätern, von denen er nur bisweilen einen oder zween hinrichten läßt, um die andern zu ſchröcken. Aber, ſagſt du, was geht dieſes diejenigen an, welche von ihrem früheſten Alter an, ſo zu ſagen, mit Leiden genährt wurden, und noch vor ihren reiſern Jahren ſterben? Ich antworte: Was leiden denn dieſe vor Uebel, wenn ſie noch keine Empfindung des Leidens haben, noch nicht gelernt haben traurig oder fröhlich zu ſeyn? Oft werden auch durch die Leiden ſolcher Kinder, Eltern, Geſchwiſter und Anverwandte gebeſſert. Zulezt beſchäftigt ſich Chryſoſtomus noch mit der Frage: Warum diejenigen, welche vor der Verſuchung richtig einhergiengen, nach derſelben gefallen ſind? Wer kennt denn, verſezt er darauf, diejenigen, welche richtig einhergehen, als derjenige, der unſere Herzen gemacht hat? Oft geſchieht es, daß ſolche, die fromm zu ſeyn ſcheinen, ſchlimmer als alle übrige ſind. Allein, um mich bey den Heuchlern nicht aufzuhalten, woher wiſſen wir es denn, daß die Tugendhaften, wenn ſie in allem recht handelten, auch die vornehmſte Tugend, die Demuth, nicht vernachläßigt haben? Deswegen

J. n. C. G. 363. bis 430.

wegen hat ſie Gott eben in Verſuchungen hingegeben, damit ſie lernen mögen, daß ſie das verrichtete Gute nicht aus eigener Kraft, ſondern durch die Gnade Gottes, vollbracht haben. Sagt jemand, es ſey beſſer, daß ſie ſich bey einem tugendhaften Leben erhüben, als daß ſie durch ihren Fall gedemüthigt würden: ſo kennt er den Schaden des Stolzes, und den Gewinn der Demuth nicht. Denn ein Menſch, der aus Hochmuth Gutes thut, wird ſich, wenn anders ein Hochmüthiger dergleichen thun kann, gar bald ins tiefſte Verderben ſtürzen. Derjenige aber, den Gott fallen läßt, und der daraus Demuth lernt, wird wieder aufſtehen, und, wenn er nur will, den Schaden ſeines Falls leicht erſetzen. Ferner wird der Stolze, der für tugendhaft gehalten wird, ohne Trübſal niemals zu einiger Empfindung ſeiner Unart gelangen. Auch wird die eitle Ehrbegierde, der zu Gefallen viele gut handeln, durch ihren Fall heilſam niedergeſchlagen. Am Ende dieſes Buchs, zeigt der Verfaſſer ſeinem Freunde noch umſtändlicher, wie viel Vortheile er inſonderheit aus ſeiner ſchweren Anfechtung bereits gezogen habe.

Es war von einem Einſiedler, wie Chryſoſtomus noch vor kurzem geweſen war, gar nicht zu erwarten, daß er einen Augenblick daran zweifeln würde, ob auch Stagirius vom Teufel beſeſſen worden ſey? Er hätte ſonſt überaus viel von andern Seiten zur Erleichterung ſeines Kummers beytragen können: und ſchon dieſes einzige wäre für denſelben ſehr troſtreich geweſen, ſich, der Würde des Chriſtenthums gemäß, zu überzeugen, daß Gott Seine Freunde gewiß nicht der Wuth eines boshaften unſichtbaren Feindes Preis gebe, um ihre Tugend zu prüfen, oder zu ſtärken. Vorausgeſezt alſo, was damals niemand zu leugnen wagte, ertheilt er eine Anweiſung zur Beruhigung, die zwar in einem gedrängtern Vortrage noch mehr Wirkung thun würde, die auch hin und wieder einige ſeichte Einfälle enthält; aber doch über-

überhaupt nicht verunglückt iſt. Im Anfange des zweyten Buchs dieſer Troſtſchrift, ſcheint ſich Chryſoſtomus von dem fürchterlichen Begriffe einer teufliſchen Anfechtung etwas loswickeln zu wollen. Weil Stagirius ſich darüber beklagt hatte, daß ihn der Teufel oft zum Selbſtmorde verſuche: ſo beweiſet er ihm dagegen, daß dergleichen Gedanken nicht allein vom Teufel, ſondern auch von der Traurigkeit, ja wohl gar mehr von dieſer, und vielleicht ganz allein von derſelben, herrühren. Denn da viele, ſagt er, welche von einer ſolchen Anfechtung frey ſind, gleichwohl bloß durch die Traurigkeit zu ſo verzweifelnden Entſchließungen angetrieben werden: ſo mußt du dieſe ganz aus deinem Gemüthe verbannen; alsdann wird der Teufel dir nicht einmal ſolche Gedanken eingeben können. Er macht es, wie ein Dieb, der in der Nacht einbricht; er gießt, an Statt der Finſterniß, Betrübniß über unſere Seelen aus, und ſucht uns alle Gedanken zu entziehen, die zu unſerm Schutze dienen können, damit er die wehrloſe Seele deſto leichter zu Grunde richte. Wie kann man aber, wirſt du einwenden, von dieſen Schmerzen befreyet werden, wenn man nicht erſt von dem Teufel ſelbſt errettet iſt? Es iſt nicht der Teufel, welcher die Traurigkeit erregt; ſondern ſie giebt ihm Kräfte, und ſtiftet böſe Gedanken. Das bezeugt Paulus, (2. Corinth. C. II. v. 7.) der ſich nicht vor dem Teufel, ſondern vor einer ſolchen Schwermuth fürchtet, indem er die Corinthier warnet, des Sünders zu ſchonen, damit er nicht in eine zu heftige Traurigkeit verſinke. Iſt einmal dieſer Kummer aus deiner Seele vertrieben, und ſie wird von dem Teufel noch ſo gewaltſam angegriffen, was für Schaden kann dir dieſes verurſachen? Was kann er wohl allein, ohne unſer Verſehen, wider uns ausrichten? Aber jene Traurigkeit bringt auch in ſeiner Abweſenheit viel Schröckliches hervor; ſie hat viele angetrieben, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. Wie kann ich mich, frägſt du, vor derſel-

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

derſelben verwahren? Dadurch, daß du die pöbelhaften Begriffe von derſelben vermeideſt. Denn bloß nach dieſen haſt du Urſache, dich über deine Anfechtung ſo ſehr zu betrüben; im Grunde aber gar keine. Und nun belehrt Chryſoſtomus ſeinen Freund, daß ihn weder das Betragen ſeiner Bekannten gegen ihn, (als welche ſehr rühmlich von ſeiner Beſſerung und Vollkommenheit urtheilten;) noch der Umſtand, daß ihn der Teufel in Gegenwart anderer zu Boden werfe, (denn nicht über einen ſolchen Fall, ſondern über ſeinen Sündenfall allein, müſſe man erröthen;) noch die Schmähworte anderer, (indem ſie von Unſinnigen kämen, und auch niemanden träfen, als wer ſchändliche Handlungen begienge;) noch die Bekümmerniß und der Zorn ſeines Vaters, (der noch nichts von ſeinem Zuſtande wußte, und ein laſterhaftes Leben führte;) noch beſonders die Ungewißheit, ob ſein Unglück jemals in dieſem Leben aufhören werde? (da er doch gewiß ſey, daß es ihm große Vortheile bringe, und daß erſt in der zukünftigen Welt die Belohnungen für die Leiden der gegenwärtigen zu hoffen wären;) daß ihn nichts von dieſem allem ſo außerordentlich beunruhigen dürfe. Hierauf ſucht er ihn noch mehr durch die Beyſpiele von Heiligen aufzumuntern, welche in ihren Trübſalen Gott vertrauet hätten. Von ſolchen nennt er, mit einer ausführlichen, ſehr beredten, bisweilen auch künſtlich vergrößerten Abſchilderung ihres Zuſtandes, den Abel, Noah, zu deſſen Zeiten er noch gar keine Geſetze, Obrigkeiten, Richter und Strafen findet; Abraham, der weit mehr gelitten haben ſoll, als die beyden vorhergehenden; Hiob, Iſaak, Jacob und Joſeph. Er ſchließt dieſes Buch mit folgenden Vorſtellungen. Wenn ja dieſen Heiligen etwas Angenehmes wiederfuhr: ſo war damals das himmliſche Reich noch nicht völlig offenbart, und die Verheiſſung der zukünftigen Güter noch nicht klar genug. Nunmehr aber, da ſie uns mit ſo vieler Gewißheit und Deutlichkeit verſprochen werden, ſollte ſich wohl jemand noch unterſtehen,

hen, darüber zu klagen, daß er im gegenwärtigen Leben gar nichts von Freuden genieße? Oder wird wohl derjenige hier überhaupt etwas für Freuden halten, der die künftigen kennt? Kann es wohl eine niederträchtigere Seele geben, als diejenige, welche hoffen kann, nach einer kurzen Zeit in den Himmel zu kommen, und gleichwohl hier nach Ruhe, nach einer Glückſeligkeit, welche nichts anders als Schatten iſt, trachtet? Hat derjenige, welcher unter allen Menſchen am meiſten die Vergnügungen dieſes Lebens gekoſtet hat, dennoch geurtheilt, daß alles eitel ſey: ſo müſſen wir, die wir nichts mit der Erde gemein, ſondern unſer Bürgerrecht im Himmel haben, deſto mehr ſolche Geſinnungen annehmen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Bey dieſen zwey Büchern aber ließ es Chryſoſtomus nicht bewenden. Um ſeinem Freunde einen rechten Ueberfluß von Troſt zu verſchaffen, ſchreibt er, habe er noch das dritte hinzugefügt. Nachdem er es ohngefähr eben ſo angefangen hat, wie er das vorhergehende beſchloß, mit einer Vergleichung zwiſchen den kurzen Mühſeligkeiten dieſes Lebens, und der Herrlichkeit, zu welcher ſie der Eingang ſind, fährt er in dem Verzeichniſſe der Heiligen fort, welche viel Leiden, und daher auch ein reiches Maaß von Traurigkeit ausgeſtanden haben. Moſes, Joſua, David, die Propheten überhaupt, und Paulus, kommen hier, zum Theil wiederum mit ſtark aufgetragenen Farben, vor. Dazu ſezt der Verfaſſer noch die Beyſpiele von zween ſeiner Zeitgenoſſen, die an unheilbaren Krankheiten langſam ſtarben, und von den Elenden in den öffentlichen Krankenhäuſern. Vielleicht, fährt er fort, wirſt du ſagen, daß dieſe Uebel nur den Leib betreffen; das deinige hingegen die Seele angreiffe, und mehr Schmerzen verurſache, als alle jene Krankheiten. Aber eben dieſes macht daſſelbe erträglicher, weil es die Seele nur auf eine gewiſſe Zeit trifft. Uebrigens hat Gott deswegen die Traurigkeit in unſere Natur gepflanzt, daß wir aus derſelben

J. n. C. G. 363. bis 430. Vortheile ziehen, indem wir uns ihr zu rechter Zeit, das heißt, wenn wir etwas Böſes thun, überlaſſen. Sie iſt eine herbe Arzney, ein Reinigungsmittel unſerer Laſter, das jedoch bey einer leidenden Seele nicht allein nichts hilft; ſondern ſie auch ſchwächer und leichter zu überwinden macht. Es trägt ſchon viel zur Befreyung von der Traurigkeit bey, wenn man ſie wider Willen bey ſich zuläßt: und dazu muß auch ein anhaltender Eifer kommen. Woher weißt du aber, wirſt du vielleicht fragen, daß ich jezt nicht die durch meine Sünden verdiente Strafe leide? Geſezt, dieſes wäre wahr: ſo ſollteſt du dich vielmehr freuen, daß dir hier deine Sünden erlaſſen werden, damit du nicht mit der Welt verdammet werdeſt. Allein deine Leiden ſind keine Sündenſtrafen, weil ſchon dein vormaliges Leben fromm war. Auſſer dieſen Betrachtungen empfiehlt Chryſoſtomus zulezt dem Stagirius, ſeine übermäßige Betrübniß, ſo wie David und Paulus, durch Gebet zu vertreiben.

Nicht lange nach dieſer erſten Schrift, welche Chryſoſtomus als Diaconus aufgeſezt hatte, ſcheinet das erſte ſeiner zwey Bücher an eine junge Wittwe im Jahr 381. gefolgt zu ſeyn. Theraſius, ein vornehmer und frommer Mann, war in der Blüte ſeines Alters geſtorben, nachdem er nur fünf Jahre im Eheſtande gelebt hatte. Um ſeine Wittwe darüber zu tröſten, werden in dem erſten der gedachten Bücher zwar gewöhnliche und allgemeine Gründe, aber nicht bloß nach der gemeinen Art, vorgetragen. Der Verfaſſer ſagt im Anfange, daß er es nicht in der erſten Betäubung ihres Schmerzens, da man alle Tröſtungen zurück zu ſtoßen pflegt, gewagt habe, ihr einige derſelben vorzuhalten; wohl aber, nachdem ſich der Sturm ihres Gemüths etwas gelegt hatte. Er findet darinne ein Merkmal der göttlichen Fürſorge für ſie, daß, da ihr Geſchlecht ſich dem Schmerze vorzüglich leicht überlaſſe, auch ihre Jugend und ihr frühzeitiger Wittwenſtand, ihre Unerfahrenheit

renheit in Geſchäften, ihre vielen Sorgen, und ein ehemals unter lauter Vergnügen zugebrachtes Leben, ihren jetzigen Zuſtand äußerſt hart gemacht hätten, ſie gleichwohl in keine unheilbare Schwermuth verfallen ſey. Darauf erinnert er ſie, daß Gott verſprochen habe, bey einer Wittwe die Stelle ihres Mannes zu vertreten, und daß der Nahme einer Wittwe keineswegs der Nahme eines Unglücks, ſondern vielmehr einer großen Ehre ſey, indem Paulus bey den Wittwen, die zum Dienſte der Kirche gewählt werden ſollten, die Jahre ihres Alters angegeben habe, welches er nicht einmal bey den Biſchöfen that: und zwar deswegen, weil jene mit ſehr vielen Nachſtellungen und Gefahren zu ſündigen umgeben wären. Daher habe ſein heydniſcher Lehrer, als er hörte, daß ſeine Mutter bereits zwanzig Jahre als Wittwe lebe, voll Bewunderung ausgerufen: Ey! was giebt es nicht vor Weiber unter den Chriſten! Er lobt ſodann den Theraſius, bemerkt, wie ſehr man ſich über den Tod der Frommen freuen müſſe, und wie herrlich dereinſt die Körper der Seligen ſeyn werden; breitet ſich in beſondern Beyſpielen, die ſelbſt von den Kaiſern ſeines Jahrhunderts und ihren Gemahlinnen hergenommen ſind, über die Unbeſtändigkeit des höchſten menſchlichen Glücks aus; empfiehlt die Verachtung der eiteln Ehre und der Reichthümer; lehrt, dieſe leztern im Himmel in Sicherheit zu ſetzen, und tröſtet ſeine Freundin beſonders darüber, daß ihr Gemahl, wie ſie klagte, den Ehrenämtern entriſſen worden ſey, die auf ihn warteten.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Eine andere Schrift des Chryſoſtomus, welche ebenfals an eine junge Wittwe überſchrieben iſt, iſt gleichwohl keine Fortſetzung der vorhergehenden. Es iſt vielmehr, wie man aus dem Ende derſelben ſchließen kann, eine Predigt aus den Jahren ſeines Lehramts, worinne er die jungen Wittwen überhaupt ermahnt, ſich nicht wieder zu verheyrathen. Nachdem er die Urſachen unterſucht hat, warum ſo viele Wittwen, die alle Be-

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſchwerlichkeiten des Eheſtandes empfunden hätten, ſich doch von neuem nach demſelben ſehnten, geſteht er, daß die zweyte Ehe eben ſo wenig verboten ſey, als die erſte; will aber doch an derſelben eine gewiſſe Schwachheit des Geiſtes, und einen irdiſchen, niedrigen Sinn bemerkt haben. Auf den Einwurf, daß eine gute Handlung gut bleibe, ſie mag einmal, oder öfters vorgenommen werden, und daß ſie ſogar durch die Wiederholung noch rühmlicher werde, antwortet er, nicht die Vermiſchung der Körper, ſondern die treue Anhänglichkeit an einen einzigen Mann, mache die Ehe aus; dieſe Tugend aber werde durch die zweyte Ehe aufgehoben. Daß Paulus den jungen Wittwen das Heyrathen auflegt, iſt, wie er behauptet, nur auf den Fall gerichtet, wenn ſie nicht ohne Ausſchweifungen unverehlicht bleiben können. Er widerlegt weiter den Vorwand, als wenn eine Wittwe des Schutzes und Beyſtandes von einem Manne nicht entrathen könne; wobey er vielmehr zu beweiſen ſucht, daß ſie ſich durch ihre Verheyrathung manche nicht unverdiente ſchimpfliche Nachreden zuziehe. Die zweyte Ehe iſt, nach ſeiner Meinung, zwar verſtattet; aber darum nicht lobenswürdig: es ſind nur keine Strafen auf dieſelbe geſezt. Auch finden ſich manche nachtheilige Umſtände bey derſelben; wie unter andern, daß derjenige, der eine Wittwe zur Frau nimmt, ſie nicht wie eine Jungfrau lieben kann, weil ſie bereits einem andern zugehört hat; aber auch ihrer Liebe wenig verſichert iſt, weil ſie die Treue gegen ihren erſten Mann gebrochen hat. Zulezt macht der Verfaſſer auch noch einen Unterſchied zwiſchen Wittwen, welche es in ihrer Jugend geworden waren, und ſolchen, die erſt nach einer langen Ehe ihren Mann verlohren haben. Die Beharrlichkeit der erſtern in dieſem Stande wird weit höhere Belohnungen erlangen, als wenn die leztern Wittwen bleiben. — Obgleich Chryſoſtomus nicht alles, was für die zweyte Ehe geſagt werden kann, mit eben der Stärke vorträgt, mit welcher er ſie zu widerrathen ſucht; ſo

war

war es doch für ſeine Zeiten ſchon genug, daß er ſie nicht J. n.
mit gleicher Heftigkeit verwarf, wie damals Hierony- C. G.
mus, und andere Lehrer, bereits ſeit dem zweyten Jahr- 363. bis
hunderte, gethan haben. 430.

Ganz ohne eine ſchädliche Herabſetzung des Eheſtandes ließen freylich auch bey ihm dergleichen Empfehlungen einer keuſchen Enthaltſamkeit, nicht ab. Das ſieht man inſonderheit aus ſeiner Abhandlung über die Jungfrauſchaft, oder über das eheloſe Leben, welche nach der wahrſcheinlichen Beſtimmung des Montfaucon, (Monitum in Librum de Virginitate, T. I. Opp. p. 267. ſq.) entweder in eben dieſe Jahre, da er noch Diaconus war, oder wenigſtens in die Zeit ſeines Lehramts zu Antiochien gehören mag, und von welcher man den Auszug ſchon anderwärts (Th. VIII. S. 279. fg.) geleſen hat.

Gewiſſer kann man die Abhandlung über den Märtyrer Babylas, oder wider den Julianus und die Heyden, in dieſe frühern Jahre des Chryſoſtomus ſetzen. Er hat nachher auch eine Predigt von eben dieſem Märtyrer gehalten: und beyde Aufſätze ſind ſchon in einem andern Zuſammenhange dieſer Geſchichte (Th. IX. S. 219.) genannt worden. Die Geſchichte des Babylas ſelbſt, ingleichen die Verſetzung ſeiner Gebeine auf Befehl des Kaiſers Julianus, und das Frohlocken der Chriſten über dieſe ihrer Religion rühmliche Begebenheit, ſind ebenfals in andern Theilen dieſes Werks vorgekommen. (Th. IV. S. 208. fg. Th. VI. S. 335. fg.) Chryſoſtomus erneuert zwar auch in der Predigt das Andenken dieſes Märtyrers mit vielem Eifer gegen das Heydenthum. Aber in der weit längern Schrift oder Lobrede auf denſelben, hat er alle ſeine Beredſamkeit angewandt, um den Babylas nicht allein bewundernswürdig; ſondern auch als einen redenden Beweis für die Vortreflichkeit und göttliche Unterſtützung des Chriſtenthums darzuſtellen. Eigentlich iſt

J. n. C. G. 363. bis 430.

zwar der Grund, auf welchen der Verfaſſer hier bauet, ſehr wankend, indem er ungewiſſe, und zum Theil offenbar falſche Sagen vom Babylas, mit den ſichern Nachrichten über denſelben vermiſcht. Er meldet zum Beyſpiel, daß ein Kaiſer, den er nicht nennt, nachdem er einen Perſiſchen Prinzen, den er zum Unterpfande des Friedens mit ſeinem Vater, dem Könige, als Geiſel bekam, hatte hinrichten laſſen, in die chriſtliche Kirche zu Antiochien habe gehen wollen; daß aber Babylas, welcher damals Biſchof dieſer Gemeine geweſen ſey, ihm ſolches nicht verſtattet habe. Darauf habe ihn der Kaiſer hinrichten laſſen: und als in der Folge ein chriſtlicher Kaiſer die Gebeine dieſes Biſchofs in die Vorſtadt von Antiochien, Daphne, habe bringen laſſen, um die daſelbſt ſo üblichen Ausſchweifungen zu hintertreiben, ſey wirklich der Teufel in dem dortigen Tempel des Apollo dadurch zum Stillſchweigen genöthigt worden. Ohne Zweifel war es für einen Diakonus, der zu Antiochien ſelbſt ſchrieb, gar nicht rathſam, eine zwar mit der Geſchichte ſehr ſtreitende, aber bey den daſigen Einwohnern beliebte Erzählung von einem ſo verehrten Manne anzugreiffen; zumal da Chryſoſtomus mehr denjenigen Theil der Geſchichte des Babylas brauchte, der in die Zeiten des Julianus fiel. Es iſt auch überflüßig, zu zeigen, mit welcher Kunſt und Begeiſterung er hier dieſen Märtyrer, vornehmlich den vermeinten Sieg deſſelben über den Apollo, geprieſen habe. Denn man hat es bereits an einem andern Orte geſehen, (Th. IX. S. 181. fg.) wie unvorſichtig hitzig er in ſeinen Predigten ſelbſt das Beſuchen der Gräber und Ueberbleibſel der Märtyrer gerühmt habe. Deſto weniger iſt es auch unerwartet, wenn er hier nach dem allgemeinen Glauben ſeiner Zeit hinzufügt, (p. 555. ed. Montefalc. T. II. Opp.) daß noch täglich von den **Märtyrern Wunder ausgeübt würden.**

Einiges verdient jedoch auch aus dieſer beſonders zierlich geſchriebenen Abhandlung beygebracht zu werden: und

und ſollte es nicht um ſeiner Vortreflichkeit willen nöthig ſeyn; ſo würde es doch, wie bey andern Schriften des Chryſoſtomus, dazu dienen, den eigenen Gang, welchen er oft bey der Behandlung einer gewöhnlichen Materie nimmt, immer kenntlicher zu machen. Hier iſt inſonderheit der Eingang merkwürdig, welcher folgenden Anfang hat. Als unſer Herr Jeſus Chriſtus ſchon ſeinem Leiden nahe war, und den lebendigmachenden Tod ſterben ſollte, ſagte er noch in der lezten Nacht zu ſeinen Jüngern: **Wer an mich glaubt, der wird die Werke, die ich thue, auch thun, und noch gröſſere.** Es hat viele andere Lehrer gegeben, welche auch Schüler gehabt, und Wunder verrichtet haben, wie die Heyden ſich deſſen rühmen. Aber keiner von ihnen hat ſich jemals unterſtanden, etwas ſolches zu denken, oder zu ſagen; ſo unverſchämt ſie auch ſonſt waren; ſo geläufig es ihnen auch iſt, vorzugeben, daß viele ihrer Wunderthäter die Schatten von Verſtorbenen gezeigt hätten. Ich will die Urſache davon angeben. Jene ſchändlichen Betrüger ſahen freylich wohl ein, daß, wer andere durch ein Blendwerk berücken wolle, daſſelbe wahrſcheinlich genug einrichten müſſe, um nicht eines Betrugs überführt zu werden: ſo wie man liſtigern Fiſchen und Vögeln die Netze nicht ganz bloß vorlegt. Hätten ſie alſo geſagt, daß einer von ihnen ſeinen Schülern eben das verſprochen habe, was Chriſtus den ſeinigen verheiſſen hatte: ſo wären ſie ſelbſt von den Betrogenen verlacht worden, weil ſie nicht einmal wahrſcheinlich hätten lügen können. Denn etwas ſolches vorherſagen und wirklich erfüllen, gehört allein für jene ſelige Macht. Zwar haben ehemals die böſen Geiſter den Betrogenen ein Blendwerk machen können; das geſchah aber deswegen, weil die Quelle des Lichts noch nicht vielen bekannt war. Damals konnte man ſowohl an andern Betrügereyen, als an den Opfern ſehen, daß es Werke der böſen Geiſter wären. Welch eine Raſerey war es nicht, daß ſie befohlen, Menſchen auf ihren Altären

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. durch die Eltern ſelbſt zu opfern! Wäre auch ein großes Wunder darauf erfolgt; (wiewohl nur etwas Unbedeutendes und Betrügeriſches erfolgt iſt;) ſo hätte doch bloß dieſer Umſtand allen, die ihrer Vernunſt mächtig waren, zeigen können, wie laſterhaft diejenigen ſind, welche unſer Daſeyn zerſtören. Aber unſer Herr Jeſus, der wegen ſeiner Vorſchriften und Wunder als Gott angebetet werden muß, hat ſelbſt ſeine Feinde, die Heyden, von dieſen unmenſchlichen Opfern befreyet. Wie ſehr ſeine gedachte Verheiſſung erfüllt worden ſey, davon ſeyd ihr Heyden ſelbſt Zeugen. Sagt mir, warum kennen ſo viele den Zoroaſter und Zamolxis nicht einmal dem Nahmen nach? Iſt es nicht darum, weil alles, was von ihnen erzählt wird, aus lauter Erdichtungen beſteht? Sie, und diejenigen, welche dieſes erſonnen haben, ſollen zwar anſehnliche Männer geweſen ſeyn: vermuthlich, weil jene Zauberer, und dieſe Betrüger waren. Allein ihre Kunſtgriffe helfen nichts; da hingegen das Chriſtenthum ſich ohne fremde Hülfe gegen alle Angriffe erhalten hat. Die berühmteſten Philoſophen und Redner ſind dadurch, daß ſie wider uns ſtritten, lächerlich geworden, und haben das Anſehen von Knaben gehabt, welche Poſſen reden. Unter ſo vielen Völkern haben ſie weder einen Weiſen, noch Thoren, keinen Mann noch Weib, nicht einmal ein Kind, zu ihrer Meinung bringen können. Ihre Schriften ſind ſo belachenswürdig, daß einige derſelben längſt untergegangen, andere, ſobald ſie erſchienen, verſchwunden ſind. Hat ſich noch etwas davon erhalten: ſo iſt es bey den Chriſten geſchehen; weit gefehlt, daß ſich dieſe davor gefürchtet hätten. Hätten wir diamantne und unverwesliche Leiber: ſo würden wir uns nicht ſcheuen, Schlangen, Scorpionen und Feuer mit unſern Händen anzufaſſen. Da wir aber ſolche Seelen und einen ſolchen Glauben von Chriſto empfangen haben: ſo fürchten wir uns nicht, das Gift unſrer Feinde bey uns zu führen. Eure Religion hat niemand gewaltſam angegriffen. Keiner der chriſtlichen

Käiſer

Kaiſer hat gegen euch ſolche Befehle gegeben, als die J. n.
Verehrer der böſen Geiſter wider uns. Gleichwohl iſt C. G.
der Irrthum der Heyden eben ſo von ſelbſt gefallen, wie 363.
ein ſchwindſüchtiger Körper ſich nach und nach verzehrt. bis 430.
Das wenige, was noch davon übrig iſt, wird auch leicht vertilgt werden können. Ganz anders verhält es ſich mit der Sache der Fiſcher; ſie blühet täglich mehr, ob ſie gleich unter beſtändigen Trübſalen, Kriegen und Unruhen auf unſere Zeiten gekommen iſt. Das Heydenthum wurde, nachdem es ſich überall ausgebreitet hatte, und ſehr ſtark geworden war, durch die Macht Chriſti zerſtört. Unſere Predigt aber hat, ehe ſie noch gegründet war, gleich vom Anfange her, mit der ganzen Welt fechten müſſen; ſie hat ihr Haupt zu einer unermeßlichen Höhe empor gehoben, wiewohl ſie nur geringe Leute zu Lehrern hatte: einen Zeltmacher und einen Fiſcher. Dieſen konnte es gar nicht einfallen, Wunder zu erdichten: wer würde, bey einem offenbaren Betrug, und ohne allen Grund, ihren Glauben angenommen haben? Und was konnte ſie zu ſolchen Erdichtungen bewegen? Auf ihre Beredſamkeit konnten ſie ſich nicht verlaſſen, da einer von ihnen ganz ungelehrt war; auch nicht auf ihren Reichthum, oder auf ihre vornehme Herkunft. Worauf hätten ſie ſich denn verlaſſen können? Etwan auf das Fiſchernetz oder die Angel? oder auf Scheere und Bohrer? Werdet ihr euch nicht wegbegeben, ihr Unſinnige! und euch entweder erdroſſeln, oder in einen Abgrund ſtürzen? Wir wollen aber etwas Unmögliches als wirklich ſetzen! Es mag jemand von der See herkommen, und ſagen: Der Schatten meines Körpers hat Todte auferweckt. Ein anderer mag aus der Werkſtätte, wo er Zelte verfertigt, hervortreten, und eben dieſes von ſeinen Kleidern rühmen. Welcher Zuhörer wird ſo wahnwitzig ſeyn, daß er ihnen ſolche wichtige Dinge bloß auf ihr Wort glauben ſollte? Warum hat denn damals kein anderer Künſtler etwas dergleichen von ſich gerühmt? oder warum hat kein anderer

J. n. C. G. 363. bis 430. es von ihm erzählt? Wären unſere Nachrichten Erdichtungen: ſo würden die Nachkommen vermuthlich deſto leichter ähnliche Lügen vorgebracht haben. Die erſtern hatten kein Beyſpiel ihrer Vorgänger, aus welchem ſie ſich Hoffnung zu dem Fortgange ihres Betrugs machen konnten; aber die leztern konnten ſchon mit mehr Vertrauen einen Betrug wagen, weil ſie nach einem ſolchen Beyſpiele alle Menſchen für unſinnig halten, und ſicher von ſich vorgeben durften, was ſie nur wollten. Die Worte der Heyden ſind wirklich Thorheiten, welche man belachen muß. Wenn ſie unſere Religion beſtreiten: ſo muß man über ſie entweder lachen oder weinen, weil ſie etwas Schwereres unternehmen, als diejenigen, welche den Himmel mit Pfeilen durchbohren, oder den Abgrund des Meeres ausleeren wollen. Die Wahrheit unſerer Lehre kann niemals widerlegt werden, weil nichts ſtärker, als Wahrheit iſt. Jeder alſo, der ſeines Verſtandes mächtig iſt, muß zugeben, daß die Erzählungen von derſelben eben ſo glaubwürdig ſind, als was wir jezt ſehen. Zur Beſtätigung deſſen wendet ſich nun der Verfaſſer zu dem Wunder, welches Babylas durch die Verbrennung des Tempels des Apollo gewirkt haben ſoll, und überhaupt zu ſeiner Geſchichte.

Es iſt lange nicht die Hälfte von dem Eingange des Chryſoſtomus zu dieſer Abhandlung, was man bisher daraus geleſen hat. Allein dieſe ſelbſt iſt mit Betrachtungen, Gemeinplätzen, Vergleichungen und lobredneriſchen Zügen aller Art, ſo ſehr angefüllt, daß man zwar die Fruchtbarkeit der Kunſt des Redners nicht ohne einige Bewunderung bemerkt; aber in der That auch dadurch ermüdet wird. Man muß ihn zugleich bedauern, daß er an dieſe fabelhafte Geſchichte ſo großen Fleiß verwandt hat. Dazu kömmt noch, daß die vorangeſchickte Einleitung über die Glaubwürdigkeit der Wunder unter den Chriſten in den ſpätern Zeiten, ihre Abſicht nicht erreicht. Nicht allein Heyden, ſondern ſelbſt Chriſten,

wenn es anders damals möglich geweſen wäre, konnten J. n. immer noch den Beweis von dem Verfaſſer fordern, daß C. G. es das Gebet des Babylas geweſen ſey, welches den 363. Bliß auf den gedachten Tempel herabgeführt hat. Die bis 430. lange Stelle, worinne er ſich über die Klagen des Libanius wegen dieſes Unfalls luſtig macht, iſt vielleicht die angenehmſte in der ganzen Schrift.

Daß Chryſoſtomus auch ſein Werk vom Prieſterthum in den Jahren, da er Diakonus war, geſchrieben habe, iſt bereits oben (S. 254.) bey dem Auszuge aus demſelben bemerkt worden. Da die ausgebreitete Menſchenkenntniß, welche er darinne an den Tag legte, keine Frucht ſeiner genauern Bekanntſchaft mit der Welt, die er ſeit vielen Jahren floh, ſeyn konnte: ſo iſt es glaublich, daß er entweder die Menſchen ſehr frühzeitig beobachtet, oder ſie in der Folge hauptſächlich aus Schriften kennen gelernt habe. In eben dieſe Zeiten ſezt Montfaucon auch eine Art von Auszuge aus der heiligen Schrift, ſo weit derſelbe noch übrig iſt. Allein er giebt von dieſer muthmaaßlichen Beſtimmung gar keine Gründe an: (Monit. ad Synopſin Script. S. T. VI. p. 313.) und es wird daher von dieſer Schrift weit füglicher bey der genauern Vorſtellung der Arbeiten des Verfaſſers über die heilige Schrift Nachricht ertheilet werden können. Eben ſo iſt es eine Muthmaaßung des Tillemont, (Mémoires, Tome XI. p. 29.) die keine Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, daß der Diakonus, von welchem Chryſoſtomus in einer ſeiner Predigten erzählt, (Homil. XLVI. in Act. Apoſt. p. 349. ſq. T. IX. Opp. ed. Montefalc.) daß er ſich des Unterrichts einer Menge von Catechumenen, den die Aelteſten zu Antiochien vernachläßigten, angenommen habe, er ſelbſt geweſen ſey.

Meletius, Biſchof von Antiochien, war unterdeſſen bereits im Jahr 381. zu Conſtantinopel verſterben.

J. n. C. G. 363. bis 430.

ben. Die zwanzigjährige Spaltung in der Antiochenischen Gemeine, die von ihm den Nahmen hat, deren Urſprung in der Geſchichte der frühern Arianiſchen Händel ſchon beſchrieben worden iſt, (Chr. KGeſch. Th. VI. S. 167. fg.) und die in der Fortſetzung dieſer Händel noch einmal vorkommen wird, hörte mit ſeinem Tode nicht auf. **Flavianus**, der angeſehenſte Aelteſte zu Antiochien, wurde nun zwar rechtmäßiger Biſchof der Gemeine. Allein da **Paullinus** nicht aufhörte, das Oberhaupt der gegenſeitigen Parthey abzugeben, blieben auch die Chriſten daſelbſt noch ferner in **Meletianer** und **Paullinianer** getheilt. **Chryſoſtomus**, der immer zu den erſtern gehört hatte, verließ ſie auch jezt nicht. Die Nachricht des **Socrates**, (H. Eccl. L. VI. c. 3.) daß er ſich nach dem Tode des **Meletius** von dieſer Parthey abgeſondert, und, ohne der andern beyzutreten, drey Jahre lang in völliger Ruhe gelebt habe, iſt ein augenſcheinlicher Fehltritt, den dieſer Geſchichtſchreiber, und außer demſelben noch ähnliche, in dem Leben des **Chryſoſtomus** gethan hat. **Tillemont** hat dieſes umſtändlicher dargethan, als man es hier erwarten darf. (Mém. l. c. p. 555.) Vielleicht hat die Abneigung des **Chryſoſtomus** gegen alle ſchismatiſche Nahmen, die er in jenen Jahren bewieſen hat, und nach welcher er auch in der Folge dieſes **Schisma** gänzlich endigte, zu einer ſolchen Erzählung Gelegenheit gegeben.

Nachdem **Chryſoſtomus** mehrere Jahre, bloß als **Diakonus**, aber bereits mit den Gaben eines nützlichen Schriftſtellers, der Religion und Kirche gedient hatte, wurde er im Jahr 386. vom **Flavianus** zum ordentlichen Lehrer oder **Presbyter** geweiht. Dadurch ward er nicht nur überhaupt der Gehülfe ſeines Biſchofs im Lehramte; ſondern es ſcheint ihm dieſer ſogar auch einen Theil der Verwaltung ſeiner biſchöflichen Rechte übertragen zu haben. Man ſchließt dieſes aus Stellen in den Predigten des **Chryſoſtomus**, worinne er ſich die

Ge-

Gewalt beylegt, unwürdige Chriſten von der Kirchen- J. n.
gemeinſchaft auszuſchlieſzen. Vielleicht aber folgt aus C. G.
dieſen Stellen nicht mehr, als dieſes, daß er ſich durch 363.
den Antheil, welchen die Aelteſten an den Berathſchla- bis
gungen über dergleichen kirchliche Strafen meiſtentheils 430.
hatten, berechtigt hielt, in dem Ton eines Drohenden zu ſprechen. Hingegen leidet es weniger Zweifel, daß Chryſoſtomus gar bald, ſelbſt mit Vorſchub, Beyfall und Bewunderung des **Flavianus**, der vornehmſte Lehrer zu Antiochien im öffentlichen Religionsvortrage geworden iſt. Die Aelteſten waren zwar alle, ihrer erſten Beſtimmung nach, Lehrer. Allein man lernte nach und nach aus der Erfahrung, daß einige Religionskenntniſſe und Geſchicklichkeit im Vortrage, zur Ausübung dieſer Pflicht lange nicht hinreichten. Die Biſchöfe alſo, welche eigentlich die Hauptlehrer der Gemeine, und auch verbunden waren, es durch Predigten zu ſeyn, ſo weit es ihre übrigen Geſchäfte verſtatteten, wählten, theils um ihre Stelle bisweilen zu vertreten, theils zu Lehrern in den verſchiedenen Kirchen ihrer Stadt, gern diejenigen unter ihren Aelteſten, welche ſich durch Beredſamkeit, Klugheit und andere Eigenſchaften auszeichneten. Den übrigen gab die Beſorgung vieler gottesdienſtlicher Gebräuche und kirchlicher Angelegenheiten, Arbeit genug; wenn ſie gleich ſeltener oder gar nicht zu der nach dem gemeinen irrigen Wahne leichten Beſchäftigung des Predigens gebraucht wurden. Chryſoſtomus, der ſeine vorzügliche Fähigkeit dazu ſchon längſt bewieſen hatte, wurde doch erſt in einem Alter von beynahe vierzig Jahren zu dieſer Abſicht hervorgezogen, weil ihn ſelbſt ſeine Beſcheidenheit davon zurück hielt; er fühlte auch, nach der Art treflicher Köpfe, die Schwierigkeiten des Lehramts im voraus ſtärker, als es die mittelmäßigen in der Verwaltung deſſelben zu fühlen im Stande ſind. Außer andern Vorzügen, die er vereinigte, beſaß er inſonderheit eine ausnehmende Fertigkeit, auch ohne gehörige Vorbereitung,

J. n. C. G. 363. bis 430.

wenn es nöthig war, über die Religion gut und einnehmend zu reden. Ordentlich predigte er einmal oder zweymal in jeder Woche; aber, wenn Feſte der Märtyrer oder andere außerordentliche Veranlaſſungen kamen, auch öfters: und man hat Beyſpiele, daß er fünf Tage nach einander den Lehrſtuhl beſtiegen habe. Flavianus war nicht ſelten ſein Zuhörer; er predigte auch wohl nach ihm; allein ſo außerordentlich rühmlich die Aufnahme war, welche Chryſoſtomus bey den verſammleten Chriſten fand; ſo ließ doch ſein Biſchof niemals ein Merkmal der Eiferſucht oder des Neides gegen ihn blicken.

So groß und anhaltend aber auch der Zulauf der ihn bewundernden Menge zu ſeinen Predigten war; ſo hat doch Tillemont (Mémoires, l. c. p. 34.) etwas übereilt aus einer ſeiner Homilieen (Hom. LXXXV. in Matthaeum, p. 810. T. VII. Opp. ed. Montef.) geſchloſſen, daß er ordentlich hundert tauſend Zuhörer gehabt habe. Nicht zu gedenken, daß dieſes aus natürlichen Urſachen für unmöglich gehalten werden muß: ſo ſagt auch Chryſoſtomus in der angeführten Stelle nichts weiter, als daß es hundert tauſend Chriſten zu Antiochien gegeben habe, welche von Zeit zu Zeit ſich in der Kirche, wo er lehrte, der älteſten von allen, einſanden. Doch ſelbſt der ungemeine Beyfall, welchen ſie ihm bezeigten, war mit Mißbräuchen vermiſcht, welche ſein Vergnügen darüber ziemlich mäßigten. Es war ſeit einiger Zeit üblich geworden, daß man den chriſtlichen Lehrern, deren Vortrag der Menge vor andern gefiel, dieſes ſelbſt während ihrer Predigten, durch lautes Zurufen, und andere äußerliche Zeichen, zu erkennen gab. Zwar trift man ſchon in der Geſchichte des Biſchofs von Antiochien, Paulus von Samoſata, um die Mitte des dritten Jahrhunderts, etwas Aehnliches an, wie anderwärts (Th. IV. S. 392.) erzählt worden iſt. Allein dieſer verlangte ſolche Merkmale der Zufriedenheit ſelbſt von ſeinen Zuhörern; verwies es ihnen, wenn ſie dieſel-

ben

ben unterlieſsen; und dieſe ſeine Eitelkeit gehörte mit zu den Vorwürfen, welche man ihm allgemein machte. Jezt hingegen ſah man gerade das Gegentheil: dieſe unanſtändigen Zeichen des Beyfalls kamen nur zu oft freywillig; aber die weiſeſten Lehrer, denen man damit eine Ehre zu erweiſen gedachte, mißbilligten ſie; oder duldeten ſie mit Widerwillen. Es iſt freylich wahrſcheinlich, daß die chriſtlichen Lehrer ſelbſt wider ihre Abſicht dazu die Veranlaſſung gegeben haben mögen. Sie hatten den öffentlichen Religionsunterricht nach und nach von ſeiner erſten ungekünſtelten Einfalt, von der er noch den Nahmen einer geſellſchaftlichen Unterredung (Ὁμιλία, Sermo,) trug, bis zu dem höchſten Ton der ausgearbeitetſten Reden hinaufgeſtimmt. In dieſen Zeiten der Herrſchaft des Chriſtenthums im Römiſchen Reiche, wollten die Lehrer deſſelben und andere chriſtliche Schriftſteller den Heyden eben ſo wenig in der Beredſamkeit, als in einer andern Kunſt oder Wiſſenſchaft, etwas nachgeben. Dieſer Wettſtreit wurde für die Chriſten ſehr nützlich; zuweilen aber brachten ſie ihn am unrechten Orte, und nicht ohne ihren Schaden, an. Man hat es ſchon an einem andern Orte geſehen, (Th. IX. S. 170. fg.) wie viel der Aberglaube dadurch gewonnen habe, daß die Lehrer in den gottesdienſtlichen Verſammlungen ihre Kunſt in Lobreden auf die Märtyrer erſchöpften. In denjenigen Reden, welche ſie zur Unterweiſung in der Religion hielten, wußten ſie zwar oft, bey aller Schönheit derſelben, den Geſichtskreis des großen Hauffens geſchickt vor den Augen zu behalten. Allein da man einmal merkte, daß ſie nicht bloß als faßliche und beſſernde Lehrer geſchäzt, ſondern eben ſo ſehr als Redner bewundert zu werden wünſchten: ſo bediente man ſie gleichſam nach ihrer Neigung. Das Zujauchzen und Händeklatſchen, mit welchem trefliche Schauſpiele, gerichtliche und andere Reden empfangen wurden, gieng auch in die Predigten über. Es war eine Warnung für die damaligen chriſtlichen Lehrer, und konnte es für alle

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

ihre Nachfolger abgeben, Meiſterſtücke der Beredſamkeit, und andere Mittel einer bloßen Unterhaltung oder Ergötzung ihrer Zuhörer, ſowohl weil ſie für dieſe Gattung des lehrenden Vortrags gar nicht gehören, als wegen der widrigen Wirkungen, die ſie hervorbringen, mit aller Vorſichtigkeit und nur unter gewiſſen Umſtänden zu gebrauchen. Auch ohne ſolche unanſtändige Folgen, kann es allzuleicht geſchehen, daß ein mit Selbſtgefälligkeit erfüllter Lehrer, der nach dem Beyfall der Menge haſcht, die Kanzel beynahe in einen Schauplatz verwandelt, auf welchem er alles für erlaubt hält, was ihm den Ruhm erwirbt, ein angenehmer Redner zu ſeyn.

Die Zuhörer der chriſtlichen Lehrer in dieſen Zeiten pflegten ihre freudige Theilnehmung an Predigten, die ihnen vortreflich zu ſeyn dünkten, auf mancherley Weiſe an den Tag zu legen. Bald riefen ſie ihnen laute Lobſprüche und Aufmunterungen zu. Die Nahmen eines Rechtgläubigen, eines dreyzehnten Apoſtels, und andere mehr, erklangen oft aus einem Munde, der zu unverſtändigem Tadel eben ſo bereit war, als zu unſinnigen Lobpreiſungen. Bald wollten ſie zu erkennen geben, wie wohl ſie dasjenige verſtünden, was der Lehrer ſagte, und im Begriff war, hinzuzuſetzen. Daher fielen ſie ihm, wenn er eine bibliſche Stelle anführte, ins Wort, und brachten ſie eher zu Ende, als er es thun konnte. Sie erhuben auch wohl ein ganz verworrenes Geſchrey der Bewunderung und des Vergnügens, ohne eigene Worte; bewegten die Hände, ſprangen in die Höhe, wehten ihre Schweiß- oder Schnupftücher herum, und nahmen noch andere Gebehrden vor.

Unter allen öffentlichen Lehrern dieſes Zeitalters ſcheinen Chryſoſtomus und Auguſtinus dieſe vermeinten Ehrenbezeigungen am häuffigſten empfangen zu haben. Aber eben deswegen findet man auch in ihren Predigten ſo viele nachdrückliche und wohlgetroffene Stellen, wor-

inne

inne ſie dieſelben entweder ganz verwerfen, oder einzu- J. n.
ſchränken ſuchen. Chryſoſtomus hat hierbey den rühm- C. G.
lichſten Ernſt bewieſen; er giebt zugleich Belehrung von 363.
allgemeiner Brauchbarkeit. Eine ſeiner merkwürdig- bis
ſten Stellen iſt die folgende. (Homil. XXX. in Act. 430.
Apoſt. p. 238. ſq. T. IX. Opp. ed. Montefalc.) „Viele, „ſagt er, thun vieles, um, wenn ſie hier ſtehen, eine „recht lange Rede zu halten. Wenn ſie dann von dem groſ„ſen Hauffen lauten Beyfall (Κρότος heißt es hier und im „folgenden, das iſt, Klatſchen, Hüpfen, und andere „lärmende Zeichen des Beyfallsgeben, wofür aber nur „ein allgemeines Wort geſezt werden kann:) erlangen, „ſo glauben ſie ein Königreich erworben zu haben. Er„folgt aber am Ende ihrer Rede ein Stillſchweigen: ſo „iſt ihre Traurigkeit darüber ihnen unerträglicher als „die Hölle. Das hat eben die Gemeinen in Verwir„rung geſtürzt, daß ihr keinen Vortrag hören wollt, der „euch ſchmerzliche Empfindungen verurſacht: ſondern „nur einen ſolchen, der durch Klang und Zuſammen„ſetzung der Worte beluſtigt: nicht anders, als wenn „ihr Sänger und Citherſpieler hörtet. Und wir rich„ten uns froſtig und mühſam nach euren Begierden; „die wir vielmehr ausrotten ſollten. Hierinne handeln „wir eben ſo, wie ein Vater, der ſeinem weichlichen, „aber zugleich kränklichen Knaben, einen kalten Kuchen, „und was ihn bloß ergötzen kann, giebt; für das Nütz„liche aber gar nicht ſorgt. Werfen ihm dieſes die Aerzte „vor, ſo antwortet er zu ſeiner Vertheidigung: Was „ſollte ich thun? ich kann das Weinen des Knabens „nicht ertragen. O des Elenden, Unglücklichen und „Verräthers! denn einen Vater kann ich ihn nicht nen„nen. Wie viel beſſer wäre es, den Knaben nach einer „kurzen Betrübniß vollkommen zu heilen, als eine „vorübergehende Gefälligkeit zur Urſache einer beſtändi„gen Traurigkeit zu machen! Eben das thun auch wir, „indem wir nach einem ſchönen Ausdrucke und anmu„thigen Zuſammenfügungen übermäßig ſtreben: bloß

J. n. C. G. 363. bis 430. „um zu gefallen, nicht um nützlich zu ſeyn: um bewundert zu werden, nicht um zu lehren; um zu vergnügen, nicht um zu zerknirſchen; um mit lautem Beyfall und Lob wegzugehen, nicht um die Sitten in Ordnung zu bringen. Glaubt es mir! ich ſage es nicht „vergebens, wenn mein Vortrag mit Zurufen aufgenommen wird: ſo wiederfährt mir zu derſelben Zeit „etwas Menſchliches: denn warum ſollte ich die Wahrheit nicht ſagen? ich freue mich, und zerfließe in Luſt. „Wenn ich aber nach Hauſe gekommen bin, und bedenke, daß die Zurufenden keinen Nutzen erhalten haben, „und daß, wenn auch einiger erhalten werden konnte, „derſelbe durch die Zuruſungen und Lobſprüche verloren „gegangen ſey: ſo ſchmerzt mich dieſes, ich ſeufze und „weine; es iſt mir nicht anders zu Muthe, als wenn „ich alles vergeblich geredet hätte, und ich ſage zu mir „ſelbſt: was hilft mir mein Schweiß, wenn die Zuhörer aus meinen Reden keine Früchte ziehen wollen? „Oft habe ich darauf gedacht, ein Geſetz vorzubringen, „das den lauten Beyfall verbiete, und euch zu bewegen, „ſtillſchweigend und mit anſtändiger Beſcheidenheit zuzuhören. Aber laßt es immer auf meine Ermahnung „geſchehen, und folgt mir! wir wollen das Geſetz feſtſtellen, daß es keinem Zuhörer erlaubt ſeyn ſoll, den „Redenden durch lauten Beyfall zu unterbrechen. Will „er bewundern, ſo mag er ſtillſchweigend bewundern! „niemand wird es ihm verbieten. Aber Fleiß und Eifer gehe nur auf die Aufnahme des Geſagten! Warum „habt ihr einen geräuſchvollen Beyfall gegeben? Darüber ſtelle ich ein Geſetz feſt: ihr aber könnt kaum das „Zuhören vertragen. Das wird viel Gutes ſtiften, und „eine Uebung der Philoſophie abgeben. Die heydniſchen Philoſophen unterrichteten öffentlich, ohne daß „man ſie durch ein ſolches Geräuſche geſtört hätte. Die „Apoſtel redeten auch zu dem Volke: und man findet „nirgends, daß ſie auf dieſe Art im Sprechen unterbrochen worden wären. Wir werden dadurch viel gewin-

„nen;

„nen; aber laßt es uns auch feſtſetzen, und ruhig alle J. n.
„zuhören, und alles ſagen! Wenn wir gleich nach dem C. G.
„Zurufen weggiengen, und das Gehörte behielten: ſo 343.
„würde doch auch ſolchergeſtalt das Lob nicht nützlich bis
„ſeyn. Aber ich will dieſes nicht genauer unterſuchen, 430.
„damit man mir nicht grobe Sitten Schuld gebe. Weil
„unterdeſſen kein Vortheil, ſondern vielmehr Schaden
„daraus entſteht: ſo laßt uns das Hinderniß aufheben,
„und die muthwilligen Sprünge der Seele unterdrücken.
„Chriſtus hat das Volk auf dem Berge gelehrt; aber
„niemand ſagte etwas, bis er ſeine Predigt geendigt
„hatte. Ich entziehe denen nichts, welche ihren Bey-
„fall laut geben wollen; ich mache ſogar, daß ſie noch
„mehr bewundern können. Es iſt weit beſſer, ſtillſchwei-
„gend zu hören, durch das Gedächtniß zu aller Zeit im
„Hauſe und auf dem Markte Beyfall zu geben, als al-
„les zu verlieren, und leer, ohne irgend eine Urſache
„zum Beyfall, nach Hauſe zu kommen. Denn wie
„ſollte nicht ein ſolcher Zuhörer lächerlich werden, viel-
„mehr für einen Schmeichler und Spötter gehalten wer-
„den, der ſich erklärt, ſein Lehrer habe recht geredet,
„und gleichwohl nicht anzeigen kann, was derſelbe ge-
„ſagt habe? Das iſt bloß Schmeicheley. Demjenigen,
„der Citherſpieler und Schauſpieler hört, begegnet die-
„ſes ganz natürlich, daß er ſie nicht nachahmen kann.
„Wo es aber nicht auf Geſang und Klang, ſondern auf
„vernünftige Begriffe und philoſophiſche Stärke an-
„kömmt, welche ein jeder leicht ſagen und ausdrücken
„kann, wie ſollte da derjenige nicht Vorwürfe verdienen,
„der nicht einmal die Urſache anzugeben weiß, warum
„er den Prediger gelobt habe? Nichts iſt der Kirche ſo
„anſtändig, als Stillſchweigen und gute Ordnung. Das
„Getümmel gehört für die Schauplätze, für die Bäder,
„öffentliche Aufzüge und Marktplätze. Wo aber ſolche
„Lehrſätze vorgetragen werden, da muß Stille und Ru-
„he, Philoſophie und ein großer Hafen ſeyn. Ich bit-
„te und flehe euch, daß ihr euch dieſes alle bekannt macht.

 „Denn

J. n. C. G. 363. bis 430. „Denn ich unterſuche ſorgfältig alle Mittel, wodurch ich „euren Seelen nützlich werden kann: und dieſes Mittel „ſcheint mir nicht gering zu ſeyn; es nützt nicht allein „euch, ſondern auch uns. Es wird nicht zugeben, daß „wir ſtolz werden; noch daß wir Lobſprüche und Ruhm „lieben; noch daß wir bloß ergötzende, ſondern nützliche „Dinge ſagen; daß wir uns nicht mit der Zuſammen„fügung und Schönheit der Redensarten, ſondern mit „der Kraft der Begriffe, jeden Augenblick beſchäftigen. „Gehe in die Werkſtätte des Mahlers! Du wirſt da„ſelbſt viele Stille antreffen. Auch hier ſoll ſie herr„ſchen! Denn auch hier mahlen wir königliche Gemähl„de; keines von einer Privatperſon, wegen der Farben „der Tugend. Was iſt das? Ihr gebt alſo wie„der lärmenden Beyfall! Scheint es nicht eine leich„te Sache zu ſeyn? und doch habt ihr nicht von Natur, „ſondern durch eine lange Uebung nicht gelernt, dieſes „zu beſſern? Unſer Griffel iſt alſo die Zunge; der „Künſtler aber iſt der heilige Geiſt. Sage mir: giebt „es wohl beym geheimen Gottesdienſte ein Getümmel „oder eine Unruhe? Wenn wir getauft werden, wenn „wir alles übrige thun: iſt da nicht lauter Ruhe und „Stille? Dieſe Schönheit iſt im Himmel zerſtreuet. „Deswegen werden wir bey den Heyden verleumdet, als „wenn wir alles nur zur Schau und aus Ehrbegierde „thäten.“

Dieſe lange, und überhaupt genommen, ihres Verfaſſers würdige Stelle, dient zugleich Statt anderer, worinne Chryſoſtomus mit ohngefähr gleichen Vorſtellungen, ſeine Zuhörer warnete, die Kirche in keinen Schauplatz zu verwandeln, und nicht zu vergeſſen, daß er von ihnen, an Statt eines lärmenden Beyfalls, nur Beſſerung verlange. Mit geringerm Eifer und redneriſchem Nachdrucke, aber doch auch deutlich und lebhaft genug, erklärte ſich Auguſtinus mehrmals wider dieſen Mißbrauch. „Es iſt gefährlich für mich,“ ſagt er „in einer ſeiner Predigten, (Serm. CCCXXXIX. p. 912. Tom.

Tom. V. Opp. ed. Antverp.) „wenn ich bloß darauf ſe- J. n.
„he, wie ihr lobt; aber mich darüber unwiſſend ſtelle, C. G.
„wie ihr lebt. Derjenige, unter deſſen Augen ich rede, 363.
„oder vielmehr unter deſſen Augen ich denke, weiß, daß bis
„ich mich nicht ſowohl am Lobe des Volks ergötze, als 430.
„mich ängſtlich darum bekümmere, wie diejenigen leben, „welche mich loben. Ich will von übel Lebenden nicht „gelobt ſeyn; ich verabſcheue dieſes; es verurſacht mir „Schmerz, nicht Vergnügen. Soll ich ſagen, daß ich „von gut lebenden nicht gelobt ſeyn will: ſo würde ich „lügen: ſoll ich aber ſagen, ich will: ſo fürchte ich, be„gieriger nach dem Eiteln, als nach dem Gründlichen „zu ſeyn. Was ſoll ich alſo ſagen? Ich will es nicht „ganz, und verwerfe es auch nicht ganz: jenes, um nicht „durch menſchliches Lob Gefahr zu leiden; dieſes, damit „diejenigen nicht undankbar ſeyn mögen, welchen ich „predige.“ Eine andere ſeiner Predigten ſchließt er mit den Worten: „Ihr habt gehört, ihr habt gelobt; Gott „ſey Dank! Ihr habt den Saamen erhalten, und da„für Worte gegeben. Dieſe Lobſprüche drücken uns „vielmehr, und gereichen uns zur Gefahr: wir dulden „ſie, und zittern zwiſchen denſelben. Es ſind doch, mei„ne Brüder! dieſe eure Lobſprüche, nur Blätter von „Bäumen, und man ſucht Früchte.“ (Serm. LXI. de verbis Evangel. Matthaei, p. 249. l. c.) Hingegen tadelt er auch ſeine Zuhörer mehr als einmal, daß ſie, da er noch gar nichts ausnehmendes geſagt, nur eine Frage aufgeworfen, oder eine bibliſche Stelle angeführt hätte, ihm bereits unverſtändigen Beyfall zuſchrieen. (Serm. XCVI. p. 358. l. c. Enarrat. in Pſalm. CXLVII. p. 1237. Tom. IV. Opp.) Bey einer andern Gelegenheit lobt Auguſtinus den Zuruf ſeiner Zuhörer deſto gefälliger. Er hatte angefangen, ihnen zu erklären, wie Gedächtniß, Verſtand und Willen in ihnen wären, zwar von ihnen gezählt, aber nicht getrennt werden können. Dabey war er ſehr beſorgt, ob ſie ihn auch verſtehen würden. Als ſie aber riefen: Memoria! ſagte er ſo-

J. n. C. G. 363 bis 430.

gleich: „Ich ſehe, daß uns der Herr beyſteht. — — „Ihr habt durch Aufmerkſamkeit im Zuhören, und Ge„ſchwindigkeit im Verſtehen, nicht allein das Geſagte „begriffen; ſondern ſeyd auch dem noch zu Sagenden zu„vorgekommen. Dank ſey dem Herrn!“ (Serm. LII. p. 216. T. V. Opp.)

Mitten unter der Unzufriedenheit alſo, welche dieſe Lehrer gegen den laut und mit Geräuſche ausgedrückten Beyfall ihrer Zuhörer äußern, blickt doch ein gewiſſes Wohlgefallen an demſelben aus einer, wie es ſcheint, natürlichen Dankbarkeit, eine Neigung, ihn mehr zu leiten und einzuſchränken, als gänzlich aufzuheben, hervor. Chryſoſtomus ſelbſt, der ſich am ſtrengſten dawider erklärte, mißilligte ihn doch nicht in jedem Ausdrucke, in welchem er ſich hören ließ. Einſt ſchilderte er in einer Predigt die ſchändlichen Sitten ab, die im Heydenthum herrſchend geweſen wären. Als er darunter auch der Gewohnheit erwähnte, daß nackte Jungfrauen in Gegenwart von Männern gekämpft hätten, bezeigten die Zuhörer durch ein Geſchrey ihren Abſcheu daran. „Euch wiederfahre viel Gutes dafür, ſagte Chryſoſto„mus, daß ihr dieſes nicht einmal anhören könnt! Die „Philoſophen ſchämten ſich deſſen nicht.“ (Homil. V. in Epiſt. ad Titum, p. 763. Tom. XI. Opp. Montef.) Gregorius von Nazianzus ſprach von dieſer Gewohnheit, wie es das Anſehen hat, ganz ohne Widerwillen. Sein Schüler Hieronymus fragte ihn über den Verſtand einer bibliſchen Stelle. Darauf antwortete Gregorius halb im Scherze: „Ich werde dich da„rüber in der Kirche belehren; daſelbſt wirſt du, wenn „alles Volk mir Beyfall zurufen wird, genöthigt wer„den, dasjenige wider Willen zu wiſſen, was du nicht „weiſſeſt; oder du wirſt wenigſtens, wenn du allein „ſchweigſt, allein von allen der Thorheit beſchuldigt wer„den.“ Ein neuerer Schriftſteller, der die angeführten und noch mehr Stellen der alten Kirchenlehrer dieſer

und der nächſtfolgenden Zeiten geſammelt hat, worinne J. n. Spuren von dem Zujauchzen und anderm Getöſe des C. G. Beyfalls, der während der Predigten gegeben ward, 363. vorkommen, (Franciſc. Bernardin. Ferrarius de veterum bis Acclamationibus et Plauſu, L. V. c. 2. ſq. p. 229. ſq. 430. Mediolan. 1627. 4. und noch in einem andern Buche: de ritu ſacrarum Eccleſiae Catholicae Concionum, L. II. p. 176. ſq. ibid. 1620. 4.) ſucht in dem erſtern dieſer Bücher (C. 11. p. 250. ſq.) auch die Urſachen anzugeben, warum die chriſtlichen Lehrer dieſe ungebührlichen Zeichen der Theilnehmung an ihrem Vortrage, die ihnen im Grunde mißfielen, gleichwohl geduldet haben; ſo daß die Beyſpiele davon bis zum heiligen Bernhard, ins zwölfte Jahrhundert, reichen. Er iſt aber in dieſem Nachforſchen nicht ſehr glücklich geweſen. Die erſte Urſache, welche er angiebt, iſt dieſe, weil die Zurufungen, welche in den heydniſchen Tempeln bisweilen zur Ehre der Götter, oder der Fürſten, gehört wurden, ſich gar wohl auch für die chriſtlichen Predigten geſchickt hätten. Man wird aber das Anſtändige in dem leztern Falle ſchwerlich bemerken können; oder vorausſetzen müſſen, daß dieſer Gebrauch nur der Eitelkeit und Lobſucht des Predigers, nicht der edeln Stille, mit welcher ſein Unterricht aufgenommen werden muß, würdig ſey. Die zweyte Urſache iſt beynahe noch ſchlechter erſonnen worden. Durch einen ſolchen lauten Beyfall ſoll die Aufmerkſamkeit der Zuhörer befördert worden ſeyn. Daß ſie, um denſelben zu ertheilen, nach Stellen gehaſcht haben, bey welchen ſie, nach ihrer Meinung, mit Recht ſchreyen und lärmen konnten, mag wahr genug ſeyn; aber daß ſie eben dadurch mehr zerſtreuet worden ſind, auch wohl ohne Einſicht und Beurtheilung, völlig am unrechten Orte ein Geräuſche erregt haben, welches einem aufmerkſamen Zuhörer nicht leicht begegnen kann, iſt eben ſo wahr. Ein anderer Grund, warum die Lehrer dieſes theatraliſche Getümmel ertragen hätten, ſoll dieſer geweſen ſeyn, weil ſie ihre Zuhörer deſto freyer

 hät-

J. n. C. G. 363. bis 430 hätten tadeln können, wenn dieſelben dasjenige nicht ausübten, was ſie ſo eifrig prieſen. Eine ziemlich gezwungene Wendung; und wenn ſie wirklich dieſe Abſicht dabey hatten: ſo begünſtigten ſie ein freches unehrerbietiges Verhalten beym Gottesdienſte, das gegen ihre Ermahnungen und Verweiſe nur gleichgültiger machte. Die lezte Urſache, deren Ferrari gedenkt, iſt die wahrſcheinlichſte, und leuchtet ſelbſt aus den Predigten der Kirchenväter hervor. Sie wollten dieſes Merkmal der Dankbarkeit, auch der Liebe und Ergebenheit überhaupt von ihren Zuhörern, nicht verſchmähen. Allein da ſie es ſelbſt erkannten, daß es weniger zweydeutige und nützlichere Zeichen einer ſolchen Zuneigung gab, und da ſich auch ſonſt ſo viel Bedenkliches dabey fand: ſo wäre es zu ihrer Ehre zu wünſchen, daß ſie entweder niemals dazu Gelegenheit gegeben, oder es ganz unterdrückt hätten.

Chryſoſtomus ſprach in ſeiner allererſten Homilie, die er bald nach der Einweihung zum Lehrer, in Gegenwart des Flavianus hielt, von ſich mit ſo vieler Beſcheidenheit, daß kein Verdacht entſtehen konnte, als wenn er ſich aufbrauſenden Lobeserhebungen der Menge überlaſſen wollte. „Iſt es denn wahr, was uns begegnet iſt? ſo fängt er dieſe Predigt an; iſt es wirklich geſchehen, und kein Betrug? iſt, was jezt vorgeht, nicht Nacht und Traum, ſondern wahrer Tag? und wachen wir alle? Wer ſollte es aber glauben, daß am Tage, wenn die Menſchen nüchtern und wachend ſind, ein geringer und verächtlicher junger Menſch zu einer ſo hohen Würde erhoben würde? Zur Nachtzeit iſt es wohl wahrſcheinlich, daß ſich etwas dergleichen ereignen könne. Denn alsdann kommt es Leuten, die am Körper verſtümmelt ſind, und kaum die nothdürftige Nahrung haben, im Schlaf vor, als wenn ſie ohne alle Gebrechen und ſchön wären, auch an einem königlichen Tiſche ſäßen. — Gleichwohl iſt dasjenige erfolgt, was unglaublicher als Träume iſt: und eine ſo große volkreiche Stadt, ein ſo groſ-

großes bewunderns würdiges Volk, horcht begierig auf J. n.
eine ſo geringe Perſon, als wenn ſie etwas Großes und C. G.
Trefliches von uns hören ſollte. Sollte auch meine Re- 363.
de wie niemals vertrocknende Flüſſe und Quellen aus bis
meinem Munde fließen; ſo würden doch durch einen ſol- 430.
chen Hauffen zuſammengelaufener Zuhörer der Fluß aus Furcht gehemmt, und die Quellen zurückgetrieben werden. Nun aber, da wir Flüſſen und Quellen ſo wenig gleich kommen, daß wir kaum das Maaß von geringen Regentröpſchen erreichen: wie wäre es möglich, daß nicht ein ſo kleiner Fluß, vor Furcht vertrocknet, bey mir aufhörte, und eben das geſchähe, was bey Körpern vorzugehen pflegt? Und was geht bey Körpern vor? Oft fällt uns vieles, was wir mit der Hand halten, und mit den Fingern faſſen, vor Furcht aus denſelben: indem unſere Nerven erſchlaffen, und die Spannung des Körpers nachgiebt. Eben dieſes muß ich jezt für mein Gemüth befürchten, daß nämlich die mit vieler Mühe geſammleten Gedanken, ob ſie gleich auch nur klein und geringfügig ſind, aus Bangigkeit vergeſſen werden, und gänzlich verſchwinden. Daher bitte ich euch alle, ſowohl die ihr zu befehlen habt, als die ihr gehorcht, daß ihr, ſoviel Angſt ihr uns durch eure Zuſammenkunft zum Anhören verurſacht habt, uns auch eben ſo viel Dreiſtigkeit durch euer fleißiges Gebet einflößen, und denjenigen, der den Lehrern des Evangelium Worte in vieler Kraft verleihet, anflehen möget, daß er auch uns den Mund zum Vortrag öffnen wolle. Für euch, ſo viele und ſo anſehnliche Männer, iſt es gewiß eine Kleinigkeit, das in Furcht zerfloßne Gemüth eines einzigen jungen Menſchen wieder aufzurichten. Es iſt aber auch billig, daß ihr uns dieſe Bitte bewilligt. Denn wir haben uns in dieſen mißlichen Zuſtand eurentwegen, und um eurer Liebe willen, verſezt. Es kann nichts Gewaltſameres und Gebieteriſches geben, als dieſe Liebe: indem ſie uns, die wir im Reden nicht ſehr geübt ſind, dennoch zum Reden gebracht, und verurſacht hat, daß wir

J. n. C. G. 363 bis 430. uns zur Laufbahn des Lehramtes angeſchickt haben; ob wir gleich ſonſt niemals dieſe Uebung berührt hatten, ſondern immer unter den Zuhörern blieben, und einer Ruhe ohne Arbeit genoſſen. Wer ſollte aber ſo hart und unlenkbar ſeyn, daß er dieſe eure Verſammlung mit Stillſchweigen übergienge, und da er Freunde gefunden hat, welche zuzuhören begierig ſind, ſie nicht anredete? wenn er gleich unter allen Menſchen am wenigſten des Sprechens mächtig wäre. Freylich wollte ich, da ich zum erſtenmal in der Kirche rede, Gott, der uns dieſe Zunge gegeben hat, auch die Erſtlinge wiedmen. So ſollte es wenigſtens ſeyn: die Erſtlinge der Worte ſollten Ihm noch mehr, als die von der Tenne und Kelter, dargebracht werden. Denn ſie ſind Gott angenehmer: ſie werden nicht, wie dieſe, durch die Erde, Regen und Hände des Ackermannes hervorgebracht; ſondern den heiligen Lobgeſang gebährt die Frömmigkeit der Seele; das gute Gewiſſen nährt ihn, und Gott nimmt ihn in die Vorrathskammer des Himmels auf. Daher ermahnt Hoſeas (C. XIV. v. 3.) die Sünder, nicht Opfer, ſondern Worte vor Gott zu bringen; und David verſichert, (Pſalm LXVIII. v. 31. fg.) daß Lob und Dankſagung Gott beſſer gefallen, als Opfer. Aber indem auch ich heute dergleichen Opfer auf den geiſtlichen Altar legen will, verſtopft mir ein weiſer Mann den Mund, und ſchröckt mich mit den Worten ab: **Es giebt kein reifes Lob in dem Munde des Sünders.** (Sirach C. XV. v. 9.) Denn gleichwie es bey den Kronen nicht genug iſt, daß die Blumen rein ſind, wenn es nicht auch die Hand iſt, welche ſie zuſammenfügt: ſo müſſen auch in heiligen Lobgeſängen nicht bloß gottſelige Worte vorkommen; ſondern die Seele, welche ſie anſtimmt, muß es ebenfals ſeyn. Nun aber iſt die meinige unrein, und muthlos zum Reden, weil ſie voll von Sünden iſt. Bey einer ſolchen Beſchaffenheit verſtopft nicht nur das angeführte Geſetz, ſondern auch ein noch älteres, welches David hinterlaſſen hat, (Pſalm CXLVIII. v. 1.) den

Mund.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Mund. Er fordert Himmel und Erde auf, Gott zu loben; aber den Sünder ermuntert er nicht dazu: ihm hat er die Thüre verſchloſſen.“ Nachdem Chryſoſtomus dieſes noch umſtändlicher aus dem genannten Pſalm gezeigt hat: ſo zieht er daraus den Schluß, daß er, da ihm, als einem Sünder, nicht vergönnt ſey, Gott zu loben, einen andern Weg zur Verherrlichung Gottes in der Gemeine wählen müſſe; und dieſer ſey das Lob ſeiner Mitknechte, als welches nothwendig auf ihren gemeinſchaftlichen Herrn zurückfallen werde. Er rühmt daher ſeinen Biſchof Flavianus; übergeht aber die unzählichen, nur mit der Stimme des durch die Apoſtel redenden Geiſtes, wie er ſagt, würdig zu beſchreibenden Arbeiten, Gefahren und Thaten deſſelben für das Beſte des Chriſtenthums, und bleibt nur bey ſeiner Mäßigkeit ſtehen, die er deſto bewundernswerther nennt, weil der Biſchof in einem vornehmen Hauſe koſtbar erzogen worden ſey. In dieſer Betrachtung der vom Flavianus verachteten Reichthümer und anderer Hinderniſſe, vergleicht er ihn mit dem Moſes, beſchreibt ſeine ſtrenge Lebensart, und beſonders ſein ehrwürdiges Alter, in welchem derſelbe, wie in einem ruhigen Hafen ſitzend, ſich mit der Sorge für die Chriſten beſchäfftige. Zulezt ermahnt der Verfaſſer ſeine Zuhörer, Gott zu bitten, daß Er ihre gemeinſchaftliche Mutter unerſchüttert erhalten; dieſem ihrem Vater, Lehrer, Hirten und Regierer aber ein langes Leben ſchenken wolle. Sich ſelbſt empfiehlt er gleichfals ihrem Gebete, damit er von oben herab unterſtützt werde, wenn ſie anders auf ihn Rückſicht nehmen wollten: denn er unterſtehe ſich nicht, ſich unter die Prieſter zu rechnen, ſagt er, weil man unzeitige Geburten nicht mit vollkommenen vergleichen dürfe. Er ſey gewiß mehr als ſonſt ihres Gebets bedürftig, nachdem man ihn aus der Einſamkeit hervorgezogen habe. Zwar wolle er darüber mit ihnen nicht ſtreiten, ob ſolches durch menſchliche Bemühung oder göttliche Gnade erfolgt ſey, damit es nicht ſcheine, als

wenn

J. n. C. G. 363. bis 430. wenn er ſich verſtelle. Allein er ſey doch vieler Hände und tauſend Gebete benöthigt, um das ihm Uebergebene dem Herrn unbeſchädigt an jenem Tage zurück geben zu können, wenn diejenigen, denen Talente anvertrauet worden ſind, vorgefordert und vor Gericht geſtellt werden ſollen, um Rechenſchaft abzulegen. „Betet alſo, ſo ſchließt Chryſoſtomus, damit es uns nicht gehe, wie den Gebundenen, oder den in die Finſterniß geworfenen; ſondern wie denen, die wenigſtens einiges Maaß von Vergebung durch die Gnade und Menſchenliebe unſers Herrn Jeſu Chriſti, erlangen. Ihm ſey Ehre, und Macht und Anbetung in alle Ewigkeit!“

Nimmt man einige übertriebene oder nur redneriſch zu erklärende Stellen aus dieſer Predigt weg, wie unter andern auch diejenigen, wo Chryſoſtomus ſich in einem faſt vierzigjährigen Alter einen jungen Menſchen nennt; ſo war die Wendung überhaupt, welche er darinne gewählt hat, nicht übel getroffen; geſchickt inſonderheit den Zuhörern Ehrfurcht bey dem öffentlichen Gottesdienſte einzuprägen, da ein Lehrer, der durch ſeine ſtrenge Tugend bekannt war, es gleichwohl nicht wagen wollte, ſich bis zum Lobe Gottes zu erheben. Eine lange Reihe von Homilieen folgte hierauf, oder iſt vielmehr aus der noch weit größern Anzahl derer, welche er in den zwölf Jahren ſeines Lehramtes zu Antiochien gehalten hat, für die Nachwelt übrig geblieben. Nur die merkwürdigſten derſelben, (und deren ſind immer genug,) brauchen hier in kurzen Auszügen, oder allgemeinen Abriſſen, dargeſtellt zu werden. Alle ſeine Predigten aber über ganze bibliſche Bücher, oder über einzelne Stellen derſelben, ſowohl die nach Antiochien, als die nach Conſtantinopel gehören, werden ſich füglicher an einem gemeinſchaftlichen Orte beſchreiben laſſen.

Unter ſeinen erſten Homilieen verdienen die wider die Anomöer gerichteten, welche auch vom Unbegreifli-

greiflichen, (nemlich) Weſen Gottes, περὶ ἀκαταλήπτȣ) überſchrieben ſind, beſonders ausgezeichnet zu werden. Sie nahmen im Jahr 386. ihren Anfang; ſind aber erſt in der Folge zu Ende gebracht worden. Obgleich die Anomöer, oder Eunomianer, wie ſie auch genannt wurden, diejenige Arianiſche Parthey waren, welche die Catholiſchen am meiſten verabſcheueten; ſo iſt es doch nicht unwahrſcheinlich, daß Chryſoſtomus dieſe Predigten den Arianern überhaupt entgegen geſezt habe. Die erſte, welche er in Abweſenheit des Biſchofs Flavianus hielt, fängt auch mit dieſem Umſtande an. „Was iſt dieſes? ſagt der Verfaſſer; der Hirte iſt abweſend; und gleichwohl erhalten ſich die Schaafe in der beſten Ordnung.“ Er nüzt dieſen guten Zuſtand der Gemeine, um an dem Bilde eines würdigen Vorſtehers, den Flavianus zu loben. Indem er beſonders ſeine brennende Liebe rühmt, und bemerkt, daß ohne dieſe Tugend alle andere unnüz ſind, wirft er bey den Lobſprüchen, welche ihr Paulus ertheilt, die Frage auf: wie derſelbe ſagen könne, daß die Wiſſenſchaft aufhören ſoll? da doch dieſelbe unſern weſentlichen Vorzug vor den Thieren ausmache, und aus derſelben auch die Gottesfurcht entſpringe. Darauf antwortet er, der Apoſtel rede hier nicht vom Ganzen; ſondern von den einzelen Theilen der Wiſſenſchaft, an deren Stelle dereinſt eine vollkommene treten werde. Daher mache er auch die gegenwärtige im Verhältniſſe gegen jene ſo klein, als es ein Kind gegen einen Mann iſt. Gleich dem Kinde, fährt der Verfaſſer fort, weiß ich zwar vieles; aber nicht, wie es geſchieht? So geht es mir mit der Allgegenwart und Ewigkeit Gottes; ſo kann die menſchliche Vernunft nicht begreiſen, wie es ein Weſen geben könne, welches weder von ſich, noch von einem andern ſein Daſeyn empfangen habe? wie Gott einen Sohn gezeugt habe? wie der Geiſt aus Ihm ſey? Ich weiß nicht einmal, wie die Speiſen, welche ich eſſe, in Schleim, Blut, Feuchtigkeit und Galle abgeſondert

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſondert

J. n. C. G. 363. bis 430. ſondert werden. Und doch ſtellen wir genaue Unterſuchungen über das Weſen Gottes an. Wo ſind alſo diejenigen, (er redet von den Anomöern,) welche ſagen, daß ſie die ganze Wiſſenſchaft erhalten hätten, und die gleichwohl in den Abgrund der Unwiſſenheit verfallen ſind? Denn daß ſie an derſelben dereinſt ganz leer ſeyn werden, geſtehen ſie ſchon dadurch, weil das jetzige dort völlig aufhören ſoll. So ein großes Uebel iſt es, nicht innerhalb der Gränzen zu bleiben, welche uns Gott vom Anfange her geſezt hat. Man verliert darüber, was man beſizt, und die Hoffnung eines Größern: ſo gieng es dem Adam; ſo geht es den Geizigen. Chryſoſtomus warnet vor dieſem äußerſten Unſinne, wie er es nennt: hitzig zu behaupten, daß man wiſſe, was Gott nach Seinem Weſen ſey? Die Propheten waren, wie er zeigt, ſo weit entfernt, dieſes zu kennen, daß ihnen ſelbſt die göttliche Weisheit unbegreiflich war; ſie war es Paulo eben ſo ſehr. Aber ſie iſt es auch ſelbſt den Engeln. Dieſe preiſen Gott, beten Ihn an, ſingen Ihm zu Ehren Siegslieder, alles mit Schauer und Furcht, indem ſie ſich das Geſicht bedecken. Und Menſchen unterſtehen ſich, ſpitzfindige Fragen über Gott auszuſinnen! in Seine unausſprechliche Herrlichkeit unverſchämt hineinblicken zu wollen! Wer ſollte darüber nicht ſeufzen, und ihren Wahnwitz beklagen! Chryſoſtomus ſezt hinzu, er habe hiervon ausführlicher handeln wollen; wegen der Menge des Rückſtändigen aber verſchiebe er es auf eine andere Zeit. Er habe auch den Vorſatz, welchen er ſchon längſt gefaßt hatte, über dieſe Materie zu predigen, darum nicht eher auszuführen angefangen, weil er geſehen habe, daß viele mit jenem Irrthum angeſteckte ihm mit Vergnügen zuhörten. Um alſo nicht das Wild zu verſcheuchen, habe er davon geſchwiegen, bis er ſie recht feſt habe halten und angreifen können. Da er ſie aber ſogar durch Gottes Gnade habe ermahnen hören, daß er dieſen Streit übernehmen möchte; ſo habe er die Waffen ergriffen,

nicht um ihnen Wunden beyzubringen; ſondern um ſie J. n.
von ihrem Falle aufzurichten. Wir wollen uns, ſagt C. G.
er, nicht wütend gegen ſie bezeigen, ſondern ſanft mit 363.
ihnen unterreden! Denn es iſt nichts ſtärker als Sanft- bis
muth und Gelindigkeit. Daher empfohl ſie Paulus ge- 410.
gen alle Menſchen; (2. Br. an Timoth. C. II. v. 24. Philipp. C. IV. v. 5.) und daß man ſich ſelbſt von Freundſchaften losmachen müſſe, wenn ſie uns ſchädlich werden können, lehrt der Erlöſer durch das Gleichniß, daß man das rechte Auge ausreiſſen ſoll, wenn es uns ärgert. Man fliehe ſolche Freundſchaften, ohne erſt zu ſtreiten! Du biſt ein Diener von dem Gotte des Friedens. Derjenige, der die Teufel austrieb, und tauſend gute Handlungen verrichtete, warf doch keinen Bliz auf denjenigen, der ihm Schuld gab, er habe den Teufel; er zerſchmetterte diejenigen nicht, welche ihn ſchmähten; er verbrannte nicht ihre ſo unverſchämte und unbeſonnene Zunge. Er antwortete bloß darauf: Ich habe keinen Teufel; ſondern ich ehre den, der mich geſandt hat. Als ihn der Knecht des Hohenprieſters geſchlagen hatte, was ſagte er da? Wenn ich übel geredet habe, ſo lege ein Zeugniß vom Böſen ab; habe ich aber wohl geredet, was ſchlägſt du mich? Wenn der Herr der Engel ſich vertheidigt, und dem Knechte ſeine Gründe ſagt: ſo braucht man wohl keiner längern Rede. Man überlege alle Umſtände, unter welchen die gedachten Worte ausgeſprochen worden ſind: und ſie werden ein göttlicher immerwährender Geſang ſeyn; ſie werden alle Entzündung unterdrücken, einen Zaum für den Zorn abgeben, und unſer Herz in Ruhe erhalten. Laßt uns darüber nicht bloß hier philoſophiren; ſondern es auch zu ſeiner Zeit ins Andenken bringen! Ihr habt dasjenige gelobt, was ich geſagt habe; aber lobt mich lieber durch eure Handlungen!

Mit dieſen ſo ſanften Geſinnungen bey der Beſtreitung der Anomöer, ſcheint der Anfang der zweyten

Homi-

J. n. C. G. 363. bis 430. Homilie, die Chryſoſtomus nach einiger Zeit gegen ſie hielt, nicht übereinzuſtimmen; doch kommt er auch in dieſer auf dieſelben zurück. Laßt uns wieder, (mit dieſen Worten trat er auf,) den Angriff auf die ungläubigen Anomöer vornehmen! Sind ſie darüber unwillig, daß ich ſie ungläubig nenne: ſo mögen ſie die Sache fliehen, und ich verdecke den Nahmen. Nach einigen andern Vorſtellungen, fährt er alſo fort: Die Anomöer verſuchen alles, um den Glauben aus dem Verſtande der Zuhörer zu vertreiben: und kann es wohl ein größeres Verbrechen gegen die Religion geben? Denn wenn Gott etwas eröfnet: ſo muß man das Geſagte gläubig annehmen; nicht kühn unterſuchen. Jeder von ihnen mag mich ungläubig nennen! ich ärgere mich darüber nicht. Warum? Weil ich durch die Werke zeige, wie ich genannt werden müſſe. Man mag mich einen Thoren in Chriſto heiſſen; ich werde mich deſſen mit Paulo rühmen, weil dieſe Thorheit alle Weisheit übertrift, und darinne beſteht, daß man ſeine eigene Gedanken, wenn ſie zur Unzeit raſen, hemme, und daß man ſein Gemüth von aller äußern Leitung frey mache, damit es ledig und rein genug ſey, um die Lehre Chriſti aufzunehmen. Als daher Zacharias im Allerheiligſten, über die Ankündigung des Engels, daß er einen Sohn bekommen ſollte, wegen ſeines Alters, und der Unfruchtbarkeit ſeiner Frau, an Statt ſie ſogleich zu glauben, vielmehr vernünftelte, und wiſſen wollte, wie dieſes geſchehen könnte: ſo wurde er zur Strafe dafür eine Zeitlang ſtumm. Wie viel ſtrafbarer ſind diejenigen, welche ſich erkühnt haben, zu ſagen, was ich nicht ohne Schaudern ausſprechen kann: Ich kenne Gott, ſo wie Gott ſelbſt ſich kennt. Worte, die man nur vorbringen darf, um ihre ganze Gottloſigkeit an den Tag zu legen! Menſchen, die nur Staub und Aſche ſind, bilden ſich ein größer als die Engel zu ſeyn. Siehſt du nicht jenen Himmel? wie ſchön, wie groß, mit was vor einem mannichfaltigen Hauffen von Sternen er gekrönt

krönt iſt, und wie lange er dauert! Ueber fünf tauſend Jahre ſteht er bereits, und dieſe ſo lange Zeit hat ihm noch kein Alter zugezogen. Setze zu ſeinen Schönheiten noch die Mannichfaltigkeit und Treflichkeit der Geſchöpfe Gottes auf der Erde, die Er doch, nach dem Propheten, wie Nichts gemacht hat; die unermeßliche Zahl von Engeln, die er mit eben ſolcher Leichtigkeit hervorgebracht hat. Sollteſt du dich nicht ſelbſt in die Erde vergraben, wenn du ſtolz genug geworden wäreſt, über denjenigen, den du nur preiſen und anbeten darfſt, wie über eines der geringſten Dinge, neugierige Unterſuchungen anſtellen zu wollen? Deswegen ruft Paulus aus: Wer biſt du, o Menſch! daß du Gott antworten könnteſt? Bedenke nur deine Natur! kein Nahme kann die Niedrigkeit deines Zuſtandes gehörig ausdrücken. Allein du wirſt ſagen: Ich bin doch ein mit der Freyheit beehrter Menſch! Das biſt du freylich! nur nicht zum Widerſtreben, ſondern zum Gehorſam gegen denjenigen, der dich geehrt hat. Man beleidigt Ihn, wenn man Sein Weſen dreiſt zu entwickeln ſucht. Paulus zeigt dieſes an dem Beyſpiele Abrahams, der nicht einmal die göttlichen Verheiſſungen genau unterſuchte; ſondern alsbald glaubte. Soll ich alſo, wirſt du fragen, nach der Vorſchrift des Apoſtels, mich Gott eben ſo unterwerfen, wie es der Thon gegen den Töpfer iſt? Allerdings: denn der Unterſchied zwiſchen Gott und dem Menſchen iſt noch weit größer; und wenn der Menſch beſſer iſt als Thon, ſo macht den Unterſchied nicht die Verſchiedenheit der Natur; ſondern die Weisheit des Künſtlers aus. Paulus hat dieſes auch nicht darum geſagt, um unſern freyen Willen zu zerſtören; ſondern um unſere Vermeſſenheit zu bändigen. Und diejenigen, welche er zurechtwies, ſuchten nicht etwan das göttliche Weſen zu ergründen: das unterſtand ſich niemals jemand; ſie wollten nur die Wege der göttlichen Regierung ausforſchen. Ja er geſteht von ſich ſelbſt, daß er nicht glaube, die göttlichen Lehren

J. n. C. G. 363. bis 430. ganz begriffen zu haben. (Phil. C. III. v. 12. 13.) Woher weiß man aber, daß er in dieſer Stelle vom Glauben und von Wiſſenſchaft, nicht von der Vollkommenheit des Lebens, rede? Daraus, weil er in Abſicht auf die leztere anderwärts ſagt, er habe den Lauf vollendet. Auch ſind die Vorſchriften der Sitten weit mehr als der Glaube, und wirklich dem ganzen menſchlichen Geſchlechte bekannt. Ueberdies ſieht man aus der gedachten Stelle, daß er beſonders den Glauben an die ſo auſſerordentliche Auferſtehung Jeſu meine. Wiſſen wir doch nicht einmal das Weſen des Himmels, von deſſen Eigenſchaften wir einiges aus der heiligen Schrift gelernt haben! und wir wollen das Weſen Gottes kennen! Ich ermahne euch daher alle, daß ihr dieſenigen, welche ſolches vorgeben, als verrückte Menſchen ſanft anreden, und dadurch leichter beſſern möget. Denn dieſe Lehre iſt bey ihnen aus Stolz erwachſen; man muß ſie alſo, wie geſchwollene Wunden, gelind berühren, und wie bey einem Wahnwitzigen, ſich auch ihre Schmähungen oder ihr Anſpeyen gefallen laſſen. Ich ſage aber dieſes den Stärkern, welche aus der Unterredung mit ihnen keinen Schaden zu befürchten haben. Die Schwächern hingegen müſſen ihren Umgang gänzlich meiden, wie ſchon Paulus dieſe Warnung gegeben hat.

Gleich darauf hielt Chryſoſtomus die dritte Predigt wider die Anomöer, welche er mit folgendem Bilde anfieng: „Wenn die arbeitſamen Ackersleute einen unfruchtbaren und wilden Baum ſehen, der ihre Arbeiten verdirbt, und entweder durch ſeine rauhe Wurzel, oder durch ſeinen ſchweren Schatten, die milden Pflanzen zu Grunde richtet: ſo hauen ſie ihn ſorgfältig um. Oft aber hilft der einfallende Wind bey dieſem Umhauen, fällt das Laub des Baums an, erſchüttert ihn gewaltig, bricht und wirft ihn auf die Erde, und nimmt ihnen alſo einen großen Theil der Arbeit ab. Da wir nun auch einen ſolchen wilden Baum, nämlich die

Ketzerey der Anomöer, umhauen wollen: ſo laßt uns Gott bitten, daß Er uns die Gnade des Geiſtes zuſchicke, damit ſie heftiger als aller Wind angreiffe, die Ketzerey ganz herausreiſſe, und uns dieſe Arbeit ſehr erleichtere.“ Nachdem er dieſes Bild noch weiter ausgemahlt, und bemerkt hat, daß ſeine ganze Arbeit zum Lobe Gottes, oder vielmehr zum Heil der Menſchen dienen ſoll, weil doch Gott weder durch Verachtung Schaden leide, noch durch Lob gewinne, ruft er Ihn als denjenigen an, der nicht einmal von den Seraphim und Cherubim, und den übrigen höchſten Mächten geſehen oder begriffen werden könne; ſondern bloß von dem Sohne und heiligen Geiſte gekannt werde, und fährt hierauf fort: Ich weiß wohl, daß ſie mich wegen dieſer Behauptung des Uebermuths beſchuldigen werden; ich aber werde ihren Unſinn darthun. Den Beweis, daß Gott für die Menſchen unbegreiflich ſey, führt er aus 1 Timoth. C. VI. v. 16; daß er es aber auch für die Engel ſey, aus Jeſ. C. VI. v. 1. ſg. Er erinnert dabey ſeine Zuhörer, daß die Menſchen nicht einmal das Weſen eines Engels ausforſchen können, wie man aus Dan. C. I. v. 5. ſg. ſehe. Aber auch alsdann, fährt er fort, kann Gott von den höchſten Kräften nicht geſehen werden, wenn Er Sich zu ihnen herabläßt: das lehren die Flügel, mit welchen ſie ſich bedecken, und die Stellen Ezech. C. I. v. 4. C. II. v. 1. Damit jedoch der von ſo ſchauderhaften Betrachtungen ermüdete Verſtand aus dem Himmel herabgeführt und erquickt werde: ſo wollen wir zu der gewöhnlichen Ermahnung unſre Zuflucht nehmen. Und welche iſt dieſe? Daß wir um die Heilung der an dieſer Krankheit darnieder liegenden beten. Da wir für andere Kranke, für die zu den Bergwerken verurtheilten, und für die Beſeſſenen beten, wie vielmehr müſſen wir es für jene thun! Und hier, ſagt Chryſoſtomus, muß ich Eurer Liebe etwas vortragen, damit wir eine Krankheit, die ſelbſt unſere Gemeine trift, wegſchaffen. Dieſe unzähliche Menge Volks,

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. welche jezt hier verſammlet iſt, und ſo aufmerkſam zugehört, habe ich in jener ſchauderhaften Stunde, (er meint die Zeit, wenn das heilige Abendmahl gehalten, und damit mancherley Gebete verbunden wurden,) oft geſucht, aber nicht ſehen können. Ich habe ſehr darüber geſeufzet, daß, ſo lange euer Mitknecht ſpricht, ſo viel Eifer und guter Wille beobachtet werden, einer den andern aufmuntert, und alle bis zum Ende ausharren; wenn aber Chriſtus in den heiligen Geheimniſſen ſich zeigen will, die Kirche leer und öde wird. Wie kann dieſes einer Verzeihung werth ſeyn? Durch eine ſolche Trägheit verliert ihr alles mit dem eifrigen Zuhören erworbene Lob. Denn welcher von euch wird nicht auch uns verurtheilen, wenn er ſieht, daß die Frucht des Zuhörens ſogleich bey euch zerfloſſen ſey? Hättet ihr auf das Geſagte ſorgfältig Acht gegeben: ſo würdet ihr euren Eifer in der That zeigen. Und was iſt das für eine froſtige Entſchuldigung von vielen: Wir können auch zu Hauſe beten; aber die Predigt und Lehre können wir zu Hauſe nicht hören. Du betrügſt dich ſelbſt, o Menſch! Freylich kannſt du auch zu Hauſe beten; aber nicht ſo, wie in der Kirche, wo ſo viele Väter zugegen ſind, wo das einmüthige Geſchrey zu Gott abgeſchickt wird. Du wirſt nicht ſo erhört werden, wenn du allein zu dem Herrn beteſt, als wenn du es mit deinen Brüdern thuſt. Hier iſt etwas mehreres, nämlich Einigkeit und Uebereinſtimmung, und das Band der Liebe, und die Gebete der Prieſter. Denn deswegen ſtehen die Prieſter vor, damit die ſchwächern Gebete des großen Hauffens zugleich mit ihren ſtärkern in den Himmel hinauf kommen. Was würde ſonſt die Predigt nutzen, wenn ſie nicht mit Gebet verbunden wäre? Erſt kommt das Gebet, ſodann die Rede, wie auch die Apoſtel ſagen. (Ap. Geſch. C. VI. v. 4.) Gewöhnſt du dich recht fleißig an das Beten: ſo wirſt du nicht einmal die Lehre deiner Mitknechte brauchen; Gott ſelbſt wird, ohne einen Mittels-

telsperſon, deinen Verſtand erleuchten. Wenn nun J. n. das Gebet eines einzigen eine ſolche Kraft hat: ſo muß C. G. das mit der Menge verrichtete noch mehr Stärke und 363. Zuverſicht haben; welches auch Paulus verſichert. bis (2 Corinth. C. I. v. 11.) Hat doch hier vor einigen Jah- 430. ren das ganze Volk einen Miſſethäter, der zum Tode fortgeführt wurde, demſelben entriſſen! So lauft ihr, um den Zorn eines irdiſchen Fürſten zu beſänftigen, mit Kindern und Weibern zuſammen. Aber, wenn ihr die Gnade des Königs der Himmel erwerben, und nicht einen, oder etliche, ſondern alle Sünder auf der Welt, aus Seinem Zorne, und die Beſeſſenen aus den Stricken des Teufels reiſſen ſollt: da ſitzet ihr ſtille, und kommt nicht alle zuſammen, damit Gott gegen eure Uebereinſtimmung eine gewiſſe Achtung bezeige, jenen ihre Strafe, euch eure Sünden erlaſſe. Wenn du nicht zu derſelben Zeit alles verläſſeſt, und dich freywillig zum gemeinſchaftlichen Flehen einfindeſt, was kannſt du für eine Hoffnung des Heils haben? Nicht die Menſchen allein laſſen alsdann jenes höchſt ſchauderhafte Geſchrey hören; ſondern es werfen ſich auch die Engel vor dem Herrn nieder; die Erzengel beten; dieſe Zeit hilft ihnen; die dargebrachte Gabe leiſtet ihnen Beyſtand. Und gleichwie die Menſchen mit abgehauenen Oelzweigen die Könige in Bewegung ſetzen, ſie durch dieſen Baum an die Menſchenliebe erinnern: ſo reichen auch die Engel zu derſelben Zeit, an Statt der Oelzweige, den Leib des Herrn dar, und bitten den Herrn für die menſchliche Natur, als wollten ſie gleichſam ſagen: Wir beten für diejenigen, welche Du ſo zuvorkommend zu lieben gewürdigt haſt, daß Du Dein Leben für ſie hingabſt. Wir flehen Dich für diejenigen an, für welche Du ſelbſt Dein Blut vergoſſen haſt. Für diejenigen bitten wir, für welche Du Deinen Leib geopfert haſt. Deswegen führt der Diakonus zu ſolcher Zeit die Beſeſſenen herbey, und läßt ſie nur den Kopf beugen, damit ſie ſelbſt durch dieſe Stellung des Leibes, Flehende vorſtellen: denn

 mit

J. n. C. G. 363. bis 430. mit der gemeinſchaftlichen Verſammlung der Brüder zu beten, iſt ihnen nicht erlaubt. Deswegen ſtellt er ſie hin, damit du aus Mitleiden gegen ihr Unglück und ihr Stillſchweigen, dein Vertrauen zu ihrem Schutze gebrauchen mögeſt. Mit allen dieſen Gedanken alſo laßt uns in dieſer Stunde zuſammenlaufen, damit wir uns Barmherzigkeit verſchaffen, und zu einer zeitigen Hülfe Gnade finden! Ihr habt das Geſagte gelobt; mit vielem Lärmen und lautem Beyfall habt ihr die Ermahnung aufgenommen. Aber, um uns die Lobſprüche durch die That zu ertheilen, wird keine lange Zeit erfordert, den Gehorſam zu zeigen. Auf die Ermahnung folge ſogleich das Gebet! Dieſes Lob, dieſen lauten Beyfall durch die Werke ſelbſt, ſuche ich!

Daß Chryſoſtomus durch dieſe gewiſſermaaßen rührende, aber auch ſonderbare Vorſtellung vom heiligen Abendmahl, ſeine Abſicht bey den Zuhörern zum Theil erreicht habe, ſieht man aus ſeiner vierten Predigt wider die Anomöer, welche kurz darauf folgte. Er geſteht in derſelben, daß es Zeit wäre, dieſe Materie zu verlaſſen; er will es aber zu genauerer Belehrung ſeiner Gemeine, und zur Erhaltung eines deſto herrlichern Siegs, nicht thun; ſo wie man giftige Kräuter nicht bloß oben abſchneiden, ſondern mit der Wurzel ausreiſſen müſſe. Zuerſt alſo wiederholt er einiges aus der vorhergehenden Homilie; und ſucht darauf ferner aus bibliſchen Stellen zu beweiſen, daß nicht allein die Engel und Erzengel, die Thronen, Herrſchaften, Fürſtenthümer und Mächte im Himmel, ſondern auch die andern unzählichen Völker daſelbſt, mit welchen wir erſt in der künftigen Welt bekannt werden ſollen, wie Paulus Epheſ. C. I. v. 21. meldet, das Weſen Gottes nicht kennen. Die Stelle: Niemand hat Gott jemals geſehen, iſt allein hinlänglich, ſagt er. Wird gleich von den Propheten erzählt, daß ſie Gott geſehen hätten; ſo iſt doch dieſes nur von einer gewiſſen Herablaſſung

laſſung deſſelben, nicht von dem genauen Begreifen ſei- J. n.
nes Weſens zu verſtehen. Der Zuſatz, daß nur der C. G.
eingebohrne Sohn im Schooße des Vaters, ihn 363.
ſehe, beſtätigt nicht allein die Ausſchließung aller Ge- bis
ſchöpfe; ſondern zeigt auch die Ewigkeit des Sohns an. 430.
Nunmehr lobt der Verfaſſer ſeine Zuhörer, und dankt ihnen dafür, daß ſie ſeiner lezten Ermahnung gehorcht hätten; belehrt ſie auch, warum die Beſeſſenen und Unſinnigen, (denn beyde ſezt er nun zuſammen,) von dem Diakonus zum Gebete der Gläubigen gebückt hereingeführt werden. Die Wirkung der Teufel iſt nämlich eine ſchlimme und ſchwere Kette, ſtärker als alles Eiſen. Gleichwie nun, wenn ein Richter hervortritt, und ſich auf einen erhabnen Gerichtsſtuhl ſezt, die Gefängnißwärter alle Gefangene vor das Gitter und die Vorhänge des Gerichtsplatzes, in ſchmutziger unflätiger Geſtalt, mit fliegenden Haaren und mit Lumpen bedeckt, ſtellen: ſo haben auch die alten Lehrer feſtgeſezt, daß, wenn Chriſtus ſich gleichſam auf einen hohen Richterſtuhl zu ſetzen im Begriff iſt, und in den Geheimniſſen ſelbſt erſcheinen will, alsdann die Beſeſſenen, nicht anders als Gefangene hereingeführt werden ſollen, nicht um für ihre Verbrechen beſtraft zu werden; ſondern daß in Gegenwart des Volks und der ganzen Stadt für ſie gemeinſchaftliche Fürbitten geſchehen, und Gott um Erbarmung für ſie angerufen werde. Allein, ſo fährt Chryſoſtomus fort, wenn ich diejenigen getadelt habe, welche ſich einem ſolchen Gebete entzogen: ſo will ich jezt diejenigen anklagen, welche bey demſelben bleiben, und zwar darum, weil ſie ſich nicht beſſer betragen als die Abweſenden, indem ſie während dieſer ſchauderhaften Zeit mit einander ſchwatzen. Was machſt du, o Menſch! Du ſiehſt ſo viele von deinen Brüdern gefeſſelt in der Nähe: und du ſprichſt von Dingen, die dich nichts angehen! Sollte dich nicht der bloße Anblick erſchröcken, und zum Mitleiden führen? Dein Bruder iſt in Banden! und du biſt in der Trägheit! Fürchteſt du

J. n. C. G. 363. bis 430. du dich nicht, daß, indem du ſo plauderſt und ſorglos biſt, ein böſer Geiſt von daher herausſpringe, und, weil er deine müßige mit Beſen gekehrte Seele bey offener Thüre findet, ſehr leicht in dieſelbe eindringe? Sollten nicht vielmehr alle zu jener Stunde Thränen vergießen, und lauter Wehklagen in der Kirche hören laſſen? Nach dem gemeinſchaftlichen Antheil am geheimen Gottesdienſte, nach dem Abwaſchen des Bades, nach der mit Chriſto eingegangenen Verbindung, hat jener Wolf doch Schaafe aus der Heerde reiſſen und bey ſich behalten können; und du weineſt nicht, indem du ein ſolches Unglück ſiehſt? Willſt du deinen Bruder nicht bedauern: ſo fürchte wenigſtens für dich, und erwache! Wenn du deines Nachbarn Haus brennen ſäheſt, würdeſt du nicht, ob es gleich dein ärgſter Feind wäre, zum Löſchen hinzueilen, damit das Feuer nicht auch dein Haus ergreiffe. Eben dieſes denke bey den Beſeſſenen! denn die Wirkung des Teufels iſt ein ſchwerer Brand. Aber nichts verwehrt ihm den Eingang zu uns ſo ſehr, als anhaltendes Gebet. Darauf geht auch die Aufforderung des Diakonus: Laßt uns wohl aufgerichtet ſtehen! Es wird dadurch die Seele gemeint, welche ſich deſto williger zum Lobe Gottes erheben, und von allen weltlichen Dingen losmachen ſoll, weil unſichtbar mit ihr gemeinſchaftlich die Engel eben daſſelbe thun. Zulezt warnt Chryſoſtomus ſeine Zuhörer, einen gewiſſen Kunſtgriff des Teufels beym Gottesdienſte zu Schanden zu machen. Als ſie aufmerkſam zuhörend beyſammen ſtunden, ſchickte er Diebe unter ſie, welche mehrern öfters das Geld, das ſie bey ſich trugen, abgeſchnitten. Bringt, ſagt der Verfaſſer, in die Verſammlung kein Geld mit! Denn der Teufel will euch nicht ſowohl durch den Verluſt deſſelben arm machen; als durch die darüber empfundene Betrübniß vom Zuhören abziehen: ſo wie er ehemals den Hiob durch ſeine große Einbuße zur Sünde zu reizen ſuchte. Laßt uns, wie dieſer, alles dul-

dulden, und nur die Sünde fliehen! ſo werden wir auch das Verlorne hundertfältig wieder erlangen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Was Chryſoſtomus in dieſer Predigt abgebrochen hatte, das ſezte er bald darauf in der fünften wider die Anomöer gerichteten fort, indem er darinne einen ausführlichen Beweis gab, daß nur der Sohn Gottes und der heilige Geiſt das Weſen des Vaters vollkommen kennen. Er bedient ſich dazu der Schriftſtellen Joh. C. I. v. 18. C. VI. v. 46. 1 Corinth. C. II. v. 11. C. VIII. v. 6.; ſucht ſodann aus vielen andern darzuthun, daß die Nahmen Gott und Vater, dem Vater und dem Sohne gemeinſchaftlich und in völlig gleicher Bedeutung beygelegt werden; und zeigt weiter, daß wir weder das Weſen der Engel, noch von unſerer Seele ſelbſt kennen, eben damit wir uns nicht zu hoch wagen mögen. Ueberdies beweiſet er auch, daß die Kenntniß des Sohns vom Vater vollkommen ſey. Auf den Einwurf der Anomöer: Du kennſt alſo nicht, was du verehreſt! antwortet er, es ſey genug zur Gottſeligkeit, zu wiſſen, daß Gott ſey. Sie wandten ferner ein, die Schrift ſage doch deutlich, Gott ſey ein Geiſt. Das iſt aber, verſezt der Verfaſſer, eben ſo wenig eine Beſtimmung Seines Weſens, als wenn Er ein verzehrend Feuer genannt wird. Doch laßt uns lieber, fährt er fort, den Streit mit dieſen Irrlehrern endigen, und für ſie beten! Er redet hier noch lange von der ungemeinen Kraft des Gebets, wie es Krankheiten heile, und die Traurigkeit in Trübſalen zerſtreue; daß es hingegen eine Sataniſche Verführung ſey, ſich aus Mangel an Vertrauen des Gebets zu enthalten, indem es eben die Demuth ſey, welche jenes Vertrauen gebe. Sünde und Demuth, ſezt er hinzu, an einen Wagen geſpannt, werden der Gerechtigkeit und dem Stolze an einem andern Wagen, immer zuvorkommen. Das ſehe man aus dem Gleichniß vom Phariſäer und Zöllner; auch im Gebete der drey Jünglinge ſeyen Spuren davon. Er meine auch

 nicht

J. n. C. G. 363. bis 430.

nicht ſowohl das mündlich ausgeſprochene Gebet; als dasjenige, welches aus dem Herzen emporſteige, und an Stärke Bäumen gleiche, welche tiefe Wurzeln haben.

Dieſe öffentliche Beſtreitung der **Anomöer** hatte Chryſoſtomus ſchon mehrmals, wegen der Veranlaſſungen zur Abhandlung anderer Materien, ausſetzen müſſen. Auch jezt verurſachte dieſes der Feſttag und jährliche Sterbetag des ſeligen **Philogonius**, ein und zwanzigſten Biſchofs von Antiochien, an welchem er, am zwanzigſten **December** des Jahrs 386. zum Lobe deſſelben auftrat. Er bemerkt, daß dergleichen Lobreden den Lebenden allein Nutzen bringen; wünſcht dem Verſtorbenen Glück zu ſeinem Eintritte in jenes Leben, deſſen Vorzüge vor dem gegenwärtigen er redneriſch mahlt. Zuerſt rühmt er ihn wegen ſeiner frühern gemeinnützlichen Beſchäftigungen, als Sachwalter, wofür er von Gott mit dem Amte einer noch wichtigern Sorge belohnt worden ſey. Das mögen alle Mönche hören! ruft Chryſoſtomus hierbey aus, die auf den Gipfeln der Berge wohnen, und ſich auf alle Art der Welt gekreuzigt haben, damit ſie nach ihrem Vermögen den Vorſtehern der Kirche Hülfe leiſten, ſie durch Gebet, Eintracht und Liebe aufmuntern. Sie mögen wiſſen, daß, wenn ſie nicht denen, welche durch Gottes Gnade ſo vielen Gefahren ausgeſezt ſind, und ſo ſchwere Sorgen tragen, auf jede Weiſe beyſtehen, ob ſie gleich weit entfernt wohnen, doch das Haupt ihres Lebens zu Grunde gehen, und ihre Weisheit werde vernichtet werden. Nunmehr fängt zwar Chryſoſtomus an, den **Philogonius** wegen ſeiner Verwaltung des biſchöflichen Amtes zu loben: allein er überläßt dieſes auf einmal ſeinem Biſchof **Flavianus**, der nach ihm reden ſollte, weil derſelbe mit der ältern Geſchichte beſſer als er bekannt ſey. Statt deſſen leitet er ſeine Zuhörer zur Betrachtung des Geburtsfeſtes Chriſti. Es nähert ſich, ſagt er, das ehrwürdigſte und ſchauderhafteſte

teſte von allen Feſten, welches man gar wohl die Haupt- ſtadt aller Feſte nennen kann. Denn von dieſem iſt das Feſt der Taufe Chriſti, (τὰ θεοφάνια) das Feſt ſeiner Kreuzigung und Auferſtehung, (τὸ πάσχα) das Feſt ſeiner Himmelfahrt, (ἡ ἀνάληψις) und das Feſt der Sendung des heiligen Geiſtes, (ἡ πεντηκοστὴ) entſprungen. Daß Chriſtus, nachdem er ein Menſch gebohren worden, geſtorben iſt, war eine natürliche Folge; aber die Geburt Gottes ſelbſt iſt unbegreiflich und ſchaudervoll. Deswegen hauptſächlich umfange und liebe ich dieſen Tag, und ſuche euch auch zur Liebe gegen denſelben zu reitzen. Darum bitte ich euch ſo ſehr, daß ihr euch an demſelben eifrig und munter hier verſammlet. Vorher aber leere ein jeder ſein Haus aus, damit wir unſern Herrn in der Krippe liegend und in Windeln gewickelt, ein grauſenvolles Schauſpiel! ſehen. Denn wie werden wir uns vertheidigen; oder wie werden wir Verzeihung erlangen, wenn wir, da er ſelbſt vom Himmel unſertwegen herabgeſtiegen iſt, nicht einmal aus unſerm Hauſe zu ihm kommen wollen? Die Magi, ausländiſche und fremde Menſchen aus Perſien, eilen, um ihn in der Krippe liegen zu ſehen, und du, ein Chriſt, willſt nicht einmal einen kurzen Weg gehen, um dieſen glückſeligen Anblick zu genießen! Wenn wir mit Glauben hieher kommen: ſo werden wir ihn gewiß in der Krippe liegen ſehen. Denn dieſer Tiſch vertritt die Stelle der Krippe. Auch hier wird der Leib des Herrn liegen. Zwar nicht in Windeln gewickelt, wie damals; wohl aber auf allen Seiten mit dem heiligen Geiſte bedeckt. Die Eingeweihten (οἱ μεμυημένοι, es waren die Getauften und nicht unter den Büßenden begriffenen, welche allein an das heilige Abendmahl ein Recht hatten,) verſtehen wohl, was ich ſage! Die Magi haben bloß angebetet; dir aber erlauben wir, wenn du mit einem reinen Gewiſſen hinzukommſt, zu nehmen, und alsdann nach Hauſe zu gehen. Du kannſt auch ehrwürdigere Gaben darbringen, als ſie: an Statt des

J. n. C. G. 363. bis 430.

Göl-

J. n. C. G. 363. bis 430. Goldes, Sittſamkeit und Tugend; an Statt des Weihrauchs, reines Gebet; an Statt der Myrrhen, Demuth, ein gebeugtes Herz und Almoſen. Niemand ſage mir: ich habe ein mit Sünden angefülltes Gewiſſen; ich trage eine ſehr ſchwere Laſt herum. Die Zeit dieſer fünf Tage iſt hinlänglich, wenn du anders nüchtern biſt, beteſt und wacheſt, um die Anzahl der Sünden zu vermindern. Bedenke nicht, wie kurz die Zeit, ſondern wie gnädig der Herr iſt! Die Niniviten wandten den Zorn Gottes in drey Tagen von ſich; die Hure, welche zu Chriſto kam, wiſchte in kurzem alle ihre Schandflecke ab. Man muß aber, wie dieſe, ſich eben an denjenigen Dingen beſſern, durch welche man geſündigt hat. Sie hatte durch ihre Augen verführt; mit dieſen weinte ſie. Du haſt dich durch Schmähſucht verſündigt; wende nun deine Zunge zum Beten, Loben und Dankſagen ſelbſt gegen Schmähſüchtige an! Wir wollen in dieſen fünf Tagen alle andere Geſchäfte liegen laſſen! Gerichtsplatz, Rathhaus, alle weltliche Sorgen und Verträge, mögen weichen! ich will meine Seele retten. Denn was hülfe es ſonſt dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne? Mit Ehrfurcht und Zerknirſchung des Geiſtes kannſt du Jeſum ſehen, und die Scheidewand zwiſchen ihm und dir niederreiſſen. Jezt aber ſind viele der Gläubigen ſo unvernünftig, daß ſie an Feſttagen mit einer Menge Sünden beladen, zu dieſem Tiſche treten. Wer ein reines Gewiſſen hat, der muß ſich alle Tage demſelben nähern; wer aber, ohne Vorſatz der Beſſerung, in Sünden verwickelt iſt, der darf auch an einem Feſte nicht hinzunahen. Einmal im Jahre hinzutreten, befreyet uns nicht von Sünden, wenn wir es unwürdig thun; ja eben dieſes verurtheilt uns noch mehr, wenn wir auch dieſes einzigemal nicht rein dazu kommen. Chryſoſtomus wiederholt ſeine Ermahnung noch mit vielen und einnehmenden Worten, ſich mehrere Tage vorher durch Buße, Gebet und Almoſen zu reinigen, wenn man dieſes geiſtlichen Opfers

(προσ-

(προσφορὰ) theilhaftig werden wolle; beſonders aber ſich mit demjenigen auszuſöhnen, von dem man beleidigt worden iſt. J. n. C. G. 363. bis 430.

Fünf Tage darauf, am 25. December des Jahrs 386, hielt Chryſoſtomus ſeine erſte Predigt am Geburtsfeſte Chriſti. Sie ſteht im zweyten Theil ſeiner Werke nach Montfaucons Ausgabe; (p. 354. ſq.) ſo wie ſeine bisher beſchriebene Homilieen ſich alle im erſten Theil dieſer Sammlung finden. Man hatte wohl ſonſt einen Verdacht auf dieſelbe geworfen, daß ſie unächt ſeyn möchte; allein Montfaucon hat (l. c. p. 353.) wohl gezeigt, daß derſelbe nicht Statt habe. Zuerſt muntert der Verfaſſer ſeine Zuhörer zur Freude über die große Begebenheit des Tages auf. Wenn wir darüber erſtaunen, ſagt er, daß die Sonne durch Licht und Strahlen auf unſere Erde herabſteigt: wie weit bewundernswürdiger muß es uns ſeyn, daß die Sonne der Gerechtigkeit aus unſerm Fleiſche ihre Strahlen hervorſchießen läßt, und unſere Seelen erleuchtet! Schon lange bin ich begierig geweſen, dieſen Tag zu ſehen; und zwar bey einer ſolchen Menge Zuhörer. Es ſind noch nicht zehn Jahre, daß er uns völlig von den Abendländern her bekannt geworden iſt. Man kann ihn daher neu und auch alt nennen; das leztere, weil er ſo geſchwind den ältern Feſten, ſo zu ſagen, an Alter gleich gekommen iſt. Erwartet für eure Bereitwilligkeit ihn zu feyern, die Belohnung von dem heute gebohrnen Chriſtus! Was wünſcht ihr aber an dieſem Tage von euren Mitknechten zu hören? Was anders, als etwas von dieſem Tage ſelbſt! Denn ich weiß gar wohl, daß viele noch jezt mit einander über denſelben ſtreiten; daß ihn manche, als ein neueingeführtes Feſt, tadeln; andere aber, als ein altes, vertheidigen, indem ſchon ehemals die Propheten ſeine Entſtehung verkündigt hätten, und er vom Anfange her, unter den Völkern von Thracien bis nach Gades hin, bekannt und berühmt geweſen ſey.

Laßt

J. n. C. G. 363. bis 430. laßt uns alſo davon reden! Denn wenn dieſer Tag, da er noch ſtreitig iſt, bereits mit ſo vielem Wohlwollen von euch aufgenommen wird: ſo wird er noch eifriger begangen werden, wenn er bekannt geworden ſeyn wird. Der Verfaſſer trägt darauf drey Gründe vor, aus welchen er ſchließt, daß Chriſtus zu dieſer Zeit gebohren worden ſey. Den erſten ſezt er darinne, daß dieſes Feſt mit einer ſolchen Schnelligkeit überall ausgebreitet worden, und zu einer ſolchen Höhe geſtiegen ſey; gerade wie die Predigt des Evangeliums ſey es in kurzer Zeit weit herum angenommen worden. Sein zweyter Grund iſt dieſer, weil die Römiſchen und überhaupt die Abendländiſchen Chriſten, von denen die Zeitbeſtimmung des Geburtsfeſtes Chriſti zu den Morgenländiſchen Gemeinen übergegangen war, dieſelbe ſchon von alten Zeiten her beobachtet, und aus den Nachrichten von der römiſchen Schatzung, in welche die Geburt des Erlöſers fiel, dieſelbe ſo zuverläßig kennen gelernt hätten, daß man wohl ſehe, Gott ſelbſt habe durch den Auguſtus eine Veranſtaltung getroffen, durch welche die Ankunft des Eingebohrnen bekannt geworden ſey. Dazu ſezt Chryſoſtomus noch den dritten Beweis. Er nimmt an, daß Zacharias, Vater Johannes des Täufers, Hoherprieſter geweſen, und am zehnten Tage des jüdiſchen Monaths Tiſri, oder am großen Verſöhnungstage, in das Allerheiligſte des Tempels gegangen ſey, als ihm der Engel die Empfängniß ſeines Sohns angekündigt habe. Da nun jener Tag der fünf und zwanzigſte des September war, Johannes alſo am vier und zwanzigſten Junius gebohren wurde; Chriſtus aber ſechs Monathe jünger war, als Johannes: ſo ſchien daraus ſehr natürlich zu folgen, daß die Empfängniß Chriſti auf den fünf und zwanzigſten März, und ſeine Geburt auf den fünf und zwanzigſten December geſezt werden müſſe.

Nach dieſen ziemlich weitläufig geführten Beweiſen gedenkt der Verfaſſer der heydniſchen Spöttereyen über

den

den chriſtlichen Lehrſatz, daß Gott ein Menſch ge- J. n. bohren worden ſey. Auch kleine Knaben, ſagt er, C. G. lachen oft über ernſthafte und nothwendige Geſchäfte, 363. die wir vornehmen; aber dieſes Lachen iſt kein Zeichen, bis 430. daß die Sache verächtlich ſey; ſondern von dem Unverſtande der Lachenden. Die Heyden ſind in ihrem äuſſerſten Unſinne gewohnt, ihre falſchen Götter in Stein, Holz und andere ſchlechte Bilder, wie in ein Gefängniß, einzuſchließen; und uns werfen ſie gleichwohl vor, daß wir behaupten, Gott habe Sich einen lebendigen Tempel aus dem heiligen Geiſte erbauet, durch welchen Er der ganzen Welt nützen wollte; Chriſtus habe ein reines, heiliges, aller Sünde unzugängliches Fleiſch, das aus dem jungfräulichen Leibe hervorkam, angenommen. Das wird doch wohl Gott anſtändiger ſeyn, als Holz und Stein, oder als Thiere, in welche die Manichäer das göttliche Weſen verſetzen! So wenig die Sonne dadurch verunreinigt wird, daß ihre Strahlen auf Koth und Unflat fallen; ſo wenig hat Gott ſich durch die Annehmung eines menſchlichen Leibes befleckt. Vielmehr hat Er dadurch eine himmliſche Verfaſſung in unſer Leben gebracht, für welche wir Ihm nur durch Sorgfalt für unſer Heil und durch Tugend würdig danken können. Damit verbindet Chryſoſtomus noch eben ſolche Ermahnungen an ſeine Zuhörer, wie in der vorher beſchriebenen Predigt, nämlich, daß ſie ſich zu dem ſchauderhaften und göttlichen Tiſche mit Furcht und Zittern, mit reinem Gewiſſen, mit Faſten und Gebet, nicht lärmend, ſtampfend und einander ſtoßend, nähern ſollten, weil ſie von Gott zu Seinem Tiſche gerufen würden, auf welchen Sein Sohn geſezt werde.

So viel auch Chryſoſtomus durch dieſe Predigt dazu beygetragen haben mag, daß das Geburtsfeſt Chriſti zu Antiochien, und in andern Morgenländiſchen Gemeinen, ſeitdem feyerlicher und andächtiger von einer Menge Chriſten begangen worden iſt; ſo ſind doch die

Be-

J. n. C. G. 363. bis 430. Beweiſe ſelbſt, welche er angebracht hat, um den fünf und zwanzigſten December zum Geburtstage Chriſti zu machen, alle mißlungen. Der erſte iſt nichts weiter, als ein frommer Einfall; er hat nicht einmal eine richtige hiſtoriſche Grundlage. Denn es währte lang genug, ehe der gedachte Tag, als das Geburtsfeſt Chriſti, in den Morgenländern bekannt, und dazu aufgenommen wurde. In dem zweyten Beweiſe ſezt der Redner etwas als ausgemacht voraus, wovon ſich vor dem vierten Jahrhunderte nicht allein keine Spuren zeigen laſſen; ſondern was auch, bey der ſchon im zweyten, merklichen Ungewißheit der Chriſten über den Tag der Geburt des Erlöſers, gar nicht wahrſcheinlich iſt: daß nämlich derſelbe von den erſten Zeiten her, in den abendländiſchen Provinzen des Reichs, ſelbſt in vielen griechiſchen Gemeinen, am fünf und zwanzigſten December gefeyert worden wäre. Eben ſo iſt es auch eine bloße Möglichkeit, welche durch die Geſchichte gar nicht begünſtiget wird, daß die Römiſchen Chriſten aus den Schatzungsverzeichniſſen den Geburtstag Chriſti ſicher erfahren hätten. Endlich wird im dritten Beweiſe Zacharias, den die Evangeliſche Geſchichte ſelbſt als einen gemeinen Prieſter bezeichnet, fälſchlich in den Hohenprieſter verwandelt: und mit dieſer Vorſtellung fällt zugleich die Angabe vom Verſöhnungsfeſte, nebſt der ganzen darauf gebaueten Ausrechnung, hinweg. Chryſoſtomus ſcheint unterdeſſen einige Entſchuldigung zu verdienen. Die redneriſche Ausſchmückung der beyden erſten ſogenannten Beweiſe ſchickte ſich zu ſeiner Abſicht, ein Feſt zu empfehlen, deſſen Anſehen zu Antiochien noch zweydeutig war. Der dritte aber könnte wohl bereits in der Römiſchen Kirche gebraucht, wo nicht gar erfunden worden ſeyn, um den oftgenannten Tag zum jährlichen Gedächtniſſe der Geburt Chriſti deſto glaubwürdiger anzuſetzen.

Zur Erläuterung dieſer Predigt des Chryſoſtomus, und der Geſchichte eines Feſtes, das von ſeiner Zeit an, unter

unter den Chriſten mit Recht ſo ehrwürdig ward, dürfen J. n.
einige ältern Spuren von dem Urſprunge und Fortgange C. G.
deſſelben, hier nicht vorbeygelaſſen werden. Die erſte 363.
kömmt in den Apoſtoliſchen Kirchenordnungen vor, bis 430.
welche wenigſtens um den Anfang des vierten Jahrhunderts zuſammengetragen worden ſeyn mögen. In der einen Stelle derſelben, (L. V. c. 13.) werden die Brüder ermahnt, unter den Feſten, zuerſt das Geburtsfeſt (τὴν γενέθλιον) am fünf und zwanzigſten Tage des neunten Monaths, (es iſt der Aegyptiſche Monath Choiac, der mit dem December zuſammentrift; darauf aber am ſechsten Tage des zehnten Monaths, das Feſt der Erſcheinung (ἡ ἐπιφάνιος) zu feyern, an welchem uns der Herr ſeine Gottheit offenbart habe. Die andere Stelle (L. VIII. c. 33.) enthält eine Vorſchrift, daß die Knechte am Geburtsfeſte, und auch am Feſte der Erſcheinung Chriſti, von allen Arbeiten frey ſeyn ſollen. Es iſt bey dieſen Stellen merkwürdig, daß, obgleich die morgenländiſchen Gemeinen bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, größtentheils die Geburt und die Taufe Chriſti, auch die Erſcheinung der morgenländiſchen Weiſen zu Jeruſalem, und das Wunder des Erlöſers zu Cana, als lauter Offenbarungen ſeiner göttlichen Würde, an einem einzigen Tage, am ſechsten des Jänner, welcher eben davon die Erſcheinung ſeiner göttlichen Herrlichkeit (ἐπιφάνεια, θεοφάνεια) hieß, feyerten, gleichwohl ſchon aus einer Gegend derſelben, in den frühern Zeiten des gedachten Jahrhunderts, ein Beyſpiel eines doppelten Feſttags für die beyden erſten Begebenheiten vorkommt. Hingegen glauben verſchiedene neuere Gelehrte, mit dem Zonaras, das chriſtliche Feſt Epiphania, an welchem der Kaiſer Julianus, im Jänner des Jahrs 360. nach dem Ammianus Marcellinus, (L. XXI. c. 2.) den öffentlichen Gottesdienſt abwartete, habe auch das Geburtsfeſt Chriſti in ſich gefaßt. Man hat zwar dawider eingewandt, daß dieſes in Gallien geſche-

J. n. C. G. 363. bis 410.

hen ſey; und in den abendländiſchen Gemeinen ſey das Geburtsfeſt des Erlöſers von je her, am fünf und zwanzigſten December, abgeſondert von dem Erſcheinungsfeſte, begangen worden. Aber eben dieſes leztere, was man als gewiß vorausſezt, wird ohne Beweis angenommen. Nur ſo viel iſt zuverläßig, daß ohngefähr ſeit der Mitte des vierten Jahrhunderts, die Römiſche Gemeine ſowohl für die Geburt, als für die Taufe Chriſti, beſondere Feſtzeiten an den bereits genannten Tagen beobachtet habe, und daß ihre Gewohnheit nach und nach auch von den Morgenländern nachgeahmt worden ſey. Ob dieſe durch einen und den andern von den Gründen des Chryſoſtomus dazu bewogen worden ſind; oder ob ſie es aus einer ausnehmenden Achtung gegen das Andenken der Geburt Chriſti gethan haben? läßt ſich nicht ſagen. Noch weniger kann man auf dasjenige bauen, was Johannes, Erzbiſchof von Nicäa, mehrere Jahrhunderterte nach dieſer Zeit, in einer mit Fehlern und Fabeln angefüllten Schrift, (de Nativitate Domini, in Combefiſii Auctar. Nov. Biblioth. Patr. Tom. II. p. 297.) erzählt, und Cotelier (Not. ad. Conſtitt. Apoſtol. L. VIII. c. 13. p. 316. ed. Amſtel.) ergänzt hat. Dahin gehört aus dem leztern Zuſatze die Nachricht, daß Julius der erſte, Römiſcher Biſchof vom Jahr 336. bis zum Jahr 352, auf die bittende Vorſtellung des Biſchofs von Jeruſalem, daß er nicht an Einem Tage, am ſechsten Jänner, die Geburt und auch die Taufe Chriſti feyern könne, weil Bethlehem, der Ort der erſtern, und der Jordan, wo die leztere vollzogen worden war, ſo weit von einander entfernt wären, daß Julius alſo die wahre Zeit dieſer Begebenheiten, genau ausgerechnet, ihm melden möchte, ſolches wirklich gethan, und gefunden habe, daß die Geburt Chriſti am fünf und zwanzigſten December, ſeine Taufe aber am ſechsten Jänner erfolgt ſey: eine Trennung, welche, da ſie von den chriſtlichen Lehrern befolgt wurde, anfänglich viel Mißvergnügen verurſacht habe.

Auf

Auf der andern Seite meldet Johannes von Nicäa, daß man deswegen um dieſe Zeit das Geburtsfeſt Chriſti in der Gemeine zu Rom, auf den 25ſten December verlegt habe, um die dortigen Einwohner von ihrem beliebten heydniſchen Feſte, Natalis invicti ſolis, welches um gleiche Zeit begangen wurde, deſto leichter abzuziehen, und an die Feyer eines chriſtlichen zu gewöhnen. So verdächtig auch dieſe Nachrichten durch ihr ſpätes Alter und andere Umſtände werden, wie zum Theil bereits an einem andern Orte dieſes Werks, (in der Vorrede zur zweyten Auflage des zweyten Theils,) bemerkt worden iſt; ſo könnte doch darinne einiger Saame von Wahrheit aufbehalten worden ſeyn, nämlich dieſer, daß der fünf und zwanzigſte December ſeit der Mitte des vierten Jahrhunderts, in der Römiſchen Gemeine zum Geburtsfeſte Chriſti angenommen worden wäre. Genug, dieſe Zeitbeſtimmung fand allmählig noch in dem gedachten Jahrhunderte faſt überall, auch in denjenigen, beſonders morgenländiſchen Gemeinen Beyfall, wo bis dahin der ſechste Jänner zugleich das Geburtsfeſt und das Tauffeſt Chriſti geweſen war. Man fieng daher auch ſeit dieſer Abſonderung an, die beyden Feſte mit dem gemeinſchaftlichen Nahmen des erſten und zweyten Erſcheinungstages zu bezeichnen. Doch war die Uebereinſtimmung hierinne, ſelbſt in den ſpätern Zeiten des vierten Jahrhunderts noch nicht allgemein. Epiphanius ſagt in einer bereits oben (S. 80.) angeführten Stelle, daß Chriſtus am Feſte Epiphania gebohren worden ſey: und in einer andern Stelle eben deſſelben Werks, (Panar. Haeres. LI. Alogor. c. 16. 24. p. 439. 446. ed. Petav. Tom. II.) ſucht er noch ausführlicher zu zeigen, daß die Geburt des Erlöſers auf den fünften Jänner (nicht auf den ſechsten, wie man ordentlich in den morgenländiſchen Gemeinen glaubte, zu ſetzen ſey. Nach dem Hieronymus, (Commentar. in Ezech. C. I. p. 700. Opp. Tom. III. ed. Mart.) hatte dieſe Meinung auch gegen das Jahr 411. noch

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. noch nicht völlig aufgehört. Doch für die Abſicht der gegenwärtigen Geſchichte, ſcheinen auch dieſe wenigen Erläuterungen über den Urſprung und Fortgang des Geburtsfeſtes Chriſti, hinlänglich zu ſeyn. Außer den bekannten Schriften von den chriſtlichen Alterthümern, und beſonders den Feſten derſelben, kann man hierüber in einem vortreflichen Werke von ganz anderm Hauptinhalte, (Hiſtoire de Manichée et du Manicheiſme, & par M. *de Beauſobre*, T. II. p. 691-700.) viele leſenswürdige Anmerkungen finden.

Eben jene alte Verbindung des Geburtsfeſtes Chriſti mit dem Erſcheinungsfeſte, giebt einen natürlichen Uebergang zu einer andern Homilie des Chryſoſtomus ab, die er an dem leztern, nach der bisher beſchriebenen Trennung, zum Andenken der Tauffe Chriſti gehalten hat. Denn daß ſie gleich auf die Predigt am Geburtsfeſte Chriſti gefolgt ſeyn ſollte, kann daraus, wie Montfaucon meint, (Monitum in Homiliam de Baptismo Chriſti, et de Epiphania, p. 366. T. II. Opp. Chryſoſtom.) noch nicht bewieſen werden, weil ſich der Verfaſſer auf oft vorgebrachte Erinnerungen bezieht, die in den zwo vorhergedachten Predigten angetroffen werden. Der Anfang iſt unerwartet und rührend. Ihr ſeyd heute alle frohen Muths, ſagt Chryſoſtomus; ich allein bin betrübt. Denn wenn ich in dieſes geiſtliche Meer blicke, und den unermeßlichen Reichthum der Kirche betrachte, nachher aber bedenke, daß, wenn erſt das Feſt vorüber ſeyn wird, dieſe Menge von uns zurückſpringen und davon eilen werde: ſo ſchmerzt und bekümmert dieſes meine Seele, daß, da die Kirche ſo viele Kinder gezeugt hat, ſie ihrer gleichwohl nicht bey jeder Verſammlung, ſondern nur am Feſte, genießen kann. Welch ein geiſtliches Frohlocken würde dieſes ſeyn, welch eine Freude, welche Verherrlichung Gottes, welch ein Nutzen der Seelen, wenn wir bey einer jeden Verſammlung den Umfang der Kirche ſo angefüllt ſähen! Die Schiffer und Steuermänner

ner wenden alles an, um das Meer durchzuſegeln, und J. n.
den Hafen zu erreichen. Wir aber beſtreben uns, auf C.G.
der hohen See herumzuwanken, indem wir von den 363.
Wellen der weltlichen Geſchäfte geworfen, auf den bis
Marktplätzen und vor Gerichte hin und her gedreht wer- 430.
den; hier aber uns kaum einmal oder zweymal im ganzen Jahre einfinden. Wiſſet ihr es nicht, daß Gott, wie er für das Meer Hafen errichtet hat, alſo für die Städte Kirchen angelegt habe, damit wir uns aus dem Sturmwetter des weltlichen Getümmels dahin flüchten und der größten Ruhe genießen mögen? Denn hier darf man ſich nicht vor den ſchäumenden Wellen, nicht vor dem Anfall der Räuber, nicht vor dem Angriff der Auflaurer, oder vor der Heftigkeit der Winde, oder vor den Nachſtellungen wilder Thiere fürchten; hier iſt ein von allem dieſem befreyeter Hafen, ein geiſtlicher Hafen der Seelen. Ihr ſelbſt ſeyd Zeugen von dem, was ich ſage. Denn wenn jemand von euch jezt ſein Gewiſſen öffnen wollte: ſo würde er darinne viele Ruhe finden. Der Zorn beunruhigt nicht: die Begierde entzündet nicht; der Neid verzehrt nicht; der Uebermuth bläſet nicht auf; die Liebe zum eitlen Ruhm verdirbt nicht; ſondern alle dieſe wilden Thiere werden im Zaum gehalten ſobald das Anhören der göttlichen Schriften gleichſam als eine göttliche Beſchwörungsformel, durch die Ohren in die Seele eingedrungen iſt, und jene unvernünftige Leidenſchaften beſänftigt hat. Wie unglücklich ſind alſo diejenigen, welche, da ſie an Weisheit ſo ſehr zunehmen könnten, nicht häuſſig zu der gemeinſchaftlichen Mutter von allen, zur Kirche, kommen! Was hindert dich wohl daran? Vergebens ſchützeſt du deine Armuth vor. Die Woche hat ſieben Tage; in dieſe hat Sich Gott mit uns ſo freygebig getheilt, daß Er nur einen einzigen für Sich behalten hat. Und auch an dieſem willſt du dich weltlicher Geſchäfte nicht enthalten; ſondern ſtellſt dich Kirchenräubern gleich, indem du einen heiligen, zum Anhören geiſtlicher Reden

J. n. C. G. 363. bis 430.

beſtimmten Tag raubſt, und zu irdiſchen Sorgen miß- brauchſt! — Auf dieſe noch weiter fortgeſezte Verwei- ſe und Ermahnungen, folgt eine Erklärung des Nah- mens Epiphania, weil viele, ſagt Chryſoſtomus, die Veranlaſſung dieſes Feſtes, welches ſie jährlich be- giengen, nicht wüßten. Er nennt alſo eine zweyfache Erſcheinung, aus welcher dieſe Benennung entſtan- den ſey: eine bereits vorgegangene, und die andere, welche erſt am Ende der Welt in Herrlichkeit erfolgen ſoll. Von der erſtern reden Paulus, (Tit. C. II. v. 11.) und Joel, (C. II. v. 31.). Warum wird aber nicht der Tag der Geburt des Herrn, ſondern der Tag ſei- ner Taufe, an welchem er das Waſſer geheiligt hat, Epiphania genannt? — Denn von dieſer Heiligung kömmt es her, daß diejenigen, welche um Mitter- nacht dieſes Feſtes Waſſer ſchöpfen, es durch ein augenſcheinliches Wunder, ein Jahr, ſogar öfters zwey, drey Jahre lang, friſch in ihrem Hauſe er- halten können. — Darum, weil der Herr durch ſeine Geburt nicht allen offenbart worden iſt; wohl aber durch ſeine Taufe. Eine andere Frage iſt es, weswegen ſich Chriſtus habe tauffen laſſen, und was vor eine Tau- fe er empfangen habe? Nicht die Jüdiſche, welche bloß von äußerlichen Befleckungen reinigte; auch nicht die Chriſtliche, welche Vergebung der Sünden er- theilt, deren er nicht benöthigt war, und die Gaben des heiligen Geiſtes ſchenkt, die er bereits beſaß; ſondern die Taufe Johannis, die keines von beyden verſchaffte, beſſer als die Jüdiſche, geringer als die chriſtliche war; die er aber doch übernahm: theils, um dadurch allgemein bekannt zu werden; theils um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, das heißt, einem Propheten, den Gott zum Tauffen ge- ſandt hätte, zu gehorchen. — Bey Gelegenheit, da viele, wegen des Feſtes, ſich dem Genuß des heiligen Abendmahls näherten, tadelt der Verfaſſer den Leichtſinn und den laſter- haften Zuſtand, in welchem ſie es thaten, mit eben den Gründen, als in einer der vorher angezeigten Predigten.

Er

Er hatte, wie man aus derſelben geſehen hat, die öffentliche Beſtreitung der Anomöer etwas unterbrochen; ob man gleich dieſelbe als die ſechste ſeiner wider dieſe Irrlehrer gehaltenen Predigten zählt. Allein er kam bald wieder in der ſiebenten zu dieſer Beſchäftigung zurück. In derſelben klagt er anfänglich, daß die Verſammlung, wegen des eingefallenen Wettrennens, vermindert worden ſey; wiewohl ihn der Anblick der Gegenwärtigen, als Früchte, in Abſicht auf die Abweſenden, als Blätter, tröſte. Er ſey zwar, fährt er fort, Willens geweſen, eine lange Rede wider die leztern zu halten; allein, damit es nicht ſcheine, als wenn er mit einem Schatten fechte, wolle er lieber die Anweſenden auf die gewohnte Wieſe und See der heiligen Schrift führen. Seine Abſicht iſt, zu beweiſen, daß der Sohn Gottes gleiches Weſens mit ſeinem Vater ſey. Er findet es zwar ſchimpflich und lächerlich, einen ſo klaren Satz erſt darzuthun, da nach den allgemeinen Geſetzen der Natur, das Gezeugte und das Zeugende einerley Weſens ſeyn müſſen; allein die Anomöer nöthigten ihn dazu. Ihren Einwurf, daß, nach dieſer Art zu ſchließen, auch die Menſchen, welche Söhne Gottes genannt würden, einerley Weſen mit Ihm haben müßten, beantwortet er damit, dasjenige, was der Eingebohrne wirklich ſey, komme denjenigen nicht zu, denen nur ein gleicher Nahme beygelegt werde; allein nicht die Vorzüge, daß ſie im Schooße des Vaters ſind; daß man an ihnen den Vater ſehe, und dergleichen mehr. Aber warum haben der Sohn Gottes ſelbſt von ſich, und die Apoſtel ſo viel Erniedrigendes von ihm geſagt? Erſtlich darum, damit Zeitgenoſſen und Nachkommen deſto gewiſſer überzeugt würden, er ſey ein wahrer Menſch geweſen. Dazu kam zweytens die Schwachheit ſeiner Zuhörer, welche ſich daran ärgerten, ſo oft er etwas Erhabenes und ſeiner Würde Gemäßes von ſich ſagte; niedrige und menſchliche Reden hingegen willig aufnahmen. Drittens wollte er auch ſeine Zuhörer da-

J. n. C. G. 363. bis 430.

 durch

J. n. durch belehren, daß ſie demüthige Geſinnungen von ihm
C. G. annehmen ſollten; und viertens ſuchte er es auf eben
363. dieſem Wege zu verhüten, daß man ihn nicht für Eine
bis
430. Perſon mit dem Vater anſehen möchte. Wenn er hingegen, neben einer ſolchen Beſcheidenheit, auch ſich dem Vater gleich ſtellt: ſo kann es keine ſtolze Vergrößerung, ſondern es muß vollkommene Wahrheit ſeyn. Hiernach iſt das Gebet, welches er als Menſch, (nicht als Gott, nach der Behauptung der Irrgläubigen,) in ſeinem tiefſten Leiden zu Gott abließ, und hinwiederum ſeine gewiſſe Vorherſagung, zu beurtheilen. Daß die Worte: Ich und der Vater ſind Eins, nicht auf die Einheit des Willens zwiſchen ihnen gehe, ſondern auf die Einheit der Majeſtät, ſieht man aus dem Ausdrucke: Nicht wie ich will, ſondern wie Du willſt, wodurch er ſeine wahre Menſchheit anzeigte, die ſich vor dem Tode fürchtete. Am Ende dieſer Predigt empfiehlt Chryſoſtomus ſeinen Zuhörern das Gebet, wegen der Würde, die es dem Menſchen ertheilt, und wegen ſeiner ungemeinen Nutzbarkeit. Es verſezt von der Welt im Geiſte in das künftige Leben, und verſtattet das Aufwallen ſündlicher Begierden nicht. Der Teufel wird dadurch vertrieben; es dient für jedes Anliegen, dämpft die Betrübniß, verurſacht beſtändige Freude, und iſt die Mutter der Philoſophie. Es öfnet alle Schätze: der reiche König Achab, dem es fehlte, war arm; er mußte den Elias aufſuchen, einen Mann, der kein Kleid hatte; und gleichwohl durch ſein Gebet den Himmel aufſchloß.

Gleich am folgenden Tage hielt er die achte Predigt wider die Anomöer, und begegnete darinne der Einwendung, welche ſie aus den Worten Chriſti zogen: Das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, iſt nicht mein; ſondern denen es bereitet iſt von meinem Vater. Ich wiederhole heute, ſagte er, meine häufige Erinnerung, daß ihr nicht bloß bey den

Buch=

Buchſtaben ſtehen bleibt; ſondern den Verſtand erfor- J. n.
ſchet. Wenn man das erſtere thut: ſo muß man auch C G.
ſagen, daß Gott Flügel habe, daß er ſchlafe, und der- 363.
gleichen mehr. Die angeführten Worte zeigen viele bis
Sorgfalt, Weisheit und Fürſorge für unſer Geſchlecht 430.
an; aber die Macht zu ſtrafen und zu ehren, ſpricht ſich Chriſtus dadurch ſo wenig ab, daß er ſich dieſelbe vielmehr in einer andern Stelle, (Matth. C. XXV. v. 31. fg.) als dem allgemeinen Richter, beylegt. Und hier erkennt man ſeine Gnade an den Worten, daß er ſelbſt von den Verdammten ſagt, nicht ihnen, ſondern dem Teufel ſey eigentlich das Feuer bereitet; und von den Auserwählten, das Reich ſey ihnen, noch ehe ſie Kämpfer geweſen wären, bereitet worden. Eben ſo mächtig ſtellt er ſich auch in dem Gleichniſſe von den zehn Jungfrauen vor, wo das Feuer den jungfräulichen Stand, und das Oel das Almoſen bedeutet, welches leztere nur die Armen verkaufen können, weil die Reichen weit mehr darauf denken, neue Schätze zu ſammeln, als Almoſen auszutheilen. Ja, verſetzen die Gegner, dieſe Macht beſizt Chriſtus wohl, zu beſtrafen und zu krönen; aber nicht den höchſten Vorſitz zu ertheilen. Doch, daß er auch dieſes zu thun im Stande ſey, beweiſen die Worte: **Der Vater hat alles Gericht dem Sohne gegeben**: denn Geben iſt hier nicht auf menſchliche Art zu verſtehen, ſondern es heißt: Er hat ihn ſo vollkommen gezeugt. Jene Macht Chriſti folgt auch daraus, weil er den beſten unter allen Menſchen, nach 2. Timoth. C. IV. v. 7. gekrönt hat. Und wer kann dieſes anders ſeyn, als jener Zeltverfertiger, der Lehrer der Welt, der Erde und Meer gleichſam geflügelt durchgelaufen iſt, jenes auserwählte Werkzeug, der Brautführer Chriſti, der Stifter der Kirche, der noch vor der Auferſtehung in den dritten Himmel entzückt worden iſt! Warum hat aber gleichwohl Chriſtus geſagt: Das Sitzen zu geben, iſt nicht mein? Werdet nicht unruhig, antwortet Chryſoſtomus, wenn ich be-

J. n. C. G. 363. bis 430. behaupte: es iſt nicht allein des Sohns nicht; ſondern auch nicht einmal des Vaters: denn wäre es des Vaters, ſo würde es auch des Sohns ſeyn. Dieſer Vorſitz kann eben ſo wenig jemanden willkührlich angewieſen werden, als die Krone des Kämpfens; es kömmt auf die Streitenden an. Hätte Chriſtus jenen Vorzug allein zu vergeben: ſo würden alle Menſchen ſelig werden; ſo würden auch keine Stuffen der Belohnungen ſeyn. Wir lernen aber aus den Worten Chriſti dieſes, daß es zur Erlangung des höchſten Sitzes nicht genug ſey, den Märtyrertod zu leiden: denn die fragenden Apoſtel ſollten ihn ebenfals ausſtehen; ſondern daß der Weg dahin durch die tiefſte Demuth gehe, wovon Chriſtus das herrlichſte Beyſpiel gegeben hat.

Zwo andere Predigten werden billig auch, als die neunte und zehnte, unter die Zahl derer gerechnet, welche Chryſoſtomus gegen das Ende des Jahrs 386. und um den Anfang des künftigen, wider die Anomöer richtete. In der erſtern wird wiederum ihrem Einwurfe begegnet: **Wie konnte derjenige, der den Lazarus nicht ohne Gebet aufzuerwecken vermochte, dem an Weſen gleich ſeyn, der ſein Gebet annahm?** Sie verſtehen es nicht, ſagt er, daß dieſes Gebet eine Herablaſſung geweſen, und wegen der Schwachheit der Anweſenden vorgenommen worden ſey. Warum ſollte Chriſtus nicht gebetet haben, da er etwas weit Erniedrigenderes, das Fußwaſchen, verrichtet hat? Die Juden werfen zwar auch hier den Chriſten vor, daß ſie einen Gott hätten, der nicht gewußt habe, wo Lazarus begraben liege? allein ſo müßte man aus der Frage Gottes: **Adam! wo biſt du?** eine gleiche Unwiſſenheit ſchließen. Chriſtus betete bey dieſer Gelegenheit deswegen, weil **Martha** zu ihm geſagt hatte: **Ich weiß, daß Dir Gott alles geben wird, was Du von ihm bitteſt.** Denn ſonſt weckte er auch ohne Gebet Todte auf; ohne ein Gebet führte er den gekreuzig-

kreuzigten Räuber ins Paradies ein. Auch betete er nicht für den Lazarus; ſondern wegen der herumſtehenden Ungläubigen. Um dieſe von ſeiner göttlichen Macht zu überzeugen, rief er den Verſtorbenen aus dem Grabe hervor: und dieſer kam ſogleich. „O Tyranney „des Todes! ruft hier der Verfaſſer aus; o Tyranney „jener Gewalt, welche die Seele feſthielt! o Todten„reich! Das Gebet iſt geſchehen; und gleichwohl läſſeſt „du den Todten nicht los! Keineswegs, ſagt dieſe „Macht. Und warum nicht? Weil es mir nicht be„fohlen worden iſt. Ich bin ſelbſt gebunden, und hal„te hier den Schuldner feſt. Erhalte ich keinen Befehl: „ſo laſſe ich ihn nicht los. Denn das Gebet iſt nicht „meinetwegen geſchehen; ſondern wegen der gegenwär„tigen Ungläubigen. Ich aber erwarte erſt die Stim„me, um die Seele loszulaſſen. Lazare! komm „heraus! Der Verſtorbene hat den Befehl des Herrn „gehört: und ſogleich hat er die Geſetze des Todes über„treten. Nun mögen ſich die Ketzer ſchämen, und vom „Angeſichte der Erde vertilgt werden!“ Warum hat aber Chriſtus den Todten nahmentlich gerufen? Weil er ſonſt, wenn er die Todten unbeſtimmt angeredet hätte, ſie alle auferweckt haben würde.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Die zehnte Predigt dieſes Inhalts, welche nicht lange ausblieb, beſchäftigt ſich, wie es Chryſoſtomus vorſtellt, mit der Bezahlung einer Schuld an ſeine Zuhörer, die ſie zwar bereits vergeſſen haben mochten; die er aber ſelbſt um ſeines Nutzens willen abzutragen bereit iſt, weil ſolche geiſtliche Schulden dem Schuldner ſogar Gewinn eintrügen, wenn ſie diejenigen empfiengen, welche ſie zu fodern haben. Er bleibt alſo hier bey demjenigen anderwärts bemerkten Nutzen der erniedrigenden Reden und Erzählungen von Jeſu ſtehen, Kraft deſſen ſie Lehren der Demuth und Beſcheidenheit wurden. Unter den Beyſpielen, die er davon anbringt, ſind auch die öſtern Gebete des Erlöſers. Dieſe kann

er

J. n. C. G. 363. bis 430.

er nicht, um Beyſtand zu erhalten, geſprochen haben: ſonſt hätte er ſie bey den größern Wundern nicht vorbeygelaſſen; ſie waren alſo nur belehrend. So erinnerte er folglich durch das Segnen der Brodte vor der wunderthätigen Speiſung, daß man die Nahrungsmittel nicht eher genießen dürfe, bis man dem Schöpfer derſelben dafür gedankt hätte. Hingegen beym Strafen und Ehren, beym Vergeben der Sünden, beym Austreiben der Teufel, beym Geſetzgeben, rief Chriſtus den Vater niemals an, weil er alles aus eigener Macht that. Der Verfaſſer führt hierüber viele Stellen der Evangeliſchen Geſchichte an; beſonders, um zu erweiſen, daß Chriſtus Urheber von Geſetzen geweſen ſey und daß er das nach und nach unvollkommen gewordene Geſetz der Iſraeliten verbeſſert habe. Eben deswegen habe er auch den göttlichen Urheber deſſelben nicht genannt; ſondern nur geſagt: **Ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt.** Durch die von ihm beygefügten Zuſätze aber habe er deutlich genug zu erkennen gegeben, daß er, gleich ſeinem Vater, der Urheber jenes Geſetzes geweſen ſey. Ferner zeigt der Verfaſſer, daß Chriſtus auch aus Demuth die menſchliche Natur angenommen; jedoch dadurch nichts an ſeiner Herrlichkeit verloren habe. Damit aber ſeine Zuhörer nicht denken mögen, daß ſie bloß an dem wahren Glauben genug hätten: ſo ſchärft er ihnen eine vor kurzem empfohlne Pflicht nochmals dringend ein, die Verbindlichkeit, jede Feindſchaft, höchſtens nach der Dauer eines Tages, wieder aufzuheben, damit nicht verrenkte Glieder deſto ſchwerer eingerichtet werden, je länger man warte. Dieſe traurigen Folgen einer längern Feindſeligkeit; die Gefahr, in welche eine ſolche Verfaſſung ſezt; der Ruhm einer geſchwinden Verſöhnung für denjenigen, der den erſten Schritt dazu thut, und das Glück, eines allgemeinen Wohlwollens zu genießen; dieſe Gründe werden kurz und gut entwickelt.

Endlich

Endlich hat Chryſoſtomus noch zwölf Jahre darauf, zu Conſtantinopel im Jahr 398, zwo Predigten wider die Anomöer gehalten, welche den vorhergehenden mit allem Rechte, als die eilfte und zwölfte, vom Montfaucon (Tom. I. Opp. Chryſoſt. p. 541. ſq.) an die Seite geſezt werden. Die erſtere derſelben war überhaupt die zweyte ſeiner Predigten in der gedachten Hauptſtadt. Er fängt ſie mit einer für die dortigen Einwohner rühmlichen Vergleichung mit den Chriſten zu Antiochien an. Bey dieſen fand er eine ältere und zahlreichere Gemeine; bey jenen einen heiſſern Glauben, mehr Geduld und Standhaftigkeit, weil ſie, obgleich von vielen Kezern umgeben, ſich dennoch nicht verminderten. Daher entſchloß er ſich, weil er bereits zum erſtenmal vor ihnen von den Waffen Davids und Goliaths philoſophirt hatte, den Stein des erſtern, als einen geiſtlichen Eckſtein, wieder in die Hände zu nehmen, und an Statt vernunftmäßiger Gründe, die doch nicht vollkommen überzeugten, bloß aus der Schrift genommene anzuwenden. Er zeigt alſo, daß im Alten Bunde eben ſowohl, als im Neuen, die göttliche Hoheit Chriſti außer Streit geſezt werde. Denn der Vater ſprach zu ſeinem Sohne, nicht: Mache! wie zu einem Diener; ſondern in völliger Gleichheit: Laſſet uns Menſchen machen! Der Sohn wird Sein Rathgeber genannt. (Jeſ. C. IX. v. 5.) Er ſizt zur Rechten des Vaters; und alle ſollen den Sohn gleichwie den Vater ehren. Wir wollen aber, ſezt der Verfaſſer hinzu, um unſer Heil nicht zur Hälfte zu beſorgen, mit der Richtigkeit der Lehrſätze auch die Genauigkeit im Leben verbinden. Dieſe leztere wird durch nichts ſo ſehr befördert, als durch eine oftmalige Anweſenheit an dieſem Orte. Hier wird der Hunger der Seele durch das göttliche Wort geſtillt; hier ſammelt man die dauerhafteſten Schätze. Es entſteht daraus auch dieſer Nutzen, daß die Feinde durch ſo viele Verſammlete ſehr beſchämt, und die Brüder aufgerichtet werden.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Schon

J. n. C. G. 363. bis 430. Schon die bloße Gegenwart macht ihnen Muth; eine kleine Anzahl ſchlägt ſie nieder. Aus der kleinen Anzahl der allererſten Chriſten erwuchſen deswegen bald ſo viele Tauſende, weil ſie immer alle gemeinſchaftlich zum Gebet und Leſen beyſammen waren. Wollen wir denn nicht an der Kirche eben daſſelbe thun, was Frauensperſonen an einer Jungfrau in ihrer Nachbarſchaft thun, wenn ſie verlobt werden ſoll? Sie ſchmücken dieſelbe aus, beſchenken ſie, und ſind wenigſtens bey ihr. Laßt auch uns allenthalben in die Kirche zuſammenlaufen, ihre Dürftigkeit bedecken, oder vielmehr dieſe aufheben!

Dieſe Ermahnung muß ihre Früchte getragen haben, weil Chryſoſtomus nach etlichen Tagen in der zwölften Predigt Gott lobte, daß er in jeder Verſammlung den Acker wachſen, die Saat emporſteigen, die Scheunen angefüllt, und die Garben vermehrt ſehe; ob er gleich den Saamen erſt vor kurzem ausgeſtreuet habe. Deſto williger fährt er fort, die Herrlichkeit des eingebohrnen Sohnes Gottes darzuthun, nachdem er durch die vorgeleſene Geſchichte von dem acht und dreyßigjährigen Kranken am Teiche zu Bethesda dazu Gelegenheit bekommen hatte. Er macht hierüber verſchiedene Anmerkungen. Der Engel, welcher den Teich zu einer gewiſſen Zeit bewegte, verhalf dadurch Einem Kranken zur Geſundheit. Als aber der Herr ankam, da ſtand der ganzen Welt die Heilung geiſtlicher Krankheiten bloß dadurch offen, daß ſein Nahme über dem Waſſer angerufen wurde. Ein unendlicher Abſtand! Jener Kranke war der gemeinſchaftliche Hafen alles menſchlichen Elendes. Eben darum wählte ihn der Heyland, um ſeine Macht und Liebe an ihm zu beweiſen. Er frug ihn nur deswegen, ob er geheilt ſeyn wollte? damit er ihn veranlaſſen möchte, ſowohl ſeine Noth als auch ſeine bewundernswürdige Standhaftigkeit an den Tag zu legen. Er befohl ihm, mit ſeinem Bette fortzugehen: und das aus folgenden Urſachen.

Erſt-

Erſtlich wollte er die Juden auf das Künftige von der J. n.
Beobachtung des Geſetzes befreyen; ſodann ſeinen Fein- C. G.
den alle Ausflucht gegen das geſchehene Wunder beneh- 363.
men; endlich nicht bloß die gehobene Krankheit, ſon- bis 420.
dern auch die wiederhergeſtellte vollkommene Geſundheit dadurch bekannt machen. Und alles dieſes hatte Er mit Einem Worte, in Einem Augenblicke geleiſtet. Hier möchte ich diejenigen, welche Gottes Weſen vorwitzig unterſuchen, gern fragen: Wie ſind denn die Glieder des Kranken zuſammengefügt worden? wie wurden die Knochen wieder feſt? wie haben alle Lebenskräfte ihren vorigen Gang bekommen? Doch ſie können es ja nicht erklären! Alſo bewundere nur das Geſchehene, und forſche nicht neugierig nach der Art und Weiſe! Bey dem unverantwortlichen Betragen der Feinde Jeſu gegen dieſe Wunderthat, wurde der Geheilte ein Lehrer des Glaubens für ſie. Jeſus ſelbſt aber, dem deswegen eine Verletzung des Sabbaths vorgeworfen ward, vertheidigte ſich mit einem ſolchen Grunde, (Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch,) daß daraus ſchlechterdings eine völlige Gleichheit mit demſelben folgt. Er würde ſich ſonſt ſo wenig unterſtanden haben, ſich auf ſeinen Vater zu berufen, als es einer Unterobrigkeit erlaubt iſt, darum das Diadem aufzuſetzen, oder Lebensſtrafen zu erlaſſen, weil beydes der Kayſer auch thut. Das Wirken aber heißt hier die Fürſehung für das Geſchaffene. Wiederum ſchließt der Verfaſſer ſeine Predigt damit, daß doch ſeine Zuhörer die Philoſophie der Sitten mit der Rechtgläubigkeit verbinden möchten. Dazu ſchlägt er wieder das häufige Beſuchen des öffentlichen Gottesdienſtes vor, weil ohne das Anhören des göttlichen Worts, der geiſtliche Acker leicht verwildere, und die Kirche auch der Ort ſey, wo die geiſtige Schönheit erworben werde.

So ſtritt Chryſoſtomus auf dem öffentlichen Lehrſtuhl mit den Irrgläubigen. Wenn es auf der einen

Seite

J. n. C. G. 363. bis 430.

Seite eine unangenehme Nothwendigkeit für ihn war, mit Leuten, die ſich ſelbſt unter ſeinen Zuhörern oftmals einfanden, an einem ſolchen Orte zu fechten: ſo hat er auf der andern Seite meiſtentheils eine ziemliche Mäßigung gegen ſie beobachtet, und zugleich auch für die übrigen in ſeiner Gemeine durch einen allgemein fruchtbaren Unterricht geſorgt. Mit einer weit größern Heftigkeit, und beynahe Erbitterung, griff er um gleiche Zeit, in den Jahren 386. und 387. abwechſelnd mit den Predigten wider die Anomöer, die Juden von der Kanzel herab an. Auszüge aus ſeinen acht wider ſie gehaltenen Predigten, hat man bereits in einem andern Zuſammenhange dieſer Geſchichte (Th. VII. S. 400-413.) geleſen. Vermuthlich ſind die daſelbſt angeführten Veranlaſſungen für ihn ausnehmend empfindlich und traurig geweſen, weil ſie mehr von den Chriſten, als von den Juden herrührten; aber glimpflichere Vorſtellungen würden doch zur Beſſerung mehr beygetragen haben. Wie er endlich gegen die Heyden das Beſte des Chriſtenthums, ſowohl in Predigten als Schriften vertheidigt habe, iſt auch ſchon eben (S. 309. fg.) an dem Beyſpiel ſeiner Predigt und Lobſchrift auf den Märtyrer Babylas, gezeigt worden. Er ſchonte ſie eben ſo wenig, als die Juden: und freylich konnten keine Feinde des Chriſtenthums durch bittern Spott leichter getroffen werden.

Ehe aber Chryſoſtomus noch, in den ſpätern Monathen des Jahrs 387, die lezten jener Homilieen wider die Juden hielt, ſchrieb er ein beſonderes Buch wider die Juden und Heyden, zum Beweiſe der Gottheit Chriſti. (T.I.Opp. p. 588. ſq. ed. Monteſ.) Wegen ſeiner Verwandtſchaft mit den vorher angezeigten Predigten des Verfaſſers, wird es am füglichſten gleich hier beſchrieben. Er verſichert im Eingange deſſelben, daß er es verſtändlich, aber auch nicht zu lang für die niedrigſten und einfältigſten Menſchen beyderley

Geſchlechts abfaſſen wolle. Indem er zuerſt die Hey- J. n.
den zu überzeugen ſucht, hält er ihnen dasjenige vor, C. G.
was ſie ſo wenig läugnen, als die Chriſten, nämlich, 363.
daß Chriſtus ſeine Religion in der ganzen Welt ausge- bis
breitet habe. Dieſes, ſagt er, in ſo kurzer Zeit zu be- 410.
werkſtelligen; Menſchen, die an ſo ungereimte Sitten gewohnt, von ſo vielen Uebeln überwältigt waren, zu ſo großen Dingen empor zu richten; ſie von allem ihrem Unglücke zu befreyen; und das ohne Waffen oder Koſten, anfänglich nur durch eilf arme, verachtete, unwiſſende Lehrer; unzählige Menſchen zu überreden, daß ſie über das Gegenwärtige, ja ſelbſt über das Zukünftige richtiger dachten, ihre väterliche Geſetze wegwarfen, an Statt tief eingewurzelter Sitten andere annahmen, und zu weit ſchwerern Vorſchriften übergiengen; alles dieſes auszuführen, da er doch ſelbſt verfolgt und hingerichtet wurde: das kann nicht das Werk eines bloßen Menſchen ſeyn. Sogar unter den Perſern, welche wilder als Wölfe waren, hat das Chriſtenthum Eingang und große Schaaren von Märtyrern gefunden. Aber alles dieſes iſt in den Büchern der Juden lange vorher verkündigt worden. Daß Gott Menſch werden und ſeyn werde, ſagt Jeremias zuerſt, (Baruch C. III. v. 23.) Andere Propheten haben ſeine Geburt von einer Jungfrau, ſeine Abſtammung von dem Geſchlechte Davids, die Stille, mit welcher er in die Welt eintreten würde, (Pſalm LXXII. v. 6.) die ungemeine Sanftmuth ſeines ganzen Betragens, (Jeſ. C. XLII. v. 3.) ſeinen Geburtsort, die Zeit ſeiner Menſchwerdung, ſeine Wunderwerke, ſeine Lehren, ſeine üble Aufnahme bey den Juden, (Pſalm CXX. v. 67.) viele Umſtände ſeines Lebens und Leidens, die Urſachen und Folgen ſeines Todes, ſein Begräbniß, ſeine Auferſtehung, die Befreyung der Menſchen von den Teufeln durch ihn, (Jeſ. C. LIII. v. 12.) ſeine Höllenfahrt, (Pſalm XXIV. v. 7. Jeſ. C. XLV. v. 2.) die Sendung der Apoſtel (Jeſ. C. LII. v. 7.) die Mittheilung der Gaben des heiligen Gei-

J. n. C. G. 363. bis 430. ſtes, und dergleichen mehr, vorhergeſagt. Petrus und Paulus ſind mehr geweſen, als Könige und Fürſten, deren Geſetze ſie noch beym Leben derſelben aufgehoben haben. Auch das iſt von den Propheten verkündigt worden; (Pſalm XLV. v. 17. 18.) ſo wie vieles von den Wirkungen des Chriſtenthums, von den Nationen, welche es annehmen würden, von der Beſtrafung der Juden, und von andern dazu gehörigen Begebenheiten. Man ſieht auch daraus, daß Chriſtus mehr als ein bloßer Menſch geweſen ſey, weil ſeine Angelegenheiten erſt nach ſeiner Kreutzigung einen ſo erhabenen Schwung genommen haben. Seitdem zogen die Apoſtel muthig durch die Welt, und unzählige Märtyrer ließen ſich lieber umbringen, als daß ſie dasjenige geredet hätten, was der vornehmſte Apoſtel aus Schröcken über die Worte einer Magd redete. Alle Stände und Gattungen von Menſchen beten ſeitdem Chriſtum an; darum heißt es: ſeine Ruhe wird Ehre ſeyn. Nicht allein der Ort, wo ſein Leichnam begraben wurde, iſt ehrwürdiger als alle königliche Höfe geworden; ſondern eben dieſes iſt den Gräbern ſeiner ſo bedrückten Schüler wiederfahren: und zu Conſtantinopel haben ſogar die Kayſer, indem ſie ſich an der Schwelle der Apoſtelkirche begraben ließen, Thürhüter der Fiſcher werden wollen. Das Zeichen von dem verfluchten Tode des Erlöſers, das ſonſt ſo entſetzlich war, iſt ſo allgemein beliebt geworden, daß man es überall und bey allen Gelegenheiten gebraucht, es ſich zur Zierde und zur unausſprechlichen Gnade anrechnet. Hier möchte ich wohl den Heyden fragen, wie es denn zugehe, daß dieſes Sinnbild der Verdammung jedermann ſo erwünſcht geworden ſey, wenn die Macht des Gekreuzigten nicht groß iſt? Wenn du aber dieſes für Nichts achteſt, noch unverſchämt, und ein Feind der Wahrheit bleibſt: ſo wollen wir dir einen andern Beweis von der Größe dieſer Sache geben. Wer verabſcheuet nicht die Werkzeuge der Martern und Lebensſtrafen? wer wird ſie in ſein Haus nehmen, oder nur berüh-

berühren? Das Kreuz iſt darunter das alleranſtößigſte. J. n.
Warum eilen denn alle um die Wette zu jenem Holze C. G.
ſelbſt, an welches der heilige Leib geſchlagen worden iſt? 363.
Warum nehmen viele ein Stückchen von demſelben in bis
Gold eingeſchloſſen, und hängen es zum Schmuck an 430.
ihren Hals? Gewiß derjenige, der alles macht und ändert, der die Erde in einen Himmel verwandelt hat, der muß auch dieſe ſo ſchimpfliche Sache über den Himmel hinaufgeführt haben. Dieſes Sinnbild des Todes, ich höre nicht auf, es zu ſagen, iſt vielen ein Grund des Segens, eine Mauer von aller Sicherheit, ein tödtlicher Streich für den Teufel, ein Zaum für die Dämonen, und ein Halfter für die feindſeligen Mächte. Was das getheilte Meer, der geſpaltene Fels, die veränderte Luft, das vierzig Jahre hindurch unter ſo viele tauſend Menſchen ausgetheilte Manna, das Geſetz, und andere Wunder in der Wüſten, und in Paläſtina, nicht vermocht haben, das hat das Kreuz, nicht bey Einem Volke, ſondern in der ganzen Welt vermocht. Die Propheten reden überaus deutlich von dieſer künftigen Wirkſamkeit des Gekreuzigten, wie Jeſ. C. LIV. v. 1. Jerem. C. XXXI. v. 32. 34. ingleichen von der richterlichen Hoheit, welche er dereinſt ausüben wird, Dan. C. VII. v. 9. Maleach. C. III. v. 2. Daß alles dieſes alte Weiſſagungen ſind, bezeugen unſere Feinde, welche die Bücher, worinne dieſelben niedergeſchrieben wurden, zuerſt empfangen, und unſern Herrn gekreuzigt haben. Wie iſt es aber möglich, möchte man ſagen, daß ſie dieſe Bücher haben, und doch nicht glauben? Weil ſie ſelbſt bey ſeinen Wundern, welche ſie ſahen, ungläubig blieben; weil ſie eben ſo ſehr an ihrem Unglauben Schuld waren, als diejenigen, welche die ſo herrlich gebildete Welt, die ihren Schöpfer ſo laut verkündigt, dennoch von andern Urhebern oder Urſachen herleiten. Andere haben dagegen nie ein Geſetz gehört, und gleichwohl geſetzmäßig gelebt. Daß die Juden nicht glauben, und die Heyden glauben würden, iſt auch vorhergeſagt worden. (Pſalm

 XVIII.

J. n. C. G. 363. bis 430. XVIII. v. 45. 46. Jeſ. C. LIII. v. 1. C. LXV. v. 1.) Aber Chriſtus beſtätigte auch ſeine Macht durch die Weiſſagungen, welche er ſelbſt vorbrachte. Sie waren von einer zweyfachen Gattung, indem ſie theils Begebenheiten dieſes Lebens, theils andere in dem zukünftigen, betrafen. Eine der merkwürdigſten von der erſtern Art war die Verſicherung, daß er ſeine Gemeine in der Welt bauen würde. Wie wunderbar, unter welchen furchtbaren Hinderniſſen, und durch welche geringe Mittel dieſes ausgeführt worden ſey, wird hier umſtändlich gezeigt. Die Worte: **Ich will meine Gemeine bauen**, wurden mit eben derſelben Leichtigkeit erfüllt, als jener göttliche Befehl: **Die Erde bringe Gras hervor!** Eine andere ſeiner Vorherverkündigungen, welche auch klärer als die Sonne iſt, betrift die Zerſtörung von Jeruſalem und den dortigen Tempel auf immer. Die ſo zahlreiche und kühne Nation, deren Patriarch ſo viel Geld beſizt, und der an der Wiederaufbauung ihres Tempels ſo ſehr viel gelegen iſt, hat ohngeachtet der Erlaubniß desjenigen Kaiſers, der alle an Gottloſigkeit übertraf, doch nicht mehr als den Grund, den man noch ſieht, bauen können. Auf dieſe Ohnmacht der Juden, die doch das Römiſche Reich bekriegt haben, im Bauen, will ich mich allein berufen, und den Heyden die Wunder Chriſti gar nicht entgegen ſetzen.

Hiermit endigt ſich dieſe Schrift des **Chryſoſtomus**; oder es hat ſich vielmehr nur ihre erſte Abtheilung erhalten: denn von allem, was er **wider die Juden** ſagen wollte, findet man nichts darinne. Er beſtrebt ſich allerdings nicht unglücklich, ſich an die Stelle der Heyden zu ſetzen; daher ſucht er ihnen bloß ſolche Gründe vorzulegen, auf welche ſie nichts mit einigem Scheine antworten könnten. Doch hat er ſich nicht durchgehends, in der einzelen Anwendung, bey dieſer Vorſichtigkeit erhalten. Eine nicht geringe Anzahl Weiſſagungen von Chriſto, die er anführt, ſcheint zu

begie-

begierig, ohne ſolche beſtimmende Anzeichen, aufgegrif- J. n. C. G. 363. bis 430.
fen zu ſeyn: und auf einige ſeiner herausfordernden Fragen, möchten wohl die Heyden ſtarke Ausflüchte in Bereitſchaft gehabt, oder gar einige Blößen der Chriſten aufgedeckt haben.

Genug, daß Chryſoſtomus von den erſten Zeiten ſeines Lehramts an, ſtets eine rühmliche Aufmerkſamkeit auf den Zuſtand und die Bedürfniſſe ſeiner Gemeine äuſſerte, nach welchen er ſeine Vorträge ganz einzurichten entſchloſſen war. Davon giebt auch die Predigt, welche er noch im Jahr 386. von der kirchlichen Verfluchung (de Anathemate) hielt, einen Beweis ab. (T. I. p. 691. ſqq. Opp. ed. Montef.) In dem damals, wie oben (S. 316.) bemerkt worden iſt, zu Antiochien noch fortdauernden Meletianiſchen Schisma, verfolgten die Chriſten der getrennten Partheyen einander ohne Bedenken durch Bannflüche. Chryſoſtomus, der eben ſeine Predigten vom unbegreiflichen Weſen Gottes angefangen hatte, fand es ſehr unverſchämt, daß Chriſten, welche eine Hauptpflicht ſo muthwillig überträten, gleichwohl die Vermeſſenheit hätten, Gottes Natur ergründen zu wollen. Er zeigt alſo, daß ſie, je größere Vorzüge ihnen das Chriſtenthum ertheilt habe, deſto mehr zur Liebe gegen einander verbunden wären. Sie wüßten nicht einmal, wie viel ein Anathema ſagen wolle. Es ſey eben ſo viel, als jemanden dem Teufel übergeben, ſo daß er gar keine Hoffnung weiter zur Seligkeit habe, und für Chriſtum fremd ſey. Wer biſt du denn, fährt er fort, daß du dir ſo viele Macht und Gewalt anmaaßeſt? Zu ſeiner Zeit wird der Sohn Gottes ſchon auf dem Richterſtuhl ſitzen, und die Schaafe von den Böcken ſcheiden. Wie haſt du dir einen ſolchen Vorzug zueignen können, deſſen nur die Geſellſchaft der Apoſtel, und ihre höchſt ſorgfältigen Nachfolger, voll Gnade und Kraft, gewürdigt worden ſind? In der That haben auch jene dieſes Gebot genau

J. n. C. G. 363. bis 430. beobachtet, und die Ketzer eben ſo aus der Gemeine geſtoßen, wie man das rechte Auge ausreißt: zum Beweiſe ihres großen Mitleidens, und ihres Schmerzens, gleichſam als wenn ein vorzügliches Glied abgeſchnitten würde. Daher hat es Chriſtus das rechte Auge genannt, um das Mitleiden beym Wegwerfen deſſelben anzuzeigen. Hierinne, wie in allem übrigen, betrugen ſie ſich vorſichtig; ſie widerlegten und warfen die Ketzereyen heraus; aber ſie legten keinem Ketzer dieſe Strafe auf. Der Apoſtel ſcheint auch dieſes Wort nur aus Noth in zwo Stellen, (2. Corinth. C. XVI. v. 21. Gal. C. I. v. 8.) und dort nicht einmal von einer beſtimmten Perſon, gebraucht zu haben. Wie alſo? unterſtehſt du dich dasjenige zu thun, was keiner von denen, welche die Gewalt dazu erhalten hatten, zu thun ſich erkühnte? Du willſt alſo dem Tode des Herrn ganz entgegen handeln, und dem Gerichte des Königs zuvorkommen? Zwar ſagen diejenigen, welche zu allem Böſen fertig ſind: Es iſt ein Ketzer, in dem der Teufel wohnt, der wider Gott unrecht redet, und viele verführt. Aber dennoch muß man ihn, nach der Vorſchrift des Apoſtels, (2. Tim. C. II. v. 25.) ſanft und langmüthig, ohne Haß oder Verabſcheuung behandeln. Bringt dieſes keinen andern Nutzen: ſo hat es gewiß dieſen, daß du dich durch die Liebe als einen wahren Jünger Chriſti darſtelleſt, (Joh. C. XIII. v. 35.) als ohne welche Eigenſchaft alle Kenntniß der Religion, aller äußerliche Eifer für dieſelbe, wie Paulus ſagt, nichts hilft. (1. Corinth. C. XIII. v. 1.) Niemand unter euch hat ſo viele Zuneigung gegen Chriſtum an den Tag gelegt, als dieſe heilige Seele. Kein Menſch hat ſich erkühnt, ſolche Worte darüber zu gebrauchen, als er. (Coloß. C. I. v. 24. Römer C. IX. v. 3.) Er wollte wohl um ſeiner Brüder willen von Chriſto verbannet ſeyn; aber andere belegte er weder mit Bannflüchen, noch mit Gewaltthätigkeiten oder Schimpfwörtern. Sonſt, wenn er nicht gelitten, gebeten, ermahnt hätte, würde er Gott nicht ſo viele Völ-

ker und Städte ganz dargebracht haben. So ſagte er J. n.
zu den Athenienſern nicht: Ihr ſeyd Atheiſten, und C. G.
durchaus Gottlos! ſondern: Ihr verehret einen un- 363.
bekannten Gott, und dieſen kündige ich euch an. bis
O Wunder! o väterliches Mitleiden! Er ſpricht von 430.
einer Verehrung Gottes; ob ſie gleich Abgötter und Gottloſe waren. Warum? weil ſie ſich wenigſtens einbildeten, Gott zu verehren. Dieſem ahmt alle nach! und ich will es auch thun. Gottes gleiche Güte gegen alle, fordert uns dazu auf. Iſt es uns nicht befohlen, auch für unſere Feinde und Verfolger zu beten? Wenn derjenige, den du zu verfluchen beſchloſſen haſt, noch am Leben iſt: ſo handelſt du gottlos, daß du einen Menſchen, der ſich noch beſſern kann, völlig abſchneideſt; iſt er aber bereits todt, ſo gebührt dir ſolches noch weniger, weil er ſeinem Herrn ſteht oder fällt, und weiter unter keiner menſchlichen Gewalt ſteht. Woher wiſſen wir es, mit welchen Worten er ſich am jüngſten Tage anklagen oder vertheidigen wird? Ketzeriſche Lehren alſo muß man verfluchen und widerlegen; der Menſchen ſelbſt aber ſchonen, und für ſie beten.

Aber ein weit größerer Schauplatz der Thätigkeit für das Beſte ſeiner Gemeine, eröfnete ſich dem Chryſoſtomus, als im Februar des Jahrs 387. der ſo berühmte Aufruhr zu Antiochien ausbrach; die merkwürdigſte Begebenheit während ſeines Lehramtes in dieſer großen Stadt. Der Krieg des Kayſers Theodoſius mit dem Maximus, und gewiſſe außerordentliche Feyerlichkeiten, welche er damals anzuſtellen im Begrif war, ſcheinen die Auflagen, durch welche ſeine Unterthanen beſchwert wurden, noch drückender gemacht zu haben; beſonders da die Einnehmer derſelben ihrer Seits auch neue Plackereyen hinzufügten. Die anſehnlichſten Einwohner von Antiochien ſtellten dem dortigen Statthalter mit Thränen vor, daß ſie durch die neuausgeſchriebene Steuer zu Grunde gerichtet würden; ſie

J. n. C. G. 363. bis 430. rieſen, da er ihnen keine Milderung ertheilen konnte, Gott laut um Hülfe an. Allein ein Hauffe des Pöbels begieng gleich darauf, nachdem er den Biſchof Flavianus vergeblich aufgeſucht hatte, (vielleicht, um ihn zum Fürſprecher zu erbitten,) die gröbſten Ausſchweifungen. Der Statthalter ſelbſt konnte kaum vor der Wuth deſſelben gerettet werden. Die ſich immer verſtärkende Menge mißhandelte die Gemählde der Kaiſer, ſtieß gegen ſie ſelbſt bittere Schmähworte aus, riß endlich die Bildſäulen des Theodoſius und ſeiner verſtorbenen Gemahlin, auch ſeiner Söhne, nieder, und ſchleppte ſie mit aller Art von Beſchimpfung durch die Stadt. Zwar wurde endlich die Empörung durch Soldaten geſtillt; auch wurden die Schuldigen, die man habhaft werden konnte, ſogar, wie es das Anſehen hat, einige die blos Zuſchauer dieſes Muthwillens geweſen waren, mit vieler Strenge beſtraft. Gleichwohl befand ſich nun die ganze Stadt in der äußerſten Furcht und Unruhe, weil ſie von dem Zorne des Kaiſers das Aergſte erwartete. Sehr viele flüchteten ſich, die Vornehmſten am meiſten, ob ſie ſich gleich von dem tobenden Hauffen am entfernteſten gehalten hatten; die Straßen waren leer, die Kaufläden wurden geſchloſſen; alle Ergötzlichkeiten hörten auf; aber die Kirchen waren mit Menſchen angefüllt, welche Gott um Gnade anflehten. In dieſer allgemeinen Niedergeſchlagenheit und düſternen Stille, wandte Chryſoſtomus alle ſeine Einſicht, Erfahrung und Beredſamkeit an, um die Chriſten durch Beyſtand ihrer Religion zu beruhigen, aber auch zu beſſern, wie es gerade ihre damalige Verfaſſung nothwendig machte, oder erleichtern konnte: und er fuhr damit fort, bis dieſe traurige Angelegenheit völlig geendigt war. Daraus entſtanden jene ein und zwanzig Homilieen über die Bildſäulen, die ſo ſehr bewundert worden ſind, und deren ſich die Antiochener noch lange nachher mit einer angenehmen Wehmuth erinnerten, von denen ſie auch ſoviel auswendig behielten. Ihre Zeitbeſtimmung und

Folge

Folge iſt vom Montfaucon (Praefat. in XXI. Homilias ad populum Antioch. de Statuis, T. II. Opp. Chryſ.) am genaueſten feſtgeſezt worden. J. n. C. G. 363. bis 430.

Die erſte derſelben gehört zwar eigentlich nicht darunter; iſt aber vermuthlich deswegen an die Spitze der übrigen geſezt worden, weil ſie wenige Tage vor dem erſtgedachten Aufſtande gehalten ward, und mit der darauf folgenden in einiger Verbindung ſteht. Chryſoſtomus wählte darinne aus dem eben vorgeleſenen Abſchnitte des erſten Briefs Pauli an den Timotheus, die leichteſte und verſtändlichſte Stelle, nämlich die Worte: Trink ein wenig Wein um deines Magens willen, und daß du oft krank biſt, deswegen, wie er ſagte, zur öffentlichen Betrachtung, damit er auch ſeine trägern Zuhörer ermuntern, und ſie überzeugen möchte, wie groß der Schatz der heiligen Schrift ſey, und daß man nicht ohne Gefahr bey derſelben vorüberlaufſen könne. Denn wenn in Worten, die ſo geringfügig und gar nicht nothwendig zu ſeyn ſcheinen, gleichwohl ein ſolcher Reichthum läge, zumal da ſie ebenfals vom heiligen Geiſte eingegeben worden wären; wie unendlich fruchtbar müßten nicht andere ſeyn! Vielen, ſagt er, kömmt die angeführte Ermahnung des Apoſtels überflüßig vor. Timotheus konnte dieſes von ſelbſt begreifen: und wenn es ihm ja ſein Lehrer rathen mußte, ſchämte ſich denn dieſer nicht, es in einem öffentlichen Briefe zu ſchreiben? Andere erregen auch dieſen Zweifel, warum Gott einen ſolchen Mann, wie den Timotheus, deſſen Gebeine und Ueberbleibſale ſogar die Teufel austrieben, der nicht zu einem einſamen Leben, ſondern zur Aufſicht über ſo viele Gemeinen und Völker beſtimmt war, der mit den Ungläubigen, und mit den Teufeln ſelbſt zu fechten hatte, ſo oft krank werden ließ? Dadurch konnten auch die Gläubigen verdroßner zum Kampfe werden, wenn ſie ihren Anführer in ſo häufigen Schwachheiten ſahen. Und warum, könnten

J. n. C. G. 363. bis 430. andere fragen, hat weder Timotheus, noch ſein Lehrer, die doch ſo viele Wunder verrichteten, ſeinen kränklichen Leib ſelbſt geſund gemacht? Ueber dieſe Fragen merkt Chryſoſtomus zuerſt an, daß die Schwächlichkeit des Timotheus von ſeiner ſtrengen Lebensart und ſeinem anhaltenden Faſten entſprungen ſey, das er zur Befeſtigung ſeiner Tugend beobachtet habe; die Ermahnung des Apoſtels aber gehe auf ein mäßiges Weintrinken, nicht auf Trunkenheit, deren Schändlichkeit zugleich nachdrücklich gezeigt wird. Sodann giebt er folgende acht Urſachen an, warum Gott den Heiligen mancherley Trübſal wiederfahrin laſſe: damit ſie nicht wegen ihrer großen Tugenden und Wunder ſtolz werden; damit nicht andere eine höhere Meinung von ihnen annehmen, als die menſchliche Natur leidet; damit die Kraft Gottes durch die Schwachen mächtig und ſiegreich, zur Vermehrung der Predigt des Evangeliums, erſcheine; damit ihre Geduld deſto mehr offenbar werde, indem ſie Gott nicht um des Lohns willen dienten, ſondern dankbar genug wären, Ihn unter ſo vielen Uebeln dennoch zu lieben; damit wir, bey einem ſolchen Anblicke, an die Auferſtehung gedenken, weil Gott tugendhafte Leidende wenigſtens doch in einem andern Leben gewiß belohnen wird; damit alle Nothleidende ſich an dem Beyſpiel der Heiligen tröſten können; damit, wenn die Nachahmung der Heiligen empfohlen wird, niemand glaube, ſie hätten eine andere Natur, als wir gehabt, und dadurch in dieſer Nachahmung träge werde; damit wir endlich, wenn von Glückſeligen und Unglückſeligen geurtheilt werden ſoll, lernen, wer dieſe Nahmen verdiene. Alle dieſe Urſachen entwickelt der Verfaſſer nicht nur, ſondern beſtätigt ſie auch durch bibliſche Stellen und Beyſpiele. Er ſezt die neunte hinzu, daß die Trübſal diejenigen, welche ſie ausſtehen, bewährter macht; ja ſelbſt die zehnte, daß unſere Belohnungen deſto höher ſteigen, je mehr Ungemach wir gelitten haben. Darauf ermahnt er ſeine Zuhörer, ſich darüber nicht zu beunru-

unruhigen, wenn ſie einen Frommen unglücklich ſehen, J. n.
oder wohl ſelbſt, mitten in der Ausübung der beſten C. G.
Handlungen, in Noth gerathen; ermuntert ſie inſonder- 363.
heit ausführlich durch Hiobs, und anderer Beyſpiele; bis 430.
erinnert ſie, daß Gott die Belohnungen erſt im künftigen Leben zu ertheilen verſprochen habe, und lehrt, daß man im Unglücke die geiſtlichen Angelegenheiten deſto mehr bearbeiten, nicht aber ſagen müſſe: Warum hat Gott dieſe Hinderniſſe zugelaſſen? Darum, antwortet er, damit du als ein getreuer Liebhaber, deſto mehr Eifer und Liebe gegen Ihn beweiſeſt, und dich von dem, was dem Geliebten angenehm iſt, durch nichts abziehen läſſeſt, und Ihm vielmehr für alles dankeſt. Die Dankſagung iſt ein großer Schatz, ein nicht zu verzehrendes Gut, eine ſtarke Rüſtung; ſo wie hingegen die Läſterung den gegenwärtigen Verluſt noch vergrößert, und die Seele tödtet. Bey dieſer Gelegenheit, fährt Chryſoſtomus fort, bitte ich euch um die einzige Belohnung für meine Predigt, daß ihr die Gottesläſterer in der Stadt züchtigt. „Hörſt du jemanden auf den Straßen „Gott läſtern: ſo gehe hinzu, und ſchilt ihn! Wäre es „auch nöthig, ihn zu ſchlagen: ſo weigere dich deſſen „nicht! Schlage ihn ins Geſicht, zerſchmeiſſe ihm den „Mund, heilige deine Hände durch ſolche Schläge! „Sollten dich einige deswegen verklagen, und vor Ge„richt fordern: ſo folge ihnen, und wenn der Richter „dir vor Gerichte Strafe auflegen ſollte, ſo ſage frey„müthig, er habe den König der Engel geläſtert.“ Er dringt darauf, daß ein ſolches Verbrechen unter die öffentlichen gehöre, wobey ein jeder Ankläger ſeyn könne, und weit mehr beſtraft werden müſſe, als eine Läſterung der Fürſten. Was Johannes der Täuffer gegen einen Tyrannen gethan habe, das ſey ein jeder berechtigt, in einer weit wichtigern Angelegenheit, gegen ſeinen Mitknecht zu thun. Man ſage alſo nicht das froſtige Wort: Was geht dieſes mich an? ich habe nichts mit ihm zu ſchaffen. Mit dem Teufel allein haben wir

nichts

J. n. C. G. 363. bis 450.

nichts zu ſchaffen; aber mit allen Menſchen haben wir ſehr viel zu thun, und mit ihnen gemein. Das iſt eine Sataniſche Stimme, eine teufliſche Unmenſchlichkeit! Laßt uns vielmehr für unſere Brüder ſorgen! ſo wird bald die ganze Stadt gebeſſert ſeyn: denn Ein von Eifer entzündeter Mann kann ein ganzes Volk beſſern. — Es iſt wahrſcheinlich, daß die Gotteslaſterungen zu Antiochien einen furchtbaren Grad der Frechheit erreicht haben müſſen, weil ein Lehrer, wie dieſer, ſo heftige Gegenmittel dawider gebraucht wiſſen will. Aber es fällt auch überhaupt in die Augen, daß er die im Anfange dieſer Predigt aufgeworfenen Fragen, fortgeriſſen von dem Reichthum einer einzigen, nicht ganz beantwortet habe.

Nun folgte die zweyte dieſer Predigten, oder die erſte auf die unglückliche Verwirrung von Antiochien. Chryſoſtomus wartete ſieben Tage nach dem Aufruhr, ehe er den Lehrſtuhl beſtieg, weil er glaubte, die Einwohner wären zu beſtürzt, als daß ihnen ſein Vortrag nützlich werden könnte. Aber endlich trat er mit den Worten auf: „Was ſoll ich ſagen? und was ſoll ich reden? Zu Thränen iſt jezt die Zeit, nicht zu Worten; „zu Klagen, nicht zu Reden; zum Gebete, nicht zur „Verſammlung. So groß iſt das Verbrechen! ſo un„heilbar iſt das Geſchwür! ſo weit die Wunde! über „alle Heilung hinaus, und einer höhern Hülfe bedürf„tig.“ Er vergleicht das Elend der Stadt mit Hiobs Noth, beſchreibt die Flucht und die Furcht der Bürger, die ſchröckliche Stille und Einſamkeit, welche überall herrſchte. Schon war er im Begriff, damit zu ſchlieſſen; allein er ſchöpfte Hofnung, daß die Traurigkeit ſeiner Zuhörer gemildert werden könnte, wenn ſie ihre Sorgen auf Gott würfen, und ſein Wort munter anhörten, da Er doch mehr für ihr Wohl beſorgt ſey, als ſie ſelbſt. Hierauf dankt er ihnen zwar für die Aufmerkſamkeit gegen ſeine lezte Predigt; bemerkt aber zugleich, daß er die verlangte Belohnung derſelben, die

Be-

Beſtraſung der Gotteslâſterer, nicht erhalten habe. Ich glaube, fährt er fort, daß ich dieſes damals nicht von mir ſelbſt geſagt; ſondern daß Gott, der das Zukünftige vorherſieht, uns dieſe Worte in den Sinn gegeben habe. Hätten wir jene Verbrecher beſtraft: ſo wäre dasjenige jezt nicht erfolgt, was erfolgt iſt. Wie weit beſſer war es, wenn wir auch dabey Gefahr hätten lauſen ſollen — wodurch wir doch die Märtyrerkrone verdient hätten — ſie zu ſtrafen, als jezt ängſtlich zu zittern, und wegen ihres Muthwillens den Tod zu erwarten! Seht! das Verbrechen iſt von wenigen begangen worden; aber die Schuld, die Furcht, die Strafe ſind allgemein. Ich kenne die edeln Sitten dieſer Stadt von Alters her. Allein einige fremde, zuſammengelaufene, nichtswürdige und ſchändliche verzweiflungsvolle Leute haben dieſe Frevelthat gewagt. Deswegen habe ich nicht aufgehört zu ſchreyen, daß wir die Wuth der Gotteslâſterer beſtrafen ſollten. Da du nun die Verſpottung Gottes nicht geachtet haſt: ſiehe! ſo hat Er zugelaſſen, daß der Kayſer beſchimpft worden iſt, und daß wir alle der äußerſten Gefahr ausgeſezt ſind. Wenigſtens laßt uns jezt die Mäuler verſtopfen, welche Todbringenden Quellen ähnlich ſind. Nicht lauten Beyfall verlange ich hier; ſondern bleibenden Nutzen in euren Sitten. Einer erbaue den andern! wie der Apoſtel vorſchreibt: ſonſt wird jedes Laſter eines einzigen der Stadt überhaupt ſchaden. Auch wir, die wir uns keines Böſen bewußt ſind, empfinden doch Furcht und Zittern, daß der Zorn des Kayſers nicht alle ergreiffe. Es iſt nicht genug, zu unſerer Entſchuldigung zu ſagen: Ich war nicht zugegen, ich bin mir nichts bewußt, und habe keinen Antheil daran genommen. Eben darum ſollſt du geſtraft werden, ſagt er, weil du nicht gegenwärtig warſt, es nicht verboten, die Aufrührer nicht zurückgehalten, dich für die Ehre des Kayſers keiner Gefahr ausgeſezt haſt. Gleiche Worte werden wir auch von Gott hören, wenn wir ſtillſchweigend die Schmähungen

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. T. G. 363. bis 430. hungen gegen ihn ertragen. — Hierauf wendet ſich Chryſoſtomus zu der an demſelben Tage vorgeleſenen Stelle des Apoſtels: Den Reichen dieſer Welt gebeut, daß ſie nicht ſtolz ſeyn! Daraus leitet er die Lehre her, daß es auch Reiche jener Welt gebe, wie Lazarus war, deren Güter unverwelklich wären. Warum heißt es aber nicht: Gebeut, daß ſie nicht reich, daß ſie arm werden? ſondern: daß ſie nicht ſtolz werden? Darum, antwortet er, weil der Stolz die Wurzel und der Grund des Reichthums iſt: wer mäſſig zu leben weiß, wird dieſen nicht viel achten. Um ſich vom Stolze zu befreyen, muß der Reiche die ungewiſſe Beſchaffenheit ſeiner Schätze wohl überlegen, und ſie gern unter die Dürftigen vertheilen. Nur diejenigen ſind Herren über ihre Reichthümer, welche den Gebrauch derſelben verachten. Wer ſie den Armen giebt, verliert ihren Beſitz ſelbſt im Tode nicht; ſondern wird alles zu ſeiner Zeit, und noch mehr, empfangen. Die nothwendigen Bedürfniſſe des Lebens ſind unter allen Menſchen gleich ausgetheilt; ſonſt würden wohl die Reichen, nach ihrem gewöhnlichen Geitze, den Armen die Luft oder Sonne entziehen. Aber, um Gelegenheit zu Kronen und Lobſprüchen zu haben, ſind die übrigen Güter nicht allen gemein worden, damit wir den Geitz meiden, der Gerechtigkeit nachjagen, von unſerm Vermögen den Armen mittheilen, und durch dieſes Mittel einigen Troſt für unſere Sünden erlangen. Gott hate dich reich gemacht, warum machſt du dich ſelbſt arm? Er hat dich deswegen reich gemacht, damit du deine Sünden durch die Freygebigkeit gegen andere löſen möͤgeſt. Er hat darum den Beſitz der Güter ſo ungewiß gemacht, damit die unſinnige Begierde nach denſelben gemindert werde. Denn was und wen würden die Reichen ſchonen, wenn ſie von der Unvergänglichkeit ihrer Schätze verſichert wären? Der arme Fromme kann ohne dieſelben, bloß durch ſeine Zuverſicht auf Gott, aller ſeiner Noth ein Ende machen. Selbſt in der herrlichen

lichen Lebensart hat der Reiche keinen Vorzug vor dem Armen. Vielmehr genießt dieſer ſein Eſſen und Trinken mit mehrerm Vergnügen als jener, weil er hungrig und durſtig zu demſelben kommt. Deswegen wird auch von den reiſenden Iſraeliten geſagt, daß ſie mit Honig aus dem Felſen geſättigt worden wären, weil das friſche Waſſer für ihren Durſt ſo lieblich war, als ſonſt Honig ſchmeckt. Eben ſo iſt es mit dem Schlafe beſchaffen. Vergnügen wird überhaupt nicht mit Gold und Silber erkauft: ſondern durch Mühe und Arbeit erworben. Noch zeigt der Verfaſſer, daß der Arme nicht ſo leicht vom Teufel überwunden werden könne, als der Reiche; daß er, wenn er weiſe iſt, gar nicht beſchimpft werden könne: und zulezt preiſet er die Armuth des Elias. Dieſer hinterließ ſeinem Schüler nichts, als ſeinen Mantel. Mit dieſem, ſagte er, habe ich den Teufel bekämpft: waffne dich ebenfals damit gegen denſelben! Denn die Armuth iſt eine feſte Rüſtung, eine unbezwingliche Wohnung, ein unbeweglicher Thurm. So groß aber auch die Erbſchaft war, welche Elias dem Eliſa hienterließ; ſo hat uns doch der Sohn Gottes, als er in den Himmel hinaufſtieg, etwas noch Gröſſeres, ſein Fleiſch, hinterlaſſen; ob er es gleich auch in den Himmel mitnahm. Deſto weniger dürfen wir uns vor den ſchweren Zeiten fürchten; ſondern vielmehr alles von ihm erwarten. J. n. C. G. 363. bis 430.

Mittlerweile war der Biſchof Flavianus nach Conſtantinopel gereiſet, um die Gnade des Kaiſers für die Antiochener anzuflehen. Zwar ſagt Libanius, (Orat. XIV. de ſedit. Antioch. p. 389. T. II. Opp. Paris. 1627. fol.) weil Antiochien nicht ſo viel Muth gehabt habe, einen Abgeordneten an den Theodoſius zu ſchicken: ſo habe er ſich ſelbſt abgeordnet. Er ſezte daher die Rede auf, aus welcher dieſe Nachricht gezogen iſt: und nachmals ſchrieb er auch eine Dankſagungsrede an den Kayſer, nachdem die Antiochener mit ihm wieder ausgeſöhnt

J. n. C. G. 363. bis 430. ſöhnt waren. (l. c. p. 406. ſq.) Ueberdies erzählt es auch Zoſimus, (Hiſt. L. IV. c. 41. p. 359. ed. Reitem.) daß die Stadt den berühmten Lehrer der Beredſamkeit, Libanius, mit noch einem gelehrten und vornehmen Manne, Hilarius, an den Kaiſer abgeſandt habe; daß durch die vortrefliche Rede, welche der erſtere vor dem Kaiſer und dem Senate gehalten, der Stadt Vergebung bewirkt worden ſey, und daß ihm Theodoſius ſogar auch die zweyte Rede aufgetragen habe. Allein, wie bereits Tillemont bemerkt hat, (Hiſt. des Empereurs, T. V. p. 117. à Bruxell. 1732. fol.) giebt Libanius ſelbſt in ſeiner Lebensbeſchreibung, oder in dem Buche von ſeinem Glücke, (p. 75. l. c.) zu verſtehen, daß er damals Antiochien nicht verlaſſen habe. Es iſt auch nicht ſchwer zu begreifen, wie dieſer Schriftſteller, der an redneriſchen Dichtungen und Uebungen ſo fruchtbar geweſen iſt, ſich wegen der gedachten Reden zum Abgeordneten der Stadt habe machen können, wenn er gleich ihre Sache nur ſchriftlich geführt hat; und wie Zoſimus aus ſeinen Worten zu viel geſchloſſen habe. Doch das Zeugniß des Chryſoſtomus von der Abreiſe ſeines Biſchofs iſt allein ſchon eine hinlängliche Berichtigung abweichender Nachrichten.

Er fieng die dritte ſeiner Predigten über die Bildſäulen, mit den Worten an: „Wenn ich auf dieſen öden und von ſeinem Lehrer verlaßnen Sitz blicke: „ſo freue ich mich zugleich, und weine. Ich weine, „weil ich unſern Vater nicht ſehe; aber ich freue mich „darüber, daß er um unſerer Wohlfahrt willen abgereiſet, und hingegangen iſt, ein ſo zahlreiches Volk dem „kaiſerlichen Zorne zu entreiſſen. Das gereicht euch „zur Zierde, und ihm zur Krone. Euch zur Zierde, „weil euch ein ſolcher Vater zu Theil worden iſt; ihm „zur Krone, weil er gegen ſeine Kinder ſo gütig iſt, und „die Rede Chriſti mit ſeinen Handlungen beſtätigt. „Denn da er jene Worte gehört hat: Ein guter Hirte

läſt

„läßt ſein Leben für die Schaafe, ſo iſt er hinge- J. n. C. G. 363. bis 430.
„gangen, um ſein Leben für uns alle darzugeben; ob ihn
„gleich vieles von der Abreiſe zurückhalten, und zu bleiben
„nöthigen konnte. Erſtlich, ſein ſehr hohes Alter, ſo-
„dann die Schwachheit ſeines Körpers, die Jahreszeit,
„die Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart bey dem heiligen
„Feſte; außerdem eine einzige Schweſter, welche in den
„lezten Zügen liegt. Dennoch hat er die Verwandt-
„ſchaft, das Alter, die Schwachheit, die rauhe Jah-
„reszeit, und die beſchwerliche Reiſe nichts geachtet; und
„indem er euch und eure Wohlfahrt dieſem allem vor-
„zog, hat er alle dieſe Bande zerriſſen; der Greis hat
„ſich zum Jünglinge aufgeſchwungen, und iſt durch ſei-
„nen Eifer beflügelt worden. Denn wenn Chriſtus,
„ſagt er, ſich ſelbſt für uns hingegeben hat: welcher Ver-
„theidigung und Verzeihung würden wir werth ſeyn,
„denen die Aufſicht über ein ſo großes Volk anvertrauet
„worden iſt, wenn wir nicht für die Sicherheit der uns
„anvertraueten alles wählten, und thäten, und litten!“
Nicht minder rührend, aber auch freymüthig, erklärt es Chryſoſtomus ſeinen Zuhörern, warum ſie auf die Fürbitte ihres Biſchofs das beſte Vertrauen ſetzen könnten. Gott wird, ſagt er, ſeinen Eifer und Fleiß nicht verachten, noch ſeinen Diener unverrichteter Sachen zurückkehren laſſen. Ich weiß, daß er ſich vor dem gottſeligen Kayſer nur zeigen darf, um den Zorn deſſelben ſogleich zu beſänftigen. Da er überdieß voll Weisheit und in den göttlichen Geſetzen erfahren iſt: ſo wird er, wie Moſes zu Gott, ſagen: Vergieb ihnen ihre Sünde; wo nicht, ſo vertilge mich mit ihnen! Denn der Tod iſt den Heiligen mit ihren Kindern ſüſſer, als das Leben ohne ſie. Er wird ihn auch an das heilige Oſterfeſt erinnern, an die Zeit, da Chriſtus der ganzen Welt die Sünden vergeben hat: und er wird ihn ermahnen, dem Herrn nachzuahmen. Er wird ihn auch an das Gleichniß von den zehntauſend Talenten, und den hundert Denarien erinnern. Ich kenne die

J. n. C. G. 363. bis 430. Freymüthigkeit unſers Vaters; er wird ſich nicht ſcheuen, ihn mit dieſem Gleichniſſe zu ſchröcken, und zu ſagen: Siehe zu, daß du nicht etwan auch an jenem Tage die Worte hören mögeſt: Du Schalksknecht! alle dieſe Schuld habe ich dir erlaſſen, dieweil du mich bateſt; ſollteſt du dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe? Du nützeſt dir mehr als ihnen, wenn du, indem du eine kleine Schuld ſchenkſt, die Erlaſſung von größern dadurch erwirbſt. Er wird ihn auch an jenes Gebet erinnern: Vergieb uns unſere Schuld, wie wir unſern Schuldnern vergeben! Er wird ihm zeigen, daß dieſes kein gemeinſchaftliches Verbrechen der ganzen Stadt, ſondern von wenigen fremden und ſchlechten Leuten, ſey; daß, wenn auch alle Einwohner daran Theil genommen hätten, ſie doch durch die Todesfurcht ſo vieler Tage, und durch andere ausgeſtandne Noth, genugſam dafür gebüßt haben würden. Er wird ihm die Größe der Stadt zu Gemüthe führen, und daß es diejenige Stadt ſey, wo die Chriſten zuerſt Chriſten genannt worden ſind; daß ſie ein Sitz der Apoſtel und eine Wohnung der Heiligen geweſen ſey, und daß ſie ſonſt niemals ein Verbrechen wider ihre Fürſten begangen habe.

Allein, fährt Chryſoſtomus fort, noch mehr als auf den Lehrer des Glaubens, und auf die Menſchenliebe des Kayſers, vertrauen wir auf die Barmherzigkeit Gottes, welcher auch zwiſchen beyden zu unſerm Beſten in der Mitte ſtehen wird. Denn unter allen Städten iſt die unſrige Chriſto die angenehmſte: ſowohl wegen der ehemals daſelbſt gebohrnen, als wegen eurer eigenen Tugend. Ich habe viele ſagen hören: Die Ungnade des Königs iſt wie das Brüllen eines jungen Löwen. Allein derjenige, der geſagt hat: Die Wölfe werden bey den Lämmern wohnen, u. ſ. w. kann auch aus dieſem Löwen ein ſanftes Schaaf machen. Unſer Vater giebt dort einen Geſandten ab: wir wollen ihm

ihm mit Gebet beyſtehen, indem wir eine Geſandſchaft J. n.
an den König des Himmels ſchicken. Gott verlangt es C. G.
auch ernſtlich, daß wir in allem Anliegen uns an Ihn 363.
wenden; ſo wie Liebhaber an allen Geſchäften ihrer Ge- bis
liebten Antheil haben wollen. Wenn Eſther den Grimm 430.
eines Barbaren gegen das Jüdiſche Volk hat ſtillen können: ſo wird unſer Lehrer gemeinſchaftlich mit einer ganzen Kirche bittend, gewiß den Kayſer beſänſtigen. Denn da er die Macht empfangen hat, die Sünden wider Gott aufzulöſen: wie vielmehr wird er die Sünden gegen einen Menſchen vertilgen können? Er iſt auch ein Regent, und noch ehrwürdiger, als jener. Denn die heiligen Geſetze unterwerfen ſelbſt das königliche Haupt ſeinen Händen; ja wenn etwas Gutes von oben herab erbeten werden ſoll: ſo nimmt der Kayſer zum Biſchof, nicht der Biſchof zum Kayſer ſeine Zuflucht. Chryſoſtomus giebt aber auch ſeinen Zuhörern den Rath, in der bevorſtehenden großen Faſtenzeit ſich eben durch das Faſten zum Kampfe zu rüſten; nicht blos der Speiſen, ſondern auch der Sünden ſich zu enthalten. An dem Beyſpiel der Niniviten ſieht man, daß das Faſten, ohne Beſſerung des Lebens, den göttlichen Zorn nicht abwende. Schmähungen und Verläumdungen will er beſonders vermieden wiſſen. Niemand, ſagt er, mache den Einwurf, ich verläumde nur alsdann, wenn ich von jemanden etwas Falſches rede; nicht aber, wenn es wahr iſt. Auch dieſes iſt ein Verbrechen, wie beym Phariſäer, der vom Zöllner die Wahrheit ſprach. Was gewinne ich dadurch, wenn ich lerne, daß dieſer oder jener ein Böſewicht iſt? es ſchadet mir ſogar ſehr, wenn ich mich um andere mehr, als um mich, bekümmere. — Da auch ſo viele, zum Theil unſchuldige, bereits hingerichtet worden waren, ehe noch der Kayſer von der ihm zugefügten Beleidigung Nachricht bekommen hatte: ſo nimmt der Verfaſſer davon Veranlaſſung, die täglichen Beleidigungen Gottes durch Läſterungen und andere Sünden deſto gefährlicher abzuſchildern. Er dringt

 ſehr

J. n. C. G. 363. bis 430. ſehr nachdrüklich auf eine gänzliche Aenderung des Lebens, und geſteht, daß er ſich vor der Trägheit der Zuhörer mehr fürchte, als vor dem Zorne des Kayſers.

Im Eingange der folgenden vierten Predigt dankte er Gott dafür, daß Er ſelbſt ſeine Zuhörer getröſtet habe, wie er aus ihrer großen Bereitwilligkeit ihn anzuhören, ſchließt. Inſonderheit aber bleibt er dabey ſtehen, daß ihre gegenwärtige Trübſal den herrlichen Nutzen haben könne, und auch bereits wirklich äußere, ſie zu beſſern. Schon iſt der Ausgelaſſene beſcheiden, der Freche ſanfter, der Faule eifrig geworden. Leute, welche niemals in die Kirche kamen, wohl aber ganze Tage in den Schauplätzen zubrachten, halten ſich jezt eben ſo lang in der Kirche auf. Er findet in den damaligen traurigen Umſtänden eine göttliche Verſuchung zur Prüfuug und Stärkung der Tugend ſeiner Mitbürger; erläutert auch ſolches ausführlich durch die Geſchichte Hiobs, und der drey Jünglinge im glühenden Ofen. Zulezt warnet er vor einem der herrſchenden Laſter in ſeiner Gemeine, vor dem leichtſinnigen Schwören, und behauptet, daß es gar keine Mühe koſte, dieſe üble Gewohnheit zu überwinden.

Da die vorhergenannten Beyſpiele auf ſeine Zuhörer einen lebhaften Eindruck gemacht zu haben ſchienen: ſo kam Chryſoſtomus am folgenden Tage in der fünften Predigt gleich wieder auf den Hiob zurück, um aus ſeinem Unglücke und Betragen Gründe des Troſtes und der Standhaftigkeit für ſie zu ziehen. Das führt ihn auf die Betrachtung, daß man ſich nicht vor Leiden und Tod, ſondern blos vor der Sünde fürchten müſſe, als welche unter allen vorgegebenen menſchlichen Uebeln das einzige wahre ſey. Was er hierüber, vornehmlich auch über die kindliſche Furcht vor dem Tode, ſagt, iſt aus ſehr guten Kenntniſſen geſchöpft, und lebhaft vorgetragen. Er lehrt Beſſerung nach dem Muſter

ſter der Niniviten, und empfiehlt nochmals die Enthaltung von allem übereilten Schwören, nicht ohne Anleitungen, wie man ſich die Beobachtung dieſer Pflicht durch willkührliche kleine Strafen, oder ſonſt, erleichtern könne. Beynahe muß man aus einer Stelle dieſer Predigt ſchließen, daß damals aus ſehr entlegenen Gegenden her, Wallfahrten zu dem Miſthauffen, (ſo nennt ihn die Alexandriniſche Ueberſetzung,) auf welchem Hiob geſeſſen hatte, nach Arabien vorgenommen worden ſind. Doch der Verfaſſer nimmt es ſelbſt in einer andern ſeiner Predigten, (de perfecta caritate, p. 296. T. VI. Opp. ed. Montef.) als bekannt an, daß noch zu ſeiner Zeit auf den Gebürgen von Armenien Ueberbleibſale der Arche des Noah vorhanden waren. J. n. C. G. 363. bis 430.

Auch in der ſechsten Predigt fuhr Chryſoſtomus fort, ſeine Zuhörer zu tröſten. Er zeigt ihnen anfänglich, wie nutzbar die Furcht vor der Obrigkeit ſey, und wie viel ſie ſchon durch ihr Ungemach gewonnen hätten. In dem Umſtande, daß die an den Kayſer wegen des Aufruhrs abgeſchickten Boten unterwegens am Fortreiſen gehindert worden ſind, erblickt er eine göttliche Fürſorge; noch mehr Aufmunterung aber reicht ihm das annähernde Oſterfeſt dar, weil der Kayſer an demſelben die Gefangenen loszulaſſen pflegte. Darauf beweiſet er noch ferner, wie am vorhergehenden Tage, daß ſich ein Chriſt vor dem Tode nicht ſcheuen dürfe; wenn er anders nicht ein üppiges Leben führt. Er verweilt ſich wiederum bey den Jünglingen im Feuerofen, um es auch durch ihr Beyſpiel darzuthun, daß man ſich vor nichts fürchten müſſe, als davor, Gott zu beleidigen. Eben ſo kehrt er auch von neuem zu ſeinen Abmahnungen vom häufigen Schwören zurück; wobey er beſonders die vorgeblichen Entſchuldigungen widerlegt, mit denen ſeine Zuhörer dieſe Gewohnheit beſchönigten.

J. n. C. G. 363. bis 430.

In der ſiebenten dieſer Predigten, (es war zugleich der fünfte Tag nach einander, daß er zum Lehren auftrat,) wiederholt er zwar erſtlich den bisher vorgetragenen Grundſatz, daß man nur um der Sünde willen Angſt und Trauern empfinden müſſe; verſichert auch, daß er nunmehr vom Tröſten zu der gewöhnlichen Auslegung der heiligen Schrift übergehen wolle. Damit aber ſeine Zuhörer ſich überzeugen möchten, daß darinne durchaus, auch wo man es nicht erwartete, viel Troſt verborgen liege, giebt er eine Probe davon an den erſten beyden Verſen des erſten Buchs Moſis, das in der Faſtenzeit öffentlich vorgeleſen wurde. Es iſt ſehr troſtreich, daß Gott eine ſo große und ſchöne Wohnung für uns geſchaffen hat; daß er, wie beym Adam, auch in unſerer Beſtrafung für unſere Rettung beſorgt iſt. Seine Worte: Adam! wo biſt du? waren ein Merkmal des gütigen Mitleidens, und ſollten dem Sünder, dem das Gewiſſen den Mund verſchloß, wieder Muth und Vertrauen zu Gott erwecken. Er endigt hier abermals mit Warnungen vor dem Schwören; verweiſet auf die Ehrerbietung, die man dem Nahmen Gottes ſchuldig ſey, und ermahnt zu einem ſolchen Leben, wobey man dem Chriſten ohne alle Schwüre glauben könne.

Aehnliche Betrachtungen ſtellt er in der achten Predigt über die Worte an: Gott gieng im Mittage im Garten. Gott erregte nur, ſagt er, im Adam eine ſolche Empfindung, als wenn Er herumgienge, damit er ſich ſelbſt beſtrafen, fliehen und ſich verbergen, kurz ſein Verbrechen einigermaaßen gut machen möchte, ehe er noch zur Verantwortung gezogen würde. Ihm war, als Sünder, alles verdächtig; jeder Schatten machte ihn zittern; aber der Gerechte iſt ſtets voll Vertrauens, und von einer unüberwindlichen Stärke. Nach dieſer Geſundheit unſrer Seele, auf welcher unſre ganze Wohlfahrt beruht, laſſet uns trachten! und ſie iſt leichter zu erlangen, als die Heilung des

Kör-

Körpers. Dieſes gilt auch vom Schwören, als wel- J. n.
ches ſo üble Folgen nach ſich zieht, daß man keine C. G.
Schwierigkeit finden kann, es zu meiden. 363.
bis
430.

Nunmehr lobte Chryſoſtomus ſeine Zuhörer in der neunten Predigt, daß ſie angefangen hätten, ſeinen oftmaligen Ermahnungen wegen des Schwörens Gehör zu geben. Doch tadelte er zugleich diejenigen, welche es für unerlaubt hielten, wenn ſie gegeſſen, und alſo das damalige Faſten aus Noth übertreten hätten, in die Kirche zu kommen. Indem er hierauf das erſte Buch Moſis wieder vornimmt, beantwortet er den Einwurf, warum daſſelbe, wenn es nützlich war, nicht gleich in den erſten Zeiten der Welt aufgeſchrieben worden ſey? damit, daß Gott das menſchliche Geſchlecht im Anfange nicht ſchriftlich, ſondern durch die Werke, das heißt durch die Geſchöpfe, habe unterrichten wollen. Und hier folgt eine nicht blos redneriſche, ſondern auch wohlgerathene Erklärung der vortreflichen Belehrungen, welche die Natur den Menſchen über Gottes Eigenſchaften ertheilt. Bibliſche Stellen und eigene Kenntniß der natürlichen Dinge trifft man bey ihm vereinigt an. Er bricht endlich davon ab; geſteht zwar, daß die Ohren ſeiner Zuhörer an tiefe Betrachtungen nicht gewohnt wären; zeigt ihnen aber, daß ſie bey einiger Aufmerkſamkeit auch andere unterweiſen können, und da ſie verbunden wären, Gott durch ihre Sitten zu preiſen, ihre Beſſerung in Abſicht auf das Schwören vollenden müßten.

Bald darauf hielt Chryſoſtomus die zehnte dieſer Predigten, und wünſchte im Anfange derſelben ſeinen Zuhörern Glück, daß ſie ſeiner neulichen Ermahnung, den Gottesdienſt zu beſuchen, wenn ſie gleich nicht faſteten, Folge geleiſtet hätten. Faſten, ſagt er, hat an ſich keinen ſolchen Nutzen, als das Anhören des chriſtlichen Unterrichts; zumal, da es bey jenem mehr auf die Enthaltung von Sünden, als von Speiſen, ankömmt.

J. n. C. G. 363. bis 430. Er fährt ſodann fort, aus der Schönheit der Welt die Größe Gottes zu beweiſen. Wenn aber die Ungläubigen ſagten, ſie hätten die Welt eben wegen ihrer Herrlichkeit vergöttert: ſo bemerkt er dagegen, Gott habe dieſelbe, um einen ſolchen Mißbrauch zu verhüten, zugleich bewundernswürdig und auch ſehr ſchwach und hinfällig gemacht. Ueber dieſe Unvollkommenheit der Geſchöpfe kommen manche gute Beobachtungen, und nachher, damit die Zuhörer dieſes nicht zu ſchwer finden möchten, auch Zeugniſſe der Schrift vor. Aus Röm. C. VIII. v. 18-20. glaubt er beweiſen zu können, daß die Himmelskörper, die Erde und die ganze Welt dereinſt unvergänglich werden ſollen. Er beſchließt abermals mit Warnungen vor dem Schwören, geſteht zwar, daß er durch ſo öftere Wiederholungen beſchwerlich fallen dürfte; will aber doch ſelbſt durch ſeine Unverſchämtheit eine Beſſerung hervorbringen, wie jener harte Richter ſich auf das ungeſtüme Anhalten der Wittwe, zuletzt doch habe ändern müſſen.

In dem Angſtvollen Zuſtande, worinne ſich Antiochien noch immer befand, waren die meiſten Einwohner, auf entſtandene furchtbare Beſorgniſſe, aus der Stadt entwichen. Chryſoſtomus enthielt ſich daher einige Tage des Predigens: aber in der eilften Homilie dankte er wieder Gott dafür, daß dieſer Sturm vorübergegangen ſey. Er bedient ſich der Heiterkeit ſeiner Zuhörer, (welche ein Prediger, wie er glaubt, ſtets abwarten muß,) um in der angefangenen Materie fortzufahren. Die Feinde der Religion ſagten, an dem menſchlichen Körper finde ſich ſo viel Unvollkommenes, daß er kaum werth ſey, von Gott geſchaffen werden zu ſeyn. Dagegen beruft er ſich auf die urſprüngliche Beſchaffenheit deſſelben, und auf die unzähligen weiſen göttlichen Einrichtungen, die noch an demſelben ſichtbar ſind. Auch hier ſind viele einſichtsvolle Anmerkungen beygebracht: ſo wie das Verhältniß der

Men-

Menſchen gegen die größere Stärke oder Geſchwindig- J. n.
keit mancher Thiere ebenfals gut ausgeführt iſt. Die C. G.
Abmahnung vom Schwören wird erneuert; doch mit 363.
veränderten Vorſtellungen. bis 430.

Aus der Dankſagung an Gott, mit welcher Chryſoſtomus die zwölfte Predigt eröfnet, ſieht man, daß die Antiochener damals ſchon Vergebung ihrer Ausſchweifungen erhalten hatten; wenn gleich die Geſchichte meldet, daß ſie nicht von allen Drangſalen und Strafen, ſondern nur von dem befürchteten Untergange, frey geblieben ſind. Der Verfaſſer geht alſo, nach einer Aufmunterung, ſeine Sünden und die göttliche Hülfe nie zu vergeſſen, wieder zu ſeinem alten Gegenſtande über, und lehrt die Vorſehung Gottes aus der Einrichtung der geſchaffenen Dinge, der kleinſten, wie der größten, erkennen. Die Schönheit und Nutzbarkeit, ſagt er, die wir an vielen derſelben wahrnehmen, müſſen wir auch denen zutrauen, an welchen wir ſie nicht ſehen. Auch das iſt ein Beweis der göttlichen Vorſehung, daß Gott dem Menſchen gleich anfänglich das natürliche Geſetz eingeflößt hat. Er hat uns nämlich das Gewiſſen gegeben, mit welchem wir eine angebohrne Kenntniß des Guten und Böſen beſitzen, die ſich ſchon am Adam, gleich nach ſeinem Falle, offenbarte. Ja aus demſelben lernte Abel, daß es gut ſey, Gott die Erſtlinge zu opfern; und die heydniſchen Geſetzgeber faßten nach demſelben ihre Geſetze ab. Abermals erſcheint am Ende die Erinnerung wegen des Schwörens. Chryſoſtomus ſchämt ſich, etwas ſo Leichtes, wegen der Nachläßigkeit ſeiner Zuhörer, ſo oft einſchärfen zu müſſen; er iſt aber auch ihrentwegen beſorgt, weil ſie ſich eine deſto größere Rache zuzögen, je häufiger es ihnen geſagt worden ſey.

Doch wenn gleich das Unglück, welches Antiochien bedrohte, nunmehr ziemlich vorüber gezogen war;

J. n. C. G. 363. bis 430. ſo ſah es Chryſoſtomus immer für angenehm und nützlich an, ſeiner Gemeine ein lebendiges Bild von dem ſchröcklichen Tage vorzuhalten, an welchem öffentliches Gericht über dieſe Stadt gehalten ward; da die Vornehmſten derſelben gefeſſelt, gegeiſſelt und ins Gefängniß geworfen wurden; da jeder andere ihren und ſeinen Tod erwartete. Alles dieſes mahlt er in der dreyzehnten Predigt mit deſto ſtärkern Farben, da er ſelbſt ein naher Zuſchauer dieſes Jammers geweſen war. „Vielleicht, ſezt er hinzu, hat dieſe traurige Erzählung euer „Herz nicht wenig erweicht. Aber werdet darüber nicht „unwillig! Denn weil ich feinere Materien abhandeln „will: ſo brauche ich dazu weichere Gemüther.“ Er entwickelt nämlich die eingepflanzte Kenntniß des Guten und Böſen noch weiter; und zeigt beſonders, daß Gott zwar unſrer Seele ein ſolches wohlthätiges Gefühl eigen gemacht, dem Willen aber die Ausübung deſſelben, und die Verbeſſerung der Fehler überlaſſen habe, damit wir durch Arbeit und Anſtrengung Belohnungen erwerben. Außer dem Gewiſſen habe uns Gott noch viele andere Lehrer gegeben: den Söhnen Väter, den Knechten Herren, den Weibern Ehemänner, den Schülern Lehrer, den Unterthanen Geſetzgeber und Richter, den Freunden Freunde; oft ſelbſt unſere Feinde; außerdem Krankheiten, Armuth und andere Unfälle; als welche auch denjenigen nüzten, über die ſie nicht ergiengen. Die guten Handlungen thäten eben dieſe Wirkung, daß ſie andere zu einer beſſernden Nachahmung reizten. So hätten jetzt viele die böſe Gewohnheit zu ſchwören abgelegt, weil ſie an andern den Eifer, ſich vor dieſer Sünde zu hüten, bemerkten. Allein damit iſt Chryſoſtomus nicht zufrieden; er will nicht eher ruhen, bis ſich alle hierinne gebeſſert haben: und er ſchließt mit einnehmenden Ermahnungen zur tugendhaften Veränderung der Sitten überhaupt.

Unterdeſſen war Antiochien von neuem durch fürchterliche Gerüchte zerrüttet worden. Da ſich aber

die-

dieſelben bald wieder legten, ſagt Chryſoſtomus in der vierzehnten dieſer Predigten: „Geſtern hat uns der „Teufel die Stadt nicht wenig beunruhigt; aber Gott „hat uns hinwiederum nicht wenig getröſtet: ja ſelbſt „indem Er ſolche Unruhen zuläßt, beweiſet Er ſeine Für„ſorge, weil Er dadurch unſere trägen Herzen zu Sich „zieht.“ Nach mehrern ſolchen Vorſtellungen, zeigt er ausführlich die ſchlimmen Folgen des häufigen und unbedachtſamen Schwörens. Es verurſachte den Tod Johannes des Täuffers. Wer oft ſchwört, wird ſelten recht ſchwören; wenn es gleich ſeine Abſicht iſt, weil er wiſſentlich und unwiſſentlich, im Scherze und Ernſte, im Zorne und in andern Leidenſchaften, ſchwört. Er wird auch ſelbſt durch die Natur des Schwörens zum Meineyde genöthigt werden, weil er nicht jeden Schwur halten kann; oder weil widerſprechende Schwüre vorfallen. Um dieſes zu erläutern, geht der Verfaſſer im größern Theil der Predigt jene Geſchichte Sauls und Jonathans durch, wo ſich ſo viele übereilte und gebrochene Schwüre zeigen, die beynahe dem leztern das Leben gekoſtet hätten. Den Hauptantheil an dieſer Verwirrung ſchreibt er dem Teufel zu. Am Ende aber fügt er noch andere Gründe hinzu, warum man ſich des Schwörens enthalten müſſe.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Er erinnert ſich nunmehr in der funfzehnten Predigt, daß er bey der fortwährenden Faſtenzeit, auch öffentlich vom Faſten hätte reden ſollen. Allein, ſagt er, es war nicht nöthig, die dabey vorkommenden Mißbräuche zu beſtrafen, weil die allgemeine Noth kräftiger als alle unſere Reden, den herrſchenden Ausſchweifungen Einhalt gethan hat. Daher beweiſet er auch weitläufig, daß Furcht und Thränen weit nützlicher ſind, als Lachen. Ueber die Stelle Sirachs: Erkenne, daß du unter Stricken wandelſt, und geheſt auf eitel hohen Spitzen! ertheilt er viele Warnungen vor den unzähligen Verführungen zum Sündigen; lehrt auch,

J. n. auch, wie man die erſten Reizungen dieſer Art von ſich
C. G. ſtoßen müſſe. Zwar hatte er am vorhergehenden Tage
363. verſprochen, nicht mehr vom Schwören zu reden. Da
bis 430. ſich aber noch nicht alle ſeine Zuhörer darinne gebeſſert hatten: ſo kommt er auf dieſe Ermahnungen zurück, zu welchen ihm ohnedieß die vorgeleſene Stelle aus dem Zacharias, (C. V. v. 1. 4.) Gelegenheit gab. Jetzt erklärt er ſich inſonderheit eifrig wider diejenigen, welche ihre Brüder am Altar, über den Evangelien, in welchen es doch heißt: Ihr ſollt allerdings nicht ſchwören! zum Schwören nöthigen: und das wegen irdiſcher Güter, mit der Gefahr, daß ſie einen Meineyd begehen. Er zeigt, daß ein ſolcher Schwur ganz unnütz ſey; der Schwörende mag nun ein rechtſchaffener Mann ſeyn, oder nicht; daß man ſich dadurch heftige Vorwürfe des Gewiſſens zuziehen könne; und daß derjenige, der lieber einigen Schaden leidet, als andere zum Schwur treibt, dafür von Gott und ſeinem Gewiſſen belohnt werde. — Es iſt wahr, daß Chryſoſtomus hier das Schwören etwas zu allgemein zu verwerfen ſcheint; aber daß er auch viel Treffendes gegen die entſetzlichen Mißbräuche der gerichtlichen Eydſchwüre ſagt, die noch immer unter den Chriſten fortdauern, iſt eben ſo gewiß.

Als kurz darauf ſich abermals ein ſo ſchröckenvolles Gerücht erhob, daß die Antiochener im Begriff waren, die Stadt zu verlaſſen: kam der heydniſche Statthalter ſelbſt in die Kirche, um ihnen Muth zuzuſprechen. Chryſoſtomus wußte dieſe Begebenheit auf eine edle Art zu nützen. In der ſechszehnten Predigt lobt er, gleich bey ſeinem Auftritte, den Statthalter wegen dieſer Fürſorge. „Aber eurentwegen, ſagt er zu ſeinen Zuhörern, ſchämte ich mich, und erröthete, daß ihr, nach jenen ſo vielen und langen Reden, noch eines Troſtes von außen her benöthigt geweſen ſeyd. Damals, als ich ihn mit euch reden, euch wegen eurer unzeitigen und unvernünftigen Furcht bald tröſten, bald tadeln

hö-

hörte, wünſchte ich, daß ſich die Erde unter mir auf- J. n.
thun, und mich verbergen möchte. Nicht ihr ſolltet von C. G.
ihm belehrt werden; ſondern ihr ſolltet Lehrer aller Un- 393
gläubigen ſeyn; indem es Paulus verboten hat, ſich bis
von den Ungläubigen richten zu laſſen. — Mit wel- 430.
chen Augen werden wir künftig die Ungläubigen anſehen, da wir ſo ſchüchtern und furchtſam ſind? Mit welcher Zunge werden wir ſie anreden und bewegen können, bey einbrechenden Uebeln unverzagt zu ſeyn?" Er beſchließt den langen Verweis, den er ihnen darüber ertheilt, damit, ſie möchten beten, daß ihm die nöthigen Worte von Gott in den Mund gegeben würden: denn er ſey über ihre Kleinmüthigkeit ganz niedergeſchlagen worden. Hierauf wiederholt er einiges vom Schwören aus der lezten Predigt, und bemerkt dabey, daß er, ob er gleich ſchon ins zweyte Jahr lehre, gleichwohl noch nicht hundert Verſe aus der heiligen Schrift habe erklären können; ſondern meiſtentheils moraliſche Predigten habe halten müſſen; welches doch nicht ſeyn ſollte. Denn für ihre Sitten müßten ſie ſelbſt ſorgen, und brauchten, ſobald Gott beſtimmte Vorſchriften darüber bekannt gemacht habe, kaum einmal daran erinnert zu werden, da man ſelbſt menſchliche Geſetze ohne viele Unterſuchung ausübe; aber die Auslegung der Bibel komme ihm zu. Sonſt beſteht dieſe Predigt größtentheils aus Betrachtungen über den Anfang des Briefs an den Philemon: Paulus, ein Gebundner Jeſu Chriſti, und Timotheus, der Bruder. Der Verfaſſer zeigt daran, wie viele Urſache die Chriſten hätten, ſich mit dem Apoſtel ihres Ungemachs zu rühmen, weil es eine Probe ihrer Tugend abgebe. Wenn Paulus vor dem Landpfleger Feſtus ſeiner Bande nicht mit ſolcher Freudigkeit gedacht habe: ſo ſey ſolches deswegen geſchehen, weil er demſelben, als einem Ungläubigen, nicht das Schwerſte aus dem Chriſtenthum vorlegen wollte. Zulezt ermahnt er ſeine Zuhörer am Ende der zweyten Faſten-

woche,

J. n. C. G. 363. bis 430. woche, mehr auf ihre und anderer Beſſerung, als auf das bloße Faſten, ſich zu befleißigen.

Im Anfange der ſiebzehnten Predigt dankt Chryſoſtomus abermals Gott dafür, daß er Antiochien gerettet, aber auch in eine ſo große Gefahr habe gerathen laſſen. Jezt, ſagt er, iſt noch mehr als vorher, eine Zeit zu beten, zu weinen, zu ſeufzen, ein zerknirſchtes Herz zu haben, eifrig und wachſam zu ſeyn. Denn ehemals machte uns die Natur der Trübſale auch wider unſern Willen beſcheidener und gottſeliger; nunmehr aber, da das Gebiß weggenommen, und die Wolke vorübergegangen iſt, muß man befürchten, daß wir wieder träger werden. Damit es noch einleuchtender werde, daß Gott der Stadt ungemeine Wohlthaten erwieſen, und ſie durch dieſe Verſuchung bewährter gemacht habe, beſchreibt er nicht allein die Noth, welche durch die ſtrenge Unterſuchung der kayſerlichen Abgeordneten entſtanden war; ſondern rühmt hauptſächlich von allen Seiten die menſchenfreundliche und kühne Aufopferung, mit welcher ſich die Einſiedler der benachbarten Gebürge, aber auch die Lehrer der Stadt ſelbſt, ihrer Bedrängniſſe angenommen hätten. Von dieſer Stelle, in welcher der Redner nicht ganz innerhalb der gebührenden Schranken blieb, iſt bereits an einem andern Orte (Th. VIII. S. 56. fg.) ein Auszug mitgetheilt worden. Beſonders aber lehrt er ſehr ausführlich, daß es kein wahrer Verluſt von Antiochien ſey, ihre Schaubühne verſchloſſen, und den Rang der Hauptſtadt des Morgenlandes von ihr auf eine andere Stadt verſezt zu ſehen; ſondern daß ihre eigentliche Würde in der Tugend ihrer Einwohner geſucht werden müſſe.

Mit dieſen Ermahnungen hängt auch der Inhalt der achtzehnten Predigt gewiſſermaaßen zuſammen. „Ich habe viele geſehen, ſagt der Verfaſſer, welche ſich gefreuet und zu einander geſagt haben: Wir haben geſiegt,

ſiegt, wir haben die Oberhand behalten: die Hälfte der J. n.
Faſtenzeit iſt überſtanden. Dieſe ermahne ich, zu über- C. G.
legen, ob ſie auch die Hälfte ihrer Sünden überſtanden 363.
haben, und alsdann zu frohlocken.“ Er erklärt es alſo, bis
wie wenig es auf das Faſten allein ankomme, und zeigt 430.
ſodann über die vorgeleſene Stelle des Apoſtels: **Freuet euch in dem Herrn allewege!** daß ein Chriſt, ohngeachtet aller traurigen Vorfälle, doch ſtets fröhlich ſeyn könne. Der Grund davon ſey die Gottesfurcht und das gute Gewiſſen; bey ihm erzeuge ſelbſt die Traurigkeit über fremde Fehltritte, Belohnungen von Gott. Daher wären auch die Einſiedler in dem neulichen allgemeinen Unglücke, allein ſo freudig geweſen. Ein Verweis an die Einwohner wegen der wieder ausbrechenden Unordnungen beym öffentlichen Baden, da doch die Gefahr der Stadt noch nicht einmal ganz vorüber war, macht den Beſchluß dieſer Predigt.

Die neunzehnte ſteht zwar auch in **Montfaucons** Sammlung (Tom. II. p. 188. ſq.) unter den übrigen in ihrer alten Ordnung. Aber in der von ihm abgefaßten Lebensbeſchreibung des Chryſoſtomus (Chryſ. Opp. T. XIII. p. 109.) hat er ſie ganz aus dieſer Reihe verſtoßen, weil er gefunden hatte, daß ſie erſt nach vollendeten Homilieen über die Bildſäulen, am fünften Sonntage nach dem Oſterfeſte, gehalten worden ſey. Dieſes war bald nach einem Feſte von Märtyrern geſchehen, dem Chryſoſtomus wegen kränklicher Umſtände nicht, wie ſein Biſchof, hatte beywohnen können. Jezt aber eilte er, obgleich noch nicht ganz hergeſtellt, in die Kirche, weil ihm der Anblick einer Menge Landleute aus der Nachbarſchaft von Antiochien ſehr angenehm war. Er vergleicht ſie ſehr zu ihrem Vortheile, in Abſicht auf ihre Arbeiten und Sitten, mit den Einwohnern der Stadt. Dadurch kömmt er gar leicht wieder auf die noch fortdauernde ſündliche Fertigkeit der leztern im Schwören. Er ſucht zu beweiſen, daß die Babyloni-

ſche

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſche Gefangenſchaft der Iſraeliten hauptſächlich von der Verletzung ihres Gott geſchwornen Eides herrühre. Einer von den Gründen, deren er ſich wider das Schwören bedient, iſt auch dieſer, daß, da viele Menſchen wegen nichtswürdiger Künſte große Arbeit und Gefahr übernehmen, es wohl der Mühe werth ſeyn müſſe, ſich um der Ablegung einer laſterhaften Gewohnheit willen, außerordentlich anzuſtrengen.

Da Chryſoſtomus hierauf die zwanzigſte Predigt gegen das Ende der Faſtenzeit hielt: ſo vergaß er wiederum nicht, auf einen ſtärkern Eifer in der Tugend zu dringen, weil ohne denſelben alles Faſten nichts helfe, man auch ſonſt mit keinem reinen Gewiſſen ſich zu dem heiligen Tiſche nähern könne. Beſonders aber blieb er bey der Nothwendigkeit ſtehen, ſich mit ſeinen Feinden zu verſöhnen. Wenn wir dieſes thun, ſagt er, ſo werden uns unſere unzählichen, kaum bemerkten Verſündigungen an Gott deſto leichter vergeben; unſere geheimen Sünden ſollen alsdann nicht am lezten Gerichte aufgedeckt werden. Es iſt keine Schande, Beleidigungen zu vergeben; wohl aber iſt es Ehre, ſolches freywillig thun. Man hat nicht die geringſte Entſchuldigung, warum man ſeinen Zorn nicht fahren laſſen will: daher verdient keine Sünde weniger Vergebung, als die Unverſöhnlichkeit. Wenn man die empfangenen Beleidigungen ſelbſt rächen will: ſo greift man Gott in ſein richterliches Amt. Es iſt auch falſch, daß man ſeinen Feind durch glimpfliche Begegnung nur ärger mache; es iſt ein kindiſches Beſorgniß, daß man durch angetragene Ausſöhnung Furcht verrathe. Je länger ſie verſchoben wird, deſto ſchwerer wird ſie. Sie iſt an ſich ſchon ſchwer; aber man muß ſich erinnern, daß man ſie um Gottes willen vornehme. Findet man große Schwierigkeiten, ſeinen Feind ſich zum Freunde zu machen: ſo wird man dafür deſto größere Belohnungen erhalten. Das bevorſtehende Oſterfeſt wird auch durch nichts mehr

ent-

entheiligt, als durch feindſelige Geſinnungen. Noch im Ausgange dieſer Predigt werden die alten Warnungen vor dem Schwören wiederholt; doch immer mit andern Gründen oder Erleichterungsvorſchlägen. Chryſoſtomus droht nunmehr ſogar, daß er nach dem Oſterfeſte diejenigen, welche dieſes Gebot noch übertreten würden, vom heiligen Abendmahl ausſchließen werde.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Endlich kam Flavianus von Conſtantinopel zurück, und mit ihm die völlige Sicherheit von Antiochien. Ihm hatte die Stadt ihre Ausſöhnung mit dem Kayſer zu danken; mit ſeinen Verdienſten und ſeinem Lobe beſchäftigt ſich daher die ein und zwanzigſte Predigt des Chryſoſtomus, die er am Oſterfeſte hielt, beynahe gänzlich; ohne doch eine bloße Lobrede zu werden. Nachdem er Gott dafür gelobt hat, daß Er dem Körper ſein Haupt, den Schaafen ihren Hirten, den Schülern ihren Lehrer, den Soldaten ihren Feldherrn, und den Prieſtern ihren Hohenprieſter ſo bald wieder gegeben habe: ſo zeigt er, daß zwar der Teufel die Stadt durch die begangenen Ausſchweifungen zu Grunde habe richten wollen; daß aber Gott ſie, den Biſchof und den Kayſer durch dieſen Unfall vielmehr verherrlicht habe. Sie, weil ſie bey einer ſo großen Gefahr, mit Uebergehung mächtiger Beyſtände, ihre Zuflucht zur Kirche und zum Prieſter des Herrn genommen, und ſich voll Vertrauens der göttlichen Hülfe überlaſſen habe; den Biſchof, weil er zum Beſten der Stadt ſich über ſo viele Hinderniſſe erhoben, und außer ſeiner Hauptabſicht, auch alles erlangt habe, was er nicht achtete; aber auch den Kayſer, weil es theils offenbar geworden ſey, daß er dasjenige, was er allen abſchlug, doch den Prieſtern bewillige; theils, weil er der Stadt ſo ſchnell ſeine Gnade wieder geſchenkt habe. Und nunmehr beſchreibt Chryſoſtomus das Gehör des Biſchofs bey dem Kayſer, ſeine Rede an denſelben, und die Erklärungen des Kayſers; obgleich Flavianus ſelbſt, von

J. n. C. G. 363. bis 430.

vielen befragt, aus Beſcheidenheit nichts davon gemeldet hatte, als daß das Herz des Kayſers von Gott ſelbſt zur Güte gegen die Stadt gelenkt worden ſey. Er ſchildert alſo den Biſchof ab, wie er vor dem Kayſer in großer Entfernung, mit niedergeſchlagenen und thränenden Augen ſtehen geblieben ſey; erzählt, wie der Kayſer, durch dieſe Stellung gerührt, zu ihm hingegangen, und ſich mehr über die Undankbarkeit der Antiochener beklagt, als erzürnt und drohend geſprochen, und wie darauf der Biſchof zwar alles zugeſtanden, aber auch alles in Bewegung geſezt habe, um der Stadt eine vollkommene Vergebung auszuwirken. Auch Flavianus ſchrieb es dem Neide des Teufels gegen eine von dem Kayſer ſo geliebte Stadt zu, daß dieſelbe zu einem ſo unverantwortlichen Betragen verleitet worden ſey; es ſey zwar wunderbar zu behaupten, ſagte er, daß ſie wegen der Freundſchaft des Kayſers verfolgt worden; aber gewiß wahr. Er ſtellte ihm vor, daß öfters unerträgliche Beleidigungen zu Uebungen einer außerordentlichen Liebe Gelegenheit gegeben hätten; wie ſolches das menſchliche Geſchlecht gleich anfänglich von Gott erfahren habe. Die Krone, welche ſich der Kayſer durch die Begnadigung der Stadt aufſetzen könne, werde herrlicher ſeyn, als alle andere Denkmäler ſeines Ruhms. Da er bey einer andern Gelegenheit, in einem Ausſchreiben, worinne er die Gefangenen loszugeben befohl, geſagt habe: „Wollte Gott, ich könnte auch die Todten „auferwecken!“ ſo ſey jetzt die Zeit da, dieſes zu thun. Er müſſe dabey auf die ganze Chriſtenheit ſehen. Juden und Heyden, ja ſelbſt die Barbaren, hätten jetzt ihre Augen auf ihn gerichtet: wenn er ein gelindes Urtheil fällen würde, ſo würden ſie ihn loben, und Gott preiſen, und unter einander ſagen: „Wie groß iſt nicht die Macht des Chriſtenthums! Es hat denjenigen, der auf der Erde ſeines gleichen nicht hat, der alles verderben kann, zurückgehalten, und ihn eine Philoſophie gelehrt, die keine Privatperſon an ſich zeigen durfte. Der

Gott

Gott der Chriſten iſt wahrhaftig groß, der aus Menſchen Engel macht, und ſie über alle natürliche Schwachheiten erhebt!" Unter andern Gründen, die Flavianus dem Kayſer vorhielt, war auch dieſer, es werde ihm zu einer ausnehmend großen Ehre gereichen, wenn die Nachwelt ſagen würde: „Als eine ſo große Stadt ihre Straſe erwartete, und niemand ſich erkühnte, ein Wort für dieſelbe auszuſprechen, da nahte ſich ein Greis und Prieſter Gottes dem Kayſer: und dieſer bewilligte ihm ſogleich ſeine Bitte." Denn auch dadurch, fuhr er fort, hat dich die Stadt nicht wenig geehrt, daß ſie mich an dich abgeſchickt hat; indem ſie dieſes rühmliche Urtheil von dir fällte, daß du die Prieſter Gottes allen Gewaltigen, welche dir unterworfen ſind, vorzieheſt, wenn ſie gleich unanſehnlich ſind. — Nach dieſen und andern Vorſtellungen und Bitten, konnte Theodoſius kaum ſeine Thränen zurückhalten; er brach darauf in die Worte aus: „Würde ich wohl etwas Bewundernswürdiges und Großes thun, wenn ich, ein Menſch, Menſchen, die mich beleidigt haben, verzeihe, da der Herr der Welt auf die Erde gekommen, für uns ein Knecht geworden, von denen, welchen er wohl gethan, ans Kreuz geſchlagen worden iſt, und gleichwohl für eben dieſe zu ſeinem Vater gebetet hat: Vergieb ihnen! denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Was iſt es alſo Bewundernswürdiges, wenn auch wir unſern Mitknechten vergeben?" — Chryſoſtomus meldet noch beſondere Beweiſe der Gnade des Kayſers gegen die Stadt, und ermahnt zulezt ſeine Zuhörer, die ungemeinen Freudensbezeigungen, welche ſie angeſtellt hatten, auf eine geiſtliche Art durch Tugend und dauerhafte Dankbarkeit fortzuſetzen, auch ihre ſpäteſten Nachkommen zu gleichen Geſinnungen gegen Gott aufzumuntern.

J. n. C. G. 363. bis 430.

So vielen Raum auch dieſer Auszug aus den Predigten des Chryſoſtomus über die Bildſäulen eingenommen hat; ſo ſcheint er doch denſelben verdient zu

haben.

J. n. C. G. 363. bis 430. haben. Nicht blos deswegen, weil ſie einen ſo hohen Rang unter ſeinen Predigten behaupten; ſondern vornehmlich auch darum, weil man ihn aus denſelben von mehrern Seiten kennen lernt. Wie er in außerordentlichen Fällen, zum Theil unvorbereitet und ſelbſt beunruhigt, mit ſeiner Gemeine zu reden gewußt, Leidenſchaften ausgedrückt oder erregt, alle Umſtände, unter welchen er auftrat, genüzt, auf die Sittenlehre eine beſtändige große Sorgfalt gewandt, niemals darüber die bibliſche Auslegung ganz auf die Seite geſezt, und einen Ausdruck gewählt habe, der allgemein faßlich war; das alles leuchtet aus denſelben unaufhörlich hervor. Was man hin und wieder daran tadeln könnte, iſt an einigen Stellen bemerkt worden, und fällt überhaupt bald in die Augen; ohne daß man den Verfaſſer nach dem eigenthümlichen Geſchmack unſers Jahrhunderts richten dürfte. Vielleicht iſt es eine ihrer vorzüglichſten Eigenſchaften, daß er darinne nicht ohne Aufhören, wie es ein gemeiner Prediger gethan haben würde, von dem öffentlichen Unglücke geſprochen, nicht blos ſogenannte Straf- und Troſtpredigten daraus gemacht hat; ſondern daß der Religionsunterricht, nach Bedürfniſſen und Fehlern eingerichtet, welche ſeine Zuhörer weit weniger fühlten, als das allgemeine Uebel, bey ihm die Hauptſache blieb.

Nach dieſer großen Begebenheit im Jahr 387, weiß man nichts von einer andern ſehr merkwürdigen Veränderung, die ſich, ſo lange Chryſoſtomus Lehrer zu Antiochien war, daſelbſt zugetragen hätte. Aber von ſeinem unermüdeten Eifer, den Einwohnern durch Predigten nützlich zu werden, giebt es wenigſtens noch Proben genug. Es iſt bereits oben (S. 332.) angezeigt worden, daß alle ſeine ganz der **Erklärung** der heiligen Schrift gewiedmeten Arbeiten an Einen Ort zuſammengeſtellt werden ſollen, damit man ſeine Verdienſte um dieſe Grundlage der theologiſchen Wiſſenſchaft, und auch des chriſtlichen Unterrichts, deſto leichter überſchauen

ſchauen könne. Doch außer den Predigten dieſes Inhalts hat Chryſoſtomus noch eine Menge anderer zu Antiochien gehalten, von denen viele übrig geblieben ſind. Unter dieſen iſt wiederum eine ſtrengere Wahl nöthig, wenn ſie zu Beſchreibungen oder Auszügen für die gegenwärtige Geſchichte beſtimmt werden ſollen. Wie der Verfaſſer zur Ehre der Märtyrer beyderley Geſchlechts, an den Feſttagen, die ihnen gewiedmet waren, geredet habe, davon brauchen nunmehr keine Beyſpiele weiter angeführt zu werden, nachdem man ſie bereits an einem andern Orte geleſen hat. (in der Geſchichte des chriſtlichen Aberglaubens, Th. IX. S. 181. fg. und oben S. 309. fg.) Es iſt wahr, daß Chryſoſtomus in ſeinen zahlreichen Homilieen dieſer Gattung auch manche allgemeine moraliſche Lehren geſchickt erörtert, über die Nachahmung jener Bekenner des Chriſtenthums viel Gutes und Rührendes ſagt, und ſeine Zuhörer häufig in die heilige Schrift führt. So erblickt man einiges davon in ſeiner Lobrede auf die Märtyrer überhaupt, die in der ganzen Welt gelitten haben, (Tom. II. Opp. p. 711. ſq. ed. Montef.) von der ſich übrigens die Stadt, in welcher ſie gehalten worden iſt, nicht ſicher angeben läßt. Eben ſo ſpricht er zwar in einer Antiocheniſchen Predigt von den heiligen Märtyrern, (l. c. p. 650. ſq.) von den Tugenden derſelben, von der Kraft ihres Beyſpiels, von der Wirkſamkeit ihrer Gräber und Ueberbleibſale ſelbſt, (wovon die Stelle ſchon anderwärts, Th. IX. S. 181. beygebracht worden iſt,) mit allem Eifer. Allein beynahe die Hälfte dieſer Predigt iſt mit Ermahnungen angefüllt, das heilige Abendmahl ja nicht unwürdig zu genießen, weil man ſonſt eben ſo ſtrafbar werde, als diejenigen, welche Chriſtum gekreuzigt haben. Als dieſe Vorſtellung vielen in der Gemeine ſo hart zu ſeyn dünkte, daß ſie gegen den Chryſoſtomus ſchrieen: Du ziehſt uns von dem heiligen Tiſche ab! du ſtoßeſt uns vom gemeinſchaftlichen Mahl zurück! ſo

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. nahm er davon Gelegenheit, kurz darnach in einer andern Predigt, (l. c. p. 658. ſq.) zu zeigen, daß es ſowohl für die Lehrer, als für die Zuhörer, gefährlich ſey, blos nach dem Gefallen der leztern öffentlich zu reden; und daß es vielmehr nützlich ſey, ſogar eine große Gerechtigkeit ausmache, ſich wegen ſeiner Sünden ſelbſt anzuklagen. Er vertheidigte darinne nicht nur die anſtößig gewordene Behauptung; ſondern erklärte ſich auch über die ganze Pflicht des Predigers, ſeinen Zuhörern unangenehme Wahrheiten zu ſagen, und über ſein Verhältniß gegen dieſelben überhaupt, auf eine lehrreiche Art. Es fehlt alſo in den Lob- und Gedächtnißreden des Chryſoſtomus auf die Märtyrer, gar nicht an gemeinnützlichen Stellen. Und gleichwohl ſind ſie unter ſeinen Predigten diejenigen, welche bald eine zweydeutige Wirkung, bald eine ſchädliche gethan haben mögen.

Daß ſeine ſieben Lobreden auf den Apoſtel Paulus (l. c. Opp. p. 476. ſq.) eine Ausnahme von dieſer Claſſe machen, wird man ſchon im voraus vermuthen. Denn hier war feſter Grund, auf den der Redner treten konnte; eine Mannichfaltigkeit vortreflicher Eigenſchaften, wo derſelbe nicht zu vergrößern und auszuſchmücken; ſondern nur zu ſammeln und zu ſtellen brauchte. Man ſieht wohl, daß es ein Lieblingsgegenſtand von ihm geweſen iſt, den er immer noch zu verſchönern ſucht. Alles, was die Patriarchen, Propheten, Apoſtel, Märtyrer und andere Heiligen an ſich Bewundernswürdiges hatten, findet er an dem einzigen Paulus beyſammen. Er vertheidigt denſelben auch in der ſechsten dieſer Predigten gegen die Vorwürfe, welche ihm einige gemacht haben. Es iſt keiner, ſagt er, wenn man bisweilen an ihm eine Furcht vor Schlägen bemerkt. Eine ſolche Furcht kann an ſich nicht tadelhaft heiſſen; denn ſie liegt in der menſchlichen Natur; aber aus einer ſolchen Furcht nichts wider die

Gott-

Gottſeligkeit begehen, das war eine Frucht des tugendhaften Vorſatzes, (oder freyen Willens) welcher der Schwachheit der Natur zu Hülfe kam: und das gereicht ihm zu einem deſto größern Ruhme. Gleichergeſtalt wird die Furcht des Apoſtels vor dem Tode entſchuldigt: und wenn er dem Schmidt Alexander Böſes gewünſcht hat, ſagt der Verfaſſer, ſo geſchah dieſes nicht ſowohl aus Zorn, als aus Schmerz über ſeinen Widerſtand gegen das Evangelium. Selbſt zornig, wie es Paulus öfters war, hatte er vor den ſanft redenden einen Vorzug, indem er alles zur gehörigen Zeit, und zum Beſten des Chriſtenthums, that. Uebrigens hat Chryſoſtomus auch in dieſen Lobreden ſich oft von dem Perſönlichen ſeines Helden zu Materien von allgemeiner Erheblichkeit für die Chriſten gewandt. „Paulus, ſagt er unter andern, (p. 508.) zeigt durch ſein Beyſpiel, wie groß die Stärke des freyen Willens ſey, und ſtopft denjenigen den Mund, welche fragen, warum wir nicht von Natur gut geworden ſind? Denn was iſt es vor ein Unterſchied, ob ſolches von Natur, oder aus freyem Willen iſt? Ja, das leztere iſt um ſo viel beſſer, als das erſtere, je vorzüglicher es iſt, Kronen und herrliche Lobſprüche, als nichts zu erwerben. Geſezt aber, die Natur wäre ſchon feſt! Will jemand einen recht ſtarken Vorſaz annehmen: ſo wird dieſer doch feſter ſeyn, als jene.“

J. n. C. G. 363. bis 410.

Unter denjenigen ſeiner Predigten zu Antiochien, welche die Glaubens- und Sittenlehre betrafen, ſind zwo zum Unterrichte derer eingerichtet, die erſt getauft werden ſollten. (l. c. Opp. p. 225. ſq.) In der erſtern preiſet er ſie wegen deſſen, was ſie bald erfahren würden, beſonders wegen des ſchauderhaften Kelchs, (des heiligen Abendmahls,) den ihnen der König ſelbſt in die Hand geben werde, glückſelig. Er vergleicht darauf ihre Bereitwilligkeit zur Taufe, mit dem Aufſchub derſelben bey andern bis in ihre lezten Stunden, um zu zeigen, daß dieſe derſelben unter ſol-

J. n. C. G. 363. bis 430.

chen Umſtänden theilhaftig werden, wo ſie ihre Pflicht dabey gar nicht mehr auszuüben im Stande ſind. Weiter rühmt er ihre würdige Vorbereitung zur Taufe; zeigt ihnen die verſchiedenen Nahmen an, welche ſie in der heiligen Schrift führen ſoll, worunter nach ſeiner Meynung nicht allein die in der alten Kirche gewöhnliche Benennung der Erleuchtung, φωτισμὸς, (aus Hebr. C. VI. v. 4. C. X. v. 32.) ſondern auch die Nahmen Begräbniß, (Röm. C. VI. v. 4.) Beſchneidung, (Coloß. C. II. v. 11.) und Kreutz, (Röm. C. VI. v. 6.) gehören; erklärt ihnen den Unterſchied zwiſchen der chriſtlichen und der unbedeutenden jüdiſchen Taufe; zeigt, warum jene ein Bad der Wiedergeburt heiße; erinnert aber die Lehrlinge inſonderheit, daß ihr Kampf mit dem Teufel gleich nach empfangener Taufe anfangen, und daß ihnen dieſer vornehmlich durch die Zunge zu ſchaden ſuchen werde, weil er durch dieſes Werkzeug die Menſchen am leichteſten verderben könne. Daher warnet er ſie vor den Sünden, welche damit begangen werden; am ausführlichſten aber vor dem Schwören, das in der Gemeine bey den nichtswürdigſten Kleinigkeiten ſo gewöhnlich ſey. Er behauptet, daß dieſes eben darum eine ſchwere Sünde ſey, weil es nicht dafür angeſehen werde; entwickelt das Unehrerbietige in demſelben gegen Gott, und lehrt, wie man ſich daſſelbe abgewöhnen müſſe; verwirft aber freylich das Schwören überhaupt.—In der zweyten dieſer unterrichtenden Predigten für die Täuflinge, (κατήχησις) dringt Chryſoſtomus abermals ſehr nachdrücklich darauf, daß der Neugetaufte, ſowohl wegen der von Gott erhaltenen Wohlthaten, als wegen der von ihm eingegangenen Verbindlichkeit, ſich der chriſtlichen Tugend befleißigen müſſe. Er hält ihm daher die Worte vor, die er bey der Taufe zu ſprechen hat: Ich entſage dir, o Satan! und deinem Gepränge, und deiner Verehrung; und vereinige mich mit dir, o Chriſte! zeigt, daß uns eigentlich nichts an der Frömmigkeit hindern könne, wenn man nur wolle;

le; daß die Verehrung Gottes überall Statt finde; und J. n.
was der allgemeinen Lehren mehr ſind. Aber insbeſon- C. G.
dere tadelt er mit vielem Eifer den Schmuck des weibli- 363.
chen Geſchlechts, und das Gepränge des Satans, wel- bis 430.
ches in Schauſpielen, allen Sünden, abergläubiſch gewählten Tagen, Gauckeleyen und Ahndungen beſtehe; worunter er auch die Thorheit nennt, Münzen Alexanders des Großen, als Verwahrungsmittel, am Leibe zu tragen.

Außerdem ſcheint auch eine Anzahl Predigten des Chryſoſtomus über die Buße oder Beſſerung, in ſeinen Aufenthalt zu Antiochien zu gehören. Von der vierten und fünften nach Montfaucons Ordnung iſt dieſes ziemlich gewiß; aber unter den neun Homilieen dieſes Inhalts, welche er zuſammen geſtellt hat, (T. II. Opp. Chryſoſt. p. 279. ſq.) haben die achte und neunte nicht alle Merkmale der Aechtheit. Chryſoſtomus war eine Zeitlang auf dem Lande krank geweſen: allein die Liebe zu ſeiner Gemeine, wie er in der erſten dieſer Predigten verſichert, führte ihn noch eher in die Stadt zurück, als ſeine Geſundheit wieder hergeſtellt war. Er warnet ſie vor der Verzweifelung, als dem ärgſten Pfeile des Teufels, und vor der Trägheit. Darauf beſchreibt er drey Wege der Buße: das Bekenntniß, die Thränen, und die Demüthigung; alles mit bibliſchen Beyſpielen erläutert. Ein anderer Weg iſt das Almoſengeben, und noch ein vorzüglicher, das Gebet; wobey gelehrt wird, wie uns Gott durch die Trübſale zu Sich nöthige. Es folgt eine Betrachtung, daß Gott das Faſten angenehm ſey, und daß es heilſame Wirkungen habe; daß aber mit demſelben auch die Wurzeln der Sünde ausgerottet werden müſſen. Ueber das Verfahren Gottes gegen Gerechte und Sünder, und über die beſte Art, Vortheil daraus zu ziehen, werden verſchiedene Anmerkungen gemacht. Eben ſo wird gezeigt, daß auf die Sünde Schaam, und auf die Buße

J. n. C. G. 363. bis 430. Vertrauen folge; es wird eine Anleitung gegeben, die Sünden nach und nach auszurotten, und verſichert, daß ſie Gott durch die Buße, ohne eine Spur davon zu hinterlaſſen, vertilge. — Dieſes macht ohngefähr den Hauptinhalt der Predigten von der Buße aus: Erörterungen und Lehren, die manche gute Geſinnungen erwecken können, auch einzelne ſchöne Stellen veranlaſſen; aber der Erwartung über einen ſolchen Gegenſtand bey weitem nicht Genüge leiſten. Tillemont hat noch mehrere zu dieſen Predigten gerechnet, ſie in eine andere Ordnung geſetzt, und ihre Veranlaſſung von dem Einfalle der Hunnen in die Morgenländer im Jahr 395. hergeleitet. (Mémoires, Tome XI. p. 101. ed. de Paris.) Allein Montfaucons Unterſuchungen über dieſelben haben eine größere Wahrſcheinlichkeit.

Zwölf Jahre war Chryſoſtomus bereits Lehrer zu Antiochien geweſen, als Nectarius, Biſchof zu Conſtantinopel, im September des Jahrs 397. ſtarb. Eine ſo anſehnliche Würde, als dieſes Bißthum ſeit nicht langer Zeit geworden war, machte das Beſtreben vieler Aelteſten nach demſelben rege. Es waren darunter, nach der Erzählung des Palladius, (Dial. de vita S. Chryſoſt. p. 42. ed. Bigot.) verſchiedene des geiſtlichen Standes unwürdige Leute, von denen einige dem Hofe mit ihrem Anhalten beſchwerlich fielen; andere ſich durch Geſchenke einen Anhang zu machen ſuchten; manche ſogar ſich vor dem Volke, welches damals noch an der Biſchofswahl Antheil hatte, auf die Kniee warfen. Gar bald entſtanden Partheyen über die Beſetzung dieſes Amtes: und weil man darüber in geraumer Zeit nicht einig werden konnte, ſo bat die Gemeine den Kayſer Arcadius, ihr ſelbſt einen Biſchof von geprüfter Einſicht zu geben. Dem Hof war ohnedieß nicht wenig daran gelegen, was für einen Biſchof die Gemeine des kayſerlichen Hauptſitzes hätte. Die Regierung des ſehr jungen Kayſers hatte eben ſo viele Schwäche, als ſein

mor-

morgenländiſches Reich ſelbſt. Man mußte zu Con- J. n. C. G. 363. bis 430.
ſtantinopel Staatsveränderungen und Unruhen von
mancherley Art befürchten, indem die Eiferſucht der
Großen unter einander; die Ausländer oder ſogenann-
ten Barbaren, die ſo zahlreich und mächtig durch wich-
tige Bedienungen waren; verſchiedene kirchliche, den
Katholiſchen entgegen geſezte Partheyen; und die
Leichtigkeit, mit welcher der große Hauffen daſelbſt zu
Gewaltthätigkeiten ſchritt, nicht einmal ſehr heftiger
Reizungen bedurften. In dieſen Umſtänden war der
Einfluß des Biſchofs der Hauptſtadt, wie man ſchon
Beyſpiele davon gehabt hatte, erheblich genug, und
konnte ſogar furchtbar werden. Er war ſchon gewohnt,
wie andere Biſchöfe, ſich in Angelegenheiten zu men-
gen, die eben nicht nothwendig für ihn gehörten; die
Bewegungen der ungeſtümen Menge hatte er ziemlich
in ſeiner Hand; und da ſich beſtändig viele Biſchöfe zu
Conſtantinopel wegen mannichfaltiger Geſchäfte, Be-
werbungen und Streitigkeiten aufhielten; ſo wand-
ten ſie ſich nicht allein meiſtentheils an ihn, ſondern er
wurde auch von ihnen durch Verſammlungen und ge-
meinſchaftliche Schlüſſe, die er mit ihnen veranſtalten
konnte, hinwiederum unterſtützt. Wußte er ſich in die
Abſichten des kayſerlichen Hofs zu ſchicken: ſo fiel es
ihm nicht ſchwer, ſein kirchliches Gebiet, und ſein An-
ſehen überhaupt, zu erweitern. Er konnte aber dem-
ſelben auch vielen Verdruß erregen, wenn er ſtolz und
Ränkevoll ſeine eigenen Entwürfe verfolgte.

Eutropius, ein Verſchnittener, der ſich vom nie-
drigſten Herkommen bis zum kayſerlichen Oberkammer-
herrn aufgeſchwungen hatte, beſaß damals alle Gewalt
der Regierung im Nahmen des Arcadius, deſſen Ver-
mählung mit der Eudoxia ſein Werk war. Er hat-
te in dieſer Macht die Stelle des vor kurzem ermordeten
Staatsbedienten Rufinus eingenommen. Allein die
chriſtlichen und heydniſchen Geſchichtſchreiber vereini-
gen ſich darinne, von ſeiner Habſucht, Ungerechtigkeit,
Grau-

J. n. C. G. 363. bis 430.

Grauſamkeit und andern Laſtern, die ſchwärzeſte Abſchilderung zu machen: und Zoſimus ſagt gerade zu, er habe den Kayſer, wie der Hirte ein Stück Vieh, regiert. (Hiſtor. L. V. c. 12. p. 421. ed. Reitem.) Genug, Eutropius, der den Chryſoſtomus, bey Gelegenheit von Staatsgeſchäften, die er in den Morgenländern beſorgen mußte, kennen gelernt hatte, entſchloß ſich, einem Manne, der ſo berühmt und ſo ehrwürdig war, das Bißthum von Conſtantinopel zu ertheilen. „Bis „dahin, ſchreibt Sokrates, (Hiſt. Eccl. L. VI. c. 3.) „war die Lebensart des Johannes ſo beſchaffen gewe„ſen. Aus Eifer für Ordnung und Anſtändigkeit, war „er, wie man ſagt, etwas bitter; und, wie einer, der „von ſeiner Jugend an, vertraulich mit ihm umgegan„gen war, verſicherte, mehr zum Zorne als zur Beſchei„denheit geneigt. Da er ein rechtſchaffenes Leben führ„te: ſo war er wegen des Zukünftigen nicht eben auf ſei„ner Hut; ſeine Aufrichtigkeit aber machte ihn ſehr fer„tig im Handeln. Er bediente ſich auch einer weit ge„triebenen Freymüthigkeit im Reden gegen jedermann. „Beym Lehren ſah er hauptſächlich darauf, die Sitten „ſeiner Zuhörer zu beſſern. Denjenigen, welche ſeine „Gemüthsart nicht kannten, kam er in Geſellſchaften „ſtolz vor.“ So wenig ihm hier der Geſchichtſchreiber geſchmeichelt hat, ſo wenig ſcheint er ihm auch unrecht gethan zu haben; einiges von ſeiner Beurtheilung wird ſchon durch dasjenige beſtätigt, was bisher von dem Betragen des Chryſoſtomus, beſonders aus ſeinen Predigten, angeführt worden iſt. Unterdeſſen kann man doch eben deswegen zweifeln, ob ſich derſelbe zu einem Biſchof in der Nähe des Hofs, und in genauerer Verbindung mit demſelben, geſchickt habe. Auf der einen Seite freymüthig, gerade und offen, ſeinem Endzwecke nacheilend, ohne darauf zu ſehen, was daraus erfolgen werde, und unbeſorgt um die Urtheile der Welt; auf der andern aber ſo wenig biegſam und gefällig gegen fremde Abſichten, konnte er nicht ſowohl ſein Glück machen,

chen, als, ohngeachtet alles erworbenen Ruhms, ſich Feindſchaften zuziehen, und immer vermehren. Vielleicht ſuchte Eutropius, der keineswegs beliebt war, durch die Wahl eines ſolchen Mannes etwas von der öffentlichen Gunſt zu erſchleichen, auch ſeinen Eifer für die Beförderung der Frömmigkeit ſichtbar zu machen. Es iſt auch nicht unwahrſcheinlich, daß er, wie andere Großen in einem ſolchen Falle, auf die dankbare Willfährigkeit des Mannes gerechnet habe, deſſen Wohlthäter er zu ſeyn glaubte. Er konnte jedoch nicht hoffen, daß Chryſoſtomus ſeine geliebte Gemeine ſo leicht verlaſſen, und gern Biſchof einer andern werden würde, wo ihn, außer den Zerrüttungen, welche ſie ſeit einiger Zeit erlitten hatte, noch Hinderniſſe und Einſchränkungen von einer neuen Art erwarteten. Es war ſogar zu befürchten, daß die Antiochener einen Aufſtand erregen möchten, wenn man ihnen ihren ſo bewunderten Lehrer zu entziehen verſuchte. Daher ſchrieb der Kayſer, auf Anrathen des Eutropius, an einen der vornehmſten Befehlshaber in den Morgenländern, der ſich zu Antiochien befand, (Comes Orientis) wie er dieſe Sache geſchwind und ohne alles Aufſehen zu Stande bringen ſollte. Kaum hatte dieſer das kayſerliche Schreiben erhalten, als er vom Chryſoſtomus verlangte, ſich an einem gewiſſen Orte außerhalb der Stadt einzuſtellen. Daſelbſt mußte er ſich auf einen Wagen ſetzen, und ein dazu abgeſchickter Verſchnittener, dem er übergeben wurde, führte ihn nach Conſtantinopel. Zwar machte der Alexandriniſche Biſchof Theophilus noch einige Schwierigkeit, ihn zum Biſchof zu weihen: und Palladius behauptet, (l. c. p. 43.) die vornehmſte Urſache ſeines Widerſtrebens ſey die unerſchrockene Freyheit im Reden geweſen, welche er auf die erſten Blicke am Chryſoſtomus bemerkt habe. Es iſt aber auch ſchon anderwärts gemeldet worden, (oben, S. 196.) wie bald Theophilus genöthigt worden ſey, nachzugeben.

J. n. C. G. 363. bis 450.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Chryſoſtomus wurde alſo im Februar des Jahrs 398. zum Biſchof von Conſtantinopel geweiht. Hier war er ſogleich auf den beſondern Zuſtand ſeiner neuen Gemeine, auf die Fehler, welche bey dem Lehrſtande, und unter andern Mitgliedern derſelben im Schwange giengen, und auf jedes ihrer Bedürfniſſe ſo aufmerkſam, daß man den wachſamen und thätigen Biſchof, aber auch den Mann erkannte, der einmal mit Ueberlegung angenommene Grundſätze, auch in einer neuen, denſelben nicht ſehr günſtigen Lage, keineswegs abzulegen geneigt war. Seine erſte Predigt, die er in der Hauptſtadt hielt, iſt zwar verloren gegangen; doch ſieht man aus der zweyten, von welcher bereits oben (S. 365.) ein kurzer Begrif ertheilt worden iſt, daß er die Chriſten zu Antiochien und zu Conſtantinopel, in Abſicht auf ihre guten Eigenſchaften mit einander zu vergleichen gewußt, und für die zahlreichen Anomöer in der leztern dieſer Städte gleich anfänglich geſorgt habe. Vorzüglich bald ſuchte er auch ein eben daſelbſt, ſogar unter dem Scheine der Frömmigkeit, eingeriſſenes Laſter, die Gewohnheit mancher Jungfrauen, die ſich Gott gewiedmet hatten, mit Mannsperſonen nur zu vertraut beyſammen zu leben, und vieler Geiſtlichen, welche mit dem Bruder- und Schweſternahmen im Munde, eine ſolche verführeriſche Hausgenoſſenſchaft errichteten, auszurotten; ob er gleich dadurch einen Theil ſeines Clerus, wie Palladius erzählt, (p. 45.) beleidigte. Es iſt auch ſchon an einem andern Orte, (Chr. KGeſch. Th. VIII. S. 18. fg.) von ſeinen zwo Schriften wider dieſe Ausſchweifung, einige Nachricht gegeben worden. Montfaucon hat dieſelben (Tom. I. Opp. Chryſoſt. p. 228. ſq.) in eine umgekehrte richtigere Ordnung, als die vorhergehenden Herausgeber gebracht: und ſie verdienen ſchon deswegen geleſen zu werden, weil er darinne mit vieler Kenntniß menſchlicher Neigungen, Leidenſchaften, ſündlicher Reitzungen und Entſchuldigungen, und doch zugleich mit ziemlicher Schonung gegen dieſe

Heuch-

Heuchler beyderley Geſchlechts, ſpricht. Er giebt ihnen auch den Rath, lieber zu heyrathen, als ſich ſolchen Gefahren auszuſetzen. Palladius, ſein Freund, iſt in Anſehung der Zeit dieſer Schriften glaubwürdiger, als Sokrates, (H. E. L. VI. c. 3.) der ſie noch in ſeine Antiochenischen Jahre ſezt. Chryſoſtomus griff weiter, nach jenem Schriftſteller, die Habſucht ſeiner Geiſtlichen, ingleichen ihren Hong zum Wohlleben und zur Unmäßigkeit, an, welcher ſie oft zu Schmeichlern und Schmarozern der Großen machte. Wirklich ſagt er in einer ſeiner Predigten, (Homil. XV. in I. Epiſt. ad Timoth. p. 636. T. XI. Opp. ed. Montef.) man müſſe zwar den Lehrern das Nothwendige geben, damit ſie nicht muthlos werden; oder über der Sorge für irdiſche Dinge, die wichtigern Geſchäfte aus der Acht laſſen; aber mehr als Unterhalt und Kleidung brauchten ſie nicht zu bekommen, um nicht wiederum zu ſehr auf Ueberfluß und Bequemlichkeiten gezogen zu werden.

J. u. C. G. 363. bis 430.

Dieſer Eifer des Chryſoſtomus, ſeine Mitgenoſſen im Lehramte zu beſſern, hatte immer unangenehmere Folgen für ihn. Er ſezte freylich nur ſehr unwürdige ab; nahm fromme und gelehrte Männer in den Lehrſtand auf; ſcheint aber doch bisweilen, durch ſeine vom Argwohn entfernte Gemüthsart hintergangen, Perſonen, die es nicht werth waren, ſein Vertrauen geſchenkt zu haben. Ein ſolcher war, nach dem Socrates, (H. E. L. VI. c. 4.) der Diaconus Serapio, ein ſtolzer, hitziger und bis zur muthwilligen Beleidigung unbeſonnener Mann: der jedoch durch eine angenommene Strenge in der Kirchenzucht, ſich die vollkommene Gewogenheit ſeines Biſchofs erworben haben mag. Einſt ſagte er zu demſelben, in Gegenwart ſeines ganzen Clerus: „Du wirſt niemals über dieſe herrſchen können, wenn du ſie nicht alle mit Einem Stocke wegtreibſt!“ Es iſt glaublich, daß dieſe Geiſtlichkeit ſehr verdorben geweſen ſey; allein daß einer darunter von

allen

J. n. C. G. 363. bis 410. allen ſo verächtlich zu dem Biſchof ſprechen durfte, ohne von demſelben einen Rath der Mäßigung zu erhalten, machte dieſen ſelbſt verhaßt; zumal da er bald darauf mehrere aus der Kirchengemeinſchaft ſtieß. Dazu trug auch die Erinnerung nicht wenig bey, welche er einer vornehmen und reichen Wittwe, Olympias, ertheilte, die ſein Vorfahr im Bisthum, den Kirchengeſetzen zuwider, in noch jungen Jahren zur Diaconißin beſtellt hatte. Sie lebte ſelbſt gleich einer armen Büßenden, und ſogar mit äußerlichen Merkmalen der Dürftigkeit. Dagegen verſchenkte ſie ihr faſt unermeßliches Vermögen an Kirchen, Klöſter, Biſchöfe und andere Geiſtliche, mit verſchwenderiſcher Freygebigkeit. Chryſoſtomus lobte zwar, wie Sozomenus (H. E. L. VIII. c. 9.) erzählt, ihre Wohlthätigkeit überhaupt; ſezte aber hinzu, wer es zu einer Gott gefälligen Stärke in der Tugend bringen wolle, der müſſe ſeine Güter weislich zu vertheilen wiſſen. Da ſie hingegen Reiche noch reicher machte: ſo ſey dieſes eben ſo viel, als wenn ſie das Ihrige ins Meer würfe. Sie hätte doch freywillig ihr Vermögen um Gottes willen den Armen gewiedmet; mithin habe ſie keine Herrſchaft mehr über daſſelbe; ſondern nur eine Verwaltung, für welche ſie Rechenſchaft zu geben ſchuldig ſey. — Solche Vorſchriften waren damals etwas ſehr ſeltenes in dem Munde eines Geiſtlichen, und brachten ſeine Mitbrüder ohnfehlbar wider ihn auf.

Auch die **Mönche** waren mit dem Chryſoſtomus nicht durchgängig zufrieden. Denn er rühmte zwar diejenigen von ihnen, welche ruhig in ihren Klöſtern blieben; war auch darauf bedacht, daß ſie von niemanden beleidigt wurden, und ihr Nothdürftiges erhielten. Allein Mönche, welche herumliefen, und ſich auf den Gaſſen der Städte ſehen ließen, ſah er als Leute an, die ihrer Lebensart Schande machten; er verwies ihnen dieſes ernſtlich. (Sozomen. l. c.) Bey aller unveränderlichen Liebe gegen dieſen Stand, glaubte er doch nicht,

daß

daß man durch denſelben berechtigt werde, ein Müßiggänger zu ſeyn, und ohne Arbeitſamkeit, wenn man gleich betete und faſtete, auf die Gaben der Chriſten Anſpruch zu machen. (Homil. XV. in Epiſt. ad Philipp. p. 311. Tom. XI. Opp. ed. Monteſalc.) Er nahm ſich auch zeitig der Aufſicht über die Wittwen an, forſchte nach ihren Sitten, und wenn er fand, daß dieſelben üppig wären, rieth er ihnen, entweder an Statt der Bäder und niedlichen Kleidungen zu faſten; oder lieber gleich wieder zu heyrathen, damit ſie nicht die göttlichen Gebote überträten. (Pallad. l. c. p. 47.) Tillemont verſteht dieſes von den Diakoniſſinnen; (Mémoires, l. c. p. 134.) man ſieht aber keinen beſondern Beſtimmungsgrund dazu; wenn gleich dieſelben ordentlich Wittwen waren und genannt wurden. Dergleichen Ermahnungen zogen dem Chryſoſtomus auch auf dieſer Seite Feindſchaften zu. Denn indem er es öffentlich und in der Geſellſchaft den Wittwen, die ſich puzten, vorwarf, daß ſie in ihrem Alter ihren Körper zu verjüngen ſuchten, ihre Haare, wie verbuhlte Frauensperſonen, kräuſelten, ehrbare Wittwen beſchämten, und andere Menſchen hintergiengen: ſo verbanden ſie ſich zum Theil mit andern über ihn Mißvergnügten. (Pallad. loc. cit. p. 66.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Kein Wunder war es alſo, daß ihn Geiſtliche und Mönche einen mürriſchen, harten und hochmüthigen Mann nannten. Im Grunde wollte er nur die Kirchengeſetze und die Ehre des geiſtlichen Standes in Aufnahme bringen; allein er hatte deſto mehr das Schickſal derer, die es nicht beym Alten laſſen, und eine den Menſchen unleidliche Genauigkeit einführen wollen, da er ſchnell und ſtreng in ſeinen beſſernden Anſtalten war, manches darunter auf Eingeben eines ſchlechten Vertrauten zu thun ſchien, und ſelbſt als Muſter der Tugend, die er von andern forderte, ſo ſehr hervorragte. Als er ſein Amt angetreten hatte, ließ er ſich bald die Rechnun-

J. n. C. G. 363. bis 430. gen des Verwalters der Einkünfte der Kirche vorlegen, und ſtrich mehrere überflüßige Ausgaben in denſelben weg. Am wenigſten litt er weiter den koſtbaren Aufwand, der für den Biſchof ſelbſt bisher gemacht worden war: Tapeten, ſeidene Kleider, und andere Pracht, welche der Biſchof Nectarius geliebt hatte. Er berührte das Kirchenvermögen nur ſo weit, daß er ſeinen täglichen geringen Unterhalt davon nahm; ja die vorhergenannte Olympias nahm ihm auch dieſe Sorgfalt ab. Dagegen ſcheint er manchen Kirchenſchmuck verkauft zu haben, um den Armen recht viel Gutes thun zu können. Außer dem vorhandnen Spital, dem er reichlichere Einkünfte anwies, ließ er mehrere Krankenhäuſer, hauptſächlich zum Beſten der ankommenden Fremden erbauen, und ſezte zween Aelteſten zu Vorſtehern derſelben. Gewohnt, überaus wenig, und bisweilen kaum am Ende eines Tags zu eſſen, ſpeiſte er ſtets allein, und fand ſich auch bey niemanden zur Mahlzeit ein. Man nahm ihm dieſes beſonders übel, weil ſeine Vorgänger nicht allein das Gegentheil thaten, und ſolches auch zum Wohlſtande erfordert wurde; ſondern weil überdieß die ankommenden Biſchöfe von ihm dieſe Gaſtfreyheit erwarten konnten. Es iſt aber auch verſchiedenes bekannt geworden, was ihn deswegen entſchuldigte. Seine ganze Neigung und Lebensart, ſein ſchwacher Magen, die Furcht vor unzählichen Zerſtreuungen und unangenehmen Auftritten, auch vor einer unerlaubten Anwendung der Kirchengüter, werden vornehmlich darunter gerechnet. (Pallad. l. c. p. 46. ſq. 101. ſq. 165. Socrat. L. VI. c. 4. Sozom. L. VIII. c. 9.) Die Beſchuldigung des Stolzes und Geizes, welche ſeine Feinde daraus herleiteten, gewann freylich in ihren Reden auch dadurch einigen Schein, daß Chryſoſtomus die Geſellſchaft überhaupt vermied, und, wenn jemand ſich lange mit ihm unterreden wollte, es ſogleich zu verſtehen gab, daß ihm dieſes beſchwerlich falle. (Pallad. l. c. p. 182.) Es könnte wohl ſeyn, daß er dieſe ungeſelligen

Sit-

Sitten etwas zu weit getrieben hätte. Das einſame ſtille Zimmer iſt zwar für den Mann von Geſchäften, der ſie ungehindert und bald durcharbeiten will, für den Freund von Unterſuchungen und Betrachtungen, der gerne immer näher mit ſich ſelbſt bekannt werden möchte, ein treflicher Zufluchtsort. Aber für den Religionslehrer und Vorſteher einer Gemeine iſt es gewiß nicht der beſte Uebungsplatz. Er wird aus demſelben die Menſchen zu ſehr in einer gewiſſen Entfernung beobachten, ſie ſtörriſch und unerbittlich beurtheilen, von ihren Urtheilen über ſich keinen oder geringen Vortheil ziehen, auf Gerüchte und Vorſpiegelungen ſeiner Vertrauten zu viel bauen, ſeine öffentlichen Vorträge zu wenig nach ihrer ſo mannichfaltigen Verfaſſung einzurichten wiſſen, und überhaupt zwiſchen ſich und ſeinen Zuhörern eine Scheidewand aufführen, die zwar die Ehrerbietung, aber nicht in gleichem Grade die Liebe gegen ihn, und die Fruchtbarkeit ſeines Amtes, befördern kann.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Allerdings war Chryſoſtomus, der bey dem Clerus und bey den Mönchen in keiner ausgebreiteten Gunſt ſtand, bey den übrigen niedern Ständen deſto beliebter. Eben ſein Ernſt in rühmlichen Verbeſſerungen, ſeine Sitten, und inſonderheit ſeine Predigten, hatten ihren ganzen Beyfall. Auch ſein Eifer für die Rechtgläubigkeit, und für das äußerliche Religionscäremoniel, vermehrte die Gewogenheit der Einwohner von Conſtantinopel gegen ihn, wie Socrates (L. VI. c. 8.) und Sozomenus (L. VIII. c. 8.) melden. Theodoſius hatte den Arianern daſelbſt ihre Kirchen genommen; ſie behielten nur einige in den Vorſtädten übrig. Daher verſammleten ſie ſich in der Nacht vor den Tagen des öffentlichen Gottesdienſtes, das heißt, vor dem Sonnabend und Sonntage, unter den bedeckten Gängen der Stadt, und ſangen in Chöre getheilt, die mit einander abwechſelten, faſt die ganze Nacht hindurch Lieder. Mit anbrechendem Tage aber zogen ſie,

J. n. C. G. 363. bis 430.

auf gleiche Art ſingend, zu ihrer Kirche vor die Stadt hinaus. Da ſie unter dieſe Geſänge auch Spöttereyen über die Katholiſchen miſchten, und öfters riefen: Wo ſind denn diejenigen, welche ſagen, daß drey nur Eine Macht ſind? ſo befürchtete Chryſoſtomus, die Einfältigen unter den Katholiſchen möchten durch dieſe Geſänge von der Kirche abgezogen werden. Er beſtellte alſo dagegen einige von ſeiner Gemeine, daß ſie ebenfals des Nachts geiſtliche Lieder abſangen: ſowohl, um die Arianer zu verdunkeln, als um die Seinigen im wahren Glauben zu befeſtigen. Er ließ ſie ſilberne Kreutze mit brennenden Wachskerzen vor ſich hertragen; und die Kayſerin Eudoxia gab die Koſten dazu her. Allein dieſes Gepränge reizte die ohnedieß zahlreichern Arianer, die noch von ältern Zeiten her zu Gewaltthätigkeiten bereit waren, zum Angriffe auf die Katholiſchen. Von beyden Seiten wurden etliche Menſchen getödtet; auch ward ein Verſchnittener der Kayſerin, der die katholiſchen Sänger anführte, verwundet. Hierauf verbot Arcadius den Arianern alles Singen auf den Straßen. Es giebt auch noch ein Geſetz von ihm, (C. Theod. L. XVI. t. 5. de Haeretic. l. 30. C. Iuſt. L. I. t. 4. de Haeret. l. 3.) worinne den Ketzern überhaupt das Abſingen ihrer Litaneyen in der Stadt, bey Tage und bey Nacht unterſagt wird. Da es aber ſchon ins Jahr 396. gehört, und folglich früher als dieſe Begebenheit iſt: ſo iſt vermuthlich noch ein anderer Befehl darauf gegeben worden. Die Katholiſchen hingegen ſezten die nun eingeführte Gewohnheit, in abwechſelnden Hauffen öffentlich Geſänge anzuſtimmen, ſeitdem immer fort: eine Gewohnheit, welche Socrates von einem Geſichte der auf gleiche Art ſingenden Engel, welches dem Ignatius, Biſchof von Antiochien, wiederfahren ſeyn ſoll, herleitet; Theodoretus aber (H. Eccl. L. II. c. 24.) weit glaubwürdiger der Stiftung zweyer Mönche zu Antiochien, unter der Regierung des Conſtantius, zuſchreibt.

Wes

J. n. C. G. 363. bis 430.

Was die Veranſtaltung des Chryſoſtomus anbetrifft: ſo darf ſie eben nicht wegen einer ausnehmenden Klugheit geprieſen werden. Man konnte es wahrſcheinlich vorausſehen, daß die beyden einander des Nachts begegnenden Hauffen von zwo feindſeligen Partheyen, Unruhen erregen würden. Dem rechtgläubigen und dem ketzeriſchen Pöbel mußten freylich ſolche geräuſchvolle andächtig ſeyn ſollende Aufzüge ſehr gefallen. Allein der verſtändige Mann ſieht daran nichts mehr als eine zur Schau getragene Gottſeligkeit, ein meiſtentheils gedankenloſes und die Religion entehrendes Geplärre. Am beſten wäre es geweſen, den Katholiſchen und den Arianern zugleich, vom erſten Anfange her, dieſelben zu verbieten. Chryſoſtomus würde ſich vermuthlich weniger heilſame Wirkungen davon verſprochen haben, wenn er nicht die Reinigkeit ſeiner Geſinnungen auch andern leicht zugetrauet, und noch aus dem Mönchsleben eine Neigung zu ſolchen frommen Uebungen beybehalten hätte.

Ueberhaupt traf er in dem öffentlichen Gottesdienſte manche Veränderungen, die zum Theil Erweiterungen der kirchlichen Gebräuche waren. Eine Stelle aus dem verlornen Werke des Theodoretus über den Chryſoſtomus, welche Photius (Cod. CCLXXIII. p. 1516. ed. Schotti) aufbehalten hat, zeigt, daß eine gewiſſe Weiſe, Pſalmen zu ſingen, welche zu Conſtantinopel üblich geblieben iſt, ſich von ihm herſchreibe: und Palladius (l. c. p. 48.) ſcheint ſolches zu beſtätigen. Der leztere gedenkt ausdrücklich, (p. 47.) daß er das nächtliche Gebet in der Kirche ſehr empfohlen habe; nur mit der Einſchränkung, daß die Frauensperſonen dabey nicht gegenwärtig ſeyn ſollten; wohl aber bey Tage, wenn die Männer dazu weniger Zeit hätten. Auch dieſes, ſagt der eben genannte Schriftſteller, mißfiel manchen Geiſtlichen, welche die ganze Nacht hindurch zu ſchlafen gewohnt waren. Zwar pflegten die Chriſten ſchon ſeit dem zweyten Jahrhunderte, in den

J. n. C. G. 363. bis 430. Nächten vor gewiſſen Feſttagen, ſich zum Gebet und Geſang in den Kirchen zu verſammeln; allein Chryſoſtomus wollte, daß ſie auch außerdem häufig ein gleiches thun ſollten. Er dringt ſogar in einer ſeiner Predigten (Homil. XXVI. in Acta Apoſtolor. pag. 212. ſq. Tom. IX. Opp. ed. Montef.) darauf, die Chriſten möchten wenigſtens des Nachts aufſtehen, um in ihren Häuſern zu beten. „Die Nacht iſt nicht dazu gemacht, ſagt er, daß wir in derſelben durchaus ſchlafen und müßig ſind. Das bezeugen manche Künſtler und Kaufleute. Die Kirche Gottes ſteht mitten in der Nacht auf. Stehe auch du auf, und ſiehe den Chor der Sterne, das tiefe Stillſchweigen, die große Ruhe! Erſtaune über die Einrichtungen deines Herrn! Die Seele iſt alsdann reiner, leichter, feiner, erhaben. Die Finſterniß ſelbſt, und die große Stille ſind geſchickt, zur Zerknirſchung zu führen. Ueberall ſieht man ein Bild des Todes und der Vollendung. — Gott wird durch nächtliches Gebet mehr bewegt, weil man mit demſelben die Zeit der Ruhe in eine Zeit des Klagens verwandelt. — Haſt du Kinder: ſo wecke ſie ebenfals auf; ſind ſie aber zum Wachen zu zart: ſo mögen ſie wenigſtens ein paar Gebete ſprechen!“ Man merkt wiederum wohl, daß dieſe gutgemeinten Ermahnungen aus den betenden Nachtwachen der Einſiedler und Mönche gefloſſen ſind. Er konnte die Augenblicke des nächtlichen Erwachens mit Rechte zum Gebete empfehlen; allein den Chriſten die Verbindlichkeit auflegen, in jeder Nacht um des Gebets willen aufzuſtehen, beförderte nur eine gewiſſe Werkheiligkeit ohne beſondere Theilnehmung des Herzens.

Es giebt auch noch eine Liturgie des Chryſoſtomus, über welche in den neuern Zeiten ſehr viel geſtritten worden iſt. Dieſe Vorſchriften von Gebeten, Geſängen, Ausrufungen und Segensſprüchen, unter welchen das heilige Abendmahl gehalten werden ſollte, iſt in Abſchriften vorhanden, die ſehr von einander abweichen.

chen. Diejenigen Abdrücke, welche ſich in den Ausgaben der Werke des Chryſoſtomus vom Savile, (Tom. III. p. 383. ſq.) und Montfaucon, (Tom. XII. p. 776. ſq.) ingleichen in einer nützlichen liturgiſchen Sammlung des P. Goar, (Euchologium, ſeu Rituale Graecorum, pag. 58-107. Paris 1647. fol.) mit den Erläuterungen deſſelben, finden, werden den übrigen vorgezogen. Aber auch in dieſer Geſtalt kann ſie für keine Arbeit des Chryſoſtomus gehalten werden. Man hat mehr ſolcher Liturgieen, deren Verfaſſer in den erſtern Jahrhunderten gelebt haben ſollen; inſonderheit die dem ältern Apoſtel Jacobus, dem Evangeliſten Marcus, und Baſilius dem Großen zugeſchriebenen. Von dieſen behaupteten die Proteſtanten ehemals ſchlechtweg, daß ſie alle in weit ſpätern Jahrhunderten unter falſchen Nahmen erdichtet worden wären. Sie glaubten zu dieſem Urtheil dadurch berechtigt zu ſeyn, weil man in der älteſten Kirche ſich gewiß keiner unveränderlich beſtimmten Gebetsformeln, und ähnlicher Ordnungen des Gottesdienſtes, bedient hat. Das Vater Unſer war die einzige allgemeine Vorſchrift, der alle Chriſten folgten. Im übrigen betete jeder Lehrer mit der Gemeine nach ſeinem Vermögen, (ὅση δύναμις αὐτῷ) wie es Juſtin der Märtyrer nennt, (Apolog. I. c. 87. p. 63. ed. Thalem.) das heißt, nach ſeinen Einſichten und Kräften. Es würde ſchimpflich für ihn geweſen ſeyn, wenn er ſeine Geſinnungen und Empfindungen über die Religion, verbunden mit dem Zuſtande ſeiner Gemeine, Gott nicht ohne fremde Anweiſung hätte vortragen können: zu einer Zeit beſonders, da man noch den richtigen Begriff hatte, das Gebet ſey der Haupttheil des Gottesdienſtes. Da aber der erſte Eifer hierinne etwas nachließ, und nicht alle Lehrer eine gleiche Fertigkeit dieſer Art beſaßen; manche Gebetsformeln vermuthlich öfters wiederkamen; die von berühmten und ſehr ehrwürdigen Lehrern herrührenden länger beybehalten, und weiter ausgebreitet werden mochten; auch immer mehr

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430. auf einen beredten Ausdruck in öffentlichen Gebeten geſehen wurde: ſo entſtanden nach und nach feſtgeſetzte Abfaſſungen derſelben. Der Anfang dazu ſcheint bereits in den ſpätern Zeiten des dritten Jahrhunderts gemacht worden zu ſeyn; wie man aus den Gebetsformeln ſchlieſſen kann, welche in den ſogenannten Apoſtoliſchen Kirchenverordnungen vorkommen. Zwar hat ſich Bingham (Origg. ſive Antiquitt. Eccleſiaſtic. Vol. V. p. 127. ſq. Halae, 1754. 4.) viele Mühe gegeben, ſchon ſeit dem Anfange des zweyten Jahrhunderts Spuren von beſtimmten Gebetsformeln unter den Chriſten ausfindig zu machen: ein Verſuch, den er ſich allem Anſehen nach erſpart haben würde, wenn ihn nicht der ehemalige heftige Streit der Episkopalen und Presbyterianer in ſeinem Vaterlande, über das Alter der Gebetsformeln bey den Chriſten, dazu veranlaßt hätte. Allein ob er gleich ſeine Neigung für die erſtere dieſer Partheyen mit ziemlicher Mäßigung an den Tag legt; ſo kommt doch genug Gezwungenes in ſeinen Erklärungen von Stellen chriſtlicher Lehrer, oder Muthmaßliches, das ſich auf eine bloße Möglichkeit gründet, dabey vor. Auch die oben angeführte Redensart des Juſtinus kann nach ſeiner Meinung nicht nur von einem willkührlich freyen Gebrauche nach eines jeden Lehrers Fähigkeit; ſondern eben ſowohl von dem Eifer deſſelben, und der Richtung ſeines Gemüths, verſtanden werden. Mit dem vierten Jahrhunderte, da die Ausbildung und Verſchönerung des öffentlichen Gottesdienſtes mehr als jemals die Sorgfalt der Lehrer beſchäfftigte, kam man auch in Anſehung der dabey gewöhnlichen Gebete, wie in der ganzen übrigen Liturgie, zu einer feſtern Uebereinſtimmung. Wenn es gleich immer noch dem Biſchof jeder Gemeine erlaubt war, darinne Veränderungen nach ſeinem Gutbefinden zu treffen; ſo trug doch der Nahme der angeſehenſten Lehrer, welche vorhandene Liturgieen billigten, vermehrten, oder ſonſt veränderten, viel dazu bey, daß dieſelben nicht

nur

nur beybehalten, ſondern auch in andere Gemeinen fort- J. n. C. G. 363. bis 430.
gepflanzt, und ſelbſt nach Lehrern genannt würden, die
ihre Erfinder nicht waren. Man gieng alſo bis auf die
Stifter und älteſten Lehrer der vorzüglichſten Gemeinen
zurück, um den Liturgieen dadurch deſto mehr Ehre
zu erweiſen. Solchergeſtalt ſind die Liturgieen, wel-
che von Baſilius dem Großen und vom Chryſoſto-
mus den Nahmen haben, entſtanden. Sie hatten ent-
weder einigen Antheil daran; oder dieſe kirchlichen Ord-
nungen wurden in der Conſtantinopolitaniſchen und
andern Morgenländiſchen Gemeinen, ſeit ihren Zeiten
recht herrſchend. Man machte auch in der Folge noch
viele Zuſätze zu denſelben; ohne daß ſie darüber den Nah-
men dieſer Lehrer verloren hätten. Es iſt alſo verge-
bens, ihr Alter genau beſtimmen zu wollen: und ſo ge-
wiß ſie auch überhaupt als Quellen der Lehre der älteſten
Kirche gelten können; ſo findet doch das Bedenken öf-
ters bey ihnen Statt, daß ſie viele ſpätere Vermehrun-
gen erlitten haben, die auch einen ſpätern Glauben ver-
rathen. Daß inſonderheit die dem Chryſoſtomus bey-
gelegte, wie ſie jezt vor uns liegt, nicht ganz ſeine Ar-
beit ſeyn könne, lehrt ſchon der Umſtand, daß verſchie-
denes, was in ſeinen Schriften über die Liturgie vor-
kömmt, darinne fehlt. Wenn man aber vollends die
ungeheure Menge von Cärimonien, Gebeten, Geſän-
gen, Wendungen und Verrichtungen des Prieſters
und Diakonus, Beräucherungen, und ähnlichen Ge-
bräuchen oder Nahmen, die gar in dieſes Zeitalter nicht
gehören, betrachtet: wenn man ſieht, daß ſich beyde
Geiſtliche gleich anfänglich vor dem Bilde des Erlö-
ſers und der heiligſten Mutter Gottes, (τῆς ὑπε-
ραγίας θεοτόκε) die es damals in den Kirchen gar nicht
gab, dreymal verehrend tief bücken ſollen; daß noch
mehrmals unſere Frau und Gottesgebährerin Ma-
ria, als Fürbitterin für die Chriſten, genannt wird;
daß ſie auch dem Gebete vieler andern Heiligen, und ſo-
gar des Chryſoſtomus ſelbſt, empfohlen werden: ſo

 kann

J. n. C. G. 363. bis 430. kann man im geringſten nicht zweifeln, daß dieſe Liturgie ein Flickwerk ſey, welches aus Stücken älterer und jüngerer Jahrhunderte zuſammengeſezt worden iſt.

Um nicht allein die Weiſe, wie das heilige Abendmahl zur Zeit des Chryſoſtomus in den Gemeinen zu Conſtantinopel und Antiochien gehalten worden iſt; ſondern auch die ganze übrige Ordnung des Gottesdienſtes daſelbſt, in einiger Vollſtändigkeit zu überſchauen, kann man die Auszüge gebrauchen, welche Bingham (Origg. Eccleſiaſt. l. c. p. 193-294.) und Montfaucon (Opp. Chryſoſt. Tom. XIII. p. 183. ſq.) in dieſer Abſicht aus den Schriften deſſelben verfertigt haben. Der leztere erkennt die beſchriebene Liturgie eben ſo wenig, als andere ſeiner gelehrtern Glaubensgenoſſen, für ein ächtes Werk des Chryſoſtomus. Ueberhaupt ſind die Römiſchkatholiſchen und Proteſtantiſchen Schriftſteller der neuern Zeiten, in Anſehung der aus dem chriſtlichen Alterthum übrig ſeyn ſollenden Liturgieen, einander nach und nach etwas näher gerückt. Jene haben die Vertheidigung ihrer vollkommenen Aechtheit und unverfälſchten Erhaltung aufgegeben; dieſe aber haben eine alte Grundlage wenigſtens an denſelben erkannt. Von der erſtern Seite iſt Euſebius Renaudot (in Liturgiarum Orientalium Collectione, Paris. 1716. Tomi II. 4. beſonders in der Diſſert. de Liturgiarum Orient. origine et auctoritate, T. I. p. XXIII. ſq.) bey weitem der gelehrteſte und im Urtheilen gemäßigteſte; wenn er gleich ebenfals manche Fehltritte in der Feſtſtellung des Alters dieſer Liturgieen, oder ihres Gebrauchs wider die Proteſtanten begeht, gegen welche er auch nicht ſelten zu heftig und verächtlich ſchreibt. Dieſes iſt von einem ſehr guten Kenner der chriſtlichen Alterthümer, Johann Wilhelm Janus zu Wittenberg, in zwo akademiſchen Abhandlungen, (de Liturgiis Orientalibus, in doctrina de S. Euchariſtia antiquae veritati Evangelicae — ſuffragantibus, Viteb. 1724. 4.) gründlich gezeigt

zeigt worden. Man kann damit auch Chriſtoph J. n.
Matthäus Pfaffens Schrift (de Liturgiis, Miſſalibus, C. G.
Agendis ed Libris eccleſiaſt. Eccleſiae Orient. et Occid. 363.
Tubing. 1718. 4.) nützlich verbinden. In unſern Zeiten bis
hat Ludwig Anton Muratori bey einer an ſich be- 430.
trächtlichen Sammlung dieſer Art, (Liturgia Romana vetus, cet, Tomi II. Venet. 1748. fol.) von neuem ähnliche Unterſuchungen in der voranſtehenden Abhandlung, (Diſſertatio de Rebus Liturgicis, p. 1-288.) angeſtellt, auch manche nützliche Nachrichten, nebſt in Kupfer geſtochenen Schriftproben, von alten Sacramentarien und Miſſalien, mitgetheilt; zugleich aber, indem er die Lehre ſeiner Kirche vom heiligen Abendmahl, aus dieſen Urkunden, und andern alten Schriften, zu beweiſen ſuchte, eine hitzige Uebereilung und manche gröbere Mängel verrathen, die man von einem ſolchen Manne nicht hätte erwarten ſollen. Er hat einen ihm nur zu ſehr überlegenen Gegner am Johann Auguſt Erneſti gefunden, der in ſeiner vortreflichen Schrift: Anti-Muratorius, ſive Confutatio Muratorianae diſputationis de rebus Liturgicis, Lipſ. 1755. 8. auch über den Urſprung der alten Liturgieen, die kirchliche Sprache, die darinne herrſcht, und ihre richtige Benutzungen, viele der lehrreichſten Anmerkungen vorgetragen hat.

Wenn Chryſoſtomus durch ſeinen Eifer für ſolche äußerliche Andachtsübungen, nicht auch den Aberglauben, der ſich damals ſo mächtig regte, begünſtigt hätte: ſo würde ihm der Beyfall, den er durch denſelben bey dem größten Theil ſeiner Gemeine erlangte, zu einer noch größern Ehre gereichen. Allein die beſte Abſicht oder Erklärung kann ihn hier nicht völlig entſchuldigen. Als im Jahr 399. ein ſo anhaltender ſtarker Regen fiel, daß man befürchten mußte, die ganze Hofnung des Landmanns möchte zu Grunde gerichtet werden: zog er mit faſt allen Einwohnern von Conſtantinopel in die berühmte Apoſtelkirche daſelbſt. „Wir nahmen, ſagt

er,

J. n. C. G. 363. bis 430. er, (Homil. contra ludos et theatra, p. 273. Tom. VI. Opp. Montef.) den heiligen Petrus, den heiligen Andreas, (dieſer wurde für den Stifter der Gemeine von Byzantium gehalten,) ingleichen den Paulus und Timotheus zu unſern Fürſprechern (συνηγόρους) an. Er nennt dergleichen Züge λιτανείας und ἱκετηρίας, von dem Gebete und Flehen um Abwendung öffentlicher Uebel, wegen welches ſie meiſtentheils angeſtellt wurden. „Nachdem aber, fährt er fort, der Zorn geſtillt war, ſchifften wir kühn über das Meer hinüber, und eilten zu den Anführern, zum Petrus, dem Grunde des Glaubens, und zum Paulus, dem auserwählten Werkzeuge; (es war eine dieſen Apoſteln gewiedmete Kirche auf der andern Seite des Bosphorus,) hielten eine geiſtliche Verſammlung, verkündigten ihre Kämpfe, ihre Siegszeichen und Siege über die Teufel." Dieſe Stellen befinden ſich übrigens in einer drey Tage nach jener Begebenheit gehaltenen Predigt, welche Montfaucon zuerſt herausgegeben hat, und über die er gar keine vortreflichere unter den Werken dieſes Lehrers kennt. Die Einwohner der Hauptſtadt hatten kaum die angezeigte Noth überſtanden, als ſie am zweyten Tage darauf, welches gerade der Karfreytag war, einem Wettrennen von Pferden beywohnten, und die Stadt mit ihrem Geſchrey erfüllten; am Sonnabend aber vor dem Auferſtehungsfeſte Chriſti ſogar das Schauſpiel beſuchten, wo ſich ihnen Sängerinnen mit wollüſtigen Geſängen und Geberden darſtellten. Ueber dieſes leichtſinnige Betragen klagte Chryſoſtomus in einer Predigt, die in der That einige ſtarke und ſchöne Stellen hat. Die feyerliche Zeit, da ſolches geſchehen war, die übrigen Umſtände, und traurigen Folgen, welche daraus entſtehen mußten, verſezten ihn in eine mit Unwillen vermiſchte Wehmuth; er drohete denen, die an einem ſolchen Tage ſich bey Schauſpielen einfinden würden, mit der Ausſchließung vom heiligen Abendmahl, und ermahnte die übrigen, ihren

Umgang zu fliehen, damit ſie deſto leichter gewonnen würden. J. n. C. G. 363. bis 430.

Es ſcheint zwar deſto weniger nöthig zu ſeyn, Beyſpiele von den andächtig ehrerbietigen Geſinnungen des Chryſoſtomus gegen die Märtyrer, und andere ſogenannte Heilige, hier zu häuffen, da man ſie ſchon aus manchen Stellen ſeiner Schriſten kennen gelernt hat, (S. oben S. 405.) Aber eine Gelegenheit, bey welcher er ſie äußerte, hat zu viel Sonderbares an ſich, als daß ſie übergangen werden könnte. Die Kayſerin Eudoxia entſchloß ſich im Jahr 398, die Ueberbleibſale gewiſſer Märtyrer aus der großen Kirche zu Conſtantinopel in die Kirche des heiligen Thomas, welche beträchtlich weit von der Stadt, nahe am Meere, lag, bringen zu laſſen. Es wurde dazu die Nacht gewählt: vielleicht, um dieſer Feyerlichkeit ein noch ehrwürdigeres Anſehen zu geben. Sie ſelbſt im kayſerlichen Schmucke, und vom Chryſoſtomus begleitet, gieng gleich nach den Trägern der Kiſte mit jenen Ueberbleibſalen, und berührte dieſelbe nebſt dem Tuche, womit ſie bedeckt war. Ihr folgten eine unbeſchreibliche Menge Menſchen: Mönche, Gottgeweihte Jungfrauen, Geiſtliche, andere Männer und Weiber von jedem Stande und Alter, die Vornehmſten ohne alles Gepränge, und dabey eine nicht weniger große Anzahl Fackeln. Man kam erſt mit anbrechendem Tage an den beſtimmten Ort. Nachdem man die heilige Ladung daſelbſt abgeſezt hatte, predigte Chryſoſtomus ſogleich, und fieng, durch dieſen außerordentlichen Aufzug offenbar außer ſich geſezt, mit den Worten an: „Was ſoll ich ſagen? und wovon ſoll ich reden? Ich ſpringe vor Entzücken, und bin unſinnig; aber dieſer Unſinn iſt beſſer, als die Klugheit ſelbſt. Ich fliege und tanze, und werde hoch empor gehoben; ja ich bin trunken von dieſer geiſtlichen Wolluſt. Was ſoll ich ſagen? und wovon ſoll ich reden? von der Stärke der Märtyrer? oder von der Bereitwilligkeit der Stadt? oder von dem Eifer der Kayſerin? oder

J. n. C. G. 363. bis 430. von dem Zuſammenlaufen der Großen? oder von der Schande des Teufels? oder von der Niederlage der Dämonen? von dem Adel der Kirche? von der Kraft des Kreutzes? von den Wundern des Gekreutzigten? von der Herrlichkeit des Vaters? von der Gnade des Geiſtes? von dem Vergnügen des ganzen Volks?" — und ſo ſteigt der Verfaſſer in noch mehrern Ausrufungen zu den verſchiedenen Claſſen von Menſchen herab, die an dieſer Herrlichkeit Antheil genommen hatten. Er findet kaum Worte genug, ſie, und beſonders die Kayſerin zu preiſen; läßt die Teufel durch dieſe Ueberbleibſale beſiegt werden, und eine Gnade des Geiſtes aus denſelben auf die Frommen herausfließen; verſichert, daß dieſe Begebenheit ſich in der ganzen Welt verbreiten werde; und was des vergeblichen Aufwandes von vergrößernder Beredſamkeit für einen ſo kleinen Gegenſtand mehr iſt. Er war aber nicht blos unbedeutend und verächtlich nach den Grundſätzen der chriſtlichen Gottſeligkeit; ſondern das Unglücklichſte dabey ſcheint Chryſoſtomus, wenigſtens damals, gar nicht bemerkt zu haben. Der laſterhafteſte Chriſt, oder der ſchlimmſte Heuchler, konnte ſich nach einer ſolchen gehörten Predigt füglich einbilden, daß es genug ſey, hinter einem Reliquienkaſten andächtig her zu ziehen, um für einen tugendhaften Mann gehalten zu werden; ſo wie der Fürſt oder Große durch eine ſolche beſchwerliche Begleitung zu Fuße alle ſeine Ausſchweifungen zu büßen glauben konnte: und es iſt bekannt, daß dieſe Meinungen nach und nach die Oberhand behalten haben. Man lieſt die Predigt, aus welcher alles dieſes genommen iſt, unter eilf andern, welche Montfaucon zuerſt ans Licht gezogen hat. (Tom. XII. Opp. Chryſoſt. p. 330. ſq.)

Für die Ausbreitung des Chriſtenthums, und für die Verminderung ſowohl der Heyden und Juden, als inſonderheit der Ketzer, war Chryſoſtomus auf eine Art beſorgt, die ihn zwar eben nicht zu einem

harten Verfolger machte; aber doch eine ausnehmende Religionsverträglichkeit nicht verſtattete, und ihn den ſogenannten Rechtgläubigen ſeiner Zeit ebenfals ſehr empſohl. Er predigte, jedoch, wie es ſcheint, nicht ſehr oft, wider dieſe verſchiedenen Gegner der Religion. Bisweilen that er freylich dem Heydenthum durch gewaltthätige Mittel Abbruch; und es iſt anderswärts (Theil VII. Seite 235.) bereits erzählt worden, wie er durch abgeſchickte Mönche, unter kayſerlicher Vollmacht, Götzentempel in Phönizien habe zerſtören laſſen. Daß er auch den Novatianern und Quartadecimanern, auf ſeiner Reiſe nach Aſien, viele Kirchen weggenommen habe, meldet Socrates. (H. Eccl. L. VI. c. 11.) Hingegen brachte ihn, nach dem Zeugniß eben dieſes Geſchichtſchreibers, (l. c. c. 22.) der Novatianiſche Biſchof zu Conſtantinopel, Siſinnius, durch einen Scherz, ſo weit, daß ihm Chryſoſtomus das Predigen nicht verwehrte. Denn da dieſer ſich gegen ihn erklärt hatte, die Stadt könne nicht zween Biſchöfe haben, und durch deſſen Antwort erhizt, ihm drohte, er wollte ihn, als einen Ketzer, nöthigen, das Predigen einzuſtellen: ſagte Siſinnius, dafür wollte er ihm einen Lohn zahlen, wenn er ihn von einer ſo großen Arbeit befreyen würde. „Weil dir alſo, verſezte Chryſoſtomus, das Predigen beſchwerlich fällt: ſo magſt du darinn fortfahren!“ Siſinnius ſchrieb auch ein Buch wider den Chryſoſtomus, weil dieſer in einer ſeiner Predigten, den Novatianiſchen Grundſätzen zuwider, oder vielmehr, wie es glaublich iſt, mißverſtanden, geſagt hatte, man könne wohl tauſendmal Buße thun.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Da die Arianer unter allen irrgläubigen Partheyen die zahlreichſte und furchtbarſte ausmachten: ſo gab ſich Chryſoſtomus deſto mehr Mühe, ſie einzuſchränken. Die Gothen, deren in und um Conſtantinopel ſehr viele waren, gehörten größtentheils zu

der-

J. n. C. G. 363. bis 430. derſelben. Er wandte daher auf die katholiſchen Gothen eine beſondere Aufmerkſamkeit; wies ihnen eine Kirche an; predigte oft ſelbſt darinne, und ließ ſeinen Vortrag ſogleich durch einen Gothen in ihre Sprache überſetzen; beſtellte auch Gothiſche Aelteſten, Kirchendiener und Vorleſer, durch welche nicht wenige ihrer Landsleute vom Arianismus abgezogen wurden, (Theodoret. H. E. L. V. c. 30.) Allein der Feldherr der Gothen in kayſerlichen Dienſten, Gainas, der auch ein Arianer war, wurde immer mächtiger. Er trug im Jahr 399. ſehr viel dazu bey, daß Eutropius geſtürzt und genöthigt wurde, um dem Tode zu entgehen, ſich in eine Kirche zu flüchten; ob er gleich kurz vorher den Kirchen durch ein kayſerliches Geſetz das Recht der Freyſtätte hatte abſprechen laſſen. Chryſoſtomus ſchüzte ihn daſelbſt gegen die Wuth der eindringenden Soldaten; nahm ſich ſeiner auch bey dem Kayſer an, der jedoch ſelbſt nur bitten mußte, um ihn zu retten, und hielt in Gegenwart des am Altar liegenden Unglücklichen, die berühmte Rede, welche ihm von manchen, als eine Verſpottung deſſelben, übel ausgelegt wurde, und von welcher ſchon an einem andern Orte (Th. VIII. S. 62.) Nachricht ertheilt worden iſt. Es iſt zwar eben daſelbſt aus dem Zoſimus erzählt worden, daß Eutropius gleichwohl mit Gewalt aus dieſem Zufluchtsorte herausgeholt, und bald darauf hingerichtet worden ſey. Allein Chryſoſtomus verſichert in einer bald darauf gehaltenen Predigt, (Opp. Tom. III. p. 386. ſq.) Eutropius würde nicht ergriffen worden ſeyn, wenn er ſich nicht aus der Kirche herausgewagt hätte. Es fehlen uns hier einige Umſtände, um dieſe Berichte mit einander vereinigen zu können. Gainas begnügte ſich nicht an dem Falle des Eutropius; er forderte mit den Waffen in der Hand, daß ihm noch andere Großen ausgeliefert würden: und Arcadius war viel zu ſchwach, als daß er ſolches hätte abſchlagen können. Hier legte ſich wieder Chryſoſtomus ins Mittel, und wandte, wie er in

einer kurz darauf gehaltenen Predigt, gegen den Anfang J. n.
des Jahrs 400, (l. c. p. 405.) zur Entſchuldigung ſei- C. G.
ner Abweſenheit von der Gemeine, ſagt, als ein ge- 363.
meinſchaftlicher Vater von allen, ſo viele Gänge, bis 439.
Bemühungen und Bitten an, daß die beyden Herren, welche Gainas zum Tode beſtimmt hatte, nur verwieſen wurden. Ueberhaupt war damals eine Zeit der Verwirrung und mannichfaltiger Gefahren zu Conſtantinopel und in der Nachbarſchaft, die Chryſoſtomus in der gedachten Predigt abſchildert, und von der unerſättlichen Geldbegierde der Vornehmen herleitet. Nachdem ſich Gainas hierauf mit dem Kayſer in einer Kirche bey Chalcedon völlig ausgeſöhnt hatte, und von demſelben zum oberſten Feldherrn des Reichs erklärt worden war: verlangte er, auf Antrieb der Arianiſchen Biſchöfe, eine Kirche für dieſe Parthey zu Conſtantinopel, indem er es unanſtändig nannte, daß ein Mann von ſeinem Stande, wenn er öffentlich beten wollte, ſich außerhalb der Stadt begeben müßte. Der Kayſer verſprach, die Sache in Ueberlegung zu ziehen, und ihm möglichſt zu willfahren. Als er aber dem Chryſoſtomus dieſes Begehren anzeigte, und ihn zugleich durch Vorſtellung der Macht und der übeln Geſinnungen des Feldherrn wider den Staat zu bewegen ſuchte, ſich hierinne gegen denſelben gefällig zu bezeigen: antwortete ihm der Biſchof, der Kayſer möchte dieſes ja nicht verſprechen, noch das Heilige den Hunden geben laſſen; er werde niemals diejenigen, welche den Sohn Gottes laut verehrten, aus ihrer Kirche ſtoßen, um ſie denen einzuräumen, welche ihn läſterten; wenn ſich aber der Kayſer vor dem Barbaren fürchte, ſo möchte er ſie nur beyde in ſeiner Gegenwart zuſammenkommen laſſen, und ihre Unterredung anhören. Dieſes geſchah auch am folgenden Tage. Chryſoſtomus behauptete geradezu, ein frommer Kayſer dürfte nichts der Religion Nachtheiliges zugeben; das Geſetz des Theodoſius, durch welches den Ketzern alle Kirchen in der Stadt genom-

J. n. C. G. 368. bis 430. men wurden, müſſe vielmehr vollſtreckt werden; und wenn Gainas daſelbſt beten wolle, ſtünden ihm Kirchen genug dazu offen. Als dieſer ſich darauf berief, daß er von einer andern kirchlichen Parthey ſey, und dem Reiche große Dienſte geleiſtet habe; hielt ihm Chryſoſtomus ſeine erſten dürftigen Umſtände und die reichlichen Belohnungen vor, die er empfangen hatte. Er konnte auch ſeine Abſicht nicht erreichen. Unterdeſſen erwies er doch dem Biſchof, der bey Gelegenheit der Empörung, welche Gainas bald darauf zu ſeinem eigenen Untergange ſtiftete, als Abgeordneter zu ihm kam, große Ehrerbietung. (Sozom. L. VIII. c. 4. Theodoret. L. V. c. 32. 33.)

Aber mitten unter ſolchen muthigen Handlungen, und bey einer allgemeinen Geſchäftigkeit in kirchlichen Angelegenheiten, die ihm Bewunderung zuzog, hielt Chryſoſtomus den öffentlichen Unterricht in der Religion für die Hauptpflicht ſeines Amtes. Er ſcheint auch durch den unermüdeten Fleiß, mit welchem er denſelben beſorgte, und durch die vorzüglich große Geſchicklichkeit, die er, um ſeinen Zuhörern nützlich zu werden, mit dem liebreichſten und redlichſten Eifer ſehen ließ, den Weg zu ihrem Herzen am ſicherſten gefunden zu haben. Zwar ſprach er immer mit einer gewiſſen Beredſamkeit, welche ihm Beyfall verſprach; er bediente ſich mancherley Erfindungen und künſtlicher Mittel, damit er entweder Aufmerkſamkeit erregte; oder verſtändlich würde; oder, worauf alles bey ihm abzielte, die Beſſerung beförderte. Doch konnten ihn Stellen, wie die folgende, nicht in den Verdacht bringen, als wenn er Empfindungen, die er nicht fühlte, bloß vor ſeiner Gemeine zur Schau trüge. „Wenn man mich nicht, ſag„te er einſt, (Homil. XLIV. in Acta Apoſtol. p. 335. T. „IX. Opp. ed. Montef.) einer überflüßigen Ehrbegierde „beſchuldigen wollte: ſo würdet ihr mich täglich Ströh„me von Thränen vergießen ſehen. Aber mein klei„nes

„nes Haus und meine Einſamkeit kennen dieſel- J. n.
„ben. Glaubt es mir nur! ich habe beynahe die C. G.
„Hofnung an meiner Seligkeit aufgegeben; und indem 363.
„ich euren Zuſtand beklage, höre ich nicht auf, über den bis
„meinigen zu trauern. So ſehr ſeyd ihr mir alles! 430.
„Merke ich, daß ihr in der Tugend wachſet: ſo fühle „ich vor Vergnügen meine eigenen Uebel nicht; ſehe ich „aber, daß ihr nicht zunehmt: ſo denke ich wiederum „vor Betrübniß gar nicht an das Meinige! Ob ich für „euch Rechenſchaft ablege oder nicht? das nützt mir „nicht. Möchtet ihr nur ſelig werden, und ich Rechen„ſchaft geben müſſen, und angeklagt werden, daß ich „meine Pflicht nicht erfüllt habe! Denn ich ſorge nicht „ſowohl dafür, daß ihr durch meine Bemühung ſelig „werdet, als daß ſolches geſchehe, durch wen es wolle!“ Solcher Stellen voll Treuherzigkeit und ehrlicher Ausſchüttung des Herzens, giebt es eine Menge in den Homilieen des Chryſoſtomus. Er bittet zum Beyſpiel in einer andern ſeine Zuhörer nachdrücklich, nicht allein ihm mit ihrem Gebete beyzuſtehen, weil er deſſelben ſehr bedürfe; ſondern, wie ſich unter einander ſelbſt, alſo auch ihn zu erinnern, wenn ſie Urſache zu haben glaubten, ſich über ihn zu beſchweren. Er werde ſich entweder entſchuldigen; oder, wenn er Unrecht hätte, um Verzeihung bitten; übrigens aber ſich hüten, daß er nicht wieder in ähnliche Fehler verfiele. Er zeigt den Nutzen eines ſolchen Betragens, und wie leicht er, dem ſo viel anvertrauet ſey, aus Unwiſſenheit ſündigen könne. Endlich ſezt er hinzu, er habe alles mit ihnen gemein in Abſicht auf das Chriſtenthum; was er vor ihnen voraus beſitze, wären nur größere Sorgen und Arbeiten, ein angenehmer Schmerz, den er für ſie empfinde. (Homil. IV. in II. Epiſt. ad Theſſal. p. 535. ſq. Opp. T. XI. ed. Mont.) Dagegen hielt er ſich auch verſichert, daß ſeine Zuhörer, wenn er ſich in der äußerſten Gefahr befände, ihm, wo möglich, ein abgeſchnittenes Stück von ihrem Fleiſche geben würden. (Homil. VIII.

J. n. C. G. 363. bis 430.

in Acta Apoſtolor. pag. 67. Tom. IX. Opp. edit. Mont.)

Daß Chryſoſtomus die Erklärung der heiligen Schrift als das wichtigſte und nothwendigſte angeſehen habe, was man von ihm, als öffentlichem Lehrer, erwarten könne, iſt mit ſeinen eigenen Worten bereits oben (S. 397.) angemerkt worden. Wirklich hat auch keiner unter allen Lehrern der alten Kirche, von denen wir Schriften oder Predigten übrig haben, die Bibel auf eine ſo fruchtbare Art, begreiflich und brauchbar für jedermann, zugleich ſo beredt und einnehmend, zu erläutern gewußt, als er. Die nachfolgende Griechiſche Kirche hat ihn daher immer als ihren Hauptausleger für das Neue Teſtament betrachtet. Unſtreitig hatte er ſich nach dem exegetiſchen Muſter des Origenes gebildet; aber er nüzte ſein Gutes, und hütete ſich vor ſeinen Fehlern ſo wohl, daß man ihm niemals, wie andern Verehrern deſſelben, Vorwürfe darüber gemacht hat. Er liebt den Wortverſtand, und geräth ſelten auf Allegorieen, oder andere Spitzfindigkeiten. Da er einmal auf die Frage: warum Matthäus das Geſchlechtsregiſter des Joſephus erzähle, der doch nichts zur Geburt Chriſti beygetragen habe? die etwas myſtiſche und verſteckte Antwort, wie er ſie ſelbſt nennt, giebt: es habe den Juden nicht ſogleich bekannt werden ſollen, daß Maria, als ſie Chriſtum gebahr, eine Jungfrau geblieben ſey, weil ihnen ſolches Gelegenheit zur Läſterung und Verfolgung derſelben gegeben haben würde: ſo ſagt er gleich darauf, ſeine Zuhörer möchten über dieſe ſonderbare Vorſtellung nicht unruhig werden; ſie ſchreibe ſich von unſern Vätern, bewundernswürdigen und berühmten Männern, her. (Homil. III. in Matthaeum, p. 32. ſq. T. VII. Opp. Mont.) Ein guter Kenner der Eigenſchaften, welche die bibliſche Auslegung in gottesdienſtlichen Verſammlungen haben muß, der Patriarch Photius, hat ihn hierüber richtig beurtheilt. „Wenn einiges von ihm geſagte, ſchreibt er, (Bibli-

(Biblioth. Cod. CLXXIV. p. 388. ed. Schotti,) einer mehrern Erklärung oder tiefern Unterſuchung bedürftig war, und er ſolches nicht fleißig genug erörtert hat: ſo muß man ſich darüber nicht verwundern. Denn was nur die Fähigkeit ſeiner Zuhörer verſtattete, und zu ihrem Heil und Nutzen diente, das hat er keinesweges vorbeygelaſſen. Daher kann ich dieſen hochſeligen Mann nicht genug bewundern, weil er ſtets in allen ſeinen Reden, den Nutzen der Zuhörer ſich zum Ziel geſezt; das Uebrige aber entweder gar nicht geachtet, oder nur wenig berührt hat. Er machte ſich aber, um des Nutzens der Zuhörer willen, ganz und gar nichts daraus, daß einige glauben mochten, er habe manche Deutungen nicht gewußt; oder habe es nicht verſuchen wollen, in tiefere Gegenden einzudringen, und dergleichen mehr.... „Wie unverrückt Chryſoſtomus jenen angegebenen Hauptendzweck ſeiner Lehren vor den Augen gehabt habe, erkennt man auch daraus, weil ſeine Predigten ſo ſehr moraliſch ſind. Selbſt alsdann, wenn er keinen Theil der Sittenlehre abhandelte, vergaß er doch nicht, wenigſtens am Ende aus derſelben etwas aufzuleſen: und Stellen der Schrift, welche nur die gemeinſten und geringfügigſten Dinge zu enthalten ſchienen, wurden unter ſeinen Händen für das Leben der Chriſten ſehr ergiebig. Die Geſtalt von Predigten, in welche er ſeine bibliſchen Erklärungen einſchloß, gab ihm allerdings viele Freyheit, wortreicher und weitläufiger zu ſprechen, mehr Blumen auf ſeinen Vortrag zu ſtreuen, als wenn er eigentliche Auslegungsſchriften abgefaßt hätte. Allein ſo ſtark auch die Verſuchung bey einem Manne von ſeinen Gaben war, gänzlich in das Gebiet des Redners überzugehen; ſo unterlag er doch derſelben nicht oft. Und wenn die erſte eigentliche Beſtimmung chriſtlicher Predigten eine gemeinfaßliche und gemeinnützliche Auslegung der heiligen Schrift heißen kann: ſo hat Chryſoſtomus eine Menge ſchöner Beyträge dazu hinterlaſſen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. Seine ungemein zahlreichen Predigten über die Bibel betreffen theils ganze Bücher derſelben, theils einzelne Stellen und Geſchichten. In Anſehung derjenigen, welche er über das Alte Teſtament gehalten hat, läßt ſich zwar nicht behaupten, daß er viel mehr hebräiſche Sprachwiſſenſchaft beſeſſen habe, als die allermeiſten Kirchenlehrer jener Zeiten. Deſto fleißiger aber hat er die griechiſchen Ueberſetzungen der Alexandriner, ingleichen des Aquila, Symmachus, und Theodotion, (worunter die beyden erſtern beym Ueberſetzen und Erklären ſo gute Dienſte leiſten, wenn ſie ein verſtändiger Ausleger zu verbinden weiß,) gebraucht; die er auch bisweilen, und ſelbſt den hebräiſchen Text, wie er ſie mit griechiſchen Buchſtaben in den Hexaplen des Origenes fand, in ſeinen Homilieen über die Pſalmen anführt. Sieben und ſechszig zu Antiochien gehaltene Predigten über das erſte Buch Moſis, (Tom. IV. Opp. ed. Mont. p. 1-643.) erſchöpfen gewiſſermaaßen den Inhalt dieſes Buchs, ſo weit es ſeine Abſicht war. Das heißt, der Verfaſſer erklärt den Wortverſtand der merkwürdigſten Stellen mit ziemlicher Ausführlichkeit; iſt aber immer darauf bedacht, häufige Vorſchriften und Warnungen für das Verhalten der Chriſten daraus zu ziehen. Ueber die guten und böſen Beyſpiele, welche dieſes Buch enthält, kommen manche lehrreiche Betrachtungen vor. In der Geſchichte des Sündenfalls, die er ganz buchſtäblich verſteht, wirft er auch die Frage auf, warum die Schlange beſtraft worden ſey, da ſich doch der Teufel derſelben, nur als eines Werkzeugs, bedient habe? und antwortet darauf, auch dieſes ſey ein Werk der unausſprechlichen Menſchenliebe Gottes. Denn Er habe dabey eben ſo gehandelt, wie ein mit Liebe gegen ſeinen Sohn erfüllter Vater, der, indem er den Mörder deſſelben beſtraft, auch das Schwerdt, mit welchem derſelbe getödtet worden iſt, in viele Stücke zerbricht. So habe auch der gute Gott der Schlange, die gleichſam das Schwerdt

der Bosheit des Teufels geweſen ſey, eine beſtändige Strafe auferlegt, damit wir aus dieſem ſinnlichen Anblicke ſchließen mögen, zu welcher Schande und Strafe der Teufel ſelbſt beſtimmt worden ſey. **Photius** (l. c. p. 385. ſq.) ſezt dieſe **Homilieen** in der Schreibart andern bibliſchen Erklärungen des **Chryſoſtomus** weit nach. Da er ſie oft durch andere unterbrochen, und vieles darinne vermuthlich ohne beſondere Vorbereitung ſagen mußte: ſo ſind daraus einige Mängel der Ausarbeitung, und lange verwickelte Perioden entſtanden. Doch haben ſie auch ihre angenehmen und fließenden Stellen, ingleichen Spuren von dem erfindſamen Geiſte des Verfaſſers. — **Neun andere Predigten**, die er noch früher als jene ſieben und ſechszig über einige Stellen der erſten Hauptſtücke des erſten **Buchs Moſis** gehalten hat, (l. c. Opp. p. 645. ſq.) kommen zwar mit denſelben im Inhalte überein; ſind aber weit redneriſcher geſchrieben, und heißen daher auch λόγοι, nicht ὁμιλίαι. Ueberdieß ſind ſie großentheils moraliſch, und beantworten zuweilen Fragen, welche entweder erbauliche Gedanken veranlaſſen, (wie dieſe, warum Gott bey der Schöpfung des Menſchen geſagt habe: **Laßet uns machen!** bey der Schöpfung anderer Dinge hingegen: **Es werde!**) oder Einwendungen wegräumen, (wie die folgende Frage: warum die Menſchen die ihnen verſprochene Herrſchaft über die Thiere nicht haben? So zeigt er in der vierten dieſer Reden, daß es drey Arten von Knechtſchaft gebe, welche die Sünde eingeführt habe; die Unterwürfigkeit des Weibes gegen ihren Mann; eines Menſchen gegen den andern, und der Unterthanen gegen ihre Fürſten. In eben dieſer Rede ſieht man ein Beyſpiel, wie **Chryſoſtomus** plötzlich entſtehende Veranlaſſungen aus dem Stegreife genützt habe. Während daß er ſprach, zündete man, weil es dunkel wurde, Lichter in der Kirche an; und ſogleich wandten ſich ſeine Zuhörer an den Ort hin, wo ſolches geſchah. Er verweiſet ihnen dieſe Gleichgültigkeit gegen das Licht, wel-

J. n. C. G. 363. bis 430. ches er ihnen aus der heiligen Schriſt anzünde, und vergleicht damit die rühmliche Aufmerkſamkeit der Zuhörer des Apoſtels Paulus, (Ap. Geſch. C. XX.) die auch an einem Abende, ſelbſt durch einen außerordentlichen Zufall nicht geſtört wurde.

Das größte unter allen exegetiſchen Werken des Chryſoſtomus würden ſeine Predigten über die Pſalmen ausmachen, wenn ſie ſich vollſtändig erhalten hätten. Denn daß er ſie alle öffentlich erklärt habe, hat Montfaucon (Praefat. in Tom. V. Opp. Chryſoſt. §. VI.) theils aus einer vorher ungedruckten Stelle des Photius wahrſcheinlich gemacht, theils daraus noch deutlicher bewieſen, weil zwiſchen den Reihen erklärter Pſalmen, die noch vorhanden ſind, ſo viele andere fehlen, daß man von ſeiner Wahl gar keine Urſachen angeben kann. Sie gehen vom vierten Pſalm bis zum zwölften; vom drey und vierzigſten bis zum neun und vierzigſten; und wiederum vom hundert und achten bis zum Ende der Pſalmen. Daß es Homilieen, nicht Auslegungsſchriften ſind, hat Montfaucon eben daſelbſt (l. c. §. II.) gegen Tillemonts Zweifel ſehr wohl dargethan: und daß ſie in den Aufenthalt des Chryſoſtomus zu Antiochien gehören, wird dadurch glaublich, weil Photius ſeine zierlichſten Schriften, (und darunter rechnet er vorzüglich dieſe Homilieen,) in die gedachte Stadt ſezt; anderer Merkmale nicht zu gedenken. Sie ſind immer zu ſeinen vortreflichſten Arbeiten dieſer Gattung gezählt worden. Wirklich empfehlen ſie ſich durch die bündige und doch helle Kürze, in welcher der Verfaſſer den Verſtand der Pſalmen angiebt; durch den großen Reichthum moraliſcher Ausführungen und Beyſpiele; und, wenn man will, noch außerdem durch die Kunſt, eine Materie oder Stelle ſo geſchickt zu wenden, daß ſich an derſelben Seiten zeigen, an welche man gar nicht dachte. Sie haben aber auch ihre Schwächen. Darunter iſt beſonders die Gewohnheit

des Verfaſſers, die Pſalmen ohne feſte Grundſätze von J. n.
Chriſto zu erklären. Bald behauptet er, daß ganze C. G.
Pſalmen von demſelben handeln, wie der hundert 363.
und zehnte; bald aber findet er in andern, die, nach bis
ſeinem Geſtändniſſe, blos menſchliche Geſchichten be- 430.
treffen, kleine Stellen eingeſtreuet, welche Weiſſagungen von dem Erlöſer enthalten ſollen. So glaubt er, daß der hundert und neunte Pſalm, (oder, wie die Griechen zählten, der hundert und achte,) zwar Davids Begebenheiten angehe; daß hingegen eine prophetiſche Stelle von dem Verräther Judas in denſelben eingerückt worden ſey, auf die ſich Petrus (Ap. Geſch. C. I. v. 20.) berufen habe. (Expoſ. in Pſ. CVIII. p. 244. 246. Tom. V. Opp. Montef.)

Eben dieſe ſchwankende Auslegungsart in Abſicht auf die Weiſſagungen des Alten Bundes, trifft man auch, wo nicht durchgehends, doch öfters, in ſeinen Homilieen und andern Schriften über die eigentlich ſogenannten Propheten an. Man hat von ihm eine Erklärung der acht erſten Hauptſtücke des Jeſaias, von denen es ſich nicht beſtimmen läßt, ob ſie wirkliche Predigten geweſen ſind; ſechs Homilieen über die Stelle des erſtgenannten Propheten: Ich ſah den Herrn ſitzen auf einem hohen Stuhl; und auſſer andern, inſonderheit zwo merkwürdige Homilieen über die Dunkelheit der Propheten; alle im ſechsten Bande ſeiner Werke, nach Montfaucons Sammlung. In den zulezt gedachten beyden Predigten ſucht er die Urſachen auf, warum die Propheten dunkel geſchrieben haben? Eine derſelben iſt nach ſeiner Meinung dieſe, weil die Propheten ſonſt von den Juden umgebracht, und ihre Bücher vertilgt worden ſeyn würden, wenn ſie dieſen ihre unglücklichen Schickſale deutlich vorher verkündigt hätten. Die zweyte ſezt er darinne, weil man das Alte Teſtament jezt nur in der griechiſchen Ueberſetzung, nicht in der Urſprache, leſe.

J. n. C. G. 363. bis 430. Er macht dabey, unter andern Anmerkungen über die Sprachen, auch dieſe, ſo lange Gott nur mit Einem Volke geredet habe, ſey auch nur die hebräiſche Sprache gebraucht worden, weil keine andere Nation darauf gemerkt haben würde; als aber die Zukunft Chriſti ſich genähert habe, der die ganze Welt zu ſich rufen ſollte, ſey die griechiſche Ueberſetzung zum Gebrauche vieler Nationen, unter dem Ptolemäus verfertigt worden. Es iſt jedoch leicht einzuſehen, wie unzulänglich die vom Chryſoſtomus angegebene Urſachen ſind. Beſſer und genauer iſt dasjenige, was er über den Jeſaias, C. II. v. 2. (p. 20. ſqq. T. VI. Opp.) von den Kennzeichen ſagt, nach welchen man die hiſtoriſchen Stellen der Propheten von den auf Chriſtum gerichteten ſicher unterſcheiden könne: und ein großer Kenner ſolcher Unterſuchungen, (*Erneſti* in Narratione crit. de interpret. Prophetiar. Meſſian. in Eccl. Chriſt. p. 513. in Opuſc. Theolog.) urtheilt davon, daß hier Beyſpiel und Regel beyſammen ſeyen. Nur Schade, daß Chryſoſtomus ſich in der Anwendung, wie man ſchon oben (S. 370.) geſehen hat, nicht immer gleich geblieben iſt. Selbſt die Beweiſe, welche er führt, daß die bekannte Stelle vom Immanuel im eigentlichen Verſtande nicht anders als von Chriſto erklärt werden könne, beruhen zum Theil auf ſeichtem Grunde.

Noch glücklicher als in der Auslegung des Alten Teſtaments, war Chryſoſtomus durch ſeine griechiſche Sprachkenntniß, nähere Bekanntſchaft mit den Sachen, Sitten und Lehren ſelbſt, treffende Beobachtungen, auch durch eine gewiß Empfindung der Größe und Vortreflichkeit des Chriſtenthums, in ſeinen Homilieen über das Neue. Sie gehen, ſo weit wir ſie wenigſtens haben, über die beyden Evangeliſchen Geſchichten des Matthäus und Johannes, über die Apoſtelgeſchichte, und über die ſämmtlichen Briefe Pauli. Die Homilieen über den Matthäus,

 welche

welche den ſiebenten Band ſeiner Schriften nach Montfaucons Ausgabe füllen, beſtehen zwar überhaupt aus Erörterungen des Wortverſtandes, und aus ſittlichen Lehren oder Ermahnungen, welche ſtets den zweyten Theil derſelben ausmachen; haben aber überdieß viel Eigenthümliches. Der Verfaſſer läßt ſeine Zuhörer auf eine Menge von Umſtänden, auf die Wahl und Stellung der Worte, auf die Urſachen der Handlungen, auf ihren Zuſammenhang, den er wahrſcheinlich ergänzt, und auf vieles andere merken, das, ſo klein es bisweilen zu ſeyn ſcheint, doch Perſonen und Begebenheiten in ein angenehmes Licht ſezt, und gleichſam einen Weg abgiebt, auf welchem man in die Zeiten ſelbſt gelangt, deren Geſchichte erzählt wird. Seinem ſcharfſichtigen Forſchungsgeiſte iſt nichts zu gering, was dazu dienen kann, richtige Begriffe und ſanfte Bewegungen des Herzens zu befördern. Vornehmlich hat er alle Reden Jeſu mit einer Sorgfalt aufgeklärt, welche auch gemeinen Augen ihre Abſicht, ihren Sinn und Werth begreiflich zu machen im Stande iſt. Er hat zwar in allem dieſem auch hin und wieder Fehltritte begangen; aber doch im Ganzen ein nachahmungswerthes Vorbild von würdiger Behandlung der Evangeliſchen Geſchichte gegeben. Einwürfe gegen die Verfaſſer derſelben beantwortet er ebenfals, und zeigt, zum Beyſpiel, daß die Evangeliſten, ſelbſt durch ihre Abweichungen von einander, ein Denkmal ihrer Aufrichtigkeit hinterlaſſen haben. Seine Sittenlehre iſt meiſtentheils ſehr wohl gerathen: auch ſonſt trägt er manche merkwürdige Lehrſätze und Meinungen vor. Er vermuthet faſt, (Homil. XX. p. 267. ſq. T. VII. Opp.) daß das Ende der Welt noch unter dem damaligen Menſchengeſchlechte erfolgen dürfte; die meiſten Zeichen, ſagt er, welche es ankündigen, ſind bereits vorgefallen; ſiehſt du ſie aber nicht, ſo iſt ſelbſt dieſes, wie zu den Zeiten des Noah, ein Zeichen davon. Ueber das Gleichniß vom Weitzen und Unkraut, (Homil. XLVI.

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

p. 482.) lehrt er, daß man die Ketzer zwar auf mancherley Art einſchränken, aber nicht umbringen dürfe. In einer andern Stelle (Homil. XXXVI. p. 411. 412.) widerlegt er nicht nur das Vorgeben, daß Chriſtus in der Hölle geprediget habe; ſondern verſichert auch, diejenigen, welche Chriſtum vor ſeiner Zukunft ins Fleiſch nicht gekannt, aber doch die Abgötterey verlaſſen, Einen Gott verehret, und ein tugendhaftes Leben geführet hätten, würden gleichwohl nach Pauli Ausſpruche (Röm. C. II. v. 10.) Belohnungen dereinſt erhalten.

In ſeinen Homilieen über die Evangeliſche Geſchichte Johannis, betritt er zwar öfters eben dieſelbe Bahn, wie beym Matthäus; folgt aber doch eigentlich einem andern herrſchenden Entwurfe. Da dieſe Geſchichte hauptſächlich zur Beſtätigung der Lehre von der Gottheit Chriſti aufgeſezt worden iſt, und die Arianer, deren es zu Antiochien ſo viele gab, beſonders aber unter ihnen die Anomöer, eben weil man ſie aus den ſo deutlichen Stellen des Buchs ſo häufig beſtritt, die Waffen gleichſam umkehrten, das heißt, aus den gedachten Stellen das Gegentheil wider die Katholiſchen zu beweiſen ſuchten, (wie zum Beyſpiel aus den Worten: **Im Anfange war das Wort**, folgerten, daß hier kein anderer Anfang verſtanden werden könne, als in jener Stelle: **Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde**:) ſo unterrichtet Chryſoſtomus ſeine Zuhörer, wie ſie die Beweiſe für die Gottheit Chriſti in dieſem Buche geſchickt gebrauchen, und allen Verdrehungen jener Gegner ausweichen müßten. Man kann nicht läugnen, daß er neben vielen gründlichen Erörterungen auch manchmal zu ſpitzfindig werde; wie wenn er auf das Wort **War** in der angeführten Stelle die Ewigkeit des Sohnes Gottes gründet; und dergleichen mehr. Das Moraliſche in dieſen Homilieen, das nicht ſelten iſt, erweitert ihre Nutzbarkeit. Ueberhaupt ſind ſie beynahe durchgängig weit kürzer, als die über den Matthäus; und aus ihrer beſondern Beſtimmung

ſe-

ſowohl, als aus der ungewöhnlichen Zeit des anbrechen- J. n.
den Tages, da ſie gehalten wurden, vermuthet Mont- C. G.
faucon, (Praef. in T. VIII. Opp. Chryſ. §. II.) daß 363.
nur lernbegierigere und fähigere Zuhörer denſelben bey- bis 430.
gewohnt haben. Der Abſchnitt von der Ehebrecherin im achten Hauptſtücke Johannis fehlt darinne: ein wahrſcheinliches Anzeichen, daß ihn Chryſoſtomus in den Handſchriften ſeiner Gegend nicht geleſen habe.

Von dieſer und faſt allen andern Arbeiten des Chryſoſtomus über die Bibel, unterſcheiden ſich ſeine Predigten über die Apoſtelgeſchichte durch eine großentheils ſchlechte, holperichte, abgebrochene und verworrene Schreibart, auch eine magere und gezwungene Auslegung. Erasmus konnte ſich daher nicht überwinden, ſie ihm beyzulegen. Allein nicht zu gedenken, daß die Zeugniſſe der Alten hier keinen Zweifel übrig laſſen, giebt es auch Stellen ſittlichen Inhalts genug darinne, die des Chryſoſtomus an Gedanken und Ausdrucke würdig ſind. Ob die Vernachläßigung des übrigen Theils derſelben davon herrühre, weil ſie der Verfaſſer unter ſehr vielen Geſchäften, und den gewaltigen Unruhen der Jahre 400 und 401 zu Conſtantinopel gehalten habe, iſt eine nicht ganz verwerfliche Muthmaaßung Montfaucons. (Praefat. in Tom. IX. Opp. Chryſ. p. V.) Mit Rechte ſezt er hinzu, daß die Abſchreiber dieſe ohnedieß wenig ausgearbeiteten Predigten durch ihre Uebereilungen noch mehr verunſtaltet haben, und daß die zweyte Erklärung, welche Chryſoſtomus faſt einem jeden Verſe dieſes Buchs beyfügt, darum als eine Wiederholung der erſtern ohne weitere Vorbereitung angehängt worden ſeyn mag, weil er die Apoſtelgeſchichte, die ſeinen meiſten Zuhörern unbekannt war, deſto mehr empfehlen wollte. Sein Geſtändniß, (Homil. III. p. 29.) daß nicht viele Biſchöfe ſelig werden, ſo große Gaben würden zu ihrem Amte erfordert, verdient hier eine Stelle.

Aber

J. n. C. G. 363. bis 430. Aber den höchſten Rang unter ſeinen bibliſchen Auslegungen nehmen ſeine Predigten über die Briefe Pauli ein; die auch nachher von allen Exegeten der griechiſchen Kirche in der Erklärungsmethode und in den eingeſtreuten theologiſchen Lehrſätzen nachgeahmt, oder in Auszüge gebracht worden ſind. Wie vorzüglich Chryſoſtomus dieſen Apoſtel unter allen chriſtlichen Lehrern bewundert habe, hat man bereits oben (S. 406. fg.) geſehen. Es ſind aber auch die Spuren davon in ſeinen meiſten Schriften verbreitet, wo er ſo oft, ſelbſt unerwartet, ſich in das Lob Pauli verliert. Deſto fleiſſiger hatte er ſich mit den Briefen und mit der ganzen Denkungsart deſſelben bekannt gemacht; und wenn er dieſe leztere nicht immer getroffen hat, ſo ſind die ſelbſt deswegen angeſtellten Verſuche merkwürdig. Der Vorzug, welcher dem Briefe an die römiſchen Chriſten vor den übrigen eigen iſt, ſcheint nach dem allgemeinen Urtheil, auch in die Homilieen über denſelben fortgepflanzt worden zu ſeyn. Wenigſtens ſagt der Schüler des Chryſoſtomus, Iſidorus von Peluſium, (Libr. V. Ep. 32.) von demſelben, wenn Paulus ſelbſt in Attiſcher Mundart ſich hätte auslegen ſollen, ſo würde er es nicht beſſer und zierlicher haben thun können. Eine Einleitung über die Zeitordnung, in welcher die Briefe dieſes Apoſtels auf einander gefolgt ſind, geht voran. Bey jedem Abſchnitte, über welchen er predigt, erklärt er zuerſt den Wortverſtand ſehr ſorgfältig; ſucht, wo es nöthig iſt, den Lehrbegriff und die Schlußart des Apoſtels zu erläutern; begegnet Einwürfen der Irrlehrer, und vergißt niemals, mit der ihm gewöhnlichen Vorliebe für moraliſche Lehren, über dieſe hauptſächlich ſeine Beredſamkeit anzuſtrengen. Ohne ſich durch die gewöhnlichen nicht unverdienten Lobſprüche blenden zu laſſen, wird man finden, daß manche Stellen einer Entſchuldigung bedürfen, und daß der ſonderbaren Auslegungen und Meinungen genug vorkommen. Beſonders glaubt der Verfaſſer bey dem neunten Hauptſtü-

cke dieſes Briefs, (Homil. XVI. p. 611. T. IX. Opp.) daß Paulus darinne den Juden eine Schwierigkeit aus ihren heiligen Schriften vorlege, ohne ſie zu beantworten, und welche ſie ſelbſt auch nicht beantworten konnten, (nämlich dieſe, warum Pharao wegen ſeiner Verhärtung beſtraft worden ſey, da doch noch mehrere verhärtet waren?) damit ſie den Apoſtel deſto weniger über ſeinen Lehrſatz, (von der Berufung der Heyden und ihrem Antheil an der göttlichen Gnade, welches er ihre Rechtfertigung nennt, und von der Verwerfung der Juden,) beunruhigen möchten. Und dieſes, fährt er fort, habe Paulus mit Recht gethan, weil man, wenn man den Gegner in Verlegenheit ſetzen könne, nicht nöthig habe, ihm die Auflöſung ſogleich mitzutheilen. Doch ſezt Chryſoſtomus dieſe ſelbſt hinzu: Gott habe nämlich Kraft ſeiner Vorherſehung von dem Verhalten beyder Theile, den einen gewählt, und den andern verworfen. Hier und in andern Stellen, ſchreibt er dem Menſchen eine nicht geringe Tüchtigkeit zum Guten zu; leitet aber außer ſeinem freyen Willen, die Hauptwirkung der Beſſerung von Gott her. Eine andere auffallende Erklärung trägt er über die Worte vor: Derſelbe Geiſt bittet für uns mit unausſprechlichen Seufzern. (Homil. XIV. p. 585. ſq.) Dieſe Stelle, ſagt er, iſt dunkel, weil viele Wunder, die damals geſchahen, nunmehr aufgehört haben. Zur Zeit des Apoſtels verlieh Gott denen, welche getauft würden, mancherley Gaben, welche auch Geiſter heißen; wie zum Beyſpiel, die Gaben der Weiſſagung, der wunderthätigen Heilungskraft, und andere mehr. Darunter gehörte auch die Gabe oder der Geiſt des Gebets. Wer dieſelbe beſaß, betete für die ganze Menge. Weil wir nämlich aus Unwiſſenheit deſſen, was uns nützlich iſt, um viel Unnützes bitten: ſo bekam einer die gedachte Gabe, der um dasjenige, was der ganzen Gemeine nützlich war, ſtehend, mit vieler Zerknirſchung, und unter vielen Seufzern, betete. Dieſe Gabe alſo, und

J. n. C. G. 363. bis 430.

die

J. n. C. G. 363. bis 430.

die Seele, welche ſie empfangen hatte, nennt der Apoſtel den Geiſt: ein Sinnbild davon iſt jezt der Diakonus, der für das Volk Gebete darbringt. Unter der Kreatur, welche der Eitelkeit unterworfen iſt, verſteht er, (l. c. p. 581. ſq.) die ganze Welt, welche nach Art der Propheten, in eine Perſon verwandelt worden ſey; ſie ſey wegen des Menſchen verweslich geworden; leide wegen ſeiner Beſſerung, und werde dereinſt, mit ſeiner Verherrlichung, auch herrlicher werden. In den Worten: **Die Stunde iſt da, um vom Schlafe aufzuſtehen,** findet er (Homil. XXIV. p. 694.) die Annäherung der Auferſtehung und des jüngſten Gerichts.

Es iſt nicht nöthig, auch die Predigten des Chryſoſtomus über die übrigen Briefe Pauli genauer zu beſchreiben. Sie haben zum Theil nicht weniger ſchöne Stellen, wohl überdachte Erläuterungen der Lehrart des Apoſtels, über ſeine Gemüthsart und ſeinen Ausdruck, als die eben genannten; aber zugleich hin und wieder Gedanken, die ſich mehr durch ihre Neuheit oder Freyheit auszeichnen; Anmerkungen über die Methode Pauli, welche in Vergrößerungen oder Spitzfindigkeiten übergehen; ingleichen Beſtreitungen der Ketzer, wo ihren Einfällen andere entgegen geſezt werden, und nicht alle Beſtimmtheit in gewiſſen Glaubenslehren, die immer ſtreitiger wurden, herrſcht. Eines der bekannteſten Beyſpiele von dieſer leztern Art iſt die Folgerung, die er aus den Worten Pauli: **Gott! dein Stuhl währet von Ewigkeit zu Ewigkeit,** zieht, er habe darinne wider den Marcellus und andere Irrgläubige behauptet, daß in Chriſto die beyden Perſonen weſentlich (oder nach ihrem Selbſtbeſtehen,) getrennt ſind. (δυο πρόσωπα διῃρημένα κατὰ τὴν ὑπόστασιν. Homil. III. in Epiſt. ad Ebraeos, p. 26. T. XII. Opp. Montef.) Man kann, wie man auch gethan hat, dabey erinnern, daß Chryſoſtomus im Gebrauche dieſer Kunſtwörter weniger behutſam zu einer Zeit ſeyn durfte,

da noch keine Neſtorianiſchen Händel darüber entſtanden waren; er würde aber füglicher auf dem Lehrſtuhl ſich ihrer ganz enthalten, und nur mit Vorſtellungen der heiligen Schrift geſprochen haben. Seine Vermuthung über die Worte: Wie geſchrieben ſteht: das kein Auge geſehen hat, u. ſ. w. daß dieſes in einem von den heiligen Büchern der Juden geſtanden haben möchte, deren viele verlohren gegangen wären, und nur wenige, ſelbſt in ihrer Gefangenſchaft, ſich erhalten hätten, (Homil. VII. in I. Epiſt. ad Corinth. p. 53. Tom. X. Opp. Monteſ.) iſt zwar etwas gewagt; wird aber von einer andern begleitet, daß nämlich die gedachten Ausdrücke zwar nicht wörtlich, aber doch dem Verſtande nach, in dem Alten Teſtament enthalten ſeyn könnten; wie denn die Stelle: diejenigen, welchen nichts von ihm verkündigt worden iſt, werden ihn ſehen, u. ſ. w. mit dieſer gleichbedeutend ſey. Mehr bemerkungswürdige Beyſpiele aus dieſen Homilieen hat Richard Simon (Hiſt. critique des principaux Commentateurs du Nouveau Teſtament, C. XI. XII. p. 161-191. Rotterd. 1693. 4.) beygebracht, und dieſelben zwar freymüthig, aber doch mit einer gewiſſen Ehrerbietung gegen ihren Vrrfaſſer, beurtheilt. J. n. C. G. 363 bis 430.

Nach dieſen allgemeinen Nachrichten von der Auslegungsart des Chryſoſtomus in ſeinen Predigten über ganze bibliſche Bücher, erfordern diejenigen, welche er über einzelne Stellen und Erzählungen der heiligen Schrift gehalten hat, kaum eine beſondere Anzeige. Doch ſind einige darunter, welche nicht ganz übergangen werden dürfen. Darunter kann man fünf Predigten über die Geſchichte der Hanna, Samuels Mutter; (Tom. IV. Opp. Monteſ. p. 699. ſq.) ſieben über das Gleichniß vom Lazarus und reichen Manne, verbunden mit den Stellen: Wir wollen euch aber nicht verhalten, lieben Brüder, von denen, die da ſchlafen, ingleichen: Gehet ein durch

J. n. C. G. 363. bis 430. die enge Pforte! (Tom. I. p. 707. ſq.) zwo über die Verrätherey des Judas, und über das Abendmahl Jeſu; (Tom. II. p. 376. ſq.) eine über das Gleichniß von dem Knechte, der zehntauſend Thaler ſchuldig war; (Tom. III. p. 1. ſq.) vier über die Veränderung der Nahmen in der heiligen Schrift; (l. c. p. 98. ſq.) und noch andere mehr rechnen.

Ein Auszug aus der heiligen Schrift, Σύνοψις τῆς παλαιᾶς τε καὶ καινῆς) der unter dem Nahmen des Chryſoſtomus vorhanden iſt, (Tom. VI. Opp. p. 314. ſq. ed. Montef.) kann nirgends eine bequemere Stelle finden, als hier. Montfaucon hat es zuerſt (l. c. p. 308. ſq.) ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß ihm dieſe Schrift zugehöre, weil Meinungen, Erklärungen und Leſearten in der Bibel, welche dem Chryſoſtomus eigen waren, auch darinne angetroffen werden. Den Anfang macht ein vorläufiger Begriff von der Verbindung des Alten und Neuen Bundes zu Einem Endzwecke, zur Beſſerung der Menſchen; von den Schriften, welche zu beyden gehören; von den Hauptveränderungen der Iſraelitiſchen Nation, und von den verſchiedenen Gattungen der Weiſſagungen, durch Werke und durch Worte. Zum Alten Bunde werden auch die Bücher der Weisheit, Sirachs, Tobias und Judith gezählt. Die Auszüge aus den Büchern Moſis und einigen Propheten ſind die weitläufigſten; es wird zuweilen auch bemerkt, welche Stellen man gegen die Juden nützen könne; aber die aus den Pſalmen und fünf kleinen Propheten gemachten Auszüge fehlen gänzlich. Eben ſo iſt auch der ganze Auszug aus dem Neuen Teſtamente verlohren gegangen. Doch ſieht man aus der Einleitung, daß der Verfaſſer unter den Büchern deſſelben den zweyten Brief Petri, den zweyten und dritten Brief Johannis, den Brief Judä, und die Offenbarung Johannis nicht gehabt habe. Vielleicht iſt, wie Montfaucon muthmaaßt, der beträcht-

lichſte

lichſte Theil dieſer Schrift darum verloren gegangen, weil die ſpätern Griechen nichts ſo fleißig als Homilieen der Kirchenväter abgeſchrieben haben. J. n. C. G. 363. bis 430.

Man wird zwar nunmehr eine oben (S. 412.) angeführte Stelle des Chryſoſtomus, nach welcher ſeine Zuhörer von ihm nur die Auslegung der heiligen Schrift, nicht die ihnen genugſam bekannte Sittenlehre, zu erwarten hätten, nicht leicht mißverſtehen. Es iſt aber gleichwohl dienlich, hinzuzuſetzen, daß er, ſo ſehr er auch ſeine Predigten über die Bibel mit moraliſchen Vorſchriften anfüllt, dennoch dieſen noch überdieß viele eigene Predigten gewiedmet hat. Sie handeln von der Nutzbarkeit des Leſens der heiligen Schrift, von der vollkommenen Liebe, vom Almoſen, vom Troſte wider den Tod; zeigen, daß niemand an ſich ſelbſt verzweifeln dürfe; daß man die Sünden der Brüder nicht bekannt machen müſſe; und ſchärfen andere ähnliche Lehren ein. Ein Theil derſelben ſteht im dritten Bande von Montfaucons Sammlung. Im zwölften aber (p. 432. ſq.) iſt eine lange Reihe von Auszügen (Εκλογαι) eingerückt, die man nach den Zeiten des Chryſoſtomus, aus ſeinen ſämmtlichen Homilieen, nach gewiſſen größtentheils moraliſchen Materien, wie zum Beyſpiel, vom Gebete, vom Glück und Unglück, von Armuth und Reichthum, vom Geiz, von der Traurigkeit, von der Achtung, die man gottesdienſtlichen Verſammlungen ſchuldig iſt, und dergleichen mehr, verfertigt hat. Zwar kann man ſehr natürlich auf den Argwohn gerathen, daß die Sittenlehre des Chryſoſtomus zu viel von der Mönchsfrömmigkeit an ſich haben, und die unverfälſchten chriſtlichen Grundſätze zu ſehr verleugnen, nicht auf helle Begriffe, ſondern auf angefeuerte Einbildungskraft, auf eine übermenſchliche Vollkommenheit, unaufhörliche Büßungen, und beynahe frommen Menſchenhaß, gebauet ſeyn möchte. Es

war

J. n. C. G. 363. bis 430. war auch unmöglich, daß er ganz und gar von dieſen Flecken frey hätte bleiben ſollen, da er in ſeinen frühern Jahren bereits das Einſiedlerleben mit ſo vieler Strenge nachgeahmt hat, und noch in ſeinen Aemtern gegen ſich am wenigſten ſchonend geweſen iſt. In der That hat man auch ſchon an den Schriften, welche er zur Empfehlung des Mönchsweſens, der Jungfrauſchaft, und des Wittwenſtandes aufgeſezt hat, die Beſtätigung davon geſehen; und es laſſen ſich noch einige andere übertriebene moraliſche Lehrſätze aus ſeinen Büchern ſammeln. Aber glücklicher Weiſe hat das Gebäude ſeiner Sittenlehre dadurch nicht ſo viel im Ganzen gelitten, als bey manchen andern Lehrern ſeiner Zeit. Vielleicht iſt die Urſache darinne zu ſuchen, weil er ein ſo guter und praktiſcher Ausleger der heiligen Schrift war; weil er in derſelben das thätige Chriſtenthum weit richtiger kennen lernte, als aus den Grillen der Aſceten. Er legt daher manchen hochgerühmten Uebungen derſelben, wie dem anhaltenden Faſten, an ſich einen nur geringen Werth bey. Er lehrt faſt immer die gemeinnützliche chriſtliche Tugend in den geſellſchaftlichen Verbindungen der Menſchen, ohne zu vergeſſen, daß ihr Hauptſitz in einem gebeſſerten Herzen ſeyn müſſe. Dabey ſpricht er als ein Mann, der den Menſchen ſtudiert hat; der mit den Bedürfniſſen, Neigungen, Leidenſchaften, Entſchuldigungen und Erwartungen deſſelben wohl bekannt iſt; auch aus den kleinſten Beobachtungen über denſelben ſeinen Vortheil zu ziehen, oder vielmehr ihm nützlich zu werden weiß. Es iſt ihm nicht genug, die Nothwendigkeit und Nuzbarkeit der Chriſtenpflichten ſcharf zu beweiſen, und beredt abzuſchildern; er giebt auch mehrere Erleichterungen und Beförderungsmittel derſelben an die Hand, um zu zeigen, wie man Schwierigkeiten, oft ſich ſelbſt überwinden könne, und daß man es in der Gottſeligkeit weit höher zu bringen im Stande ſey, als die meiſten glaubten. Kurz, Chryſoſtomus iſt ohngeachtet der Fehler, die

er

er auf dieſem Felde begangen hat, unter allen Sitten- J. n. C. G. 363. bis 430.
lehrern der alten Kirche, welche dieſe Perſon im öffentlichen Religionsunterrichte mit Würde und Nutzen vorgeſtellt haben, derjenige, von dem man in dieſer Rückſicht am meiſten lernen kann. Diejenigen inſonderheit, welche wider gehäufte und faſt unaufhörliche moraliſche Predigten, aus gut gemeinten Beſorgniſſen für die Rechtgläubigkeit, aber ſchwerlich nach einer genauen Kenntniß und gelaſſenen Ueberlegung des Zuſtandes der meiſten Chriſten, auch der einzig nützlichen Verbindung von Glaubenslehre und Sittenlehre zu Einem großen Endzwecke, ſo ſehr eingenommen ſind, können durch die Betrachtung des glücklichen Eifers, mit welchem Chryſoſtomus die Moral ſo vorzüglich und unermüdet geprediget hat, jene Abneigung vielleicht am erſten vermindern; beſonders, wenn ſie ſehen, daß dieſer Mann, der in einem Zeitalter lebte, wo dogmatiſche und ſogar polemiſche Predigten für außerordentlich nothwendig gehalten wurden, die er auch ſelbſt nicht ganz unterließ, dennoch zu jeder Zeit, und bey jeder Veranlaſſung, der Moral, mit der Schrifterklärung vereinigt, den erſten Platz eingeräumt habe. Wenn auch unter einer ſolchen Menge ſittlicher Erörterungen oder Ermahnungen, die in ſeinen Predigten und andern Schriften verbreitet ſind, keine an die trefliche Stelle von der allgemeinen dringenden Verbindlichkeit der Chriſten zum Leſen der heiligen Schrift, in ſeiner dritten Predigt über den Lazarus reichte, die im vorhergehenden Theil dieſer Geſchichte (S. 99. 105. 116. eingerückt worden iſt; ſo würde man doch wenigſtens daraus ſchlieſſen können, weſſen er bey ſolchen Materien fähig war, und wie viel Edles, Starkes und Rührendes ſich auch über die bekannteſten Pflichten ſagen laſſe, wodurch die reinſten Begriffe vom Glauben erſt recht brauchbar werden.

Seine Art zu predigen, und der Grad von Beredſamkeit, zu welchem er ſich dabey erhoben hat, ſind

J. n. C. G. 363. bis 430. überhaupt nicht weniger lehrreich. Es iſt zwar bisher alles ſorgfältig vermieden worden, wodurch das alte, noch ziemlich gewöhnliche Vorurtheil begünſtigt werden könnte, als wenn Chryſoſtomus der vollkommenſte unter allen Rednern geweſen ſey, welche jemals den Lehrſtuhl in einer chriſtlichen Gemeine betreten haben. Vollſtändige Auszüge aus mehrern ſeiner Predigten haben, ohne daß beſondere Anmerkungen nöthig geweſen wären, ſchon gezeigt, daß er ſich nicht ſtets vor allen Fehlern in ſeinen Predigten gehütet habe. Es begegnet ihm zuweilen, daß er über der Begierde zu gefallen, weniger nützlich wird; ſeine Bilder und Vergleichungen, an denen er ſo reich iſt, erkünſtelt, mit redneriſchem Ueberfluſſe und ohne Noth ausmahlt; in Deklamationen verfällt, die nichts mehr als Gepränge und ein halbleerer Schall ſind; auf allerley Ausſchweifungen verwandten Inhalts geräth; und was man ſonſt von kleinern oder größern Flecken bey ihm ausfindig machen könnte. Allein man muß ihm auch auf der andern Seite Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Die alte Kirche hat keinen Lehrer aufzuweiſen, der mit ihm in der weiſen Geſchicklichkeit des öffentlichen Religionsvortrages nur verglichen werden könnte: und viele Neuere, die ihn darinne zu übertreffen glaubten, ſind weit hinter ihm ſtehen geblieben. Sonderbar genug iſt es freylich, und beynahe unbegreiflich, daß ſeit ſo vielen Jahrhunderten über das Chriſtenthum gepredigt wird, und noch ſo gewaltig geſtritten wird, wie man darüber predigen müſſe; daß in keiner Gattung des Vortrags, der Verirrungen alle Tage ſo viele und ſo grobe ſind. Vielleicht iſt aber auch keine Art von Lehrern mit den Menſchen, welche ſie unterrichten ſollen, oft weniger bekannt, und dem Chryſoſtomus hierinne unähnlicher, als dieſe. Diejenigen kennen ihn ſicher ſehr ſchlecht, welche glauben, daß er alle Größe, Pracht und Schönheit der Beredſamkeit auf die Kanzel gebracht, und daſelbſt durch einen ſinnreichen Witz, oder durch tiefſinnige und ſchulgerechte

Un-

Unterſuchungen geglänzt habe. Eben das iſt einer ſei- J. n. C. G.
ner Vorzüge, daß er zugleich auf die angenehmſte und 363.
feinſte Weiſe beredt, und dennoch ſo deutlich und leicht bis
ſich auszudrücken gewußt, bey allem Erhabenen in Ge- 429.
danken, Bildern und Worten, ſich zur gemeinen Faſſung ohne Mühe herabgelaſſen hat. Er iſt nichts weniger als zu karg in Worten: ein Abweg, dem man ſich durch die Abſicht, ſehr beſtimmt und bündig zu ſprechen, bald nähern kann. Allein man findet ihn auch nicht zu wortreich, und auf eine eckelhafte Weiſe wiederholend; indem er ſich vielmehr, auch wenn er öfters auf einen Gegenſtand zurückkömmt, nicht vor den Augen ſeiner Zuhörer in einerley Kreiſe herumdreht. Ob er gleich gern in einer Predigt vermiſchte, und zugleich einigermaaßen zuſammenhängende Betrachtungen und Lehren anbringt; ſo hat er ſich doch meiſtentheils ein kluges Geſetz der Sparſamkeit vorgeſchrieben: und die nicht vielen bekannte Kunſt, wenig in einer Predigt zu ſagen, gehörte, wie er ſelbſt in einer derſelben (Tom. I. Opp. p. 480. ed. Montf.) zu verſtehen giebt, zu ſeiner Hauptanlage. Er verachtete jene wirkliche Armuth des Geiſtes, die am liebſten ſehr reichhaltige Materien wählt, um entweder mit der größten Bequemlichkeit allerhand darüber reden zu können; oder um ſich gar das Anſehen zu geben, als wenn man ſie gänzlich erſchöpft habe. Vielmehr ſcheint er es wohl empfunden zu haben, daß keine von beyden Abſichten, ſo ſehr ſie auch dem Lehrer ſchmeichelte, für den Zuhörer nützlich heiſſen könne. Da er auf die Verfaſſung ſeiner Gemeine, herrſchende Irrthümer, Ausſchweifungen, Urtheile, Neigungen, häufig wiederkommende Reizungen zur Zerſtreuung oder Gleichgültigkeit gegen das Chriſtenthum, und andere Eigenthümlichkeiten derſelben, ſehr aufmerkſam war: ſo traf er auch gerade dasjenige, was für ſie beſonders wichtig und nothwendig war. Er hat viele kleine gefällige, aber erlaubte Kunſtgriffe in ſeiner Gewalt, um den Zuhörern nicht nur verſtändlich, ſon-

J. n. C. G. 363. bis 430. dern auch einnehmend zu werden, ſie gleichſam an ſeinen Vortrag zu heften. Daß er nicht ſelten über ihre kleine Anzahl, oder über die geringe Stärke ſeiner Ermahnungen klagt, beweiſet die Erfahrungswahrheit aller Zeiten, daß diejenigen Redner, welche am eifrigſten bewundert werden, nicht immer den ſtarken thätigen Einfluß auf Einſichten und Sitten haben, den man für unfehlbar halten ſollte, weil der große Hauffen alles für ſie gethan zu haben glaubt, wenn er ihnen die höchſte Bewunderung ſchenkt. Es würde übrigens eine unnöthige Bedenklichkeit ſeyn, zu zweifeln, ob auch die Predigten des Chryſoſtomus, bey aller Verſchiedenheit zwiſchen ſeinen und unſern Zeiten, Sitten, Wiſſenſchaften und Künſten, gleichwohl noch viel Muſterhaftes enthalten könnten. Die wahre gute Methode, und der richtige Geſchmack, ſind in ihrer Art einzig und unveränderlich; was aber die Fehltritte eines großen Geiſtes betrifft: ſo ſind ſie weit merkwürdiger und belehrender, als die von mittelmäßigen Köpfen begangenen. Insbeſondere laſſen ſich diejenigen, welche man Chryſoſtomus als Redner, oder Prediger, oder Schriftausleger vorwerfen kann, aus dem damaligen Zuſtande der Theologie, aus ſeiner Gemüthsart, und aus der großen Menge ſeiner geſchwind auf einander folgenden Predigten, erklären.

Er ſuchte recht eigentlich die Ruhe, wenn gleich nicht zum Nachtheil einer ſehr geſchäftigen Amtsführung; allein er wurde gar bald zu Conſtantinopel in unangenehme Händel verwickelt, und die traurigen Folgen, welche ſie für ihn hatten, endigten ſich erſt mit ſeinem Tode. Antoninus, Biſchof zu Epheſus, gab dazu die erſte Gelegenheit. Als dieſer im Jahr 400 zu Conſtantinopel gegenwärtig war, überreichte Euſebius, Biſchof zu Valentinopolis in Aſien, dem Chryſoſtomus, nebſt mehr als zwanzig mit ihm verſammleten Biſchöfen, eine Klagſchrift wider denſelben, wor-

inne er ihn beſchuldigte, ſich vieles von Kirchengütern J. n.
zugeeignet, Bißthümer verkauft, und andere Ausſchwei- C. G.
ſungen begangen zu haben. Vergebens bemühte ſich 363.
Chryſoſtomus, eine Ausſöhnung zwiſchen den beyden bis
Biſchöfen zu ſtiften; oder den Kläger zu einer gelaß- 430.
nern Ueberlegung ſeines Vorhabens zu bringen. Er mußte die Klagſchrift vorleſen laſſen; Antoninus leugnete alle darinne enthaltene Vorwürfe: und da die übrigen Biſchöfe eine Unterſuchung derſelben in Aſien ſelbſt für nothwendig hielten, entſchloß ſich Chryſoſtomus, in dieſer Abſicht dahin zu reiſen. Doch Antoninus wußte ihn durch einen Herrn des Hofs unter dem Vorwande zurückzuhalten, daß die noch zerrüttete Hauptſtadt ſeiner Gegenwart benöthigt ſey; er zog ſogar den Euſebius auf ſeine Seite. Als daher Chryſoſtomus, im Einverſtändniß mit ſeiner Kirchenverſammlung, an Statt ſeiner, drey Biſchöfe nach Aſien ſchickte, unter welchen auch Palladius, Biſchof von Helenopolis, war, dem man alle dieſe Nachrichten zu danken hat, (Dial. de vita S. Ioh. Chryſoſt. p. 125. ſq. ed. Bigot.) erſchien Euſebius nicht einmal vor ihnen mit den Zeugen, welche er ſtellen ſollte; Antoninus aber gieng kurz darauf mit Tode ab. Gleichwohl wurde Chryſoſtomus ſowohl von der Geiſtlichkeit zu Epheſus, als von mehrern benachbarten Biſchöfen, dringend gebeten, wegen der daſelbſt eingeriſſenen kirchlichen Unordnungen, ſo bald als es möglich ſeyn würde, hinzukommen. Er that dieſes endlich auch im Jahr 401, ob er gleich kränklich war, und ſelbſt im Winter. Zu Epheſus hielt er eine Verſammlung von ohngefähr ſiebzig Aſiatiſchen Biſchöfen; fand, daß es daſelbſt zwo Partheyen in Anſehung der Beſetzung des dortigen Bißthums gab, die er nicht vereinigen konnte, und weihte daher nach dem Gutbefinden der Synode, ſeinen Diakonus Heraklides zum Biſchof dieſer Stadt. Die Sache des Antoninus wurde ebenfals auf der Synode vorgenommen. Sechs Biſchöfe, welche ihre Aemter

J. n. C. G. 363. bis 430. von ihm erkauft hatten, wurden abgeſezt, und bekamen auf ihre Bitte, nach der Verordnung der Synode, das dafür gegebene Geld zurück; behielten aber von ihrem geiſtlichen Stande nur das einzige Vorrecht übrig, daß ſie mit den übrigen Geiſtlichen innerhalb des Altars das heilige Abendmahl genießen durften. An ihre Stelle wurden andere würdige Männer ernannt, und Sozomenus (H. Eccl. L. VIII. c. 6.) verſichert, daß Chryſoſtomus in den angränzenden Gegenden noch mehr ſchlechte Biſchöfe aus ihrem Amte geſtoßen habe. Unter dieſen war auch Gerontius, Biſchof von Nicomedien, dem bereits Ambroſius, Biſchof zu Mediolanum, die Stelle eines Diakonus genommen, und den Nectarius, der Vorgänger des Chryſoſtomus, umſonſt abzuſezen geſucht hatte. Gerontius war ſo beliebt zu Nicomedien, weil er die Arzneykunſt, die er verſtand, bey Armen und Reichen gleich willig und glücklich ausübte, daß die Einwohner, wie bey einem öffentlichen Unglücke, in ihrer Stadt, und ſelbſt zu Conſtantinopel, Aufzüge anſtellten, in denen ſie Gebete abſangen, daß ihnen Gott ihren Biſchof wieder ſchenken möchte; und es mußte Gewalt angewandt werden, damit ſein Nachfolger angenommen würde. (Pallad. l. c. Socrat. L. VI. c. 15. Sozom. L. VIII. c. 6.)

Chryſoſtomus, der ſolchergeſtalt für die Kirchenzucht in Aſien viel gethan hatte, kehrte nach einer mehr als dreymonatlichen Abweſenheit, nach Conſtantinopel zurück; fand aber daſelbſt einiges verändert. Er hatte ſeine Gemeine, während daß er ſich in Aſien aufhielt, dem Severianus, Biſchof von Gabala in Syrien, zur Aufſicht empfohlen. Dieſer Mann war wegen ſeiner Beredſamkeit und Wiſſenſchaft berühmt. Nach dem Sokrates (l. c. c. 11.) und Sozomenus (l. c. c. 10.) bewog ihn der gute Fortgang, welchen Antiochus, Biſchof von Ptolemais in Phönicien, ein wegen gleicher Gaben geſchäzter und mit dem Nahmen

Chryſoſtomus beehrter Lehrer, durch ſeine Predigten zu Conſtantinopel gewonnen hatte, indem er dafür reichlich beſchenkt worden war, ſich eben dahin zu begeben. Obgleich Severianus keine ſo angenehme griechiſche Ausſprache hatte, wie derſelbe; ſo wurde er ihm doch in der Schrifterklärung und in der Schönheit der Gedanken vorgezogen. Man kann ſich von ſeiner Geſchicklichkeit einen Begriff aus ſechs ſeiner Predigten über die Schöpfungsgeſchichte machen, die unter andern vom Montfaucon, (Opp. Chryſoſt. Tom. VI. p. 436. ſq.) nebſt einer Predigt eben dieſes Verfaſſers von der ehernen Schlange, herausgegeben worden: und dieſer Gelehrte hat noch andere Predigten des Severianus in ſeine Sammlung eingerücket. (Tom. III. p. 413. Tom. XII. p. 403. ſq.) Sie zeigen freylich, daß er weit hinter dem Chryſoſtomus ſtehe; daß er zwar kein verächtlicher Ausleger ſey, den Wortverſtand ſogar gegen die allegoriſchen Deutungen vertheidige, auch hin und wieder gründliche Betrachtungen einmiſche; aber doch weder in der Wahl der Sachen, noch im Vortrage der Sittenlehre, ſelbſt nicht in der Schreibart, ausnehmende Vorzüge habe. Er läßt ſich inſonderheit zu viel in phyſikaliſche Erläuterungen ein; bisweilen ſind es auch ſpielende Einfälle. Unterdeſſen ſcheinen ihn die Neuern meiſtentheils zu verächtlich beurtheilt zu haben, weil er einer von den Gegnern des Chryſoſtomus geweſen iſt. Genug, dieſer Biſchof erwarb ſich im Predigen zu Conſtantinopel, ſelbſt bey Hofe, einen großen Beyfall. Man giebt ihm jedoch Schuld, daß er, der ſich anfänglich in die Freundſchaft des Chryſoſtomus einſchmeichelte, während daß dieſer abweſend war, ihn aus der Gunſt ſeiner Gemeine durch allerley Künſte zu verdrängen geſucht habe. Serapio, dieſer Diakonus, der bereits oben (S. 415.) abgeſchildert worden iſt, meldete ſolches ſeinem Biſchof: und hier wird es ſehr wahrſcheinlich, daß die Uneinigkeit zwiſchen den beyden Biſchöfen hauptſächlich durch dieſen

J. n. C. G. 363. bis 430.

Ver-

J. n. C. G. 363. bis 430.

Vertrauten des Chryſoſtomus angefeuert worden ſey. Denn eben derſelbe nahm ſich einſt nicht die Mühe aufzuſtehen, als Severianus vorbeygieng. Dieſes Merkmal der Verachtung brachte den erſtgenannten Biſchof ſo ſehr auf, daß er ohne alle Ueberlegung ausrief: „Wenn Serapio als ein Chriſt ſtirbt, ſo iſt Chriſtus nicht Menſch geworden.“ Aus dieſer Uebereilung machte Serapio ſogleich eine Ketzerey, indem er vorgab, auch dazu Zeugen von ſeiner Parthey anführte, der Biſchof habe ſchlechtweg die Menſchwerdung Chriſti geleugnet. Severianus vertheidigte ſich zwar; allein Chryſoſtomus glaubte ſeinem Diakonus mehr, und der große Hauffen wurde vollends gegen den Biſchof erhizt. Es kam ſo weit, daß dieſer die Stadt verlaſſen mußte: entweder, weil ihn der Patriarch aus derſelben vertrieb, wie Sokrates (H. Eccl. L. VI. c. 11.) ausdrücklich meldet; oder, wie manche zur Ehre des Chryſoſtomus aus einer ſeiner Predigten (Tom. III. p. 413.) ſchließen, durch einen Aufruhr des Volks genöthigt. Die Kaiſerin Eudoxia, welche dem Severianus ſehr gewogen war, ließ ihn ſogleich zurückkommen, und machte dem Chryſoſtomus darüber Vorwürfe; der aber, ſo ſehr ihn auch viele baten, allen Umgang mit dem Biſchof ablehnte. Endlich erſuchte ihn die Kaiſerin auf eine außerordentliche Weiſe darum, indem ſie ihren Prinzen Theodoſius, der noch ein kleines Kind war, in der Kirche zu ſeinen Füßen hinlegte, und in deſſen Nahmen flehte; er ließ ſich, nicht ohne Schwierigkeit erweichen. Darauf hielt er eine Predigt, (l. c. p. 412.) worinne er auch die Gemeine ermahnte, den Severianus im Frieden wieder aufzunehmen; ſo wie dieſer am folgenden Tage ebenfals predigte, und dieſe Ausſöhnung beſtätigte. Gleichwohl, ſagt Sokrates, (l. c.) blieb ein verborgner Groll zwiſchen den beyden Biſchöfen übrig. Man mag auch ſagen, was man will, und etwan, wie Tillemont, der ſtandhafte Heilige habe nur auf Gott in dem Menſchen geſe-

hen:

hen: ſo war dieſe Härte des Chryſoſtomus nicht J. n.
würdig. C. G.

Deſto beklagenswerther erſcheint er in der Verfol- 363.
gung, welche kurz darnach über ihn ergieng. Man er- bis
innert ſich aus dem Vorhergehenden, (S. 415. fg.) wie 430.
viele Feinde er ſich gleich anfänglich zu Conſtantinopel, durch ſeinen Eifer für die Kirchenzucht, unter den Geiſtlichen, Mönchen und Witwen, gemacht; wie ſehr auch ſeine Lebensart dazu gedient habe, einen nachtheiligen Begriff von ihm zu verbreiten. Die häufigen Abſetzungen, welche er in Aſien vorgenommen hatte, und ſeine Zwiſtigkeit mit dem Severianus, konnten eben nicht die Anzahl ſeiner Freunde vermehren. Einigen Großen mißfiel die Freyheit, mit welcher er ihre Sitten tadelte. Aber auch die Kaiſerin, mit welcher er zuerſt in ſo gutem Vernehmen ſtand, fieng an, ihn zu haſſen, weil er ſie eben ſo wenig ſchonte. Zoſimus erzählt, (Hiſt. L. V. p. 324. ed. Oxon.) daß er gewohnt geweſen ſey, ihre Aufführung in ſeinen Predigten durchzuziehen. Nach den chriſtlichen Geſchichtſchreibern dieſer Zeit, (Socrat. H. E. L. VI. c. 15. Sozom. L. VIII. c. 16.) gerieth Chryſoſtomus durch die Nachricht, welche man ihm brachte, daß Epiphanius zu ſeinem unbilligen Verfahren wider ihn hauptſächlich von der Kaiſerin angeſtiftet worden ſey, ſo ſehr in Hitze, daß er ſogleich eine Predigt wider die Leidenſchaften und Fehler des weiblichen Geſchlechts überhaupt hielt. Seine Zuhörer deuteten dieſelbe auf die Kaiſerin: und dieſe beſchwerte ſich nicht nur bey dem Kaiſer, den ſie völlig in ihrer Gewalt hatte, über eine ſolche Beſchimpfung; ſondern war auch ſeitdem bedacht, ſich an ihm zu rächen. Es iſt gewiß, daß Eudoxia eine ſehr herrſchſüchtige Fürſtin geweſen iſt, der man auch eine unmäßige Geldbegierde und viele Ungerechtigkeiten Schuld gegeben hat. Aber zugleich war Chryſoſtomus das Beyſpiel eines Mannes, der bey der ungezweifeltеſten Rechtſchaffenheit, bey den edelſten Abſichten, und ſelbſt bey dem

J. n. C. G. 363. bis 430. Beſtreben nach der allgemeinen Liebe, ſich doch täglich mehrere Feindſchaften zuzog, weil er ſein Herz oft allein reden und handeln ließ, ohne ihm ſtets Bedachtſamkeit und Klugheit zu Wegweiſerinnen zu geben.

Es braucht nunmehr nicht wiederholt zu werden, mit welcher zudringlichen Heftigkeit und Ungerechtigkeit Chryſoſtomus, ſeit dem Jahr 401. durch den Epiphanius und Theophilus in die Origenianiſchen Streitigkeiten, an welchen er niemals Antheil genommen hatte, gezogen, verketzert, auf der Kirchenverſammlung zur Eiche im Jahr 403. abgeſezt, und ins Elend verwieſen worden ſey, nachdem alles dieſes in der Geſchichte der eben genannten Streitigkeiten, (oben S. 220-240.) ausführlich erzählt worden iſt. Hier ſieht man jedoch erſt deutlich, wodurch dieſen ſeinen Gegnern ihr Vorhaben erleichtert worden ſey, und daß es ihnen an Reizung oder Unterſtützung von Perſonen mancherley Standes, die wider ihn gleich geſinnt, zum Theil auch ſehr mächtig waren, nicht gefehlt haben könne. Auch gehören hieher einige Erläuterungen dieſer lezten Schickſale des Chryſoſtomus, die am gedachten Orte nicht ſchicklich genug angebracht worden wären.

Wenn man dem Palladius, (Dial. p. 48. ſq.) der freylich ein eifriger Freund und Verehrer des Chryſoſtomus war, in allem was dieſen betrift, glauben darf: ſo verbanden ſich, außer den beyden ſchon erwähnten Biſchöfen, Antiochus und Severianus, auch Akacius, Biſchof von Beröa in Syrien, und Jſaacius, ein Abt aus eben dieſem Lande, wider denſelben. Die beyden erſtern waren ſeine Nebenbuhler an Beredſamkeit und Beyfall; der Abt hatte ſich ſchon lange ein Geſchäfte daraus gemacht, Biſchöfe zu läſtern, und Akacius hielt ſich von dem Patriarchen verachtet. Er hatte nämlich zu Conſtantinopel keine bequeme Wohnung bekommen, und ſcheuete ſich daher nicht, vor einigen

Geiſt-

Geiſtlichen deſſelben zu ſagen: „Ich will ihm ſchon ein Gericht zubereiten!“ Zuerſt ſchrieben ſie nach Antiochien, um etwas aus den jüngern Jahren des Chryſoſtomus zu erfahren, das ihm zur Schande gereichte. Da ſie aber vergeblich nachgeforſcht hatten, wandten ſie ſich an den Patriarchen Theophilus zu Alexandrien, der aus alter Abneigung gegen den Chryſoſtomus, und durch dasjenige, was mit den langen Brüdern vorgefallen war, erbittert, zur Beförderung ihrer Abſichten das meiſte beytragen konnte. Epiphanius, ſein Freund, machte die erſten Verſuche dieſer Art zu Conſtantinopel, die jedoch mißlangen. Nach ſeiner Abreiſe im Jahr 403, bemühten ſich nicht allein die Verbundenen, ſondern auch die Kaiſerin, und andere über den Chryſoſtomus Mißvergnügte, den Theophilus zum Werkzeuge ihrer Rache in die Hauptſtadt zu ziehen. Er war zwar ſelbſt von Aegyptiſchen Mönchen am kaiſerlichen Hofe verklagt, und zur Verantwortung gefordert worden; aber ſeine Parthey hatte ſich nach und nach dergeſtalt verſtärkt, daß er die gleich anfänglich entworfene Abſetzung des Chryſoſtomus, im Vertrauen auf den Beyſtand der Kayſerin, durch die widerrechtlichſten Mittel zu Stande brachte.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Ob man gleich in der angeführten Stelle bereits geſehen hat, (oben S. 230. fg.) mit welchem Bewußtſeyn der Unſchuld, und mit welcher Mäßigung gegen ſeinen Hauptfeind, ſich Chryſoſtomus in dieſer Verfolgung betragen habe; wie ganz erdichtet inſonderheit die Beſchuldigung des Origenismus wider ihn geweſen ſey; ſo iſt doch eben hier der Ort, wo auch die übrigen Klagpunkte, welche zuſammengerafft wurden, um ihn mit einigem Scheine des Rechts ſtürzen zu können, aus der ſchon bekannten Nachricht des Photius angeführt werden müſſen. Die neun und zwanzig erſten, welche ein Diakonus zu Conſtantinopel übergab, warfen ihm vor, daß er eben dieſen abgeſezt, Kirchengüter ver-

kauft,

J. n. C. G. 363. bis 430. kauft, einen Mönch habe prügeln laſſen, die Geiſtlichen mit Schimpfnahmen belegt, Kirchendiener als Diebe vorgefordert, einen groben Verbrecher zum Biſchof, ja auf einmal vier Biſchöfe geweiht, den Serapio, wider welchen ebenfals harte Beſchuldigungen vorkamen, zum Aelteſten beſtellt, andere Geiſtliche verfolgt, einen anſehnlichen Herrn an die aufrühriſchen Soldaten verrathen habe; weder beym Eingange in die Kirche, noch beym Ausgange bete; ganz allein mit Frauensperſonen umgehe; allein bade, allein und auf eine unmäßige Art eſſe; und dergleichen mehr. Als Chryſoſtomus ſich geweigert hatte, vor den geſammten Biſchöfen, die ihn wegen dieſer Klagen verhören wollten, zu erſcheinen, wenn nicht ſeine offenbaren Feinde unter ihnen abtreten würden: ſo unterſuchten ſie zwo derſelben, nahmen aber bald noch mehrere an, die wider ihn angebracht wurden. Durch dieſe ward er einer gewaltſamen Partheylichkeit für die Origeniſten, eines Mangels an Gaſtfreyheit, weil er allein ſpeiſete, einer unerlaubten Nachſicht gegen oftmalige Sünder, einer aufrühriſchen Verhetzung des Volks gegen die Synode, ſogar einer Gottesläſterung beſchuldigt, weil er in der Kirche geſagt hätte, das Gebet Chriſti ſey deswegen nicht erhört worden, weil er nicht recht gebetet habe. Auch ſollte er ſich hart und beſchimpfend gegen Biſchöfe und andere Geiſtliche betragen, ſich in fremde Kirchenſprengel eingedrungen, und darinne Biſchöfe geweiht, ſich in der Kirche gerühmt haben, er ſey wahnwitzig; anderer unerheblicher Punkte nicht zu gedenken. — Daß nicht alle dieſe Vorwürfe erdichtet geweſen ſind, fällt ſogleich in die Augen. Aber ſelbſt diejenigen, von welchen man einigen Grund in dem Leben des Chryſoſtomus findet, wurden zu bitter und feindſelig gedreht. Wenn er in dem Kirchenſprengel des Biſchofs von Epheſus eine kirchliche Gerichtsbarkeit ausgeübt hat: ſo geſchah dieſes in einem außerordentlichen Falle, auf Verlangen der dortigen Geiſtlichkeit, und mit Einwilligung einer daſelbſt zuſammenbe-

ruſe-

ruſenen Synode. Er ſagt freylich im Anfange einer J. n.
oben angeführten Predigt, daß er vor Freude über ein C. G.
geiſtliches Siegsgepränge beynahe unſinnig ſey; aber 363.
die ſonderbare Gelegenheit und der Zuſammenhang ſei- bis
ner Rede milderten dieſen Ausdruck. Eben ſo leicht, 430.
zum Theil noch leichter, laſſen ſich andere dieſer Anklagen zu ſeinem Vortheil wenden: und daraus allein wird es ſchon höchſt wahrſcheinlich, daß ihn ſeine Feinde ungerecht behandelt, vieles in ſeinem Verhalten übertrieben, unſichere Gerüchte aufgehaſcht, und beſonders ſeine um anderer Urtheils unbekümmerte offene Art zu reden und zu handeln wider ihn genuzt haben mögen. Der ſchlimme Ruf, in welchem Theophilus ſtand, und die Ränke, welche er mit ſeiner Parthey ſpielte; ſo wie das Zeugniß, welches für den Chryſoſtomus, ſein öffentliches Leben, ſeine Gemeine, Geſchichtſchreiber und Nachwelt abgelegt haben, beſtätigen dieſe Meinung noch mehr.

Chryſoſtomus betrug ſich bey dieſen Angriffen auf ſeine Ehre und ſein Leben ſelbſt, (denn er wurde dem Kaiſer als ein Verbrecher wider die höchſte Gewalt vorgeſtellt,) mit aller Würde und Standhaftigkeit. Allein nachdem er auf kaiſerlichen Befehl aus der Stadt geführt, und gleich darauf wieder, wegen der ungeſtümen Forderung des Volks, auch weil der Hof durch ein Erdbeben erſchröckt wurde, zurückberufen worden war, hütete er ſich eben ſo wenig, als vorher geſchehen; ſeyn mag, durch gewiſſe Freyheiten, die er ſich nahm, ſeinen Feinden Blößen wider ſich zu geben. In einer von den Predigten, welche er alsbald nach ſeiner Zurückkunft an ſeine erfreuete Gemeine hielt, verglich er die Verſuche des Theophilus, als eines Aegyptiers, gegen dieſelbe, obgleich ohne ihn zu nennen, mit dem vergeblichen Beſtreben des Aegyptiſchen Königs, die Keuſchheit der Sara zu verletzen. Dieſer Barbar, ſagte er, habe gleichwohl ſein Vergehen gegen den Abraham erkannt; allein der jetzige Verfolger der Kirche bleibe bey

J. n. C. G. 363. bis 430. ſeiner Wuth, nachdem er den Hirten verjagt, und die Heerde zerſtreuet habe. Darauf erzählte er ſeinen Zuhörern, wie er ſchon durch das Meer von ihnen getrennt, doch immer mit ihnen beſchäftigt geweſen ſey; aber mitten in der Nacht einen Brief von der Kaiſerin empfangen habe, worinne die Worte enthalten waren: „Deine Heiligkeit mag ja nicht glauben, daß ich das Geſchehene gewußt habe; ich bin unſchuldig an deinem Blute. Schlimme und verdorbene Menſchen haben dieſe Unternehmung ausgeführt. Gott aber, dem ich diene, iſt Zeuge meiner Thränen.“ Er rühmte darauf ihren Eifer um ſeine Zurückberufung, und nicht weniger die liebevolle Ergebenheit ſeiner Gemeine gegen ihn. Ueberhaupt fehlt es dieſer Rede nicht an rührenden Stellen; aber ſeiner Feinde hätte der Verfaſſer mit mehr Sanftmuth, oder, um den höchſten Sieg über ſich davon zu tragen, gar nicht gedenken ſollen. (Homil. poſt reditum ab exſilio p. 427. ſq. Tom. III. Opp. ed. Monteſ.)

Kaum waren jedoch zween Monathe nach der Rückkunft des Chryſoſtomus verfloſſen, als ſeine Feinde gleichſam von neuem zu ſeinem Schaden aufwachten. Mit Rechte verlangte er zwar, daß auf einer neuen Kirchenverſammlung das ungerechte Urtheil der vorhergehenden über ihn aufgehoben werden möchte. Es erklärten ihn auch ſchon viele in der Hauptſtadt anweſende Biſchöfe für unſchuldig. Allein unglücklicher Weiſe wurde um dieſe Zeit eine ſilberne Bildſäule der Kaiſerin, auf einem erhabenen Fußgeſtelle, nicht weit von der Sophien-Kirche aufgerichtet; und das Volk beluſtigte ſich dabey, wie es gewöhnlich war, durch allerhand Spiele und Tänze. Chryſoſtomus, der immer gegen die Schauſpiele mit einem beſondern Eifer geprediget hatte, weil ſie die Sitten wirklich zu vergiften ſchienen, und Kälte gegen den öffentlichen Gottesdienſt bey vielen erzeugten, glaubte, daß dieſe lärmende Feyer-

J. n. C. G. 303. bis 430.

lichkeit recht eigentlich zum Schimpfe der Kirche veranſtaltet worden ſey. Er beklagte ſich alſo mit gewohnter Freymüthigkeit vor der Gemeine darüber. An Statt, ſchreibt Sokrates, (H. E. L. VI. c. 18.) daß er den Hof durch glimpfliche Vorſtellungen dahin hätte bringen ſollen, dieſe Luſtbarkeiten einzuſtellen, bediente er ſich vielmehr Schmähworte wider diejenigen, welche ſie angeordnet hatten. Eudoxia zog dieſes vornehmlich auf ſich, und ließ eine Anzahl Biſchöfe ſich wider ihn verſammlen. Als Chryſoſtomus davon Nachricht bekam, hielt er die berühmte Predigt, die ſich mit den Worten anfieng: „Abermals wütet die Herodias! „abermals iſt ſie in der heftigſten Bewegung! abermals „tanzt ſie! abermals wünſcht ſie das Haupt Johannis „auf einer Schüſſel zu empfangen.“ Mit dieſer Erzählung ſtimmt auch die beym Sozomenus (L. VIII. c. 20.) befindliche faſt in allem überein. Tillemont ſezt zwar (Mémoires, T. XI. p. 216. ed. de Paris,) der Anmerkung des Sokrates eine Nachricht des Theophanes (Chronogr. p. 68. Pariſ. 1655. fol.) entgegen, nach welcher Chryſoſtomus allerdings dem Befehlshaber der Stadt über dieſe Unanſtändigkeit Vorſtellungen gethan habe; daß aber dieſer, der ein noch mit heydniſchen Grundſätzen angefüllter Manichäer geweſen ſey, die Kaiſerin vielmehr wider den Chryſoſtomus, als einen Mann, dem Ehrenbezeugungen, welche ihr erwieſen würden, unausſtehlich wären, mehr erbittert habe. Geſezt ſogar, daß hier ein Schriftſteller vom Anfange des neunten Jahrhunderts mehr Glauben verdiente, als Sokrates, der ſo bald nach dieſer Begebenheit geſchrieben hat; ſo würde dieſes doch keine hinlängliche Rechtfertigung ſeyn, um mit Tillemont behaupten zu können, „der Heilige habe bey dieſer Angelegenheit mit aller Klugheit und Schonung gehandelt, die ſich für einen Biſchof ſchicke.“ Eben ſo partheyiſch und noch gezwungener iſt es, wenn dieſer Schriftſteller hinzuſezt, Chryſoſtomus und ſein Schüler Palla-

J. n. C. G. 363. bis 430. dius hätten ſtets ſo viele Ehrerbietung gegen die Kaiſerin bewieſen, daß man ihn für unfähig halten müſſe, das Volk ſo beleidigend wider ſie aufgebracht zu haben; es könne wohl ſeyn, daß er die angeführten Worte gebraucht habe, ohne an ſie zu denken; aber die Bosheit ſeiner Feinde hätte dieſelben auf die Kaiſerin gedeutet, damit er ihr deſto verhaßter würde. (p. 217.) So muß man dem gemeinſchaftlichen Zeugniſſe chriſtlicher und heydniſcher Geſchichtſchreiber dieſer Zeit widerſprechen, oder es dreiſt verdrehen, wenn ein Mann, der als Heiliger verehrt wird, durchaus keinen Fehler begangen haben ſoll. Allein Theophanes ſagt nicht einmal dasjenige völlig, was ihm beygelegt wird; er meldet nur, daß Chryſoſtomus, unwillig über die Störung des öffentlichen Gottesdienſtes durch die in der Nähe von dem Befehlshaber angeſtellten Luſtbarkeiten, heftig wider ihn geredet habe: und das könnte gar wohl in einer Predigt geſchehen ſeyn. Es giebt auch noch eine Predigt mit dem berüchtigten Anfange von der Herodias unter den übrigen Werken des Chryſoſtomus (Tom. VIII. inter ſpuria, p. 1. ſq. ed. Mont.) Sie iſt aber nur eine mittelmäßige Beſchreibung böſer und guter Weiber, die nicht von ihm, ſondern, wie Montfaucon gezeigt hat, von einem Griechen gleich nach ſeiner Zeit, zur Nachahmung ſeiner wahren Predigt, aufgeſezt worden ſeyn mag.

Eudoxia alſo ließ eine zahlreiche Verſammlung von Biſchöfen in der Hauptſtadt zuſammenkommen, um an der Abſetzung des Chryſoſtomus zu arbeiten. Welchen Vorwand ſeine Feinde auf derſelben zur Erreichung ihrer Abſicht gewählt haben, iſt bereits oben (S. 235. fg.) gemeldet worden. Er hatte zwar mehr als vierzig Biſchöfe auf ſeiner Seite, und vertheidigte ſich muthig auf dieſer Synode. Allein der Kaiſer wurde bald dahin gebracht, daß er ihm befehlen ließ, ſich aus der Kirche wegzubegeben. Nach dem Sokrates (L. VI. c. 18.) gehorchte Chryſoſtomus dieſem Befehl; Palladius

ladius hingegen, ſein Vertrauter, berichtet, (p. 81. J. n.
ſq.) daß er geantwortet habe, da ihm Gott die ſogenann- C. G.
te heilige Sorge für ſeine Kirche übergeben habe, ſo 363.
könne er ſie nicht verlaſſen, wenn er nicht mit Gewalt bis
aus derſelben vertrieben würde. Dieſe wurde auch 430.
wirklich angewandt; man erlaubte ihm bloß in ſeinem biſchöflichen Hauſe zu bleiben. An eben denſelben Tage, (es war der Sabbath; oder der Sonnabend vor Oſtern im Jahr 404.) verübte die nunmehr ſiegende Gegenparthey des Patriarchen in den vornehmſten Kirchen der Hauptſtadt die ſchändlichſten Gewaltthätigkeiten, um alle Verbindung zwiſchen ihm, den Aelteſten, Kirchendienern, und der Gemeine überhaupt, zu zerreiſſen. Die Kirchen waren am Abend deſſelben Tages mit Menſchen angefüllt; es war inſonderheit die feyerliche Zeit, da Tauſende die Taufe, und gleich darauf das heilige Abendmahl empfiengen. Auf Anſtiften des Akacius, und anderer verbundenen Biſchöfe, drangen Schaaren von Soldaten in die Kirchen, zerſtreuten, ſchlugen und mißhandelten ſonſt die Anweſenden, beſonders die Geiſtlichen; begiengen auch allerhand andern Muthwillen. Als ſich eine Menge der Flüchtlinge in die Bäder des Conſtantius zog, wo ſie die gottesdienſtlichen Handlungen fortſezten, wurden ſie auch daſelbſt von Soldaten überfallen, und litten vielfaches Ungemach. Dieſe Ausſchweifungen, welche in einem groſſen Theil der Nacht vorfielen, giengen auch am Morgen des Oſterfeſtes mit verſtärkter Härte fort. Die Feinde des Chryſoſtomus wollten alle Einwohner von Conſtantinopel nöthigen, die kirchliche Gemeinſchaft mit ihm aufzugeben, und ſie mit ihnen öffentlich zu unterhalten. Daher wurden mehrere, die ihm ergeben blieben, ins Gefängniß geworfen, auch Leibesſtrafen gebraucht, ſie von ihm abwendig zu machen. Da aber ſeine ſtandhaften Anhänger in verſchiedenen Gegenden der Stadt fortfuhren, ihre Verſammlungen anzuſtellen, nannte man ſie ſeitdem Johanniten. Er ſelbſt wand-

J. n. C. G. 363. bis 430. te ſich während dieſer Zerrüttung ſeiner Gemeine, und gewiſſermaaßen eigenen Gefangenſchaft, an die vornehmſten Italiäniſchen Biſchöfe, um von der abendländiſchen Kirche einige Unterſtützung zu erlangen, die er ſich in der morgenländiſchen nicht mehr versprechen durfte; aber wie vergeblich, obgleich der Kaiſer Honorius ſogar ſich ſeiner Sache annahm, hat man auch bereits an einem andern Orte (oben S. 237-238.) geleſen. Sein Schickſal verſchlimmerte ſich nach und nach: es zeigten ſich wahrſcheinliche Merkmale, daß ihm Meuchelmörder nach dem Leben trachteten. Zwar wachten deswegen die hitzigſten ſeiner Verehrer unter dem Volke bey Tage und bey Nacht um ſein Haus herum. Allein deſto eifriger ſtellten die Biſchöfe, ſeine Verfolger, dem Kaiſer vor, der Pöbel werde nicht eher ruhig werden, bis Chryſoſtomus aus der Stadt vertrieben worden ſey; auch würden ſonſt die Kirchengeſetze ihre Gültigkeit verlieren. Arcadius ließ ihm alſo befehlen, ſeine Gemeine und Wohnung gänzlich zu verlaſſen. (Pallad. Dial. p. 76. ſq. Socrat. L. VI. c. 18. Sozom. L. VIII. c. 20-22.)

Jezt entſchloß ſich Chryſoſtomus, nicht allein der Gewalt zu weichen; ſondern auch zu verhüten, daß es nicht, wie man beſorgte, zwiſchen den Soldaten, welche nöthigen Falls den kaiſerlichen Befehl vollſtrecken ſollten, und dem ungeſtümen Hauffen, der ihn zu beſchützen bereit war, ſeinetwegen zu blutigen Händeln käme. Er küßte zum Abſchiede einige ſeiner Freunde unter den Biſchöfen mit Thränen: denn bey allen konnte er es vor Schmerz nicht thun. Darauf ſagte er in der Taufkapelle zu der Olympias, und zu zwo andern Diakoniſſinnen, er glaubte ſeinen Lauf bald vollendet zu haben, und ſie würden ihn ſchwerlich wieder ſehen; aber er bitte ſie, der Kirche ſo wie bisher, ihre Dienſte zu leiſten, und demjenigen, der zwar ungern, jedoch mit allgemeiner Einwilligung, an ſeine Stelle zum Biſchof würde geweiht werden, ſich eben ſo, wie ihm, zu unter-

unterwerfen. Da ſie weinend ſeine Füße umfaßten, ließ er ſie durch einen Aelteſten wegbringen, damit das Volk nicht durch ſie in Bewegung geſezt würde. Vor die eine Kirchthüre ließ er ſein gewöhnliches Pferd führen; gieng aber zur andern hinaus, und überlieferte ſich den Soldaten, unter deren Bedeckung er nach Nicäa in Bithynien reiſte. (Pallad. l. c. p. 89. ſq.)

J. n. C. G. 363. bis 430.

Seine Entfernung ſtellte gleichwohl die Ruhe zu Conſtantinopel nicht wieder her. Schon die Nachricht von ſeiner Wegführung ſtiftete großes Mißvergnügen, Getümmel und Unordnungen in der Hauptkirche. Als dieſe aber gleich darauf plötzlich zu brennen anfieng, und mit derſelben das benachbarte Rathhaus, ein nicht weniger prächtiges Gebäude, zu Grunde gieng: da ſtieg die Erbitterung beyder Partheyen gegen einander noch höher. Die Anhänger des Chryſoſtomus, welche zum Theil in der Kirche eingeſchloſſen worden waren, als man ihn wegbrächte, beſchuldigten ſeine Feinde, das Feuer angelegt zu haben, um ſie mit zu verbrennen. Dieſe hingegen behaupteten, die Freunde des abgeſezten Patriarchen hätten die Kirche aus Wuth und Rache angezündet. Man muß geſtehen, daß dieſe leztere Erzählung durch den Beytritt von zween ſo anſehnlichen Geſchichtſchreibern beyder Religionspartheyen, als Sokrates (L. VI. c. 18.) und Zoſimus (Hiſt. L. V. c. 24. p. 451. ſq. ed. Reitem.) ſind, die wahrſcheinlichſte werde; zumal da das gemeine Volk, dem in ſeiner Rachbegierde nichts zu ehrwürdig und heilig iſt, weil es ſelbſt ſehr wenig zu verlieren hat, mit ſo vieler Hitze auf der Seite des Chryſoſtomus beharrte. Genug, dieſes Unglück zog den ſogenannten Johanniten eine noch heftigere Verfolgung zu. Viele derſelben wurden gefangen geſezt, und gemartert, damit ſie bekennen möchten, die Feuersbrunſt geſtiftet zu haben; aber keiner von ihnen geſtand etwas dergleichen, und man konnte es auch nicht erwarten, da gerade die verſtändigſten von ſeiner

J. n. C. G. 363. bis 430. Parthey, Geiſtliche beyderley Geſchlechts inſonderheit, ja er ſelbſt, als Theilnehmer dieſes Verbrechens angeſehen wurden. Dazu kam eine neue Verlegenheit, in welche ſich ſeine Freunde geſezt ſahen. Sie ſollten den Arſacius, einen Bruder des ehemaligen Biſchofs Nectarius, der als ein Aelteſter von achtzig Jahren, und, wie ihm Palladius (Dial. p. 94.) vorwirſt, wider ſeinen Eid, niemals ein Bißthum anzunehmen, das Conſtantinopolitaniſche erhielt, als Nachfolger des Chryſoſtomus erkennen. Als ſie aber noch ferner ihre abgeſonderten gottesdienſtlichen Verſammlungen hielten, zeigte ſolches Arſacius, der ſonſt für einen ſanften und frommen Mann gehalten wurde, dem Kaiſer an. Auf deſſen Verordnung drangen wiederum Soldaten in dieſe Zuſammenkünſte, ſchlugen und plünderten die Anweſenden. Hierauf verließen manche Johanniten die Stadt; die übrigen verſammelten ſich heimlich. Eine neue Unterſuchung über das Feueranlegen verurſachte, daß mehrere von ihnen ins Gefängniß geſchleppt, einige auch mit Martern belegt wurden, unter welchen ein Vorleſer den Geiſt aufgab. Olympias mußte eine anſehnliche Geldſtrafe zahlen, weil ſie ſich der Kirchengemeinſchaft mit dem Arſacius entzog; verſchiedene Biſchöfe verloren deswegen ihre Aemter. (Pallad. l. c. p. 91. ſq. Socrat. l. c. et c. 19. Sozom. l. c. c. 22. 23.)

Unterdeſſen wurde Chryſoſtomus nach Cucuſus, der ödeſten Stadt von Armenien, fortgeführt. Er hatte ſich umſonſt durch ſeine Freunde Mühe gegeben, daß ihm kein ſo ſehr entlegener Ort ſeiner Verweiſung beſtimmt werden möchte. Die Kaiſerin wollte es: ſie ſtarb noch in dieſem Jahr 404, und es fehlte nicht an Leuten, welche ihren Tod, ein furchtbares Hagelwetter, das die Hauptſtadt um dieſe Zeit traf, und andere Begebenheiten, göttliche Strafen nannten, welche auf die ungerechte Abſetzung eines ſo vortreflichen Lehrers gefolgt wären. Neuere Schriftſteller ſind, nach einer gewöhnlichen

lichen Uebereilung der Menſchen in der Entſcheidung J. n.
über Gottes-Abſichten, geneigt geweſen, dieſem Urtheil C. G.
beyzupflichten. Allein Sokrates (H. E. L. VI. c. 19.) 363.
geſteht mit einer weiſern Beſcheidenheit, daß er die Ur- bis
ſachen dieſer Vorfälle Gotte, der das Verborgene kennt, 430.
überlaſſe. Chryſoſtomus hatte auf ſeiner langen und beſchwerlichen Reiſe eine harte Krankheit auszuſtehen; er erfuhr auch ſehr verſchiedene Begegnungen. Perſonen von jedem Geſchlechte und Stande kamen ihm entgegen, und mit Zeichen ihrer Ehrerbietung und mitleidigen Liebe hülfreich zuvor. Hingegen entbrannte der Biſchof von Cäſarea in Cappadocien eben über dieſe große und allgemeine Zuneigung, die ſich gegen den unglücklichen Patriarchen, während ſeines Aufenthalts in dieſer Stadt, offenbarte, in eine ſo heftige Eiferſucht gegen ihn, daß er ſeine Wohnung durch einen Haufen wütender Mönche umringen ließ, welche dieſelbe anzuzünden drohten, wenn er nicht die Stadt räumte. Weder der Befehlshaber der Stadt, noch die begleitenden Soldaten, konnten ihn dawider ſchützen. Er mußte zu einer Zeit, da die umliegenden Gegenden durch die Iſauriſchen Räuber höchſt unſicher gemacht wurden, abreiſen, und langte endlich zu Cucuſus an, einem ſo elenden Städtchen, daß es nicht einmal einen Markt von Lebensmitteln hatte.

Gleichwohl fand er daſelbſt die beſte Aufnahme, und eine Ruhe, die er zu Conſtantinopel nicht genoſſen hatte. Viele Verehrer und Freunde von ihm, in der Nähe und in der Ferne, darunter auch Olympias war, ſorgten hinlänglich für ſeine Bedürfniſſe. Er bekam Beſuche aus allen umliegenden Städten und Landſchaften; wirklich wurde er als ein Verwiesner berühmter und geehrter, als da er noch der zweyte Biſchof des Reichs geweſen war. Da er ſolchergeſtalt aufgemuntert ward, verließ ihn die Lebhaftigkeit und Thätigkeit ſeines Geiſtes deſto weniger. Er führte noch immer

J. n. C. G. 353. bis 430. eine Art von Aufſicht über den ihm getreuen Theil der Gemeine zu Conſtantinopel, indem er den Arſacius für keinen rechtmäßigen Biſchof hielt; tröſtete ihre Mitglieder im Leiden, und empfohl ihnen einen ſtandhaften Muth. Mit gleichem Eifer nahm er ſich vieler anderer kirchlicher und beſonderer Angelegenheiten an. Es fehlte ihm ſo wenig an Gelde, daß er vielen Dürftigen Geſchenke machen, und eine ziemliche Anzahl Gefangener von den Iſauriern, welche den Zugang zu ſeinem Aufenthalte ſehr beunruhigten, loskaufen konnte. Um die Ausbreitung des Chriſtenthums in Phoenizien zu befördern, verſprach er alle Koſten zur Aufbauung von Kirchen, oder Unterſtützung der Chriſten daſelbſt herzugeben. Eben dieſe Abſicht betrieb er unter den Perſern und Gothen; er war unermüdet, Chriſten aller Art Anleitungen zum Beſten ihrer Religion, und zu ihrem eigenen, zu geben. Dieſes iſt ohngefähr der mannichfaltige Inhalt einer Menge von Briefen, die er vom Anfange ſeiner Verfolgung her, aber hauptſächlich als ein Verwiesner, geſchrieben hat. Er fand in dieſem Briefwechſel mit ſo vielen feurigen Freunden, die ihm ſein Unglück am deutlichſten entdeckte, ein ungemeines Vergnügen, und hörte nicht auf, ihre Zuſchriften mit aller Sehnſucht einzufordern. Einige der ſeinigen ſind ausführliche Abhandlungen, die er beſonders an ſeine Freundin Olympias richtete. So ſpricht er ihr in einem aus Cucuſus geſchriebenen Briefe (Tom. III. Opp. p. 527. ſq. ed. Montef.) Troſt zu, wegen der Uebel, welche die Kirche betrafen; erinnert ſie an ſeine oftmalige Vorſtellung, daß nichts zu fürchten ſey, als die Sünde, und zeigt an bibliſchen Beyſpielen, warum Gott nicht ſelten die Trübſale eine Zeitlang fortwähren laſſe. In dem darauf folgenden noch weitläuftigern Schreiben, (l. c. p. 535. ſq.) ermahnte er ſie wiederum durch viele Gründe, ihre Traurigkeit abzulegen, und fuhr noch in einem dritten fort, (l. c. p. 552. ſq.) ihr die ſchlimmen Folgen einer übermäßigen Betrübniß zu entwickeln;

wickeln; aber auch begreiflich zu machen, daß die Wi- J. n. C. G. 363. bis 430.
derwärtigkeiten dem Frommen vielmehr Freude wegen
ſeiner künftigen Belohnung erwecken müſſen. Es ge-
hört in der That eine gewiſſe Hoheit der Seele dazu, an-
dere, die über unſer Unglück trauern, mit ſo vieler Stärke aufzurichten, als es Chryſoſtomus hier gethan hat. Ueberhaupt erblickt man ihn in ſeinen Briefen von mehrern beſonders rührenden und liebenswürdigen Seiten.

Aber einer unter denſelben, wenigſtens unter den ihm beygelegten, hat in den neuern Zeiten ſo merkwürdige Streitigkeiten veranlaßt, daß ſeiner hier beſonders gedacht werden muß. Petrus Martyr, dieſer berühmte Dominikaner, der zu den Proteſtanten übergieng, ſchrieb zuerſt die lateiniſche Ueberſetzung von einem Briefe des Chryſoſtomus an den Mönch Cäſarius, aus einer Handſchrift im Dominikanerkloſter zu Florenz, ab, und führte dieſen Brief wider die Römiſchkatholiſchen an, ohne zu ſagen, wo er ihn hergenommen habe. Seine Abſchrift gieng jedoch nach des Engliſchen Erzbiſchofs Cranmers Tode, in deſſen Büchersammlung er ſie zum Denkmal der Glaubwürdigkeit niedergelegt hatte, verloren. Man antwortete daher den Proteſtanten, welche ſich ebenfals auf dieſen Brief, als auf ein Zeugniß wider die Brodverwandlung im heiligen Abendmahl beriefen, er ſey nirgends vorhanden, und Martyr möchte ihn wohl ganz erdichtet haben. Emerich Bigot war indeſſen aufrichtiger, als andere ſeiner Glaubensgenoſſen: er hängte die in einigen ſpätern griechiſchen Schriftſtellern befindlichen Stücke der griechiſchen Urſchrift dieſes Briefs, mit der gedachten Ueberſetzung, die er aus der genannten Handſchrift abzuſchreiben gewußt hatte, ſeiner Ausgabe von des Palladius Lebensbeſchreibung des Chryſoſtomus, (Paris, 1680. 4.) an; begleitete ſie auch mit einer Vorrede und Anmerkungen. Schon war alles dieſes abgedruckt, als der Cenſor, aus Beſorgniß für die Ehre des Lehr-

J. n. C. G. 363. bis 430. begriffs ſeiner Kirche urtheilte, daß es weggelaſſen werden müßte: und die Blätter, worauf es ſtand, wurden auf des Königs eigenen Befehl zerriſſen. Daraus iſt eine Lücke in der Seitenzahl jener Ausgabe entſtanden, welche von der 234. Seite ſogleich zur 245ſten geht. Allein die Proteſtanten, welche dieſe Verſtümmelung erfuhren, rügten ſie nicht allein gar bald öffentlich; ſondern machten auch das Unterdrückte, welches ihnen in die Hände fiel, bekannt. **Stephan le Moyne** ließ die Ueberſetzung dieſes Briefs dem erſten Theile ſeiner Sammlung, Varia Sacra, (Tom. I. p. 530-535. Lugd. Bat. 1685. 4.) beydrucken. Genauer nach **Bigots**, ſeines Freundes, Ausgabe, und alſo auch mit den griechiſchen Fragmenten, ſtellte ihn **Jacob Basnage**, nebſt drey beſondern Abhandlungen, zu Utrecht im Jahr 1687. 8. ans Licht: und er wurde überhaupt ſeitdem mehrmals gedruckt. Nunmehr fiengen alſo die Römiſchkatholiſchen Gelehrten an, die Sache ihrer Kirche gegen einen Brief zu führen, der ihr ſo nachtheilig war. *Nichts* kann deutlicher ſeyn, als die Worte, welche in demſelben vom heiligen Abendmahl vorkommen: Sicut enim antequam ſanctificetur *panis*, *panem* nominamus, divina autem illum ſanctificante gratia, mediante ſacerdote, liberatus eſt quidem *appellatione panis*; dignus autem habitus eſt *Dominici Corporis appellatione*, etiamſi *natura panis in ipſo permanſit*, et non duo corpora, ſed unum corpus Filii praedicatur: ſic et hic divina ἐνιδρυσάσης, id eſt inundante corporis natura, unum Filium, unam perſonam, utraque haec fecerunt. Der Jeſuit **Hardouin** aber, der durch ſo viele ſeltſame Meinungen berühmt geworden iſt, behauptete gleichwohl, (Chryſoſt. Epiſt. ad Caeſarium, cum notis ac Diſſ. de Sacramento Altaris, Pariſ. 1689. 4. ingleichen in ſeinen Operib. ſelectis, p. 239. ſq. Amſterd. 1709. fol.) daß in dieſer Stelle natura oder φύσις gar nicht die Subſtanz des Brodes, ſondern blos das Zufällige an demſelben, oder die Accidentien bedeute. **Du Pin** (Nouv.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Biblioth. des Auteurs Eccleſiaſt. Tom. III. p. 37. 38.) ſchreibt faſt eben ſo dreiſt, durch Natur könne man hier das Beſtehen und Anſehen verſtehen; überdies habe Chryſoſtomus die Verwandlung des Brodes und Weins im heiligen Abendmahl in andern Stellen genugſam feſtgeſezt. Ihm folgt nicht allein Tillemont hierinne, (Mémoires, T. XI. p. 342.) weil ſonſt, wie er geradezu geſteht, dieſer Brief die Lutheraner begünſtigen würde; ſezt aber auch dreiſt genug hinzu, wenn darinne etwas wider die Transſubſtantiation ſtünde, ſo könne er nicht vom Chryſoſtomus ſeyn. Doch nach und nach mochten es die Römiſchkatholiſchen Gelehrten merken, daß dieſe gezwungene Wendungen den Brief nicht zu ihrem Vortheil lenken könnten. Sie wählten daher im jezigen Jahrhunderte einen andern Weg, und leugneten, daß er ſich vom Chryſoſtomus herſchreibe. Der Dominikaner Le Quien gab ſich zuerſt viele Mühe, (in Opp. Io. Damaſceni, Tom. I. Diſſert. III. p. XLVIII. ſq. Pariſ. 1712. fol.) darzuthun, daß dieſer Brief erſt nach dem Anfange der Neſtorianiſchen Händel aufgeſezt worden ſeyn könne, weil ſich darinne Redensarten fänden, die nur ſeit dieſer Zeit bey den Kirchenlehrern üblich geworden wären, wie zum Beyſpiel, daß Chriſtus aus und in zwo Naturen ſein Daſeyn habe. Montfaucon giebt zwar zu, (Monit. in Epiſt. ad Caeſarium, p. 737. ſq. T. III. Opp. Chryſoſt.) daß ſolche Ausdrücke wohl auch bereits zu den Zeiten des Chryſoſtomus gebraucht worden ſeyn möchten; findet aber in der ſchlechten Schreibart des Briefs, in der darinne herrſchenden Art zu ſchließen, welche dieſes Lehrers nicht würdig ſey, und auch in dem Umſtande, daß des Mönchs Cäſarius ſonſt nirgends gedacht werde, Urſachen genug, dieſen Brief für untergeſchoben zu halten. Man muß ſich wundern, daß zween Gelehrte, beſonders von dem Scharfſinne des leztern, auf ſolche Gründe ſo viel gebauet haben. Da Cäſarius durch dieſen Brief von dem Irrthum der Apollinariſten abgezogen wer-

J. n. C. G. 393. bis 430. werden ſollte: ſo mußte dieſes ſchon Gelegenheit zu ähnlichen Redensarten mit denen geben, welche nachmals in den Neſtorianiſchen und Eutychianiſchen Händeln ſo häufig wurden. Die Schreibart des Chryſoſtomus wechſelt ſo ſehr in ſeinen Schriften ab; konnte zumal in ſeiner damaligen Lage ſo leicht nachläßig werden, und auch ſeine Stärke im Beweiſen iſt ſich ſo wenig immer gleich, daß dergleichen Vermuthungen gegen das Zeugniß griechiſcher Schriftſteller vom ſechsten Jahrhunderte bis ins achte, welche den oftgenannten Brief als eine Arbeit des Chryſoſtomus anführen, nichts gelten können. Zu gleicher Zeit mit dem Montfaucon, griff auch Maffei (Iſtoria Diplomatica, p. 261. ſq. in Mantova 1727. 4.) die Aechtheit dieſes Briefs an; konnte aber ebenfals keine andere hiſtoriſchkritiſche Gründe ausfindig machen, als daß man denſelben unter den übrigen Handſchriften der Werke des Chryſoſtomus nicht antreffe, und daß es noch einen andern von dieſem ganz verſchiedenen Brief deſſelben an den Cäſarius in der Großherzoglichen Bibliothek zu Florenz gebe, wodurch beyde verdächtig würden. Jacob Basnage, zu deſſen Widerlegung Maffei ſchrieb, antwortete ihm in aller Kürze hinlänglich, und rückte beyde Briefe, den ſtreitigen inſonderheit mit den Leſearten der Handſchriften, mit Anmerkungen und einer Einleitung, in ſeine neue Ausgabe von *Caniſii* Lectionibus Antiquis ein (Tom. I. p. 226. ſq.) Auch Muratori (Diſſert. de Rebus Liturg. 150. ſq.) hat noch in den neueſten Zeiten, ohngefähr nach Hardouins Art, dieſen Brief zu deuten verſucht; verdient aber nur deswegen hier genannt zu werden, um der ſo feinen und richtigen Anmerkungen über die äußerſt gemißbrauchten Ausdrücke der griechiſchen Kirchenverehrer vom heiligen Abendmahl, (*μεταβάλλεσθαι, μεταστοιχειοῦν, μεταρρυθμίζειν, μεταμορφοῦν,* u. dgl. m.) zu gedenken, welche Erneſti bey dieſer Gelegenheit vorgetragen hat. (Anti-Murator. p. 32. ſq. 74. ſq.)

So lebte und beſchäftigte ſich Chryſoſtomus als ein Verwiesner. Wenn er in dieſem Zuſtande weiter nichts geſchrieben hätte, als die ſchöne Abhandlung, daß ein jeder Menſch nur von ſich ſelbſt beleidigt werden könne: (Tom. III. Opp. p. 444. ſq.) ſo würde man die Heiterkeit ſeines Gemüths daraus allein erkennen. Nachdem er bis ins Jahr 407 zu Cucuſus geblieben war, ſcheint ſein immer mehr ſich ausbreitender Ruhm ſeine Feinde bewogen zu haben, ihn aus dieſem Kreiſe von unzählichen Bewunderern fortzureiſſen. Es kam daher ein kaiſerlicher Befehl, ihn nach Arabiſſus, und bald darauf nach Pityus, einer wüſten Stadt am ſchwarzen Meere, in die entlegenſten Gränzen des Reichs fortzuführen. Er ſtand auf dieſer Reiſe alle Arten von Beſchwerlichkeiten aus; ſo daß es das Anſehen hatte, als wenn man vorſetzlich ſeinen Tod beſchleunigen wollte. Wirklich ſtarb er auch unterwegens, zu Comana in Pontus, am vierzehnten September dieſes Jahrs, in einem ſechszigjährigen Alter. Als er die Annäherung ſeines Endes merkte, zog er beſſere Kleider an, genoß das heilige Abendmahl, ſprach die ihm geläufigen Worte: Gott ſey in allem geprieſen! und ſagte das letzte Amen! dazu mit dem Zeichen des Kreutzes, (Pallad. l. c. p. 96. ſq. Socrat. L. VI. c. 21. Sozom. L. VIII. c. 28.)

J. n. C. G. 363. bis 430.

Je mehr er am Ausgange ſeines Lebens gelitten hatte, deſto eifriger vereinigte man ſich nach ſeinem Tode, ſein Andenken zu ehren. Seine Gegner nahmen nach und nach billigere Geſinnungen gegen ihn an; die ſeinetwegen in der Kirche entſtandene Trennung, welche ſelbſt die abendländiſchen Gemeinen von vielen morgenländiſchen ſchied, hörte auf. Man brachte im Jahr 438. ſeinen Körper nach Conſtantinopel, um ihn in der Kirche der Apoſtel beyzuſetzen. Die Menge von Menſchen, welche ihm auf Schiffen und mit brennenden Fackeln entgegen eilte, machte beynahe die Meeren-

ge

J. n. C. G. 363. bis 430.

ge zwiſchen beyden Welttheilen zum feſten Lande. Der damalige Kaiſer Theodoſius der jüngere bückte ſich mit dem Geſichte auf den Sarg, und bat den Verſtorbenen, daß er ſeinen todten Eltern die Beleidigungen verzeihen möchte, welche ſie ihm aus Unwiſſenheit zugefügt hätten. (Thodoret. H. Eccl. L. V. c. 36.) Sokrates macht bey dieſer ruhmvollen Wiederaufnahme des Chryſoſtomus zu Conſtantinopel die Anmerkung, (L. VII. c. 45.) man könnte ſich wundern, warum der Neid den Origenes nach ſeinem Tode verfolgt, den Chryſoſtomus hingegen nach dem ſeinigen verſchont habe; jener ſey ohngefähr zweyhundert Jahre nach ſeinem Abſterben mit dem Kirchenbanne belegt, dieſer aber, etwas über dreyßig Jahre nach ſeinem Ende, wieder zur Kirchengemeinſchaft zugelaſſen worden; man könne daraus den Unterſchied zwiſchen den Biſchöfen Theophilus zu Alexandrien, und Proklus zu Conſtantinopel erkennen; verſtändige Männer ſähen auch wohl ein, wie es damit zugegangen ſey. Hier ſind die Neuern ſogleich mit einer andern Beantwortung dieſer Frage bereit; die Ketzereyen des Origenes, ſagen ſie, mußten nothwendig eine ſehr verſchiedene Art der Behandlung gegen beyde verſtorbene Lehrer hervorbringen. Allein Chryſoſtomus ſelbſt, und andere rechtgläubige, gelehrte und fromme Lehrer, haben doch keinesweges geglaubt, daß Origenes wegen ſeiner ſonderbaren Meinungen ein ſolches Schickſal verdient habe: und Sokrates möchte alſo wohl Recht haben, indem er zu verſtehen giebt, daß es Leidenſchaften geweſen ſind, welche auf dieſes entgegengeſezte Betragen den ſtärkſten Einfluß gehabt haben. Bey dieſer Gelegenheit iſt es nicht unnütz, zu bemerken, daß man eben dieſem Geſchichtſchreiber in den neuern Zeiten mehrmals den Vorwurf gemacht hat, er verrathe ſtets eine gewiſſe Abneigung gegen den Chryſoſtomus. Man hat auch wohl die Quelle derſelben darinne zu finden geglaubt, weil er zu den Novatianern gehört habe, denen dieſer Patriarch

Kir-

Kirchen entriſſen hat. Es iſt in der That unange- J. n.
nehm zu ſehen, wie oft man bey Schriftſtellern, de- C. G.
ren Urtheile mit den unſrigen nicht übereinſtimmen, 363. bis
mühſam und mit vermeinter Scharfſichtigkeit nach 430.
den geheimen Urſachen forſcht, aus welchen die ihrigen entſtanden ſeyn möchten. Man ſollte ſich doch daran begnügen, wenn ein Geſchichtſchreiber ſehr merkliche Beweiſe ſeiner Wahrheitsliebe und Mäßigung blicken läßt; man ſollte ihn deſto höher ſchätzen, wenn er nicht immer einen bloßen Bewunderer ſelbſt von allgemein bewunderten Männern abgiebt. Die würdigſte Art, vortrefliche Perſonen zu loben, das heißt, es ſelbſt aus ihren Vorzügen, aus ihrem erhabenen Geiſte begreiflich zu machen, wie ſie, indem ſie ſich über das Betragen gewöhnlicher Menſchen ſorglos wegſezten, in mancherley Fehler verfallen ſind, oder ihrer Hochachtung und Liebe bey vielen geſchadet haben; dieſe hiſtoriſche Gerechtigkeit hat Sokrates dem Chryſoſtomus mehr erwieſen, als andere Schriftſteller jener Zeiten. Er wiederholt die oben (S. 412.) angeführte Abſchilderung, welche er von ihm macht, noch an einem andern Orte: (L. VI. c. 21.) und man ſieht daraus wiederum, daß er ihn keinesweges verächtlich vorzuſtellen geſucht, ſondern nur Licht und Schatten in ſeinem Bilde gehörig vertheilt habe.

Wirklich helfen uns auch die uneingeſchränkten Lobſprüche, mit welchen ſo viele jenen berühmten Mann in alten und neuen Zeiten überſchüttet haben, zu ſeiner Beurtheilung beynahe gar nichts. Sie zeigen nur, daß diejenigen, welche ſie ihm ertheilten, ſeine Schüler, Freunde und Verehrer geweſen ſind; oder, daß ſie ihm gleichſam dadurch das Unrecht haben vergüten wollen, das ihm in ſeinen lezten Jahren wiederfahren iſt. Tillemont (l. c. p. 352. ſq.) und Montfaucon (Tom. XIII: Opp. Chryſ. p. 256. ſq. p. 284.

 ſq.)

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſq.) haben eine Menge ſolcher Stellen geſammlet, worunter doch die aus dem Photius und Svidas genommenen, mit etwas freyerer Einſicht geſchrieben ſind. Die Lebensbeſchreibungen des Chryſoſtomus haben auch größtentheils den panegyriſtiſchen Ton, an ſtatt des biographiſchen, an ſich. Inſonderheit hat die bisher oft angeführte Schrift ſeines Freundes, *Palladii* Dialogus cum *Theodoro*, Eccles. Rom. Diacono, de vita et converſatione *Iohannis Chryſoſtomi*, welche Bigot zuerſt griechiſch und lateiniſch mit einer Vorrede zu Paris im Jahr 1680. 4. herausgegeben, Montfaucon aber neu hat abdrucken laſſen, (l. c. p. 1. ſq.) und wovon die Pariſer Ausgabe im Jahr 1738. mit einem neuen Titelblatte erſchienen iſt, zur Abſicht, die chriſtliche Größe und die unverſchuldeten Leiden des Patriarchen in einem rührenden Denkmal aufzuſtellen. Glaubwürdig genug ſcheint dieſer Schriftſteller in der Haupterzählung, und auch in vielen einzelnen Umſtänden zu ſeyn. Zugleich aber bekömmt alles bey ihm eine ſo einſeitige Geſtalt; er geräth ſo oft in andächtige theologiſche oder homiletiſche Ausſchweifungen; alle Gegner des Chryſoſtomus werden von ihm ſo ſchwarz abgemahlt, daß es ein groſſer Fehler ſeyn würde, ſich auf ſeine Nachrichten und Urtheile allein zu verlaſſen. Ueber die Lebensumſtände des Palladius iſt ſchon anderwärts (Chr. KGeſ. Th. VII. S. 193. fg. Th. VIII. S. 324. fg.) das Erheblichſte mitgetheilt worden. Von den übrigen alten Schriftſtellern, welche das Leben des Chryſoſtomus ausführlich beſchrieben, oder Lobreden auf ihn hinterlaſſen haben, hat Heinr. Savile eine leſenswürdige Abhandlung geſchrieben, welche Cave (Hiſt. Litter. Scriptor. Eccleſiaſt. p. 327. ſq. Vol. I. Baſil. 1741. fol.) ans Licht gezogen hat. Ein noch vollſtändigeres, wenn gleich nicht ſo genau beurtheilendes Verzeichniß jener Schriftſteller, bis ins zwölfte Jahrhundert herab, auch der Neuern bis auf ſeine

Zeit,

Zeit, hat Fabricius (Bibioth. Graec. Vol. VII. p. 555. ſq.) geſammelt. Georgius, Patriarch von Alexandrien im ſiebenten Jahrhunderte, (welches am wahrſcheinlichſten iſt,) braucht allein noch unter den Alten genannt zu werden, weil die von ihm verfertigte Lebensbeſchreibung des Chryſoſtomus nicht nur eine der weitläufigſten iſt, ſondern auch von den ſpätern Griechen immer ausgeſchrieben wurde, und ſelbſt den Beyfall einiger Neuern erhalten hat. Schon Photius, der einen Auszug daraus aufgeſezt hat, (Biblioth. Cod. XCVI. p. 252. ſq. ed. Schotti.) wirſt dem Verfaſſer Fehler wider die Geſchichte vor. Nachdem aber Savile (Opp. Chryſoſt. Tom. VIII. p. 157-265.) die griechiſche Urſchriſt des Buchs vollſtändig hat abdrucken laſſen, von welcher vorher ſchon eine lateiniſche Ueberſetzung bekannt gemacht war, hat man es noch genauer beurtheilen können: und Savile hat es ſelbſt am beſten beym Cave (l. c. p. 338. ſq.) gethan. Obgleich Georgius die Erzählungen des Palladius, Sokrates, und anderer aus jenen erſten Zeiten zum Grunde gelegt, auch vieles andere dazu fleißig zuſammengetragen hat; ſo wird doch ſeine Glaubwürdigkeit faſt in allem, was ihm eigen iſt, durch eine Menge fabelhafter Erſcheinungen, Wunder und ähnlicher, zum Theil ziemlich ungereimter Nachrichten, überaus verdächtig. Die erſte ſehr vollſtändig und angenehm abgefaßte Lebensbeſchreibung des Chryſoſtomus von einem neuern Gelehrten, gab im Jahr 1664. zu Paris in einem Quartbande Gottfried Hermant, (aber unter dem angenommenen Nahmen Menard,) in franzöſiſcher Sprache heraus. Sie ward daſelbſt im J. 1669. und zu Lyon im J. 1683. in zwey Oktavbänden neu gedruckt. Die gute Aufnahme, welche ſie in Frankreich fand, gebührte ihr jedoch nur wegen ihrer beredten Schreibart, guten Ordnung, und der vielen lehrreichen Auszüge aus den Schriften des Chryſoſtomus. Uebrigens iſt ſie eine ſo vollkom-

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. mene Lobſchriſt, daß es am Ende derſelben in einer Vergleichung zwiſchen dem Patriarchen und dem Apoſtel Paulus wenig fehlt, daß jener nicht dieſem vorgezogen werde. Zuweilen regen ſich zwar bey ihm einige Zweifel über die Mährchen jüngerer Griechen; doch hat er unter andern ein ſehr kindiſches von der Unbeweglichkeit des Leichnams Chryſoſtomi, als man ihn nach Conſtantinopel abführen wollte, und von der Biegſamkeit deſſelben, nach einem Schreiben des Kaiſers an den todten Lehrer, ohne Bedenken abgeſchrieben. (Vol. II. p. 711. 713. ed. de Lyon.) Mit mehr prüfender Bedachtſamkeit ſchrieb Dü Pin ſein Leben des Chryſoſtomus; (Nouv. Biblioth. des Auteurs Eccleſiaſt. T. III. p. 7-75.) ſezte meiſtentheils brauchbare Auszüge aus den Schriften deſſelben hinzu, wenn er gleich den Werth der wichtigſten darunter nicht ſcharf genug beſtimmte; brachte auch ſeine merkwürdigſten Stellen über die Sittenlehre in eine Sammlung; wagte ſich aber nirgends an freyere Urtheile. Tillemont übertraf dieſe beyden Gelehrten durch die äußerſte Genauigkeit, mit welcher er eine Menge von Umſtänden in dem Leben des Chryſoſtomus, beſonders die Zeitordnung ſeiner Schriften und Homilieen, unterſuchte; durch die ſorgfältigſte Anführung aller Quellen, auch einige gute Beobachtungen über die Lehrart und die Geſinnungen des Patriarchen. Den Inhalt ſeiner Schriften hingegen zergliederte er nicht mit gleicher Aufmerkſamkeit, und durchgehends erſcheint bey ihm der geprieſene Heilige, niemals der Menſch mit einigen Schwachheiten. (Mémoires, Tome XI. p. 1-405. Notes ſur St. Iean Chryſoſt. p. 547-626. ed. de Paris.) Eine neue Lebensbeſchreibung des Chryſoſtomus hat Montfaucon in ſeine Sammlung von deſſen Werken (Tom. XIII. p. 91-177.) eingerückt. Ob ſie gleich der vorhergehenden an Vollſtändigkeit gewiſſermaaßen weicht, auch in die Gemüthsart, Gelehrſamkeit und

Schriften des Patriarchen nicht ſo tief eindringt, als man von dieſem Verfaſſer vor vielen andern hätte erwarten können; ſo beſizt ſie doch auch ihr Vorzügliches. Die Zeitrechnung, über welche Tillemont alles ergründet zu haben ſchien, iſt darinne öfters noch ſicherer feſtgeſezt worden. Zwölf neuentdeckte Homilieen des Chryſoſtomus haben dazu, und zur Kenntniß einiger merkwürdiger Auftritte ſeines Lebens, viel Licht gegeben. Die ganze Erzählung iſt weniger bewundernd, und mehr hiſtoriſch; Wahl, Ordnung und Zuſammenhang ſind wohlgerathen; und wenn man die vorläufigen Erläuterungen, (Monita) die Montfaucon einer jeden Schrift des Chryſoſtomus vorgeſezt hat, ingleichen ſeine ausgeſuchten Anmerkungen, die er aus eben dieſen Werken über den kirchlichen Zuſtand der damaligen Zeiten, den Lehrbegriff, die gottesdienſtlichen Gebräuche, die ketzeriſchen Partheyen, und manches Eigenthümliche des Verfaſſers gezogen hat, (Synopſis eorum, quae in Operibus Chryſoſtomi obſervantur, l. c. p. 178-184.) damit verbindet: ſo wird man noch eine Reihe nützlicher Ergänzungen zu dieſer Lebensbeſchreibung finden. Mit dieſen Hülfsmitteln verſehen, aber auch mit Gebrauch der Quellen ſelbſt, hat in unſern Tagen der Kanzler Cramer das Leben des Chryſoſtomus, im Eingange des erſten Bandes der von ihm und einigen andern Gelehrten herausgegebenen treuen und zierlichen deutſchen Ueberſetzung vieler Schriften deſſelben, (Leipzig, 1748. fg. 10 Bände in 8.) beſchrieben, einige Fehltritte ſeiner Vorgänger verbeſſert, und hin und wieder mit der Freymüthigkeit eines Proteſtanten geurtheilt. Noch weit mehr aber zeichnen ſich die Abhandlungen aus, welche er dem zweyten, ſechsten, ſiebenten und zehnten Bande der gedachten Ueberſetzung beygefügt hat. Sie betreffen den Charakter der Beredſamkeit des Chryſoſtomus; die Ordnung in denſelben; ſeine Kunſt, ſich edel

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430. und erhaben, und doch für den Begriff des groſſen Hauffens deutlich auszudrücken; die Fehler ſeiner Beredſamkeit, und ſeine Theologie. Man hat über die redneriſchen Eigenſchaften des Chryſoſtomus nichts ſo Richtiges und Scharfſinniges, als dieſe Unterſuchungen. Sie haben den Wunſch nach ähnlichen Abhandlungen über den exegetiſchen und moraliſchen Charakter ſeiner Schriften rege gemacht.

Dieſe Schriften, welche durch die dem Chryſoſtomus nachgeſchriebenen Predigten zu einer ſo groſſen Menge angewachſen ſind, hat man nach ſeinen Zeiten noch mit ſehr vielen unächten, freygebiger als bey irgend einem andern alten Kirchenlehrer, vermehrt; ein Zeichen der immer ſteigenden Verehrung gegen ihn, die alles mit Freuden, obgleich nicht mit Unterſcheidungskraft annahm, was unter ſeinem Nahmen angeboten wurde. Die erſte vortrefliche Ausgabe derſelben, aber blos in der griechiſchen Urſchrift, veranſtaltete der Engliſche Gelehrte Heinrich Savile, auf ſeine Koſten zu Eton im Jahr 1612. in acht Foliobänden, nachdem er dieſe Schriften aus allen Bücherſammlungen vollſtändig zu ſammeln, lange Mühe angewandt hatte. Die ungemeine Schönheit und Richtigkeit des Drucks, die wohlgetroffene Kritik des Herausgebers, ſeine und anderer Gelehrten ſehr nüzliche Anmerkungen, ſind einige Hauptempfehlungen dieſer Ausgabe, und deſto ſtärkere, je ſeltner ſie in unſern Zeiten geworden iſt. Faſt um gleiche Zeit ſtellte der Jeſuit Fronton le Duc ſeit dem Jahr 1609. viele von den Werken des Chryſoſtomus in ſechs Foliobänden zu Paris ans Licht, ſezte die lateiniſche Ueberſetzung, und hin und wieder einige Anmerkungen dazu. Im Jahr 1633. vollendete Carl Morel dieſe Ausgabe durch ſechs andere Bände, in welchen er die Homilieen des Chryſoſtomus über das neue Teſtament, aus Commelins Heidelbergiſcher Ausgabe (vom

Jahr

Jahr 1591. bis 1603. in Fol.) abdrucken ließ. Dieſe J. n. C. G. 363. bis 430.
ordentlich vom Le Düc genannte Ausgabe in zwölf Bänden, die freylich in Abſicht auf die Prüfung der Aechtheit mancher Schriften, Genauigkeit des Abdrucks, Treue der Ueberſetzungen, und manche nöthige Erläuterungen, noch genug zu wünſchen übrig ließ, iſt dennoch wegen ihrer Brauchbarkeit zu Frankfurt am Mayn, ſeit dem Jahr 1698. in eben ſo viel Bänden, aber mit weit engerm Drucke, und einigen Verbeſſerungen, wiewohl nicht mit äußerlicher Schönheit, nachgedruckt worden. Endlich hat Bernhard von Montfaucon, mit Beyſtand einiger andern Benediktiner, durch ſeine Ausgabe der Werke des Chryſoſtomus, (zu Paris vom Jahr 1718. bis 1738. in dreyzehn Foliobänden,) die eben genannte ſehr verdunkelt, die Saviliſche zwar keineswegs überflüßig gemacht, aber an Vollſtändigkeit und neuen Hülfsmitteln merklich übertroffen, und überhaupt eine der prächtigſten und faſt vollkommenen Ausgaben von einem alten Kirchenlehrer zu Stande gebracht. Der ächten, zweifelhaften und untergeſchobenen Schriften, welche ſie enthält, ſind zuſammen tauſend ſieben hundert vier und vierzig. Beynahe funfzig derſelben ſind zum erſtenmal bekannt gemacht, keine iſt ohne Begleitung von kritiſchen und andern Erörterungen abgedruckt worden. Eine Menge von Handſchriften und eigene Beurtheilung, haben dem Herausgeber zur größern Berichtigung des Textes viele Dienſte geleiſtet. Die Ueberſetzungen ſind verbeſſert, manche ganz von neuem verfertigt worden. Die Ordnung, in welche die Schriften geſtellt werden, iſt theils von der Zeitfolge, theils von gewiſſen Claſſen derſelben hergenommen. Außer demjenigen, was bereits vorher bey der neuen Lebensbeſchreibung des Chryſoſtomus vom Montfaucon, über dieſes und andere Verdienſte deſſelben um den Kirchenlehrer geſagt worden iſt, muß noch hinzugeſezt werden, daß ſich in dem

J. n. C. G. 363. bis 430. lezten Bande ein, zwar nur kurzes, Onomaſticon, ſeu voces in libris Chryſoſtomi vel novae, vel ſingularis ſignificationis, ein nach den griechiſchen Anfangswörten der Schriften eingerichtetes Verzeichniß derſelben, und ſehr ausführliche Regiſter vorkommen. Aehnliche Verzeichniſſe nebſt dem Inhalte und der Ordnung der beyden erſtern Ausgaben, findet man beym Fabricius, und von allen drey beym Cave, an den angeführten Orten, mit andern guten Erläuterungen. Der angenehmen Hoffnung, die ſeit einiger Zeit erregt worden iſt, daß ein Mann von den vorzüglichſten Fähigkeiten zu einer ſo gemeinnützlichen Arbeit; Herr D. Morus, eine neue Ausgabe der Homilieen des Chryſoſtomus über das neue Teſtament beſorgen werde, wird jedermann eine baldige Erfüllung wünſchen.

Es iſt ſchwer, ſich von einem ſolchen Lehrer und Schriftſteller zu trennen, über den ſo ungemein viel Lehrreiches geſagt werden kann. Eine allgemeine Religions- und Kirchengeſchichte erlaubt hier nicht ganz diejenige Vollſtändigkeit, welche von einer muſterhaften Lebensbeſchreibung deſſelben gefordert werden kann; aber nach allem, was für die gegenwärtige Abſicht bereits beygebracht worden iſt, ſcheint noch eine Anmerkung am bequemſten den Beſchluß zu machen. Chryſoſtomus hat überaus ſtark auf die chriſtliche Nachwelt durch das Beyſpiel ſeines Lebens, ſeine Lehrart und ſeine Schriften gewirkt. Allein ſo ſehr ſeine rühmlichen und nachahmungswürdigen Seiten hervorglänzen; ſo ſchwer iſt es oft geworden, zu urtheilen, ob und worinne er getadelt werden müſſe? Einige Fehler ſind von einer gleichſam ſo heroiſchen Art, ſo ſchmei-

chelnd

chelnd und beruhigend für denjenigen, der ſie in der J. n. redlichſten Abſicht begeht, ſo verwandt mit Größe C. G. und Erhabenheit der Seele in den Augen der Zu- 363. ſchauer, auch oft von einem ſo ſcheinbar wichtigen bis Nutzen, daß beynahe jedermann verführt wird, ſie 430. Tugenden zu nennen. Dahin gehört jene unerſchrockene Freymüthigkeit, mit der man über alles geradezu ſeine Meinung, die unangenehmſten Wahrheiten auch am unſchicklichſten Orte, ohne Maaß und Achtung für irgend eine Perſon, ſogar zum Schaden der Wahrheit, ſagt, blos weil man ſich einbildet, die Wahrheit dürfe ſich niemals ſcheuen, ans Licht zu treten; die Heftigkeit gegen anders Denkende, die man mit aller Friedensliebe und Verträglichkeit vereinigen zu können glaubt, weil es unverzeihlich ſey, in wichtigen Angelegenheiten gelaſſen und kalt zu bleiben; auch der übertrieben hohe Begriff von der Würde und dem Anſehen ſeines Standes, in Rückſicht gegen andere Stände, ſelbſt den obrigkeitlichen, weil man dadurch eine deſto lebhaftere Wirkſamkeit im Guten zu erlangen denkt. Chryſoſtomus hatte einen nicht geringen Antheil von dieſen Schwachheiten. Aber er verließ ſich auf das Bewußtſeyn ſeiner guten, uneigennützigen, edlen Abſichten, auf ſeine Menſchen- und Friedensliebe, auf die Vortheile, welche er der Religion und Gottſeligkeit ſichtbarlich verſchaffte. Mehr als Philoſoph, und weniger als Mönch, oder doch als ein von der Welt abgeſonderter ſtrenger Sittenrichter zu denken, würde für ihn ein ungemeiner Gewinn geweſen ſeyn. Er arbeitete mit aller Anſtrengung

für

J. n. C. G. 365. bis 430. für Endzwecke, über welche ſich nichts Höheres denken läßt; ſehr oft mit beneidenswerthem Glücke; nicht ſelten unter Verirrungen und Anſtößen; und bleibt dem ohngeachtet der ehrwürdigſte Lehrer der alten Kirche.

Ende des zehnten Theils.

Regiſter.

A.

Abelonier, Abelianer oder Abeliten. 88. fg.

Abendmahl, heil. ſchauderhafte und übertriebene Vorſtellung von demſelben. 258. fg. 277. 341. vom Kaltſinn der Chriſten gegen daſſelbe. 340. von deſſen würdigem Genuſſe. 405.

Aetius, widerlegt vom Epiphanius. 72. fg.

Akacius, Biſch. von Beröa. 462.

Aloger, ihre Einwürfe gegen die Offenbarung Johannis. 60. fg.

Ammian. Marcell. B. XXI. C. 2. S. 353.

Ammonius, ein ſehr bewunderter Mönch. 204.

Anaſtaſius, Röm. Biſchof, ſein Antheil an den Origen. Händeln. 176. fg. ſeine grobe Unwiſſenheit. 179.

Anker des chriſtl. Glaubens, ein Werk des Epiphanius. 13.

Anomöer, Predigten des Chryſoſtomus wider dieſelben im Auszuge. 333. fg.

Anthropomorphiten, öffentliche Beſtreitung derſelben. 138. 206. ob Theophilus, B. von Alexand. zu ihnen übergegangen ſey? 206. fg.

Antiochien, Aufruhr in dieſer Stadt, und Predigten darüber. 375. fg.

Antiochus, Biſch. von Ptolemais, genannt Chryſoſtomus. 459.

Antoninus, Biſch. zu Epheſus, Händel wegen deſſelben 456. fg.

Apoſtel, von ihren mündlichen Vorſchriften. 63. ihre Anrufung vom Chryſ. begünſtigt. 427.

Apoſtelgeſchichte, Predigten über dieſelbe vom Chryſoſtomus 445.

Apoſtoliſches Glaubensbekenntniß, Erklärung deſſelben. 118. fg.

Arianer, Beſtreitung derſelben vom Epiphanius. 66. fg.

Arſacius, Patriarch von Conſtantinopel. 472.

Ἀρχιμανδρῖται. 45.

Aterbius, ein Feind des Origenes. 135.

Auferſtehung des jetzigen Leibes vertheidigt. 37. aus dem A. Teſt. bewieſen. 40. fg. wider die Heyden vertheidigt. 127. wider den Origenes. 152. viele bibliſche Stellen für dieſelbe gebraucht. 154. fg.

Auguſtinus, ſein Buch von den Ketzereyen. 86. bezeigt dem Hieronymus ſein Mißfallen über deſſen Streithändel. 192. tadelt den lauten und lärmenden Beyfall, der ſeinen Predigten gegeben wurde. 324.

B.

Babylas, Abhandlung über dieſen Märtyrer. 309.

Barbarismus, ein Religionszuſtand. 47. fg.

Baſilius, ein Freund des Chryſoſtomus. 252. fg.

Beſeſſene in der Gemeine. 341. fg.

Beyfall, lauter und lärmender, welcher den Predigten gegeben wurde, in Beyſpielen. 319. fg. Tadel deſſelben bey den Kirchenlehrern. 320. warum ſie ihn gleichwohl geduldet haben? 327. fg.

Bil

Bild Gottes, wo es zu ſuchen iſt? 28.
Biſchöfe, von ihrer Wahl und ihren Pflichten. 263. ihre Gaben und Aufführung. 267. ihre Aufſicht über die Jungfrauen, und ihr Richteramt. 268.
Brüder, die langen, ihre Schickſale. 204. fg.

C.

Cäſarius, berühmter Brief des Chryſoſtomus an denſelben. 475. fg.
Carmeliter, rechnen den Biſchof Johannes von Jeruſalem zu ihrem Orden. 111.
Chriſten, ihre Sitten zur Zeit des Epiphanius. 83. zur Zeit des Chryſoſtomus. 321. 340.
Chriſtus, Beweis ſeiner Gottheit beym Epiphanius. 13. fg. 23. fg. 31. fg. ob er eine menſchliche Seele angenommen habe? 35. ſeine Auferſtehung. 38. Vertheidigung ſeiner göttlichen Würde gegen die Arianer. 66. wider die Anomöer. 359. 365. wider die Juden und Heyden. 369. Chriſti Höllenfahrt ſoll in den Pſalmen vorhergeſagt ſeyn. 124. ſeine Auferſtehung in Weiſſagungen des A. Teſt. 125. warum ihm kein nachahmender Betrüger ganz nahe gekommen ſey? 311. von ſeinem Geburtsfeſte. 346. 349. fg. Urſprung deſſelben. 350. Vertheidigung der Lehre von ſeiner Geburt. 351. das Feſt ſeiner Taufe. 356. vom Sitzen zu ſeiner Rechten und Linken. 360. fg. über ſeine Auferweckung des Lazarus. 362. fg. von ſeinen erniedrigenden Reden und Handlungen. 362. fg. von ſeinem Kreuze. 371.
Chryſoſtomus, Johannes, ſein Betragen bey den Origen. Händeln in Aegypten. 221. ſein ſanftes Verhalten gegen die Beleidigungen des Epiphanius. 224. fg. wird vom Theophilus verfolgt. 229. ſein großmüthiges Bezeigen gegen denſelben. 230. Klagſchriften wider ihn. 231. weigert ſich, auf der Synode ſeiner Feinde zu erſcheinen. 233. er wird von derſelben ſeines Amts entſezt. 233. er wird aus der Stadt vertrieben, und zurückberufen. 234. fg. ſeine Verweiſung. 236. er wendet ſich an die vornehmſten Italiäniſchen Biſchöfe. ebend. ſein Leben und ſeine Schriften. 245. fg. ſeine Lehrer. 246. ſein Mönchsleben. 247. lernt die Schriftauslegung vom Diodorus, B. von Tarſus. 247. fg. wird Vorleſer. 251. entweicht dem zugedachten Bißthum. 252. fg. Auszug aus ſeinem Werke vom Prieſterthum. 254-83. Beurtheilung deſſelben. 283. 286. ſein Einſiedlerleben. 288. ſein Buch von der Zerknirſchung des Herzens. 288. wird Diakonus. 293. ſeine Ermahnungsſchrift an einen vom Teufel geplagten Aſceten. 294. ſeine Bücher an eine junge Wittwe 306. fg. ſeine Abhandlung über die Jungfrauſchaft. 309. ſeine Schrift über den Märtyrer Babylas. 309. wird Presbyter. 316. ſeine Fertigkeit und ſein lauter Beyfall im Predigen. 317. fg. er mißbilligt denſelben oft und nachdrücklich. 321. fg. bisweilen duldet er ihn. 326. ſeine erſte Predigt. 328. fg.

ſcheuet

ſcheuet ſich Gott zu loben. 330. ſeine Predigten wider die Anomöer im Auszuge. 333. fg. 359. fg. ſeine Lobrede auf den heil. Philogonius. 346. fg. ſeine Predigt am Geburtsfeſte Chriſti. 349. am Feſte der Taufe Chriſti. 356. ſeine Streitart auf der Kanzel. 368. ſein Buch wider die Juden und Heyden im Auszuge. 368. fg. ſeine Predigt vom Anathema, 373. ſeine ein und zwanzig Homilieen über die Bildſäulen im Auszuge. 376. fg. ſeine Lebensart zu Antiochien. 412. er wird Patriarch von Conſtantinopel. 413. er greift die daſelbſt herrſchende Laſter an. 414. fg. wird bey vielen wider ſeine Schuld verhaßt. 415. fg. ſeine ſtrenge Lebensart. 418. ſeine Eingezogenheit. 418. erweitert das Kirchencärimoniel. 419. fg. fehlt bey einem öffentlichen Religionsgepränge. 421. Nachricht von der ihm beygelegten Liturgie. 423. fg. begünſtigt das Anrufen der Apoſtel, und die Verehrung von Märtyrern und ihren Reliquien. 309. 405. 428. 429. ſein Antheil an dem Schickſal des Eutropius. 432. widerſteht dem mächtigen Feldherrn Gainas. 433. hält die öffentliche Erklärung der heil. Schrift für die wichtigſte Pflicht ſeines Lehramts. 436. ſeine Methode bey derſelben. 437. ſeine Predigten über die Bibel in Auszügen und Beſchreibungen. 438. 450. ſein Auszug aus der heil. Schrift. 450. ſeine moraliſchen Predigten. 451. von ſeiner Art zu predigen, und dabey gebrauchten Beredſamkeit. 453. ſeine Lobreden auf den Apoſtel Paulus. 406. ſein Antheil an Aſiatiſchen Kirchenangelegenheiten. 457. fg. ſeine Händel mit dem Severianus. 460. fg. wird bey der Kaiſerin verhaßt, vom Epiphanius und Theophilus verfolgt und verketzert. 461. fg. Klagpunkte wider ihn. 463. fg. ſeine Predigt nach ſeiner Zurückberufung. 465 ſeine Predigt wider die Kaiſerin. 467. ſeine Abſetzung und Landesverweiſung. 468. ſein Zuſtand als eines Verwieſenen. 472. fg. ſein Briefwechſel. 474. fg. ſein Brief an den Mönch Cäſarius. 475. fg. ſein Tod. 479. Verſetzung ſeines Leichnams nach Conſtantinopel. ebend. Lebensbeſchreibungen von ihm. 482. fg. vornehmſte Ausgaben ſeiner Schriften. 480. fg. einige ſeiner glänzenden Fehler. 489.

Conſtit. Apoſt. L. V. c. 13. L. VIII. c. 33. S. 353.

Cramer, J. A. ſein Leben des Chryſoſtomus, und Ueberſetzung ſeiner Schriften. 485. fg.

D.

Diakoniſſinnen, ihre Beſtimmung. 78.

Diodorus, Biſch. von Tarſus, ein berühmter Schriftausleger. 247. fg. ſeine Schriften. 248. fg. ſein Lob des Chryſoſtomus. 250.

E.

Ebioniten, Beſchreibung und Widerlegung dieſer Parthey. 55. fg.

Edelgeſteine im Kleide des Aaron erklärt. 92. fg.

Ehe, Beobachtungen in Anſehung derſelben. 78.

Einſamkeit iſt für den chriſtlichen Lehrer nicht immer dienlich. 419. fg.

Ἐπαινεῖν τῆς εὐχαριστίας. 85.

Ἐπιφάνεια, ein Feſt. 353. 355. 358.

Epiphanius, ein merkwürdiger Mann in der Geſchichte der Religionsſtreitigkeiten. 3. fg. ſein Leben. 4. fg. ſeine Freundſchaft mit dem Hilarion. 7. ſeine ſchöne Regel. 7. ſein Biſchöfl. Amt ebendaſ. ſein Anſehen. 11. fg. ſeine Schriften. 13. fg. Auszug aus ſeinem Anker des Glaubens. 13. fg. Beſchreibung ſeines hiſtoriſchpolemiſchen Werks wider die Ketzer. 45. fg. Fehler und Entſchuldigungen deſſelben. 84. ſein Auszug aus dem Werke wider die Ketzer. 85. ſein Buch von den Gewichten und Maaßen in der h. Schrift. 90. andere Schriften deſſelben. 94. Verfaſſer ſeiner Lebensgeſchichte. 96. fg. verketzert zuerſt den Origenes. 105. greift denſelben und den B. Johannes zu Jeruſalem öffentlich an. 137. fg. ſeine Eingriffe in einen fremden Kirchenſprengel. 140. fg. ſein Gebet für den Johannes. 142. ſeine Reiſe nach Conſtantinopel, und ſein unbeſonnenes Betragen daſelbſt. 224. ſöhnt ſich mit den langen Brüdern aus. 227.

Eremiten, Lebensbeſchreibungen derſelben. 117.

Erneſti, J. A. ſein Anti-Muratorius. 427.

Evangeliſten, Erzählungen von denſelben. 58.

Euſebius, Ueberſetzung ſeiner Kirchengeſchichte durch den Rufinus. 115. fg.

Eutropius, Staatsbedienter zu Conſtantinopel. 411. fg.

F.

Faſten der Chriſten beſchrieben. 80. fg. Faſtenzeit, und weſſen man ſich in derſelben enthalten ſoll. 219.

Flavianus, Biſch. von Antiochien 316. ſein Lob vom Chryſoſtomus. 331. 384. ſeine Fürbitte bey dem Kaiſer für Antiochien. 483. bewirkt dieſer Stadt Verzeihung. 401.

Fragen, ob ſie der Gottheit anſtändig ſind? 25. 41. fg.

G.

Gebet, warum man es mit der Gemeine verrichten müſſe? 340 fg. Empfehlung des nächtlichen in und außerhalb der Kirchen. 421. fg. ohne vorgeſchriebene Formeln. 423. fg.

Geburtsfeſt Chriſti. S. Theophania. Gründe für die Zeitbeſtimmung deſſelben am 25. December. 350. 352. fg.

Geiſt, heiliger, Gottheit deſſelben und Ausgang vom Vater. 14. fg. 31. fg.

Geiſt des Gebets, eine Wundergabe. 447.

Geiſtlicher Stand, Beſchreibung deſſelben. 78. S. auch Prieſterthum. Chryſoſtomus mißbilligt die übermäßige Freygebigkeit gegen denſelben. 415. fg.

Georgius, Patr. von Alexandrien, ſein Leben des Chryſoſtomus. 483.

Gericht,

Gericht, Tag deſſelben iſt dem Sohne Gottes bekannt. 21.
Gervais, ſeine Lebensbeſchreibung des Epiphanius. 99.
Gewichte und Maaße der heil. Schrift. 90.
Gnoſtiker, Beſchreibung und Widerlegung derſelben beym Epiphanius. 53. fg.
Gothen, Sorgfalt des Chryſoſtomus für das Chriſtenthum unter ihnen. 431. fg.
Gott, Lehre des Epiphanius von demſelben. 13. fg. Glaube an denſelben, im Apoſtol. Symbolum ausgedrückt. 119. fg. von der Unbegreiflichkeit ſeines Weſens. 333. fg. 336. fg. 339. fg. ſelbſt für die Engel. 342. iſt nur dem Sohne Gottes und dem H. Geiſte bekannt. 345.
Gottesdienſtliche Verſammlungen der Chriſten. 79. Nutzen von denſelben für die Chriſten. 357.
Gotteslåſterer, Ermahnung ſie nachdrücklich zu beſtrafen. 379.
Gregorius von Nazianzus iſt nicht unzufrieden mit dem lauten Beyfall ſeiner Predigten. 326.

H.

Heilig und Seine Heiligkeit, das Unbedeutende dieſer Ehrennahmen. 173. 178. 195.
Heilige, warum Gott ſie ſo viele Trübſale leiden läßt? 378.
Hellenismus, oder Abgötterey. 52.
Hermant, Gottfr. ſeine Lebensbeſchreibung des Chryſoſtomus. 483.
Heydenthum, Gründe wider daſſelbe. 312. fg.
Hieronymus, ſeine Geſinnungen gegen den Rufinus. 113. fg. tadelt ein Werk deſſelben. 118. ſein rühmliches Urtheil vom Origenes. 134. Er ändert ſich darinne. 135. fg. erklårt den Origenes für einen Ketzer. 136. ſeine Håndel mit dem B. Johannes von Jeruſalem. 137. fg. ſein Schreiben wider den Origenes und Johannes v. Jeruſ. im Auszuge. 150. fg. ſein Streit mit dem Rufinus über den Origenes. 171. fg. ſeine Erklårung über den leztern. 174. fg. Vorwürfe gegen ihn vom Rufinus. 182. fg. ſeine Vertheidigungsſchrift wider den Rufinus. 184. fg. Fortſetzung derſelben. 189. fg. ſeine Spottnahmen wider den Rufinus. 191. fg. bekömmt Verweiſe vom Auguſtinus. 192. fg. ſeine Verbindung mit dem Theophilus wider den Origenes. 212. fg. ſein bitteres Urtheil über den Chryſoſtomus. 240.
Hilarion, ſeine Unterredung mit dem Epiphanius. 6. fg.
Höllenfahrt und Begraben iſt einerley. 123. Stelle davon im Apoſtol. Symbolum. 127. fg.

J.

Innocentius, B. von Rom, ſein Betragen bey der Verfolgung des Chryſoſtomus. 237.
Johannes, von ſeiner Evangel. Geſchichte. 59. fg. Predigten des Chryſoſtomus über dieſelbe. 444.
Johannes, Biſchof zu Jeruſalem. 110. Sammlung unåchter Schriften deſſelben. 110. ſeine Hån-

Händel mit dem Epiphanius und Hieronymus. 137. fg.
Johannes, Erzb. von Nicäa, ſeine Nachricht vom Geburtsfeſte Chriſti. 354.
Johanniten, Anhänger des Chryſoſtomus. 469. 471.
Iſidorus, ein ägyptiſcher Geiſtlicher. 196. 201.
Iſraeliten, ihr Recht an die Schenkung Canaans. 42.
Judaismus, ſieben Partheyen deſſelben. 50.
Julianus, Schrift des Chryſoſtomus wider denſelben. 309.
Jungfrauen ohne Zahl. 75.
Iuſtin. Mart. Apol. I. c. 87. S. 423.

K.

Kaiſer, ſind durch ihr Begräbniß Thürhüter der Fiſcher geworden. 370.
Kebsweiber im Hohenliede. 57. 75. 93.
Kenntniß, angebohrne des Guten und Böſen. 394.
Ketzer, Beſchreibung und Widerlegung derſelben in dem Hauptwerke der alten Kirche. 45. fg. nützlichſte Methode eines ſolchen Werks für dieſe Zeiten. 46. fg. von jüdiſchen und chriſtlichen Ketzern. 31. fg. Auguſtins Schrift darüber. 86. fg. ſollen die Schriften des Origenes verfälſcht haben. 161. fg. Sanftmuth gegen ſie, empfiehlt Chryſoſtomus. 335. fg.
Kirche, Geſetze der rechtgläubigen. 77. anſtändiges Betragen in derſelben. 323.
Kirchengeſchichte, in den Abendländern durch den Rufinus verbreitet. 117.
Kirchenverſammlung zur Eiche. 231.
Königinnen im Hohenliede. 75.
Kreuz Chriſti, Gedanken des Rufinus darüber. 122. fg. des Chryſoſtomus. 370. fg.
Κρότος der Zuhörer bey Predigten. 321.

L.

Λατρεία τῆς οἰκονομίας, vom heil. Abendmahl. 81.
Lehre des göttlichen Worts bey einem Geiſtlichen. 270.
Lehrer, chriſtliche, ihre wahre Beſtimmung und Würde. 285.
Libanius, ſein Urtheil vom Joh. Cryſoſtomus. 246. ob er als Abgeordneter von Antiochien nach Conſtantinopel gereiſet ſey? 384.
Liturgieen der alten Kirche überhaupt, und beſonders die dem Chryſoſtomus zugeſchriebene. 422. fg.
Lucas, ſeine Evangeliſche Geſchichte. 59.
Luciferianer, Nachricht von denſelben. 87. fg.

M.

Macarius ſchreibt wider die Sterndeuter. 160.
Märtyrer, Verehrung ihrer Reliquien. 429. fg.
Manes, Schriftſtellen, deren er ſich bedient hat. 65. fg.
Marcella, ihr Antheil an den Origen. Händeln. 173.
Marcus, von ſeiner Evangel. Geſchichte. 59.
Maria, θεοτόκος. 35. Anmerkungen über dieſelbe vom Rufinus. 121.

Matthäus, Predigten über die Evangel. Geſchichte deſſelben vom Chryſoſtomus. 442. fg.
Meletianiſche Spaltung. 316. fg.
Miſſam audire. 80.
Mönche, und verſchiedene Arten von Aſceten. 82. Empfehlung ihrer Lebensart vom Chryſoſtomus. 293. viele derſelben ſind mit ihm unzufrieden. 416.
Μονογενὴς, vom h. Geiſte. 16.
Μονότης, 77.
Montfaucon, ſeine Verdienſte um die Lebensbeſchreibung und die Schriften des Chryſoſtomus. 485. 487.
Moſes, Predigten über Stellen aus ſeinem erſten Buche. 390. fg. über dieſes ganze Buch, vom Chryſoſtomus. 438.
Muratori, ſein Werk über die alte Römiſche Liturgie. 427.
Μυστήρια, das heil. Abendmahl. 200.

N.

Naſaräer, eine jüdiſche Parthey. 50.
Natur, Belehrungen derſelben für den Menſchen. 391. fg.
Nazoräer, eine chriſtliche Sekte. 54.
Noetianer, widerlegt. 62.

O.

Olympias, Freundin des Chryſoſtomus, eine reiche und gottſelige Wittwe. 416.
Ὁμοούσιος, Vertheidigung dieſes Worts. 69. fg.
Origenes, widerlegt vom Epiphanius. 27. 29. fg. 37. fg. Streitigkeiten über ſeine Lehrſätze. 100. fg. Urtheile der alten Lehrer von ihm. 101. fg. wird gegen den Vorwurf des Arianismus vertheidigt. 103. ihn nennt zuerſt Epiphanius einen Ketzer. 104. verzeichnet ſeine Irrthümer. 105. Quellen ſeiner Meinungen. 106. fg. ſeine Schriften unter den Mönchen. 108. fg. Urtheil des Hieronymus über ihn. 134. dieſer erklärt ihn für einen Ketzer. 136. Verzeichniß ſeiner Irrthümer. 144. fg. ein anderes vom Hieronymus. 150. fg. über die Verfälſchung ſeiner Schriften durch die Kezzer. 162. fg. 168. 186. Urtheil darüber. 163. fg. Streit darüber zu Alexandrien. 165. Urtheile des Sulpit. Severus und Vincent. Lirin. von ihm. 166. fg. latein. Ueberſetzung ſeines Werks περὶ ἀρχῶν durch den Rufinus. 169. Beurtheilung der Streitigkeiten über ſeine Lehrſätze zwiſchen dem Hieronymus, Rufinus und andern. 193. fg. neue Streithändel über ihn, in Aegypten und zu Conſtantinopel. 195. fg. ſeine Lehrſätze werden vom Theophilus verdammt. 209. Verzeichniß ſeiner Irrthümer von dieſem. 210. Urtheil über die ägyptiſchen Händel wegen ſeiner Lehrſätze. 241. fg.
Origenier, eine ketzeriſche Parthey. 104.
Oßener, eine jüdiſche Parthey. 51.
Ουσία und ὑπόστασις ſind einerley. 69.

P.

Pachomius wirft Schriften des Origenes ins Waſſer. 108.

Palladius, ſein Leben des Chryſoſtomus. 482.

Pamphilus, Ueberſetzung ſeiner Schutzſchrift für den Origenes. 161.

Πανάριον, ein Werk des Epiphanius. 45.

Paradies, Meinungen von demſelben. 27. fg.

Patriſtik, polemiſcher Mißbrauch derſelben. 98.

Paulinianus, ſeine gezwungene Weihung zum Diakonus und Presbyter. 141. fg.

Paulus, der Apoſtel, ſeine Beredſamkeit. 272. Predigten über deſſen Briefe vom Chryſoſtomus. 446. ſeine Lobreden auf dieſen Apoſtel. 406. fg.

Paulus von Samoſata widerlegt 8.

Pelagius, eine Schrift von ihm. 130.

Petavius, ſeine Ausgabe des Epiphanius. 96.

Phariſäer, ihr Eigenthümliches. 50.

Philipp. C. III. v. 12. 13. S. 338.

Philogonius, heiliger, Lobrede auf denſelben, 346. fg.

Photinus widerlegt. 71.

Predigt, komiſche Auftritte bey einer zu Jeruſalem. 137. fg.

Predigten, auf dieſelben muß viel Arbeit gewandt werden. 273. am meiſten von einem ſehr beredten Lehrer. 274. ſie müſſen Gott gefallen. 275. man macht künſtliche Reden daraus. 319. die Zuhörer derſelben bezeigen ihren Beyfall mit lautem Zujauchzen, Klatſchen u. dgl. m. 319. fg. ohne Gebet helfen nichts. 340. des Chryſoſtomus. 328. fg. Hauptinhalt derſelben. 414. über die heilige Schrift vom Chryſoſtomus. 438. fg. ſeine Kunſt, wenig in einer Predigt zu ſagen. 455.

Prieſterthum, oder Lehrſtand, Buch des Chryſoſtomus davon. 254. fg. Würde und Schwierigkeiten deſſelben. 255. fg. 258. fg. 277. fg. deſſen Gewalt zu binden und zu löſen. 258. fg. erfordert mehr als menſchliche Tugend. 261. damit verbundene Rechenſchaft. 276. Vergleichung deſſelben mit dem Einſiedlerleben. 279.

Prieſterthum iſt für chriſtliche Lehrer kein ſchicklicher Ausdruck. 284.

Prozeßionen der Katholiſchen und Arianer mit Geſängen zu Conſtantinopel, veranlaſſen eine Schlägerey. 420. fg.

Pſalmen, Predigten des Chryſoſtomus über eine große Anzahl derſelben. 440.

Propheten, Predigten des Chryſoſtomus über dieſelben. 441.

R.

Reiche und Arme, Betrachtungen über dieſelben vom Chryſoſtomus. 382. fg.

Renaudot, ſein Werk über die morgenländiſchen Liturgieen 426.

Rufinus, ſeine Lebensgeſchichte. 112. fg. ſein Tod, ſeine Ueberſetzungen und Schriften. 115. fg. ſeine Lebensbeſchreibungen von Eremiten. 117. ſeine Erklärung des Apoſtol. Glaubensbekennt-

kenntniſſes. 118. andere Schriften deſſelben. 119. und untergeſchobene. 129. fg. Urtheil und Unterſuchungen über ihn. 132. fg. ſein Antheil an den Origen. Händeln. 137. 139. ſeine Streitigkeiten mit dem Hieronymus. 160. fg. ſeine Ueberſetzungen von Schriften des Pamphilus und Origenes. 160. fg. 171. ſeine Händel mit dem Hieronymus. 171. er verantwortet ſich. 176. fg. ſeine Schutzſchrift wider den Hieronymus. 180. fg. vom Hieronymus gemißhandelt, von andern gelobt. 191. fg.

Ruſticana haereſis. 88.

S.

Sacramenta Domini conficere. 140.

Sacramentum omne chriſtiani dogmatis. 153.

Salomons Hohes Lied erklärt vom Epiphanius. 92. Proben ſeiner Erklärung. 93.

Salom. Sprüche C. VIII. v. 22. S. 25.

Samariter, vier Partheyen derſelben. 49.

Schrift, heilige, wie ſie Chryſoſtomus ausgelegt habe. 436. fg. ſeine Predigten über Bücher und Stellen derſelben. 438. fg. Auszug aus denſelben vom Chryſoſtomus. 450.

Schwören, Warnungen vor demſelben. 388. fg. 395. fg. von den ſchlimmen Folgen des Leichtſinnes bey demſelben. 395.

Scultetus, Abr. ſeine Bibliothek von Kirchenvätern. 97.

Scythismus, eine Art von Religionszuſtande. 48.

Seelen, Fragen über dieſelben. 150.

Seligkeit, wer ſie nur erlangen könne? 281.

Serapio, Diakonus und Vertrauter des Chryſoſtomus. 227. 415. ſeine Händel mit dem Severianus. 459. fg.

Severianus, Biſch. von Gabala. 458.

Sittenlehre, chriſtliche, wird vom Chryſoſtomus ſehr fleißig in Predigten vorgetragen. 451. ſeine Denkungsart über dieſelbe. 451. fg.

Socrates, ob er in der Beurtheilung des Chryſoſtomus partheyiſch ſey? 480. fg.

Sünde, nur vor dieſer muß man ſich fürchten. 388.

Symbolum beym Epiphanius. 43. warum das den Apoſteln beygelegte Glaubensbekenntniß ſo heiße, und deſſen Erklärung. 119. fg.

T.

Taufe über den Todten. 54. Chriſti. 358.

Täuflinge, Predigten für dieſelben vom Chryſoſtomus. 407. fg.

Tertullianus und Tertullianiſten, beyde Ketzer. 87.

Teufel, Meinung des Epiphanius von deſſen Verhalten. 56. ingleichen des Rufinus. 123. plagt einen Aſceten gewaltig. 294. fg. Troſtgründe dawider. 295. fg. wie man wider ſeinen Willen, viele Vortheile durch ihn erlangen könne? 297. fg. warum Gott zuließ, daß er die Menſchen verführte? 298. ob alle Reizungen zum Selbſtmorde von ihm herkommen? 303. von ſeiner Wirkung auf die Beſeſſenen. 344.

Theo-

Theodoretus, ſein Werk von allen Ketzereyen. 89. fg.
Theodoſius vergiebt der Stadt Antiochien. 403.
Theodotus, ſeine Einwürfe wider die Gottheit Chriſti widerlegt. 61. fg.
Theophania, wie dieſes Feſt begangen werden ſollte. 199. 347.
Theophilus, B. von Alexandrien, ſein Antheil an den Origen. Händeln in Paläſtina. 147. fg. 157. fg. ſeine Lebensgeſchichte. 195. fg. ſein Charakter. 197. ſeine Schriften. 197. fg. ſein Kunſtgriff zur Beſänftigung wütender Mönche. 206. fg. er verdammt die Lehrſätze des Origenes. 209. ſeine Gewaltthätigkeiten gegen die Origenianer. 275. fg. ſeine drey Oſterbriefe. 217. fg. beſtreitet Irrlehren des Origenes. 218. wird zu Conſtantinopel verklagt. 221. erſcheint daſelbſt, und verfolgt den Joh. Chryſoſtomus. 229. ſein Buch wider denſelben. 238. Urtheil des Facundus über ihn. 239.
Theotimus, ein ſcythiſcher Biſchof. 225.
Timotheus, Anmerkungen über denſelben. 377.
Traurigkeit, Warnung und Gründe wider dieſelbe. 303. 305.

U.

Ueberſetzungen, griechiſche, des A. Teſt. Nachricht davon. 91.

V.

Valeſier, Nachricht von ihnen. 62.
Verfluchung, kirchliche Predigt darüber. 373.
Verſöhnung, mit den Feinden empfohlen. 400.
Verſuchungen, allerley Fragen über dieſelben. 300. fg. 301. fg.
Vigilantius wirft dem Hieronymus Origenis Meinungen vor. 135. fg.
Vincentius von Lirinum, ſein Urtheil vom Origenes. 166.

W.

Wahlen der Geiſtlichen, Regeln darüber. 262. fg. 265. fg.
Walchs, C. W. F. Beſchreibung der Origen. Händel. 244.
Wallfahrten zu Hiobs Miſthaufen. 389.
Waſſer, um Mitternacht eines Feſtes geſchöpft, erhält ſich Jahre lang friſch. 358.
Wittwe, junge, Troſtſchriften an dieſelbe vom Chryſoſtomus. 307. Erinnerungen an dieſelben überhaupt von ihm. 417. fg.

Z.

Zerknirſchung des Herzens, ein Buch davon. 288. fg.
Zeugung des Sohnes Gottes, Folgen die Aetius daraus zog. 72. fg.
Zweyheit Gottes in den Propheten. 33.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schröckh, Johann Matthias,

Christliche Kirchengeschichte

Bd.: 10

Leipzig 1792

H.eccl. 1054-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10027521-6
VD18 90048784